# Karl Immermann.

## Sein Leben und seine Werke,

aus Tagebüchern

und Briefen an seine Familie

zusammengestellt.

(Herausgegeben von Gustav zu Putlitz.)

Erster Band.

1171

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1870.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Vorwort.

Vor mehreren Jahren schon wurde mir das Manuscript des Buches, das ich erst heute der Oeffentlichkeit übergebe, zur Einsicht vorgelegt, mit dem Auftrage, es, nach Befinden, herauszugeben. Ich thue es mit eigenthümlicher Bewegung und mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit für eine solche Veröffentlichung. Die Verzögerung aber der Herausgabe ist keine Zufälligkeit und liegt am wenigsten in einem Mangel an Zutrauen zu dem Buche selbst. Der Hauptgrund derselben war die Hoffnung auf das Erscheinen einer Gesammtausgabe der Werke des Dichters, der diese Lebensschilderung als Einleitung dienen sollte, denn an die volle Reihe der Dichtungen wollte es sich anlehnen. Daß die mehrfach beabsichtigte, vielfach erwartete Gesammtausgabe nicht zu Stande kam, nahm diesem Buche einen Theil seines Zweckes und die ganze Anlehnung. Es war ja darauf berechnet, daß der Leser das Leben des Dichters mit seinen Werken in der Hand kennen lernen sollte

und beabsichtigte die Wechselwirkung der Dichtungen und der Lebensverhältnisse klar zu machen, denn das Leben des Dichters sind seine Werke, der Boden, auf dem diese wurzeln, ist sein Leben.

So wartete die Biographie auf die Gesammtausgabe und mit dem Scheitern derselben sollte sie zurückgelegt werden. Aber die Freunde Karl Immermanns hatten längst eine Lebensbeschreibung desselben verlangt und das um so dringender, seit eine andere Lebensschilderung veröffentlicht war, zwar nicht des Dichters selbst, aber doch mit eingehend in seine Schicksale, und in dieser war sein Bild nicht nur verzerrt, sondern durch Entstellung der Facta sogar sein Charakter in falsches Licht gestellt. Was sich dem Wunsche der Freunde entgegenstellte und zugleich das vorliegende Buch entstehen ließ, wie ich es heute dem Leser übergebe, ist dies:

Die unumgänglich nothwendigen Quellen zur Lebensbeschreibung des Dichters waren Briefe und Tagebücher, die sich in den Händen seiner Familie befanden und von dieser in fast zu weit gehender Discretion zurückgehalten wurden, oder doch nicht fremden Händen zur Benutzung anvertraut werden sollten. Da fand sich im Kreise der Verwandtschaft selbst eine Hand, die sich muthig der mühevollen Aufgabe unterzog, das Material zu sammeln und aus den Briefen zu excerpiren, um so dem Biographen

vorzuarbeiten. So einfach das Anfangs erſchien, ſo ſchwierig ſtellte es ſich bald heraus. Ueberall mußten zu den lückenhaften Einblicken, die die Briefe gewährten, die Ergänzungen und Vermittlungen gegeben werden, die Documente, die nur dem Inhalt, nicht dem Wortlaut nach brauchbar erſchienen, mußten umgeſchrieben, combinirt und gekürzt werden, und ſo gewannen die Excerpte immer vollere, vollſtändigere Geſtalt, und es wurde unwillkürlich ein geſchloſſenes Ganze, das einem neuen Bearbeiter kaum etwas zu thun übrig ließ; ja die Gefahr, an der Urſprünglichkeit der Faſſung etwas zu verderben, lag näher, als die Hoffnung, das zuweilen mit der objectiven Kälte des Vorarbeiters geformte Material wärmer beleben zu können. Nicht ohne Widerſtreben fügte man ſich dem Entſchluß, die fleißige Sammlung und Bearbeitung des Materials, die ſo, ohne es zu wollen, zur ſelbſtſtändigen Biographie geworden war, als ſolche der Oeffentlichkeit zu übergeben, aber die Hand, die Anfangs ſo ſicher die Feder geführt hatte, legte dieſe nieder, als eigne Erlebniſſe und Empfindungen ihr die Objectivität zu rauben drohten, die ſie bis dahin ſo gewiſſenhaft feſtgehalten hatte, und ſie trug nun für den letzten Abſchnitt des Werkes einem Anderen das Material zu, um den Bau zu vollenden, den ſie faſt bis zum Abſchluß ſelbſtſtändig errichtet hatte.

Daß dieſe letzte Aufgabe, ſowie die Herausgabe mir übertragen wurde, war wieder kein Zufall, und wenn ich meinen Namen auf ein Buch ſetze, das dem Andenken Karl Immermanns gewidmet iſt, ſo iſt das nicht verdrängende Vermeſſenheit, ſondern Erfüllung mehrfacher Freundſchaftspflicht.

Eigenthümliche Fügungen haben mein Leben von Kindheit an auf die Spuren, ja in die Bahnen geführt, die Karl Immermann gewandelt war, und es ſpricht für die bedeutende Perſönlichkeit des Dichters, für die Eigenartigkeit ſeines Charakters und den poetiſchen Stempel, der ſeinem ganzen Weſen aufgeprägt war, daß ſich ſeine Spuren lange hin unverwiſcht erhielten, und der Eindruck ſeiner Erſcheinung den Kreiſen, in denen er gelebt hatte, feſt verblieb.

Mein erſter Hauslehrer war ein jüngerer Mitſchüler Karl Immermanns geweſen, und ſo wenig er vielleicht die poetiſche Kraft deſſelben zu würdigen wußte, ſo führte er doch den Stolz der Anſtalt, die ihn ſelbſt erzogen hatte, beſtändig im Munde. Man mußte aus dem Schüler ſchon die Bedeutung des Mannes vorgeahnt haben, daß ſelbſt die Mitſchüler, die jünger als der Dichter, dieſen vielleicht nur aus beſcheidener Ferne gekannt hatten, ſich berechtigt hielten, ſeinen Ruhm zu theilen. So kam es aber, daß mir, dem Kinde, der Dichtername „Karl Immermann“ ſo vertraut

wurde, als die Ersten unsrer Literatur, und da er der einzige Dichter war, von dessen Person ich erzählen hörte, so wurde er mir anschaulicher, als irgend ein Andrer. Ich wurde auf dieselbe Anstalt gebracht, auf der Karl Immermann seine Schulbildung gewonnen hatte, und hier fand ich als Lehrer Karl Immermanns jüngeren Bruder Ferdinand, von dem das nachstehende Buch ein treues und liebenswürdiges Bild entwirft. Mir ist Ferdinand vom Lehrer ein Freund in der reichsten Bedeutung des Wortes geworden und bis zu seinem Tode, in der Blüthe der Jahre, geblieben. Rein und fromm wie ein Kind; gemüthsweich und poesieempfänglich wie ein Jüngling; pflichttreu und unerschütterlich gewissenhaft wie ein Mann, bleibt er mir Vorbild fürs Leben und sein Andenken übt immer noch den Einfluß, den einst der Verkehr mit ihm hatte. Unser Verhältniß, zugleich des erziehenden Lehrers zum anschmiegenden und unterordnenden Schüler, und des gleichstellenden Freundes zum Freunde, war eben so selten als beglückend. Daß ich in diesem vertrauten Zusammenleben mit Ferdinand, der mit dem treuen, reichen Bruderherzen an Karl hing und seine Productionen mit dem vollen poetischen Verständniß, und mit stolzer brüderlicher Theilnahme verfolgte, selbst mich auch mit besonderer Pietät in dessen Dichtungen hineinlebte, ist natürlich. Aber Ferdinands Einfluß auf alle seine Schüler, auch

wenn ſie ihm ferner ſtanden als ich, ſowohl als milder aber feſtgläubiger, begeiſterter Religionslehrer, als auch als Lehrer der Literatur war der allerglücklichſte und bedeutendſte. Noch heute, noch indem ich dies ſchreibe, ſtehen mir ſeine breiten, rothen Correcturſtriche in meinen Primaneraufſätzen wie Warnungsrufe vor der Seele, und wie manches Wort, wie manchen Satz habe ich nicht umgearbeitet oder ausgeſtrichen aus Achtung vor ſeiner rothen Dinte, als ich ſchon längſt nicht mehr ſein Schüler war, und leider ſein Auge nicht mehr leſen konnte, was ich ſchrieb. Und wie wußte er den Sinn und die Achtung ſeiner Schüler vor der Poeſie zu wecken. Im Winter war ſeine Literaturſtunde die letzte des Tages, und wenn er mit ſeinem weichen, ſeelenvollen Organ, mit dem vollen Zauber poetiſcher Wiedergabe Proben aus den Werken der Dichter vorgeleſen hatte, wurde er faſt mit Gewalt von den Schülern zurückgehalten, und das Maß der Stunde ins Unbegrenzte erweitert. Unvergeßlich aber iſt es mir, wie er in der Literaturſtunde Karl Immermann beſprach. Leiſe, faſt zagend, nannte er den Namen; die brüderliche Beſcheidenheit kämpfte mit der Gewiſſenhaftigkeit, ſein volles Urtheil auszuſprechen; die Erregung des Gemüthes mit dem Streben nach gerechter Objectivität. Er entſchuldigte ſich, daß er den Dichter ſo hoch ſtellen müſſe und ſo gewannen

die Schüler den Dichter lieb, ſchon weil ſie den Lehrer liebten. So wurde mir Karl Immermann und ſeine Dichtungen ans Herz gelegt, bis ich ihm dann, wenn auch nur flüchtig, perſönlich begegnen ſollte, und zwar zu einer Zeit, die der Wendepunkt ſeines Lebens wurde; davon freilich ahnte ich damals nichts.

Karl war nach Magdeburg gekommen zur Taufe von Ferdinands Erſtgeborenem, und ich ſah ihn im Kreiſe ſeiner Familie, in dem er Marianne kennen lernte, die ein Jahr ſpäter ſeine Gattin wurde. Mit welcher Spannung und Scheu trat ich, halb noch ein Knabe, dem Dichter entgegen, den ich ſo lange hatte nennen hören, deſſen Dichtungen ich alle kannte und urtheilslos bewunderte. Wie imponirte mir die kräftige Geſtalt, die hohe gewölbte Stirn, das kluge Auge, die ſchmalen aber energiſch aufgeworfenen Lippen. Und dann las er Heinrich IV. von Shakeſpeare mit kräftig heldenmäßigem und doch ſo modulationsfähigem Organ und dramatiſch anſchaulichem Vortrag. Mit welchem überſprudelndem Humor gab er Falſtaff wieder und erläuterte, als die Vorleſung geſchloſſen war, ſeine Auffaſſung durch allerlei Schilderungen der Wirkung bei der von ihm geleiteten Darſtellung in Düſſeldorf während ſeiner Theaterleitung. Ja, er hatte ſelbſt einmal den Falſtaff in einem Freundeskreiſe geſpielt.

Das Bild des Dichters blieb unvergeßlich. Nicht volle zwei Jahr ſpäter, nach kurzem Eheglück, rief der Tod ihn ab, in einem Moment, in dem auch ſeine Production ſich zu neuer hoffnungsreicher Entfaltung in ſelbſtſtändige Bahn hineingekämpft hatte, denn ein Kampf war ſein poetiſches Schaffen vom Beginn an geweſen. Seine Anfänge fallen in eine Zeit, die nach ſchwerem politiſchen Druck im Ringen mit neuen ſtaatlichen Ideen, und in der Arbeit, den erſchütterten Wohlſtand im Einzelnen und im Allgemeinen wieder herzuſtellen, der Poeſie wenig geneigt war. Dazu ſtellte der Glanz unſrer größten Literaturepoche noch jede neue Schöpfung in Schatten, und die Vertreter der Romantik übten ihren Druck, dem ſich ſelbſt Immermann, deſſen ganze Natur auf das Reale gerichtet war, nicht zu entziehen vermochte. Aus allen dieſen Hemmniſſen und Feſſeln heraus entfaltete ſich Immermanns poetiſche Kraft grade zur Selbſtſtändigkeit, die das Publikum freudig im Münchhauſen, in den Memorabilien und in Triſtan und Iſolde begrüßte, als der Tod ihn abrief, wie er einſt Gottfried von Straßburg abgerufen hatte, ehe er ſein glühendes Liebesepos gleichen Stoffes hatte ausſingen können.

Noch war ich auf der Schule, als die überraſchende, erſchütternde Todesnachricht kam, und ich theilte den Schmerz des Freundes und ſeiner Familie um den Bruder, einen

Schmerz, der auch in andrer Weise mir ans Herz ging, denn, aufgewachsen mit der jungen Wittwe, war ich ihr in treu geschwisterlicher Freundschaft verbunden und bin es geblieben. Dem zum Zeugniß geht auch dies Buch durch meine Hand in die Oeffentlichkeit.

Noch einmal später, als auch Ferdinand nicht mehr unter den Lebenden weilte, durfte ich wieder einen unmittelbaren Blick in Karls Vergangenheit thun, und namentlich lebendige Schilderungen seines Düsseldorfer Lebens und seiner Leitung des dortigen Theaters empfangen durch die Gräfin Ahlefeldt, der ich in aufrichtiger Freundschaft und angezogen von der anmuthigen und poetischen Empfänglichkeit und Theilnahme, die sich auch auf meine ersten Versuche erstreckte, nahe getreten war.

So mußte mich denn die schlichte Schilderung eines Dichterlebens, das so voll in meine Erinnerungen eingreift, wunderbar bewegen und oft wie Miterlebtes berühren. Ich übergebe sie hiermit, fast mit dem Zagen, mit dem man eigne Productionen hinausschickt, dem Leser.

Der Versuch, diese Empfindung zu erklären, mag ihr zum Vorwort dienen.

Retzien, 7. Mai 1870.

Gustav zu Putlitz.

## Berichtigungen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite | 58 | Zeile | 16 | ſtreiche innerſten. |
| » | 59 | » | 5 | lies Chriſt ſtatt Geiſt. |
| » | 60 | » | 28 | » leeren Luſt. |
| » | 62 | » | 2 | » einem ſtatt dem einen. |
| » | 64 | » | 8 | » erſchien ſtatt erſcheint. |
| » | 106 | » | 6 | » in ſtatt zu. |
| » | 120 | » | 23 | » viele ſtatt 7. |
| » | 152 | » | 4 | » Styl » Stil. |
| » | 182 | » | 30 | » 1828 » 1820. |
| » | 247 | letzte Zeile | | ſtreiche die. |
| » | 252 | Zeile | 11 | lies einer ſtatt ſeiner. |
| » | 279 | » | 12 | ſetze . nach Weib. |
| » | 325 | » | 19 | lies des ſtatt das. |

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Herkunft, Kindheit und Schulleben | 1 |
| II. | Universitätsleben und Feldzüge | 18 |
| III. | Oschersleben und Magdeburg | 39 |
| IV. | Aufenthalt in Münster bis zur ersten Reise in die Heimath | 49 |
| V. | Gesellige Anknüpfungen in Münster, Wachsende Productionskraft, Herausgabe der ersten Schriften | 65 |
| VI. | Elise von Lützow-Ahlefeldt | 89 |
| VII. | Münster bis zur Rückkehr nach Magdeburg | 103 |
| VIII. | Rückkehr nach Magdeburg. Zusammenleben mit der Mutter | 122 |
| IX. | Die letzten Magdeburger Jahre bis zur Versetzung nach Düsseldorf | 145 |
| X. | Die Düsseldorfer Anfänge | 161 |
| XI. | Friedrich der Zweite | 179 |
| XII. | Geselliges Leben am Rhein. Die Schule der Frommen. Neue Gedichtsammlung | 188 |

Seite

XIII. Kampf mit Platen. Tulifäntchen. Schluß der Düſſeldorfer Anfänge . . . . . 213

XIV. Die Julirevolution und der darauf folgende Winter. . 243

XV. Alexis . . . . . 277

XVI. Sommertage und Herbſtreiſe. Winterleben . . . . . 292

XVII. Merlin . . . . . 319

XVIII. Goethes Todtenfeier, Reiſen, poetiſche Herbſttage . . . 340

# I.

## Herkunft, Kindheit und Schulleben.

### 1796—1813.

Karl Lebrecht Immermann ſtammt aus einer Familie, die
reich, noch arm war, weder zu den Proletariern, noch
n Sommitäten gehörte; alſo aus der mittleren Schicht
eſellſchaft, die, wie er in ſeinen Memorabilien ausſpricht,
die geeignetſte geweſen iſt, die geiſtigen Leiter des Volkes
eſſern Sinne zu erzeugen und auszubilden. Das Haus-
in welchem der Vater Karl Lebrechts, der Kriegs- und
inenrath Immermann zu Magdeburg alle bekannten Nach-
über die Familie genau und gründlich bis zu entfernten
gliedern verzeichnet hat, reicht bis zum dreißigjährigen
e und weiſt den Urſprung derſelben aus Schweden nach.
ant Peter Immermann, der älteſte Ahnherr, von dem die
ik berichtet, war mit Guſtav Adolph nach Deutſchland
men, hatte unter ihm für „deutſche Freiheit“ gefochten,
ar dafür nur mäßig mit einem wüſten Koſſäthenhofe zu
sleben belohnt worden. Seine Frau, Ilſe Immermann,
hm bei der Armee gefolgt, und mit ihr ſiedelte er ſich in
chland an. Vom Gütchen war in der Familie nur noch
radition des einſtigen Beſitzes vorhanden; Handwerker,
lehrer, Prediger ſind die Nachkommen des ſchwediſchen
anten, unter denen uns zunächſt der Großvater Karl Im-
anns, als Rector in Gr. Salze bekannt wird. Dieſer

war ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn, zuverläſſig, thätig und treu in der Erfüllung ſeiner Pflicht, und von einer Selbſtloſigkeit und Beſcheidenheit in ſeinen Forderungen an Andere, die ſchlecht in die engen Verhältniſſe paßte, in welche er leider geſtellt war. Nahm er bei ſeinem ſehr kärglichen Gehalte junge Leute als Penſionäre in ſein Haus, ſo konnte er ſich nachher nicht entſchließen, mehr für die Erhaltung derſelben zu nehmen, als ſie ihm koſteten, und führte das ſelbſt während der Drangſale des ſiebenjährigen Krieges durch. Es wäre für die Familie gar kein Gewinn aus der Beſchwerde des vergrößerten Hausſtandes erwachſen, hätten nicht wohlgeſinnte Eltern ſeiner Zöglinge geſucht denſelben durch allerlei Mittel zu unterſtützen, die nicht ſelten wunderlich gewählt wurden. In der Abenddämmerung ſtellte man zuweilen mit Korn gefüllte Säcke in das Haus, und einmal flog ſogar eine volle Geldbüte durch das Fenſter. Drei Mal war der Rector verheirathet. Aus der erſten Ehe ſtammte Karl Immermanns Vater, Gottlieb Lebrecht, der vorerwähnte Kriegs- und Domainenrath. Ehe dieſer das ſiebenzehnte Jahr erreichte, verlor er den Vater, nachdem derſelbe bereits in Folge eines Schlagfluſſes längere Zeit gekränkelt hatte. So lange er geſund war, hatte der Rector ſeinen Sohn unterrichtet, von da ab ſuchte dieſer mit großer Mühe und Anſtrengung ſich ohne weitere Hülfe ſelbſt fortzubilden. Weil aber die Mittel Licht zu brennen fehlten, ſtieg er, eifrig und ſtrebſam wie er war, nicht ſelten ſchon in der Morgendämmerung auf eine Leiter, die erſten Lichtſtrahlen benutzen zu können, und lernte dort, um für ſeine Studien keine Zeit zu verlieren. Nach dem Tode des Vaters kam Gottlieb Lebrecht auf das Waiſenhaus zu Halle, durchlief die drei oberſten Klaſſen der lateiniſchen Schule und konnte im Jahre 1771 die dortige Univerſität beziehen, auf welcher er ſich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Freilich war es keine leichte Aufgabe ſich mit einem Stipendium von 50 Thlr.,

der einzigen ſichern Einnahme, und ſchlecht bezahlten Stunden durchzuſchlagen; aber verwöhnt war der junge Student nicht, denn er hatte in zarter Kindheit ſchon gelernt, ſich kümmerlich zu behelfen. Sein Wille war feſt, ſein Fleiß eiſern, und in einzelnen Fällen halfen zwei gute Freunde, deren er allezeit dankbar gedachte, zu dem Nothwendigſten. Nach ſehr gut beſtandenem Examen fand er bald eine Anſtellung in Magdeburg, und die mannichfachen Familienbeziehungen, in welche er hier trat, feſſelten ihn ſo, daß er ſpätere Anerbietungen zu einem Ortswechſel abwies, auch wenn ſie Ausſichten auf eine vortheilhaftere Carriere boten. „Meine Anhänglichkeit an meine Familie und der Wunſch derſelben nach meinen Kräften nützlich zu werden", heißt es in dem Hausbuche, „beſtimmten mich in der Nähe derſelben zu bleiben, ich lehnte alſo glänzendere Ausſichten ab, und brachte meiner Familie dieſes Opfer. Ich empfinde hierüber keine Reue, ich habe ſeitdem in der Familie viel Nutzen geſtiftet, Manchen verſorgt, die mehrſten Mitglieder der Familie haben Zutrauen zu mir und erfreuen mich durch die innigſte und herzlichſte Freundſchaft, und hierdurch bin ich, da dieſes Bedürfniß meines Herzens iſt, hinlänglich für den Verluſt eines äußern Glanzes entſchädigt."

Bis an ſein Ende blieb der brave Mann der Mittelpunkt und die Stütze der Seinigen, aber auch in weiteren Kreiſen, in die ihn ſeine verſchiedenen Aemter einführten, erwarb ſich ſeine bedeutende, Zutrauen erweckende Perſönlichkeit einen eingreifenden Einfluß. Anfänglich arbeitete er als Amanuenſis bei dem Amte der Domvoigtei, ward dann als Auditeur angeſtellt, und vereinigte ſpäter dieſe Stellung mit der eines Kriegs- und Domainen-Rathes.

Erſt im reifen Mannesalter, in ſeinem 45. Lebensjahre, entſchloß ſich der Rath zu einem Ehebündniß, und zwar war es die kaum 18jährige Tochter des Dompropſten Wilda, welcher er ſeine Hand anbot. Der Propſt war der Bruder ſeiner zwei-

ten Stiefmutter; durch dieſe Verwandtſchaft und durch geſchäftliche Berührungen war er ſeit der Rückkehr von der Univerſität in dem Hauſe deſſelben lange ein gern geſehener Gaſt geweſen, und unter ſeinen Augen war die anmuthige Wilhelmine zur Jungfrau erblüht. Die hohe Achtung und Freundſchaft, welche die Eltern für ihn hegten, halfen über den großen Abſtand der Jahre wegſehen, als ſich der Rath der jugendlichen Tochter als Freier nahte, und freudig legten Beide die Zukunft des geliebten Kindes in ſeine Hand.

Die Familie des Dompropſten, ein Titel, den der damalige Richter des Domſtiftes in Magdeburg führte, lebte in den angenehmſten Verhältniſſen. Reichliche Mittel und eine geräumige Dienſtwohnung, von Gärten und Höfen umgeben, im beſten Theile der ſonſt eng gebauten Stadt, ermöglichten im ausgedehnteſten Sinne eine edle Gaſtfreundſchaft, deren Mittelpunkt die Hausfrau bildete. In ihrer Jugend eine geprieſene Schönheit, blieb ſie bis in ihr Alter eine ſtattliche Frau, klug, lebendigen Geiſtes und von einer Bildung, die in damaliger Zeit nicht gewöhnlich war. Im ſtarken Gegenſatz zu ihrem lebhaften, zuweilen leidenſchaftlich auftretenden Charakter ſtand der Mann, der ſchon und milde, wohlwollend und gütig in allen Verhältniſſen, ſich rühmen durfte keinen Feind zu haben; doch war trotz dieſer Verſchiedenheit der Gatten die Ehe eine durchaus glückliche. Einen Theil des Sommers pflegte die Familie auf einer kleinen ländlichen Beſitzung zuzubringen, wo man nicht ſelten mit Götter- und Schäferſpielen im Freien Familienfeſte feierte. Wenn aber dieſe, nach dem Geſchmack der Zeit nicht ungewöhnlichen Spiele ſchon Uebung und Beliebtheit in der Familie gefunden hatten, ſo gab doch die Hochzeit der Tochter, welche am 8. Mai des Jahres 1795 begangen wurde, die Veranlaſſung zu einer ganz beſonderen und ſorgfältiger vorbereiteten poetiſchen Feier. Die Jahreszeit hätte für dieſelbe nicht günſtiger ſein können. Unter den grünen Bäumen des Landhauſes wurden

die Spiele gehalten, die eigens für den Tag gedichtet waren, und das Fest klang hell und fröhlich in den schönen Lenz hinein. Dann führte mit bewegtem Herzen aber froher Zuversicht der Rath sein junges Weib in das Haus, dessen Herr und Gebieter, Schutz und Schirm er fortan war, und in dem er bis ans Ende mit treuster Liebe für die Seinen sorgte.

Am 24. April des folgenden Jahres, also 1796 ward Abends 8 Uhr den Eltern der erste Sohn geschenkt, welcher am 6. Juni in der Domkirche getauft wurde und die Namen Karl, Lebrecht erhielt. Das Haus, in dem der Knabe die Welt erblickte, lag in der Klosterstraße, gegenüber dem Kloster Unserer lieben Frauen, in welchem er seine Schulbildung erhalten sollte. Es war das Eigenthum des Rathes, und ward durch seine Geräumigkeit, wie durch die Gastfreiheit des Hausherrn bald ebenso wie das des Dompropsten ein Mittelpunkt für die zahlreichen Freunde und die vielen Verwandten, welche in der Umgegend Magdeburgs wohnten. Der Garten hinter dem Hause bot den Kindern einen heitern Spielplatz, dem Vater erfreuliche Beschäftigung in den wenigen Mußestunden, die er sich gönnte.

Neben zahlreichen Amtsgeschäften beschränkte die Sorge für manche Verwandte, namentlich für seine jüngern Brüder, bei denen er Vaterstelle vertrat, seine Zeit. Hatte er aber nach des Tages Last und Hitze einige Abendstunden in der Familie zugebracht, dann wandte er wohl noch einen Theil der Nacht zur Lectüre an, ernste Studien bis in sein Alter fortsetzend, so daß ihn neben Fleiß und Pflichttreue ein universelles Wissen auszeichnete. Daß der Rath Immermann fast einer vergangenen Zeit angehörte, als er sich verheirathete, gab dem Hause ein eigenthümliches Gepräge, denn weit zurückgreifende Erinnerungen stellten ihre Bilder neben die Eindrücke der Gegenwart und schoben diese nicht selten in den Hintergrund. Der Held seiner Jugend war Friedrich der Große gewesen, der auch für ihn schlechtweg „der König" blieb, als bereits sein zweiter Nach-

folger auf dem Thron saß, und die Verehrung für ihn äußerte sich in einem Cultus der Empfindung, der unserer Zeit fast seltsam klingt, besonders wenn er von einem sonst nüchternen Charakter ausgeht. Neben Friedrich stand eine zweite Heroengestalt, der Schwedenkönig Gustav Adolph, den der Rath für den Erretter Deutschlands hielt, und dessen Tod, wie er annahm durch Meuchelmord, ihm eines der beklagenswerthesten Ereignisse der Geschichte schien.

Der Zuschnitt des Hauses, in welchem Karl Immermann aufwuchs, war ein einfach bürgerlicher, obgleich die Einnahmen reichlich flossen. Der Vater hielt es für seine Pflicht für die Zukunft der Seinigen nach besten Kräften zu sorgen, weil er bei dem bereits nahenden Alter nicht hoffen durfte, seine Kinder erwachsen und selbstständig zu sehen. Da eine ernste Pflicht als der Hintergrund dieser Sparsamkeit erschien, so hatte dieselbe nichts Enges oder Kleinliches. Aufs Genaueste wurde Buch und Rechnung geführt, selbst kleine Geschenke, die in die Küche liefen, wurden als Einnahmen notirt und es gelang dem Rath mit weiser Oeconomie ein nicht unbedeutendes Capital zu erübrigen, welches seiner Wittwe durch schwere Kriegs- und Sorgenjahre half, und seinen Söhnen die Vollendung ihrer Studien ermöglichte. Es macht einen ganz beweglichen Eindruck, wenn man im Hausbuche liest, wie der alte Herr den Kassenabschluß des Jahres 1812 mit folgenden Worten begleitet: „Ewige Vorsehung, Dir danket mein gerührtes Herz, daß Du mir in den letzten Tagen meines Lebens nicht allein die Mittel, sondern auch die Kräfte gegeben hast, durch angestrengten Fleiß in meinem doppelten Dienstverhältniß meiner guten Wilhelmine und meinen geliebten Kindern, nach meinem wahrscheinlich bald erfolgenden Hinscheiden ein unabhängiges und sorgenfreies Leben zu sichern, in so fern sie, wie ich wünsche und glaube, dieses von mir sauer erworbene Vermögen zu erhalten und ihre Bedürfnisse nach selbigem einzuschränken suchen. Ich lebe der

frohen Zuverſicht, daß ſie es mir danken werden und daß mein Andenken bei ihnen im Segen bleiben wird."

Das Leben der Familie war ein ſehr glückliches, denn Einſicht, Geſinnung und Tüchtigkeit walteten im Hauſe. Wie in der Verbindung der Großeltern, ſo erwies ſich auch in der Ehe von Karl Immermanns Eltern der entſchiedene Gegenſatz in den Charakteren der Gatten nur als eine ſchöne Ergänzung. Der Vater war ſtreng, eiſenfeſt, ſchroff und ſchwer, die Mutter durch und durch Güte, Zärtlichkeit und Weichheit, bei einem gründlich heitern Sinn: daher kam es, daß ſich die Kinder mehr um die Mutter vereinigten, der Vater in hoher Autorität über dieſem Kreiſe ſtand, und daß ſich der ehrerbietigſte Reſpect vor ihm erſt ſpäter in den Söhnen zu dankbarer und pietätsvoller Liebe geſtaltete.

Fünf Geſchwiſter waren dem älteſten Sohn Karl gefolgt, von denen eine Schweſter und zwei Brüder ihn überlebten, zwei andere aber ſchon früh ſtarben. Gern gedachte Immermann eines ſchönen Knaben, deſſen Bild mit den frühſten Erinnerungen verwoben war, und deſſen Tod den Eltern den erſten herben Schmerz brachte. In der Entwicklung dem älteren Bruder vorangeeilt, klug ſchelmiſch und aufgeweckt beherrſchte er dieſen, der in den erſten Lebensjahren keine beſonderen Anlagen verrieth. Er war der Stolz und Liebling der Eltern, denen eine tiefe Sehnſucht nach dem früh Verſtorbenen blieb und ſich immer wieder in rührender Weiſe äußerte.

Der Vater unterrichtete ſeine Söhne ſelbſt, bis ſie für das Gymnaſium reif waren, und arbeitete ſorgfältig die Hefte für die Geographie, Weltgeſchichte und Arithmetik aus. In allen dieſen Wiſſenſchaften verfolgte er nämlich ſeinen eigenen Weg, der den Knaben zwar nicht immer ganz verſtändlich war, auf dem er aber bei allen eine vortreffliche Grundlage des Wiſſens legte. Als ſie ſpäter auf dem Kloſter Unſrer lieben Frauen aufgenommen wurden, kam ihnen das Schulleben leicht

und luſtig vor, denn wie der Vater von ſich ſelbſt viel forderte, hatte er ſich auch den Kindern gegenüber zu ſtrengen Anſprüchen berechtigt gefühlt.

Immermanns frühſtes Denken und Fühlen ward durch die Erinnerung an die großen Männer genährt, an denen der Vater mit Begeiſterung hing. Die Stadt Magdeburg bot überdies der Verehrung des Schwedenkönigs Guſtav Adolph einen fruchtbaren Boden, denn lebendig in Aller Mund war noch immer der Schmerz um die einſt von Tilly zerſtörte Vaterſtadt, und Rathmanns Geſchichte von Magdeburg gehörte zu der frühſten Lectüre der Knaben. Das alte Haus am breiten Wege, das in dem gewaltigen Brande ſtehen geblieben, ſchien mit der Mahnung auf dem gehauenen Stein: „Gedenke des 10. Mai 1631“ den Kindern eines der intereſſanteſten Denkmale, und daß der fehlende Knopf an der prächtigen Domkirche von den Kaiſerlichen bei jenem Sturm herabgeſchoſſen ſein ſollte, erweckte Staunen und Grauen. Die angeblichen Stiefel Tilly's im Dom, von Ketten umwunden, erinnerten zum Glück daran, daß der Wütherich ſpäter ſeinen Lohn erhalten habe; aber der Haß gegen die Kaiſerlichen und die Verehrung vor dem Rächer Guſtav Adolph blieb von dieſer Betrachtung unberührt. Das Intereſſe an Magdeburgiſchen Geſchichten erſchöpfte ſich bei dem Knaben ſo ziemlich in der Erinnerung an die Erſtürmung der Stadt. Daß Otto der Große ſie gegründet, daß von ihm der löblichen uralten Stadt Magdeburg Privilegia herſtammten, wie er in einem ihm zufällig in die Hände gefallenen Quartanten las, war ihm weniger bedeutſam, obgleich des Kaiſers ſteinerne Bildſäule zu Pferde, Krone auf dem Haupte, Scepter in der Hand, Mantel um die Schultern, unter ihrem Schirmdächlein auf dem alten Markte ſtand, und wunderlich genug ausſah, beſonders wenn am Sonnabend vor Pfingſten die Fiſchweiber, die dort umher mit ihren Bütten ſtanden, ſie mit grünen Maien ſchmückten. War Sonntags im Dome der Gottesdienſt

geendet, ſo ſchlich Immermann wohl in die Kirche und ſah hinter erzgetriebnem Geländer Kaiſer Otto und ſeine Gemahlin Editha in weißem Marmor liegen; aber ſo intereſſant das war, ſo reichte es doch nicht an die Erregung, die der Bericht Rathmanns von den Gräueln der Zerſtörung gab und an die Bewunderung, die Friedrichs II faſt mythiſche Größe in dem Knaben hervorrief. Dem Athem der fridericianiſchen Aufklärung, der ſeine Kindheit umgab und wenig von Offenbarungsglauben an ihn kommen ließ, wurde durch dieſen Heroencultus eine Art von Religion beigefügt, deren erſte Ahnung durch die Ehrfurcht vor der reinen Geſtalt ſeines Vaters in ihm entſtand.

Während die jugendliche Phantaſie ſich mit längſt vergangenen Dingen erfüllte, und des Vaters Intereſſe an den jüngſt vergangenen ihn zu dieſen zog, erging es dem Knaben wie Götzens Karl in Bezug auf die Zeit in der er lebte. Er kannte alle Schlachten des ſiebenjährigen Krieges, wußte, daß die Kaiſerlichen Magdeburg zerſtört hatten, aber in Betreff der gegenwärtigen Regierung fehlte ihm jede Vorſtellung. Ein Beſuch des Königs und der Königin ſollte ihm ſeltſame Aufklärungen geben, denn er hörte bei dieſer Gelegenheit erſt, daß der König von Preußen als Herzog von Magdeburg im Regiment den Erzbiſchöfen gefolgt ſei, und daß er keine Ausſicht habe einem lebendigen Erzbiſchofe, wie ſie in Erz und Stein im Dome ſtanden, im Ornat zu begegnen, ein Anblick nach dem er oft begehrt hatte. Auch den Namen der Königin Louiſe vernahm er jetzt zuerſt, ſah, dem Hauſe trotz des väterlichen Verbots entſchlüpft, die ſchöne Frau in der offenen Balconthür, wie ſie mit lieblicher Mütterlichkeit einem fremden Kinde aus dem eigenen Löffel zu koſten gab, und behielt eine warme Erinnerung von dem reizenden Schauſpiel und dem Jubel, mit dem das Volk daſſelbe begleitete. Der Krieg der Oeſterreicher im Jahre 1805 war die erſte große Weltbegebenheit, welche ſeinem Sinne einging, und es prägte ſich ihm

dabei beſonders die Abneigung der Norddeutſchen gegen die Oeſterreicher ein, denen man keinen Sieg gönnte, trotz des heftigen Abſcheus, welcher gegen den Vergewaltiger Beider herrſchte.

Es war eine Stimmung, in der die Auflöſung des Reiches nur Freude erregte, und in der ſich Niemand des Ernſtes der Situation bewußt war, als gleichzeitig in Bildern und Kupferſtichen die Kaiſerkrönung Napoleons dargeſtellt erſchien. Neben dieſer Wahrnehmung trat die an das Unglaubliche grenzende Sicherheit hervor, daß der Gewaltige gegen die Preußen Nichts vermögen werde. Friedrichs Staat und Heer galten ſelbſt bei dem bedächtigen Vater für unbeſiegbar, und eine große Revue in der Umgegend, bei der franzöſiſche Marſchälle als Ehrengäſte erſchienen waren, ſollte ihre Vorzüge aufs Neue in ſo helles Licht geſtellt haben, daß fortan Niemand mehr an den Krieg mit den Franzoſen glaubte. Aber eines Tages öffneten ſich die Pforten des gewaltigen Zeughauſes, und mit jugendlicher Forſchbegier eindringend ſah der Knabe mit ſchaurigem Vergnügen unabſehliche Reihen von Feuergewehren, die unterſucht und hinausgebracht wurden. Darauf ward die Stadt Schauplatz eines Heereszuges welcher der Jugend ein ergötzliches Schauſpiel zu ſein ſchien. Beſonders der Anblick des Troſſes prägte ſich der kindlichen Vorſtellung tief ein; vor allem die Packpferde, welche den Regimentern die Zelte nachtrugen, intereſſirten, und faſt mehr noch die rothangeſtrichenen Küchenwagen der Offiziere, hinter deren Gittern das Federvieh ängſtlich flatterte.

Am 14. October war die Familie zum Eſſen in einem ihr verwandten Hauſe der Neuſtadt eingeladen. Es wurde an dieſem Tage der Neuſtadter Markt gehalten, der als ein Volksfeſt allgemein gefeiert wurde. An ſolchen Tagen war es die Eigenheit des Vaters den ſonſt ſo ſtraffen Zügel ganz fallen zu laſſen, und Alles nachzuſehn, was Jugendübermuth und tolle Laune eingaben. Die Kinder hatten ſich Monate lang auf dieſen Tag gefreut und

tobten eben lärmend durch das Haus, als ein Geſchrei ſich im oberen Theil des Flures hörbar machte. Immermann verließ das Spiel und gerieth in einen Kreis freudigſten Jubels, denn es war die ſcheinbar ſichre Kunde eingelaufen, Napoleon ſei total geſchlagen! Am andern Tage ward die Sache ſchon zweifelhaft, das Gerücht ſagte: Prinz Louis ſolle ſchwer bei Saalfeld verwundet ſein, und Prinz Louis, der Chef eines in Magdeburg garniſonirenden Regimentes, war für die Stadt, was Achill in der Ebene von Ilium geweſen. Seine guten und ſchlimmen Eigenſchaften, ſeine großen Begabungen und Ausſchweifungen hatten ihn in ein ſo romantiſches Licht geſtellt, daß noch durch Jahrzehnte nach ſeinem Tode eine begeiſterte Erinnerung an ihn lebendig war. Wachſende Beklemmenheit trat an die Stelle des Jubels; der Knabe wußte freilich keine Löſung dafür zu finden, wie ein ſolcher Wechſel möglich ſei, „aber die Ahnung von der Zweideutigkeit und Tücke des Lebens entſtand in ihm und knüpfte ſich an ein furchtbares allgemeines Geſchick.“

Der Morgen des 17. Octobers brachte den Jammer der kläglichen Gewißheit. Der Tod des Prinzen wurde bekannt, der Rückzug der geſchlagenen Armee begann. Der elfjährige Knabe, aller Aufſicht entlaſſen, war beſtändig auf der Straße und ſeine erſte große Anſchauung war der grauſenvollſte Ruin. Den erſten Flüchtlingen, welche durch das Sudenburger Thor drangen, folgten andere verwirrte Maſſen von Fußvolk und Reiterei, einzelne Kanonen, Pulverwagen, Packpferde, und ſelbſt die erbärmlichen Küchenwagen blieben nicht aus. Einige geordnetere Schaaren, die ſpäter kamen, erſchienen nur wie Ausnahmen von der grauſen Regel, und nach zwei ſchrecklichen Tagen wußte man, daß es kaum noch ein preußiſches Heer gäbe. Wieder paſſirte der König die Stadt und empfing rührende Zeichen von der Liebe ſeiner Bürger. Straßen und Plätze waren von Soldaten überfüllt, die man in der allgemeinen Unordnung

nicht einzuquartiren wußte. Tauſende lagen auf dem nackten Pflaſter an beiden Seiten der Gaſſen, den Rücken gegen die Häuſer gelehnt und nährten ſich auf die kläglichſte Weiſe, da die Mildthätigkeit für die Menge der Bedürftigen doch nur ſpärliche Koſt reichen konnte.

Natürlich dauerte dieſer Zuſtand nicht lange; die Maſſen verloren ſich und es blieben nur einige zwanzigtauſend Mann in der Stadt, die in Belagerungszuſtand verſetzt werden ſollte. Silberzeug und ſonſtige Werthſachen wurden verpackt und in die Keller geſchafft, die man für ſich und die Seinen als Zufluchtsort im Fall eines Bombardements einrichtete. Die Verproviantirung machte den Hausvätern nebenbei Sorge. Der Rath Immermann ſandte einen kürzlich in Dienſt genommenen Bauerburſchen, den er ſich nach ſeiner Gewohnheit erſt als Bedienten zuziehen wollte, aus um Lebensmittel zuſammenzubringen, und man kann ſich denken, wie intereſſant es den Kindern erſchien, als er dieſen Befehl in einer Weiſe ausführte, die Staunen und faſt Schrecken bei den Eltern erregte. Denn ein Maſtochſe nebſt mehreren Hämmeln und Schweinen war der lebendige Theil der Karawane, die in gleicher Weiſe mit Mehl, Korn und dergl. verſehen einzog. Kurz darauf wurde der Belagerungszuſtand wirklich erklärt und der Vater ließ die Kinder nicht mehr zu Bett gehen, ſondern in den Kleidern auf einem Strohlager ſich niederlegen, damit ſie im Nothfall gleich munter und marſchfähig wären. Aber nach Verlauf von vierzehn Tagen, während welcher einige ſchwache Angriffe gemacht waren, fiel ſchmählich die wohlgerüſtete Feſtung. Ney nahm ſie in Beſitz und der Uebermuth der Soldaten machte ſich in rohſter Weiſe ſo lange geltend, bis die Stadt ihre Glocken losgekauft, das heißt, ſich ihren Beſitz durch ein Löſegeld geſichert hatte, wie es der Uebermuth der franzöſiſchen Marſchälle zu fordern wußte.

So gewaltigen Ereigniſſen folgten ruhigere Tage. Die Jugend ſpielte und freute ſich der guten Stunden, wenn auch

der Druck, der ſchwer über dem Ganzen hing, ſelbſt die Knaben nicht unberührt ließ, ſo daß Immermann noch in ſpäteren Jahren ſagte: „Wir haben als Kinder damals auch geſpielt, gejauchzt und ausgelaſſenes Zeug getrieben; aber ſelbſt die Kinder verließ der Gedanke nicht, daß die Väter todt geſchoſſen würden, wenn ſie etwa ſagten: Napoleon ſei auch nur ein Menſch, wie Andere.“ Einzelne düſtre Eindrücke hielten dies Gefühl wach, wie die abſcheulichen Executionen, deren Zeuge das jugendliche Auge ward. Immermann ſah in ſeinem dreizehnten Jahre wie ein Vater mit ſeinem Sohne zum Tode geführt wurde, weil ſie bei Kattes Corps gedient hatten, und er vergaß das trübe Bild nicht.

Dennoch gab es auch im Familienleben gelöſtere Momente, und kleine Reiſen in die Umgegend unterbrachen nicht ſelten den gleichförmigen Lauf der Tage. Die anziehendſten gingen zu dem Oheim, der im Mansfeldiſchen Pächter einer Staatsdomaine war, und deſſen Haus für Immermann während der Studienjahre die Stätte des heiterſten Lebensgenuſſes ward. „Wenn wir als Kinder,“ ſagt er, „vom Anhaltiſchen aus in die Mansfeldſchen Berge hineinfuhren an ausgewaſchenen Stellen vorbei die uns Abgründe bedünkten, wenn wir ſpäter als Studenten die Straße von Halle her über den ſalzigen und ſüßen See hinausgewandert waren, und nun in die grüne Hügelſpalte eindrangen, an deren oberm Saume Holzzelle lag, ſo wehte es uns aus den Wipfeln der Waldbäume, von den engen und tiefen Seitenpfaden des Forſtes an wie lauter Ahnung, Luſt und Freiheit.“

Seit dem zehnten Jahre war in dem Knaben ein nicht zu ſtillender Leſehunger entbrannt. Der bloße Anblick eines Buches verſetzte ihn in eine zitternde Begier. Er las, was ihm nur erreichbar werden konnte, und genoß die ſeligſten Stunden bei dem, was er verſtand und — nicht verſtand. Reiſebeſchreibungen, Romane, Schauſpiele wurden verſchlungen, ein nicht

gar zu dicker Band koſtete ihm ſelten mehr als einen Tag, bis der Vater, dem dieſe Neigung für ſeinen Sohn bedenklich ſchien, das geſchärfteſte Edict ergehen ließ, ſich auf die ſchmalen Portionen nicht aufregender Bücher zu beſchränken, die er ihm in die Hand gab. Nun ſuchte der Knabe heimlich ſein Gelüſt zu befriedigen, faſt glücklicher im verbotenen Genuß, bis ihn der Vater einſt bei der Geſchichte des chriſtlichen Märtyrers Polyeuct überraſchte, mit ſchweigender Strenge ihm das Buch abnahm und ſpäter dem Ungehorſamen durch einen Dritten ankündigen ließ, daß er einige Tage nicht am elterlichen Tiſch erſcheinen dürfe, was für den Sohn die empfindlichſte Ehrenbuße war!

Neben jenem Leſehunger entwickelte ſich eine zweite heftige Neigung: die Sucht Dunkles, Geheimnißvolles zu ergründen. Das geſchenkte Spielzeug wurde dem Kinde erſt recht intereſſant, wenn es daſſelbe zerſtört hatte, um ſeine innere Beſchaffenheit kennen zu lernen. Eifrig zog er Pflanzen aus, um ihre Wurzeln und die dazwiſchen wimmelnde Würmerwelt zu beobachten, eine Neigung die Immermann, wie wir ſehen werden, bis in ſein ſpäteres Leben bewahrte. Mehr als alle dieſe Dinge reizten ihn aber alte Scripturen, die er für die Bewahrer merkwürdiger Geſchichten hielt, und dunkle, verſchloſſene Räume, in denen er geheimnißvolle Schätze vermuthete.

Daß eine verſchloſſene Bodenkammer das Ziel ſeiner Sehnſucht blieb, bis ſich dieſelbe endlich aufthat und ihm wirklich ein ſeltſames Räthſel zeigte, eine Geſchichte, die etwa in ſein vierzehntes Jahr fällt, hat Immermann in ſeinen Memorabilien erzählt. Aber er hat doch nicht geſagt, was er ſelbſt erſt nach Jahren erfuhr, daß ein wunderlich gravirter Becher und vergilbte Blätter, die er in demſelben fand, vom Freiherrn von der Trenk herrührten, dem von Friedrich II in hartem Gewahrſam gehaltenen Geliebten der Prinzeſſin Amalie. Trotz ſeiner ausgedehnten Lectüre muß ihm bis dahin die Selbſtbiographie

des Freiherrn entgangen sein, dessen erlittene Drangsale und verzweifelte Rettungsversuche der Phantasie der Magdeburger Jugend lange über jene Zeit hinaus, eine fast ebenso interessante Nahrung boten, als Rathmanns Zerstörung der Stadt. Auch zu Immermanns Erinnerungen gehörten die Erzählungen des Abenteurers später, denn noch bei seiner letzten Anwesenheit in Magdeburg kroch er mit einem gewissen Behagen durch die feuchten Gänge des „Fort Stern" und suchte an den Wänden des engen Trenk'schen Kerkers die alten Inschriften zu entziffern.

Um Ostern des Jahres 1807 wurde der Knabe als Schüler des Klosters Unsrer lieben Frauen in Quinta aufgenommen, wie sein erstes Schulzeugniß sagt, gründlicher vorbereitet als es gewöhnlich der Fall ist, und entwickelte schon in seinem Schulleben seine große Begabung in freier und selbstständiger Weise. Früh ward er seiner Fähigkeiten sich bewußt und seiner Kraft, lernte von Allem und durch Alles, und sein Geist ergriff mit lebendiger Theilnahme jede Nahrung, die ihm geboten wurde. Es ist bezeichnend, daß sein Bruder Ferdinand einst ganz überrascht war, als er Karl schlafend fand. Er konnte sich nicht vorstellen, daß dieser des Ausruhens bedürfe, denn mit einer vortrefflichen Gesundheit ausgerüstet, zeigte er nie, weder beim Spiel noch bei der Arbeit eine Spur von körperlicher Ermüdung, und sein kräftiger Geist schien keinen Augenblick zu rasten.

Bald ward er der Gegenstand der Aufmerksamkeit für verständige Lehrer; namentlich der Oberlehrer der deutschen Sprache erkannte seine Bedeutung. Die Art wie dieser Mann seine Aufsätze corrigirte, zeugt wie richtig er auf seinen Schüler einzugehen wußte, und er förderte ihn wesentlich durch seine verständige Leitung. Ohne kleinliche Pedanterie hielt er ihm sorgfältig seine Ungenauigkeiten in Ausdruck, Bild und Styl vor und zog die nöthigen Schranken, wenn die lebhafte Phantasie des Knaben die Erfindung und Darstellung, wie es wohl geschah, ins Maßlose steigerte.

Es ſind noch eine Reihe von Ausarbeitungen vorhanden, die von einer dichteriſchen Natur zeugen, welche die verſchiedenſten Töne anſchlägt, und ſich ſehr entſchieden von der Romantik beeinflußt zeigt. Unter den ſelbſt gewählten Thematen iſt zwar auch eine ideal gehaltene Abhandlung über den Begriff der Veredlung und eine Charakterſchilderung Neros nach Tacitus ausgeführt; aber ſichtlich bewegte ſich der Jüngling lieber auf dem Gebiete freier, phantaſtiſcher Erfindungen. Seine Form iſt in dieſen Arbeiten ſchon bis zu einzelnen Wendungen dieſelbe, die wir in den „Papierfenſtern eines Emeriten“ finden; nur in einer Novelle „der Luftſchiffer“ geht in auffallender Weiſe die Schönheit der poetiſchen Diction über andere frühe Verſuche hinaus, obgleich die eigentliche Entwickelung der Erzählung vielleicht hier noch unreifer iſt, als ſonſt. Von größeren Unternehmungen von denen die Literaturblätter hier und da geſprochen haben, iſt uns aus dieſer Zeit nichts bekannt, nur kleinere Gedichte entſtanden ſchon während der Schulzeit, gelegentlich zum Geburtstag des Vaters und bei andern Familienfeſten. Entſchiedner als ſeine Productivität zeigte ſich aber ſchon ſein poetiſches und praktiſches Intereſſe an der dramatiſchen Kunſt, und er wußte auch ſeine Mitſchüler in daſſelbe zu ziehen, indem er ein Liebhabertheater bildete. Natürlich war er der Leiter und die Seele deſſelben, ſtudirte ein, ſpielte mit, ordnete Coſtüme und Scenerie und brachte die einzelnen Aufführungen zur möglichſten Einheit und Vollendung. Der ernſte Vater, der mit ſtiller Freude die eigenartige Entwicklung ſeines Sohnes verfolgte, und ſeine erſten poetiſchen Erzeugniſſe ſorgfältig ſammelte und verwahrte, billigte auch dieſe theatraliſchen Verſuche. Er verſäumte nie bei den Vorſtellungen zugegen zu ſein, und zeigte in Lob und Tadel ſeine Theilnahme. Geſpielt wurde in dem ſogenannten Auditorium, einer großen, gewölbten Halle der Kloſter-Gebäude, und nach vielen Jahren fand der jüngere Bruder daſelbſt an der gewölbten Decke von Freundeshand die

Worte geschrieben: „Immermann, dem es gelang, Thalia den Gürtel zu lösen.“ Noch nach einer anderen Seite zeigte sich Immermanns Neigung zur Kunst, indem er schon auf der Schule den Grund zu einer nicht unbedeutenden Kupferstichsammlung legte, die er bis an sein Ende zu erweitern suchte, und die aus jener Zeit eine reiche Auswahl Chodowieckis enthielt.

Sechs Jahre hindurch blieb Immermann ein fleißiger, von seinen Lehrern und strebsamen Mitschülern geliebter und geschätzter Zögling des Klosters, und als er eben das siebzehnte Jahr erreicht hatte, konnte er mit ausgezeichneten Zeugnissen versehen die Schule verlassen. Zu Ostern 1813 vertauschte er dieselbe mit der Universität, nicht nur mit guten Kenntnissen ausgerüstet, sondern durch die ernste väterliche Zucht auch im Charakter über seine Jahre entwickelt.

# II.

## Univerſitätsleben und Feldzüge.

### 1813 — 1817.

Die Familie, die Lehre und die Literatur nennt Immermann die Erziehungsmittel der Jugend. Bisher haben wir den Einfluß der erſteren auf ihn nachzuweiſen geſucht und ſind nun zu dem Punkte gekommen, wo die beiden anderen vorherrſchend auf ihn zu wirken beginnen. Ein brennender Durſt nach den Studentenjahren, von welchen er den Himmel aller Freiheit ſich erhoffte, hatte den Jüngling ſchon während ſeines Schullebens begleitet, bevor er im vollen Gefühle des Glückes zu Oſtern 1813 die Univerſität Halle bezog, um ſich gleich dem Vater der Jurisprudenz zu widmen. In Halle hatte auch dieſer ſeine Studien gemacht, dorthin pflegte ſich überhaupt zu wenden, wer aus der Familie ſtudiren wollte. Die Honigmonate von Immermanns akademiſchem Leben trafen zuſammen mit den blutigen Roſenmonaten der deutſchen Freiheit und verſtrichen in ihren beſeligenden Anfängen poetiſch und ſchön. Giebichenſtein und Crellwitz wurden allabendlich der Sammelplatz der Genoſſen, man pilgerte zu Fuß oder befuhr in ſchmalen, gebrechlichen Böten die Saale bis zur Höltybank, lagerte ſich unter den Felſen oder durchſtreifte die grünen Büſche des Giebichenſteiner Gartens. Die Märchenwelt der Romantik bewegte „in mondbeglänzter Zaubernacht“ die Freunde, und Tiecks Geſtirn ging ihnen auf, ſie mit unſäglicher Freude erfüllend.

Aber über dieſe Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erſcheinung edelſter Schönheit, und war von tief nachwirkender Bedeutung für Immermann. Obgleich von ſeinen Kinderjahren an zum Dramatiſchen hingezogen, war er bis zu ſeinem ſiebzehnten Jahre nur einzelne Male im Theater geweſen, alſo durch falſche Eindrücke nicht geirrt; nun wurde dem offnen und unentweihten Sinne die Offenbarung eines Höchſten in ſeiner Art.

In Halle und dem nahe gelegenen Bade Lauchſtädt ſah er die Darſtellungen der Weimariſchen Geſellſchaft; für die ganze Zukunft des Dichters ein unſchätzbarer Gewinn. — „Von Vergnügen," ſagt er ſelbſt, „war da nicht die Rede, ſondern entzückt war ich und verzückt. Die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle, und formgebend für meine ganze ſpätere Zeit ſind dieſe Eindrücke geweſen. Es war eine Muſik des Vortrags, ein Reigentanz des Ganges und der Gebärden, der Aether der Poeſie ſelbſt wodurch der große Dichter ſeine Anſtalt zum Abdruck der eigenen harmoniſchen Bruſt gemacht hatte."

Die Vorleſungen, von denen eine Reihe angenommen war, wurden in Logik, Metaphyſik, Inſtitutionen und Naturrecht nicht allzu regelmäßig beſucht; aber nie verſäumte Immermann die Collegien des alten Schütz über Horazens Epiſteln und die Fröſche des Ariſtophanes, in denen ihn auch die Erſcheinung des Schauſpielers Wolf anzog, der ſich in jeder Stunde, das Buch unter dem Arm, zu den Studenten geſellte. — In Privatſtudien wurde daneben auch fleißig Tacitus zur Hand genommen, der unter den römiſchen Schriftſtellern ihm der Nächſte war und geblieben iſt. —

Die Lehre jener Zeit unterſchied ſich weſentlich von der der Gegenwart. „Zugeſchnitten"; nennt ſie Immermann, „denn die großen Arbeiten, die geſchehen waren auf dem Boden der Wiſſenſchaften, welche den Geiſt am meiſten erregen, berührten

noch nicht den geläufigen Lehrbegriff.“ Was in den gangbaren Disciplinen vorgetragen wurde, war für einen guten Kopf durchaus bezwingbar, und enthielt Nichts, was ſeinen Blick weiter lockte, hielt ihn alſo in einer Beſchränkung, die den Schüler mit Selbſtzufriedenheit erfüllte, ihm früh eine naive Sicherheit in der Wiſſenſchaft gab, und ihm in jedem abgemachten Compendium eine neue Rangſtufe im Reich der Geiſter anzuweiſen ſchien. Das Brodſtudium hatte noch keinen verächtlichen Nebenbegriff, es galt als das ganz ehrenvolle; Lehrvorträge außer ihrem „Fache“ zu hören war für die Mehrzahl ein beſonderer Luxus. Das Studium der Alten brachte bei der damaligen Weiſe in gewiſſer Hinſicht mehr Gewinn als jetzt. Ihren allgemeinen Gehalt wie er beſteht in dem Feſten, Greifbaren ihrer Gedanken und Thaten, und erkennbar iſt auch ohne ſpeciellſtes Wiſſen, brachte die ältere Lehre raſcher und erwärmender herzu. Einige Koryphäen der älteren Periode hatten zwar ſchon der übertriebenen Verehrung entgegengewirkt, welche die Sentenzen, Tugenden und Formen der Alten als leitende Normen für die Gegenwart anſah, aber die Erfolge dieſer Männer drangen nicht über die Schulen ihrer Anhänger hinaus. Man hatte in weiteren Kreiſen nicht gelernt das Alterthum als ein im größten Sinne Abgethanes und von uns Grundverſchiedenes anzuſehen. Die Geſchichte, die neben der Kunde vom klaſſiſchem Alterthum und der Philoſophie dem Geiſte Form und Gehalt giebt, trat in Immermanns Lehrjahren vorherrſchend in biographiſcher Form auf, da ſie mehr als jede andre Wiſſenſchaft die Stimmung der Zeit annimmt, in der ſie ihr Zeugniß niederſchreibt. Und die Verehrung großer Perſönlichkeiten, das unbedingte Vertrauen, das in jenen die alleinigen Leiter der Geſchicke ſah, war die Stimmung jener Zeit, neben der die Ueberzeugung von der Kraft und Bedeutung der Gemeinſchaft ſich noch nicht regte, die jetzt im allgemeinen Bewußtſein liegt und in der Geſchichtsſchreibung

hervortritt. Die Philoſophie, in der in Norddeutſchland Fichte beſonders durch ſeine populären Vorträge den anregendſten Einfluß übte, ſtellte neben die Bedeutung, welche die Geſchichte der hiſtoriſchen Perſönlichkeit gab, das abſolute „Ich“ als den Ausgangspunkt der Anſchauung und ſtimmte darin, wenngleich in andern Dimenſionen mit der Wirkung der bereits beſprochenen Lehrdisciplinen überein; auch ſie hob das Praktiſche, das Sichſelbſthaben und Genießen hervor. Fichte wollte vor allen Dingen ſo ſein, wie er nun einmal war und zu ſein berechtigt war. Der reine, kräftige, großartig ſittliche Ernſt, in welchem er dieſes Gefühl der Berechtigung fand, wurde ſpäter in ſchwächern Händen verdünnt, und zeigte ſich dann in einer gewiſſen tüchtigen Geſinnung, die eine derbe, mittlere Betrachtung der Dinge hervorrief.

So faßte im Weſentlichen Immermann den Einfluß zuſammen, den die Lehre ſeiner Studienjahre auf ihn und Andre hatte, und wenn wir die Beobachtung als richtig für die Durchſchnittswirkung anſehen dürfen, ſo trägt ſie wohl zum Verſtändniß der Zeit bei, welche in unſerm Vaterlande den Befreiungsjahren folgte und in welcher die Begeiſterung und der Schwung der jüngſten Vergangenheit ſich ſchnell wieder in einen ſtagnirenden Zuſtand bannen ließen. Nur bevorzugte Naturen, wie Immermann ſelbſt, fanden in der deutſchen Literatur die große Führerin in die Weite, und wurden durch ihre Wirkung von der Enge befreit, die Immermann als Charakter jener Lehre bezeichnet. Klopſtocks Größe war für dieſe noch nicht in den Hintergrund getreten, die Bekanntſchaft des Meſſias galt ihnen noch für heilige Pflicht, und ſeine Oden erfüllten das Gemüth mit einem ſich von ſelbſt darbietenden Entzücken. Leſſings Cultus gehörte vorwaltend mehr dem reifern Alter an, Wielands Zierlichkeit wurde bewundert, Voſſens Luiſe hochgeachtet. Herder ſchien der wenigſt Zugängliche, aber vor Allen entzündeten Göthe und Schiller die höchſte Begeiſterung.

Schiller, der früh Geschiedene im vollsten Nachglanze der untergegangnen Sonne leuchtend, Göthe die reichsten Schöpfungen in die Furchen der Zeit säend. —

Die Kenntniß unserer mittelalterlichen Poesie trat noch wenig zu den Eindrücken der großen Gegenwart, und wenn auch Immermann später zu den Verehrern dieser von der Romantik aufgeschürften alten Denkmale deutschen Lebens gehörte, so blieb in seinen Augen doch erst das achtzehnte Jahrhundert das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur, von der er eine langdauernde nationale Wirkung erwartete. Auch in ihr trat nach seiner Meinung die subjective Bedeutung hervor, welche er der Zeit zuschreibt. Keiner allgemeinen Stimmung auf irgend einem Gebiete gehörte der Standpunkt an, von dem jeder unsrer großen Schriftsteller ausging, und in ihrer größten Gestalt vollzog die Poesie die Vollendung der Subjectivität, auf welche seit der Reformation die ganze Entwicklung der Zeit hingearbeitet hatte. Natürlich trat eine so subjective Poesie auch zu dem Empfangenden in ein subjectives Verhältniß, und während das Gefühl für die Form und die Kunst der Dichtung zurücktrat, entwickelte sich ein stoffartiges Interesse und ein persönlicher Antheil an dem Dichter selbst, das größer war als die Theilnahme an seinen Schöpfungen.

Es ist zwar begreiflich, daß ein solches Verhältniß schwer zur Anerkennung der Gesetze der Composition gelangen ließ, wo deren Forderungen dem Sinne des Einzelnen unbehagliche Resultate herbeiführten, doch eignete sich gerade durch diese Eigenthümlichkeit die Literatur die Trösterin eines zerdrückten Volkes zu sein; denn der Genuß, den die Form giebt, gehört nur klaren glücklichen Zeiten, der erhebende Eindruck großer Persönlichkeiten wirkt unmittelbarer.

Das Verhältniß, in welchem sich Immermann zu den großen Schriftstellern seiner Zeiten empfand, war ein leidenschaftlicher Liebesbund. Sie kamen ihm wie Heilige vor, deren

leuchtende Fußſtapfen zu ſehen ſchon das höchſte Glück geweſen wäre. Der Blick, der ſich nach geiſtiger Weide ſehnte, war durch Nichts zerſtreut, die bildenden Künſte ſtanden ihm fern, von Kritik war noch keine Rede. Schiller, den er ſpäter immer den größten Jugendſchriftſteller der Nation nennt, wenn er auch dem männlichen Alter mit der Zeit ferner treten würde, wirkte am gewaltigſten auf ihn. Die Begeiſterung für den Dichter ging bis zur Andacht, das Bewußtſein, daß er ihn hätte noch von Weitem ſehen können, hätte der Tod ihn nicht in der Mitte ſeiner Laufbahn erreicht, erweckte eine myſtiſche Empfindung der Sehnſucht nach der edlen Schattengeſtalt. Göthe erſchien ihm noch als ein Gott in der Ferne; Fauſt erregte mehr Schrecken als Freude und ſelbſt Werther, wenngleich er ihn ſchon damals wärmer aufnahm, ſollte erſt ſeine reife Zeit mit einem Entzücken erfüllen, wie es ſeinen Ausdruck in den folgenden Worten fand: „Werther iſt der eigentliche Sohn des Dichters, das Buch, das Werk ſchlechthin. In ihm iſt Alles ganz, merkwürdig, neu und doch uralt, von dem Geſumm der Mücken bis zu der wühlenden Ueberſchwemmung, von der Mayenblüthe, womit das Buch anfängt, bis zum Schnee, unter dem es ausgeht. Eins iſt darin, wovon man nicht begreift, wie es möglich war, es zu machen. Nämlich das Verweben des menſchlichen Herzens mit der Natur. Ich weiß nicht, wenn ich es zum hundertſten Male wiederleſe, ob der Frühling Werthers Herz ſo blühen, der Winter es ſo erſtarren macht, oder ob umgekehrt Glanz und Duft im Lenze, tödtliche Kälte im December, von jenem überreichen, überarmen Herzen ausgegangen iſt.“ —

Leider war es Immermann nicht vergönnt, die Jahre, in denen der junge Mann der ruhigſten und ſtäteſten Entwicklung bedarf, in geordnet fortgeſetzten Studien zu durchleben. Die ungeheuren Kämpfe der Welt zogen auch ihn in ihre Bahnen, und ließen den jugendlichen Geiſt zu keiner eigentlichen Ab-

klärung, zu keinem organiſchen Reifen gelangen. — Es mochte Anfang Auguſt 1813 ſein, als Napoleon, in der Nacht durch Halle paſſirend, die Univerſität aufhob und als am Morgen den Studenten vor dem Auditorium angekündigt ward, daß nicht geleſen werde. Alles flog auseinander, die Friedericiana wurde wüſt und leer.

Immermanns Vater hatte bei dem Abgange ſeines Sohnes zur Univerſität feſtgeſetzt, daß dieſer ein ganzes Jahr lang nicht nach Hauſe kommen ſolle, von der Ueberzeugung ausgehend, daß die Früchte des neuen Lebensabſchnittes ſich unvermiſcht auf anderm Boden am beſten entwickeln würden. Für ſo außerordentliche Umſtände hielt der junge Mann den Befehl nicht gegeben, auch er wandte ſich der Heimath zu, im ſtärkſten Sonnenbrande die Reiſe zu Fuß machend. Schon bei der Annäherung an das elterliche Haus überkam den Wandrer die Ahnung, daß der Vater die Sache anders anſehen könne als er ſelbſt, und dieſes Vorgefühl täuſchte ihn nicht. Kaum hatte der Sohn ihn begrüßt, als ihm in feſten Worten der Befehl gegeben ward, ſofort zurückzukehren und für ſich weiter zu ſtudiren, bis der Vater anders über ihn beſtimmen werde. Und dabei blieb es. Nach einem Aufenthalt von zwei Tagen, während welcher er noch ein juriſtiſches Tentamen zu beſtehen hatte, kehrte Immermann in die leere Hochſchule zurück. Es war das letzte Mal, daß er den Vater erblickte, denn dieſer ſtarb in der durch Tauenzien belagerten Stadt, während der Sohn im Felde war. Niemand glaube aber, daß die Erinnerung an den ernſten Führer ſeiner Jugend einen trüben Schein erhalten, weil ein Act der Strenge, wie er in unſrer Zeit faſt unglaublich klingt, der letzte Eindruck war, den er von ihm erhielt. Immermann nennt die Erzählung ſolcher Züge ein frommes Opfer, dem ehrwürdigen Schatten gebracht, denn die Strenge die auf ſeine Jugend wirkte, war durchdrungen von der Reinheit, die auch an ſich ſelbſt keinen Flecken duldet, von der Liebe,

die wie ein milder Quell aus dem ſchroffen Felſen des Charakters bricht, und von der Kraft, ſein Daſein für die der Zucht Unterworfenen opfern zu können. Immermann war ſich bewußt, daß jene Zucht ihm geholfen, ſpäter von manchem Irrwege ſich wieder in die rechte Straße zu finden.

Bis zu den Tagen der Leipziger Schlacht durchlebte der einſame Student nun eine wunderliche Zeit. Kurz nach der Rückkehr in die verlaſſene Univerſität machte er mit Zuſtimmung des Vaters eine Excurſion nach Jena, um die Verhältniſſe kennen zu lernen, wenn vielleicht für den nächſten Winter eine Ueberſiedelung dorthin wünſchenswerth ſchiene, aber es kam noch zu keinem Entſchluſſe. Einſam, ohne den Halt von Freunden und Verwandten, ohne Rathgeber in der fremden Stadt, ergab er ſich ſchrankenlos der Befriedigung eines grenzenloſen Leſehungers, welcher in ihm erwachte. Der Zufall führte ihn zuerſt auf Fouqués Zauberring, dann Arnim's Gräfin Dolores und weiter in die Gebiete der hyperromantiſchen Literatur, die um ſo phantaſtiſcher auf ihn wirkte, als ſtrömende Auguſt- und Septemberregen ihn meiſt an das Zimmer feſſelten. Der Verkehr mit dem Leihbibliothekar war faſt der einzige, den er hatte, und als er fünfundzwanzig Jahre ſpäter ſich abermals ein Buch in dem räucherigen Raume forderte, der ihm damals ſeine geiſtige Nahrung geboten, und ſeinen Namen nannte, ſah ihn derſelbe fragend an und ſtotterte: „Es iſt lange Zeit her, ſeit Herr Immermann ſich täglich Bücher bei mir holten, damals laſen Sie ſehr viel.“

Die allgemeine Bewegung, die nach der Schlacht bei Leipzig eintrat, riß auch Immermann fort. Mit des Vaters Zuſtimmung hatte er ſich gleichzeitig mit ſeinen Landsleuten zu den Waffen gemeldet, und war in das erſte Jägerdetachement des Leib-Infanterie-Regiments aufgenommen worden. Aber noch vor dem eigentlichen Aufbruch der Truppen ergriff ihn in Neuhaldensleben ein heftiges Nervenfieber, das ihn an den

Rand des Grabes brachte und ihn ein Vierteljahr zurückhielt, ſo daß er erſt ſein Detachement erreichte, als der Feldzug zu Ende war. Auf der Heimkehr aus demſelben erfuhr er in Helmſtedt das Traurigſte, was ein junger, hülfe- und führungbedürftiger Menſch hören kann: den Tod des Vaters. Nach vierundzwanzig wöchentlicher ſchwerer Krankheit war der Kriegsrath Immermann am Charfreitage des Jahres 1814 im fünfundſechszigſten Lebensjahre den Seinigen genommen, ein tiefer Riß in der Familie, der nachwirkend für des Sohnes ganze Zukunft blieb.

Nachdem die lang verzögerte Auflöſung des Corps der Freiwilligen erfolgt war, verſtrich der Winter von 1814 bis 1815 wieder bei den Studien, denen jedoch die rechte Sammlung fehlte, denn das Mißgeſchick, das Immermann von dem thätigen Antheil an der Befreiung des Vaterlandes ausgeſchloſſen hatte, warf ihn in eine peinigende Niedergeſchlagenheit, ſo daß er vielleicht der einzige Menſch weit und breit war, der jubelte, als Napoleon von Elba entwich und mit Entzücken vernahm er den neuen Aufruf des Königs an die Freiwilligen.

Wir beklagen tief, daß Immermanns Ende ihn erreichte, als er ſich eben bereitete ſeine Kriegserinnerungen niederzuſchreiben, eine Arbeit, auf welche er ſich ſchon lange gefreut hatte; denn mit Begeiſterung und Erhebung blickte er auf dieſen Abſchnitt ſeines Lebens zurück. Das Material, was wir über denſelben beſitzen, iſt leider ſehr dürftig, da er nur in den erſten Wochen des Feldlebens ein Tagebuch führte, das uns ein Bild deſſelben giebt, und dem wir faſt wörtlich das Folgende entnehmen.

Es war ein kleiner Kreis von Freunden, die am 29. April in Magdeburg ſich dem kommandirenden General zeigten, und von ihm einen Vorſpannpaß zur Armee bis an die franzöſiſche Grenze erhielten. In der Wohnung von Immermanns Mutter verſammelten ſich mit ſchwerem Herzen die zurückbleibenden

Familienglieder, und entließen die Reisenden mit tausend Segenswünschen. Die Marschroute führte diese über Helmstedt, Hildesheim, Soest, Elberfeld, Düsseldorf nach Aachen. Es war eine fröhliche Reise, überall wurden die jungen Jäger als die ersten Freiwilligen mit Jubel empfangen, und nur als bei Düsseldorf der Rheinstrom begrüßt ward, der sie vom deutschen Vaterlande trennen sollte, kämpfte die Begeisterung für das große Ziel, dem es galt, hart mit dem Gefühl, daß nun Alles dahinten blieb, was bis dahin der schöne Inhalt des Lebens gewesen war. In Aachen gab es einen zweitägigen Aufenthalt und allerhand Plackereien ehe die Genossen zum commandirenden General gelangten; Immermann schildert sie humoristisch als sieben Römerzüge, in denen es ihm auf nicht eben erfreuliche Weise klar wurde, daß den Excellenzen der Zuwachs einiger freiwilligen Jäger ein weniger bedeutsames Ereigniß erschien, als diese selbst es anzusehen geneigt waren. Aller Verdruß über solche Enttäuschung wie über die Schwierigkeit der Weiterbeförderung war aber überwunden als man sich auf dem Wege nach dem Lager von Liney befand, welches am 17. Mai erreicht wurde.

Die Aufzeichnungen Immermanns zeigen fortgesetzt die entgegengesetztesten Stimmungen und einen Widerspruch, der uns noch oft in seinem Charakter begegnen wird. Nicht selten erscheint er uns derb, bisweilen sogar roh in seinem Auftreten, wie in seinen Aussprüchen und Auffassungen, aber zwischen solchen Zügen und zwischen übermüthigen Streichen aller Art schlingt sich eine weiche, fast wehmüthige Betrachtung hindurch, die oft zur Selbstanklage wird und das Ideal betrauert, das vor der rauhen Wirklichkeit in der Gemeinschaft der Freunde geschwunden scheint. — „Zu roh dringt das Leben auf unsre schönen Ahnungen ein", schreibt er einmal, „und selten reift die Hoffnungsblume zur Frucht. Wir alle fehlen, aber das Leben ist nicht zum Hassen, sondern um zu lieben." —

Im Lager angelangt, und nach abermaligen Weitläufigkeiten wurde den Freiwilligen nach Verlauf weniger Stunden eine Hütte erbaut, und das Lagerleben, in welchem Immermann nun vom 18.—24. Mai blieb, hatte für ihn einen eignen Reiz.

„Der Menſch" ſagt er „tritt gewiſſermaßen in den Stand der Natur zurück und ſucht ſein Leben auf die einfachſte und rohſte Weiſe zu friſten. Alle Künſtelei fällt weg, und Jeder muß ſeinen Scharfſinn aufbieten, um ohne die Hülfsmittel, die das geſellſchaftliche Leben gewährt, ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen. Die Grünröcke, bei denen man noch gute Mutterpfennige zu ergattern hoffte, wurden von den Marketendern beſonders aufs Korn genommen, jeder Tag bot neue, wechſelnde Bilder. An einem Abend wurde dem commandirenden General ein Feſt gegeben in einer Art von Salon, der aus grünem Laube von den Soldaten erbaut und hübſch decorirt war. Morgens und Abends wurde ſtark exercirt, dazwiſchen gekocht, geſchlafen, umhergelaufen; — bis am fünften Tage des Bivouaks plötzlich Marſchordre kam. Niemand wußte wohin. Um ½8 Uhr traten wir an, der Obriſt ritt die Front hinab, endlich gings fort. Wir voran, die köſtliche Muſik hinter uns, mir war dabei recht wohl zu Muthe." — Wenige Tagemärſche brachten das Corps in das Cantonnement Goyet, nachdem Immermann bei der Ankunft eines neuen Detachements, das aus Berlin kam, mit einem Gefährten noch einmal nach Ciney zurückgeſchickt war, um Lebensmittel zu requiriren. Dabei zogen ihnen Unerfahrenheit und Mangel an Geſchick manche höfliche und grobe Zurechtweiſung zu; dennoch wurde er zum Fourier ernannt, und hatte alſo weitere Gelegenheit ſeine praktiſchen Talente zu entwickeln. Die Hoffnung, daß dieſe Stelle den fernern Dienſt zu einem ſehr bequemen machen würde, ſollte bald genug getäuſcht werden.

Auch in Goyet wurde die Langeweile des Cantonnements durch allerhand buntes Treiben unterbrochen, theatraliſche Vor-

ſtellungen der Marketender und dergleichen. Daneben geſchah aber Alles das Detachement zu formiren, durch groſze Exercitien, Scheibenſchieſzen, Uebungen im Wachdienſt, Anſchaffungen von Kochgeſchirr, Pulver und Blei. Nachdem es zu einer Stärke von etwa 400 Mann angewachſen war, geſchah die Trennung und Vertheilung der Freiwilligen an die einzelnen Bataillons. „Endlich brach“, erzählt Immermann, „der verhängnißvolle 15. Juni an. Um 10 Uhr wurde in allen benachbarten Cantonnirungen Lärm geſchlagen und geblaſen, worauf ſogleich auch für uns der Befehl zum Aufbruch folgte, der nach unendlichem Umherlaufen, Lärm, Geſchrei und Verwirrung um 12 Uhr geſchah. Bei Anville trafen wir die Bataillonswagen, an die wir uns anſchloſſen und ihnen bis zur Chauſſee von Namür folgten, wo wir das ganze 3. Armee-Corps aufmarſchirt fanden. Sobald wir ankamen muſzten wir mit den Fourieren des Regiments fort nach Namür, um dort Fourage zu empfangen. In Namür war groſzer Spectakel. Die Nachricht beſtätigte ſich, daß die Franzoſen im Anrücken und General Ziethen gedrängt ſei. Während wir mit dem Empfangen beſchäftigt waren, rückten das 2. und 3. Armee-Corps durch. Daß beim Anblick dieſer unendlichen Maſſen meine Stimmung ernſt und feierlich ward, war natürlich, wie überhaupt die Augenblicke, die einer groſzen Entſcheidung vorangehen, etwas beengend ſind. Endlich war der Empfang beendigt und wir ſetzten uns mit der übrigen Wagencolonne in Bewegung. Nicht weit von der Stadt leuchteten uns ſchon unſre zahlreichen Feuer entgegen, und wir erreichten bald das Lager, welches auf einer waldigen Höhe bezogen war. Eine furchtbare Nacht brach an. Unſere von Liney mitgebrachten Lebensmittel ſollten vertheilt, Stiefel, Pulver und Blei ausgegeben und Kugeln gegoſſen werden. Nie iſt wohl vor der Schlacht ein Detachement ſo wenig gerüſtet und in ſolcher Verwirrung geweſen als das unſrige. Der Lieutenant lief in Ver-

zweiflung umher, der Feldwebel rieb ſich den Kopf, aus dem kein vernünftiger Gedanke kommen wollte. Wir Fouriere ſteckten in Mehl, Fleiſch und Branntwein bis über die Ohren, riefen uns die Kehle ab, um unſere Vorräthe an Mann zu bringen, aber ein Jeder ging taub vorüber. Um 2 Uhr legte ich mich endlich ein wenig auf die Erde, nachdem in mir erhebliche Zweifel über die geträumte Bequemlichkeit des Fourierlebens während des Feldzuges aufgeſtiegen waren."

Unter dem Donner der Kanonen von Ligny lernte Immermann am darauf folgenden 16. Juni das Bild der Schlachten kennen. Aber die erſte Hälfte des Bataillons bei der er ſtand, kam nur zum paſſiven Widerſtand, die Jäger thaten keinen Schuß, obgleich einzelne Kugeln die Reihen derſelben lichteten. „Heute vor vierundzwanzig Jahren", ſchrieb er, ein Jahr vor ſeinem Tode, „um dieſe Zeit traten wir den Rückzug an. Um 3 Uhr hatte die Schlacht begonnen, um 10 Uhr Abends wußten wir, daß wir ſie verloren, es war aber Keiner muthlos und ich glaube, daß Napoleon übler zu Sinne geweſen iſt an jenem Abend als dem Preußiſchen Heere.

Hell leuchtete der Mond und außerdem die Feuerſäule vom brennenden Ligny. Das Korn war ganz niedergetreten und der Boden ganz glatt wie eine Eisfläche. Zwei Tage darauf hörten wir in der Mittagsſtunde den Kanonendonner von Belle-Alliance und marſchirten dorthin."

Da Immermanns Tagebuch bei dieſem Punkte abbricht, ſo müſſen wir uns begnügen, den Beginn ſeines Kriegslebens im Einzelnen kennen gelernt zu haben und können nur noch in allgemeinen Zügen von dem folgenden Verlauf deſſelben berichten. Nach dem entſcheidenden Siege ward das 3. Armee-Corps nach Paris dirigirt. Vor Paris ſchwenkte es rechts ab nach St. Denis, St. Germain, Verſailles, hatte nach wiederholten kleineren Ausfällen ein gewaltiges Tirailleurgefecht zu beſtehen, das ſich über das ganze Thal verbreitete und rückte am 7. Juli in Paris

ein. Den ganzen Tag mußten die Truppen durch die Hauptstraßen der Reſidenz ziehen; erſt am ſpäten Abend gelangten ſie in die Quartiere. Ein zehntägiger Aufenthalt in Paris gab Immermann Gelegenheit ſich ein wenig unter den dortigen Schätzen umzuſehen und gewährte ihm Erholung von den Strapazen des Feldlebens. Auf dem Rückmarſche ward er bald im Hauptquartier verwandt, das ſeine Route über Meaux und Chalons nach St. Avold nahm, wo die Geduld der Freiwilligen noch einmal durch einen vierzehntägigen Aufenthalt geprüft wurde. Von dort ging es in einem Zuge nach der Elbe und in den letzten Tagen des Jahres 1815 erfolgte die erſehnte Auflöſung. Natürlich war, nachdem die Spannung vorüber die großen Ereigniſſen vorangeht, Ermattung und Ungeduld an die Stelle der Erwartung getreten. Man verlangte nach der Heimath, begehrte die verlaſſenen Studien wieder aufzunehmen, und war des wilden Treibens müde, das ſich in der Loslöſung aus allen geordneten Verhältniſſen mehr oder weniger eines Jeden bemächtigt hatte.

Immermann wurde als Offizier entlaſſen und kehrte nach kurzem Aufenthalte in der Familie nach Halle zurück, wo ihn bald andere Ereigniſſe in Anſpruch nahmen. Schwer empfand er ſchon jetzt die vielfache Unterbrechung ſeiner Studien, deren Verſäumniſſe nicht nachzuholen waren, denn der inzwiſchen erfolgte Tod des Vaters legte ihm die Pflicht auf, der Mutter ſo bald als möglich die Laſt ihrer äußeren Sorgen zu erleichtern. „Mein geſunder Menſchenverſtand ſagte mir, ich müſſe mich ſelbſtſtändig machen und mein eigen Brod eſſen, und das habe ich ſeit meinem 24. Jahre gethan.“ Aber bis an ſein Ende bedauerte er ſchmerzlich, daß er Alles in Allem kaum zwei Jahre ſtudirt habe, daß die größten Lücken in ſeinen Kenntniſſen geblieben ſeien, und meinte ganz andre Dinge leiſten zu können, wenn er mehr gelernt hätte. Das mag übertrieben klingen, da er auf mannichfachen Gebieten

des Wiſſens gründlich bewandert war; aber eine gewiſſe Wahrheit liegt dennoch in dieſen Klagen. Auch ſelbſt in ſeinen reifſten Werken ruht eine geiſtreiche, kühne Combination oft auf friſch gewonnenen Eindrücken, die ſtärker auf ſein Urtheil wirken, als es mit der vollen Wahrheit der Dinge verträglich iſt. Hätten die neuen Elemente, die ihm ſeine rege Thätigkeit und ſein unermüdliches Forſchen zuführten, ſich auf dem Boden einer gründlicheren wiſſenſchaftlichen Bildung abklären können, ſo wären manche ſeiner Urtheile wohl tiefer, wenn auch weniger glänzend geweſen. Wir denken hier namentlich an ſeine Beſprechung von Zeiterſcheinungen und geſchichtlichen Fragen, in denen die hiſtoriſche Begründung bisweilen ſchwach erſcheint, und ihn offenbar nur ein momentaner Eindruck geleitet hat.

Einen Augenblick ſtreifte Immermann bei der Wiederaufnahme der Studien der Gedanke, ſich noch der Theologie zu widmen; aber die Unkenntniß des Hebräiſchen machte denſelben unausführbar. Auch entſprang derſelbe mehr aus der Vorſtellung, daß er allein im geiſtlichen Stande die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften mit Muße werde fortſetzen können, als aus dem Verlangen nach einem geiſtlichen Amte; wenn ihn gleich theologiſche Fragen während ſeines ganzen Lebens lebhaft beſchäftigten. Es war überhaupt ſchwer, ſich wieder in den Gang der Studien zurecht zu finden. Die poetiſchen Träume der Anfänge waren vor einer ernſten Wirklichkeit zurückgetreten, die Begeiſterung, die den Jünglingen die Waffen in die Hand gab, hatte ſie in Verhältniſſe gebracht, in denen Thaten der Männer von ihnen verlangt wurden und ſie hatten als ſolche gehandelt, ohne doch männliche Reife zu beſitzen. Nun ſollten die entbundnen Geiſter ſich ſammeln, Büchſe und Degen der Feder weichen, die Enge der Lehre ſollte wieder der Weite des Lebens folgen. Manche Rohheit war aus dem Feldleben mitgebracht und die genoſſene Selbſtſtändigkeit, die jetzt aufgegeben werden mußte, ſprang oft als grobe Willkür hervor.

Wüſt und unerfreulich nennt Immermann den damaligen Zuſtand der Univerſitäten, wie er ihm in Halle entgegentrat, und ihn bald in unangenehme Händel verwickelte. Durch ſein freimüthiges Auftreten wurde er nämlich in Studenten-Streitigkeiten gezogen, die ihn mehr in Anſpruch nahmen, als es ſich mit ſeinen Studien vertrug und ſogar ſein erſtes ſchriftſtelleriſches Auftreten veranlaßten.

Seit dem Winter 1814 beſtand in Halle eine geheime Verbindung, Teutonia genannt, die im Anfange als die einzige der Art nicht ohne Nutzen war und Uneinigkeiten und Spaltungen häufig ſchlichtete. Aber ſie artete aus, war nicht glücklich in der Wahl ihrer Vorſtände, gebärdete ſich allmälig wie die befehlende Macht in Studentenſachen, und geſtaltete ſich im Winter 1816 bis 1817 zu einem Sittengerichte, von dem Tugend und Moral mit der Klinge in der Fauſt gepredigt werden ſollten, ohne daß die Richter ſelbſt ſich dieſer Eigenſchaften beſonders befleißigt hätten.

Ein armer Student, der Nachdruck verkauft haben ſollte, was noch dazu ſehr fraglich war, entzog ſich der Forderung die eines der Häupter der Teutonia in Folge deſſen an ihn ergehen ließ, nachdem er einen bei der Verhandlung gebrauchten beleidigenden Ausdruck zurückgenommen und abgebeten hatte. Einige Tage nach dieſem Vorfall wurde der Unglückliche vor dem Hörſaal des D. Knapp von einem mit Hetzpeitſchen bewaffneten Haufen überfallen, mehrere Male zu Boden geworfen und ſchrecklich mißhandelt, während eine große Zahl der Teutonen umherſtand und ihren Beifall zu erkennen gab. Ein ſolcher Proceß wurde von einem großen Theil der Studenten mit Entrüſtung aufgenommen, und Immermann ward der Verfaſſer einer Erklärung, die ſchnell viele Unterſchriften gewann, und in der die Unterſchriebenen auf das Bündigſte ihre Mißbilligung des Geſchehenen ausdrückten. Zugleich erklärten die Unterzeichneten, daß ſie jede Herausforderung abweiſen

und jede Beschimpfung, die in Folge dieses Schrittes von der Teutonia wider sie ausgehen würde, an die competente Behörde gelangen lassen würden. Dieser Erklärung wurde der Anschlag am schwarzen Brett verweigert und das Verfahren der „Sulphuristen", wie man die Unterschriebenen spottweise nannte, die sich übrigens zu keiner Verbindung vereinigt hatten, fand manches Bedenken auch bei vielen Gegnern der Teutonen. Bei diesen selbst erregte es aber einen Sturm von öffentlichen Angriffen und Beleidigungen, deren Unfug zu steuern von Seiten des damaligen Prorectors Nichts geschah. Da Immermann als der Verfasser jener Erklärung genannt wurde, so war er vor den Machthabern der Teutonia kaum seines Leibes und Lebens sicher und gerieth in einen Zustand der völlig unhaltbar war, und ihn zu neuen außerordentlichen Schritten führen mußte. Der letzte und äußerste war eine Reise nach Berlin, in Gesellschaft zweier Commilitonen, welche wie er am Kriege Theil genommen hatten und als Offiziere entlassen waren. Es gelang ihnen zwar nicht, persönliche Audienz beim Könige zu erhalten, derselbe empfing aber ihre Eingabe in Potsdam, und vor uns liegt auf vergilbtem Papier die Cabinetsordre mit der Unterschrift Friedrich Wilhelm III, welche die Erwiederung ihres Gesuchs enthält. Immermann bewahrte sie als ein werthes Document und sie darf daher wohl hier im Wortlaut folgen:

„Auf Ihre gemeinschaftliche Vorstellung vom 19. d. M. ist der Minister des Innern beauftragt worden, die nachdrücklichsten Maßregeln gegen den auf der Universität zu Halle obwaltenden Unfug zu ergreifen; es wird demgemäß alles Erforderliche verfügt werden, und Sie können daher ruhig zur Fortsetzung ihrer Studien zurückkehren. Ihr guter Sinn für Ordnung und Gesetzmäßigkeit hat meinen ganzen Beifall."

Potsdam, den 21. März 1817.

Unmittelbar darauf wurde die Teutonia aufgehoben, eine fulminante Verordnung wider alle Ruheſtörungen erſchien am ſchwarzen Brett, und das entſchiedene Verfahren der Behörden brachte den lauten Lärm zum Schweigen. Aber im Stillen lief natürlich noch allerhand um, was die Betheiligten in ihren Beſchäftigungen ſtörte, und da Immermann der Sammlung für das nahende Examen bedurfte, ſuchte er die Sache durch eine kleine Schrift zum Abſchluß zu bringen, die in Jena gedruckt wurde und unter ſeinem Namen erſchien. „Ein Wort zur Beherzigung“ lautete der Titel, dem das Motto beigefügt iſt:

„Es kann der Beſte nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem böſen Nachbarn nicht gefällt.“

So war Immermanns erſtes literariſches Auftreten kein Erguß ſeines poetiſchen Talentes, ſondern ein Zeugniß ſeines Charakters, und verſchaffte ihm in der alten Gelehrtenſtadt vielleicht mehr Anerkennung, als ſeine ſpätere ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Denn neben den bedenklichen Urtheilen, die über die Sulphuriſten und ihr Verfahren laut wurden, trat auch viel Antheil an denſelben hervor. Namentlich ältere Leute gewannen warmes Intereſſe an dem Verfaſſer jener Schrift, dem unbekannten jungen Manne, der es wagte, ſchlicht und muthig verjährten Gebräuchen und Mißbräuchen entgegenzutreten. Man darf nicht erwarten, in ihr die Reife des Mannes zu finden, es fehlt ihr ſelbſt nicht an jugendlichen Ausfällen, doch ſpricht ſie ſo klar, rein und durchdacht die Anſicht und die Motive aus, die das Handeln des Verfaſſers beſtimmten, daß ſie mit Recht ein Zeugniß ſeiner Bedeutſamkeit zu nennen iſt. Immermanns Name gab übrigens zu allerhand Zweifeln an ſeiner Perſon Anlaß und während man von der einen Seite ſeine Bekanntſchaft begehrte, verneinte man von der anderen ſeine Exiſtenz und hielt den Namen für pſeudonym. Daß er ſich ſelbſt getäuſcht hatte, als er glaubte, durch ſeine Schrift gleich

in den Hafen der Ruhe zu gelangen, wird uns nicht verwundern. Denn einmal war er ſelbſt aufgeregt und geſpannt über den Erfolg ſeines Schrittes, und außerdem ließen es die Teutonen an Entgegnungen nicht fehlen, durch welche er ſogar veranlaßt wurde, noch einmal die Feder zu ergreifen, um „ein letztes Wort“ zu ſchreiben. Dieſes wie die erſte Schrift wurden 1817 auf dem Wartburgs-Feſt verbrannt; er ſelbſt berührte die Sache noch einmal in ſeinen Papierfenſtern, in gereizter durch andere Erlebniſſe bedrückter Stimmung, ſo daß wir dort nicht ſein letztes Urtheil über eine Sache finden, die ſich in ſpäteren Jahren zur heiteren Erinnerung abklärte. Von einer ſeltſamen Erfahrung, die ſie ihm nebenher eintrug, werden wir noch zu berichten haben.

Zeigt uns der zweite Abſchnitt von Immermanns akademiſchem Leben, das Semeſter, das den Kriegsjahren folgte, eine ganz andere Phyſiognomie als die Anfänge ſeiner Studien, ſo darf man darum nicht annehmen, daß er durch die Kämpfe in welche er ſich verwickelt fand, ganz von anderen Dingen abgezogen worden ſei. Weder jetzt, noch in dem Winter, der dem zweiten Feldzuge vorangegangen war, fehlte es an unbefangener Jugendluſt und an den Spielen der Phantaſie und Laune. Die heiteren Scenen, welche ſeine Memorabilien in der Schilderung des Oheims bringen, gehören meiſt dieſen Zeiten an. Ihren Höhepunkt fanden ſie ſogar gerade nach dem erſten Feldzuge, wo die Geiſter noch unruhig in willkürlichen Bildern umherſchweiften und wo man in derſelben Nacht, in der Napoleon von Elba entwichen war, ſich in den tollſten Eulenſpiegeleien im alten Holzzelle bewegte. Eine genauere Schilderung derſelben hier wiederzugeben, ſcheint nicht angemeſſen, da jeder Verſuch einer ſolchen weit hinter der meiſterhaften Darſtellung zurückbleiben müßte, die wir in den Memorabilien beſitzen. Dort hat Immermann den Steckenpferden und Schäferſpielen ſeines alten „Oheims Yorik, der ſelbſt längſt

ruht auf dem ſtillen Platz von Spitzbögen und Pfeilern umſchloſſen, auf dem der Wind den Grashalm und die Staude dem Schlummer des Todten zubeugt", das liebenswürdigſte Denkmal geſetzt.

War Holzzelle ſeit ſeiner Kindheit für Immermann die Stätte der ungebundenſten Heiterkeit und des ſorgenloſeſten Glücks geweſen, ſo ſollte jetzt des Oheims gaſtliches Dach ihm auch ein Aſyl bieten, in deſſen Schutz er ſich ruhigen Studien widmen konnte. Im Herbſt des Jahres 1817 ſagte er dem Univerſitätsleben Valet und mußte ſich nun ernſthaft zum Examen vorbereiten. Deshalb begab er ſich nach dem Schluß der Vorleſungen nach Holzzelle und arbeitete dort in völliger Einſamkeit. Der Herbſt ſchüttelte das Laub von den Bäumen, der Winter brach an und der Schnee begrenzte die Wanderungen, ja machte das ſtille Kloſter faſt unzugänglich. So kam die Weihnacht heran bei Oheim Neſtolf und Baſe Gunhild, wie man nach Fouqués „Thiodolfs Fahrten" das ehrwürdige Pachterpaar nannte. Als darauf das neue Jahr anklopfte, zog Immermann wieder hinaus in das Leben dem er angehörte, wenngleich es ihn in dieſem Augenblick auch nicht ſo hell und freudevoll anblickte, als ſeiner Jugend zuſtand.

Von freien Schöpfungen während der Studentenjahre haben wir wenige Spuren; Immermanns Natur und Talent entwickelte ſich allmälig und es entſtanden noch wenig mehr als Gelegenheitsgedichte. Nur ein nicht unbedeutendes Märchen iſt aus dem Jahre 1817 vorhanden, in welchem ſich barocke Anklänge an A. T. Hoffmann mit graciöſeren Reminiscenzen des Tieck'ſchen Phantaſus miſchen.

Die Laune iſt in dieſer Dichtung noch keineswegs von den Grenzen der Schönheit gehalten, aber eine glänzende Phantaſie ſchafft in ihr reiche und wechſelnde Bilder. Wunderbar iſt's, daß der Eingang der Erzählung, der übrigens weder in Form noch Inhalt eigentlich zu derſelben gehört, faſt überein-

ſtimmt mit demjenigen, der uns im Münchhauſen in „die Wunder des Speſſart“ führt. Vielleicht klang noch einmal in ſeiner Seele ein lang verhallter Jugendton an, denn das alte Manuſcript war nicht in ſeinen Händen, und fand ſich erſt nach ſeinem Tode bei einem ſeiner Jugendfreunde wieder.

# III.

## Oschersleben und Magdeburg.

### 1817—1819.

Von Holzzelle aus ging Immermann nach Halberstadt, machte dort im Beginn des Jahres 1818 sein erstes juristisches Examen bei dem Oberlandesgericht und trat damit in die Anfänge des bürgerlichen Lebens ein. Ehe wir ihn zu diesen begleiten, müssen wir jedoch eines Verhältnisses erwähnen, welches seine Seele mit Wonne und Sehnsucht schwellte, während die leidenschaftlichen Strömungen des Universitätslebens seine ganze Thätigkeit in Anspruch genommen hatten. Bald aber hatten sich Hoffnung und Freude in tiefes Leid verkehrt und als er sich in der winterlichen Stille von Holzzelle in strenge Arbeit vergrub, war das Herz des Jünglings, dem „sein Geschick den ersten Wunsch versagt", von heißen Schmerzen zerrissen. Nach der Rückkehr aus dem Felde war in ihm die Poesie der ersten Liebe erwacht. Im Hause der Mutter und in den Kreisen der Verwandten traf er eine Freundin der Schwester, Louise S., und ward schnell von dem Liebreiz ihres Wesens und ihrer Erscheinung ergriffen. Sie war eine Natur, die sich in den liebenswürdigsten, graziösesten Formen stets heiter und anmuthig zeigte, ihr Geist war schalkhaft, leicht empfänglich, auf alles Geistige eingehend, ihr Gemüth liebevoll und wohlwollend, wenn ihr auch wohl die rechte Tiefe fehlte. Immermanns Gefühl für sie war ein ganz reines, andächtiges, keusches;

der Nachklang dieſer Melodie tönt in dem Jugendſpruch, welcher den Eingang ſeiner zweiten Gedichtſammlung bildet. Die ganze Fülle ſeines Jugendlebens, alle Sehnſucht und Ahnung ſeines Gemüthes erſchloß ſich „im Wunder aller Wunder! Des Lebens in tauſend Farben blühendem Silberblick!“ wie er in jenem Lied, „die erſte Liebe“ nennt. Furchtbar wurde ſein Gefühl geknickt durch die Heirath, die ſpäter Louiſe ſchloß und die ihn einſehen ließ, daß ihn nur ein ſchöner Schein gefeſſelt hatte. Dennoch blieb ſie ihm das Heiligthum der Erinnerung; „wenn ſein Fuß gelind durchs Wieſengrün am prächtigen Strome wandelt,“ erblickt er ſie.

„Ein leicht Gebild auf Wolken überm Strom.
Aus Deinen Locken blinkt der reine Kranz,
Noch immer ſchützt der Gürtel Deinen Leib;
Was Andre von Dir haben weiß ich nicht,
Ich habe Dich behalten wie Du warſt,
Und Dich verſagend, ſchenkteſt Du Dich mir
Für alle Zeit, jungfräulich, roſenfriſch!“

Nie vermiſchte er dieſe erſte Empfindung ſeines Herzens mit den heftigen und großen Leidenſchaften, die nachher in ſein Leben traten, und erſt zwanzig Jahre ſpäter ſah er die frühſte Liebe wieder ihm nahen. Bereichert mit allen Schätzen die ihm das Leben gab, empfand er noch einmal jenes reine Glück in der Neigung, die ihn mit ſeiner Braut verband und fügte jenem Spruche die Zeilen hinzu:

„O ſeliges Geſchick! der Jugend Traum
Wird doch nun holdes Weib in meinem Arme! —
Der Bettler ſtammelt ſich Entſagung vor,
Der Reiche ruft und jauchzt, ich will genießen!“

Als Immermann im Frühling 1817 zur Univerſität zurückging, hatte er in der Aufregung des Abſchiedes gewagt Louiſen das Geſtändniß ſeiner Liebe auszuſprechen und glaubte eine

Erwiederung ſeines Gefühls gefunden zu haben. Aber nach der Trennung und als in ihr die Ueberraſchung gewichen, in welche ſie durch die unerwartete Werbung verſetzt worden war, fehlte dem jungen Mädchen der Muth ein Bündniß zu ſchließen, zu dem in jenem Augenblick nur ein unabweislicher Zug des Gemüthes ſie treiben konnte. Aeußere Hoffnungen hatte der junge Student noch wenige; eine Exiſtenz ſollte er ſich erſt gründen, und bald verbündeten ſich verſtändige Rathgeber und vorſichtige Verwandte gegen die Stimme, die in Louiſens Herzen für ihn ſprach. Die Briefe von Mutter und Schweſter ſuchten den Jüngling darauf hinzuweiſen, daß ſeine Liebe keine Hoffnung der Erwiederung habe; aber weder leiſe Andeutungen noch klare Forderungen konnten ihn beſtimmen aufzugeben, was er für das einzige Glück ſeines Lebens hielt, bis endlich Louiſens Verlobung ihm die Ausſicht auf ihren Beſitz raubte und dieſer Schlag ihn faſt zu vernichten drohte. Schaal und leer erſchien ihm die Welt, deren holdeſter Zauber ihm zerſtört war; er meinte, der Tag, an dem Louiſe eines Andern Weib werde, müſſe der letzte ſeines Lebens ſein, und nur ſchwer fand ſeine geſunde Natur den Muth, „nicht in raſcher Jünglingsthat ein Leben abzuwerfen, das für den Augenblick unerträglich geworden war.“ — Unter harten Kämpfen verſtrichen ihm die herbſtlichen Arbeitstage in Holzzelle und riefen den Entſchluß hervor, auf die Heimkehr zu der Mutter und den Geſchwiſtern zu verzichten, um die gefährliche Nähe der Geliebten zu meiden. Es war nicht leicht, das langbegehrte Zuſammenleben mit der Mutter aufs Neue in die Ferne geſchoben zu ſehen, aber mit ſelbſtloſer, immer gleicher Güte beſtärkte dieſe den Sohn in ſeinem Vorſatze, auch der für ihre Lage großen pecuniären Opfer nicht achtend, zu welchen ſie dadurch genöthigt ward.

Nach abſolvirtem Examen wandte ſich Immermann gleich von Halberſtadt aus nach dem nah gelegenen Oſchersleben, trat bei dem dortigen Kreisgericht als Auscultator ein und

blieb bis zum October deſſelben Jahres in dieſem Verhältniſſe. Dieſe Zeit war vielleicht der unfruchtbarſte und eintönigſte Abſchnitt ſeines Lebens und wir haben wenig aus demſelben zu berichten.

Der Uebergang im Leben des Jünglings iſt immer ein ſchwerer, wenn er nach den Jahren der freien Entwickelung in denen er nur ein Empfangender ſein durfte, die Grenze überſchreiten muß, jenſeits welcher er Andern dienſtbar machen ſoll, was er gewonnen. Kommt dazu, daß der äußere Beruf in den er tritt nicht völlig dem innern Bedürfniſſe entſpricht, wie es bei Immermann der Fall war, ſo iſt die Aufgabe eine noch größere, und ſoll ſie gar ein junger Mann löſen, dem heißes Liebesleid am Herzen zehrt, ſo werden wir nur zu begreiflich finden, wenn er für den Augenblick ſchlaff und theilnahmlos ſeine Tage abſpinnt. Der Aufenthalt in der kleinen Landſtadt war überdies in keiner Weiſe geeignet, ermattete Geiſter zu beleben, denn die nähere Umgebung von Oſchersleben iſt völlig reizlos, und nur die fernen Linien des Harzes gewährten dem Auge des jungen Dichters einen wohlthuenden Ruhepunkt, wenn er ſie auf einſamen Spaziergängen im Abendgolde glänzen ſah. Und wie die Natur ſeinem Schönheitsgefühl wenig Nahrung bot, ſo fehlte auch ſeiner ſuchenden Seele in den engen Verhältniſſen des Städtchens die kräftige Nahrung, deren ſie eben jetzt bedurfte. Ganz öde und entſagungslos wäre das Leben des Jünglings geblieben, wenn das gütige Geſchick ihn nicht in eine anmuthende Häuslichkeit geführt hätte. Er ward der Hausgenoſſe des jüngſten Bruders ſeiner Mutter, der in kinderloſer Ehe einer Frau verbunden war, welche Immermann in dieſer ſchweren Periode ſeines Lebens den ſchönſten Anhalt bot und den tiefgehenden Einfluß, den ſie bald über ihn gewann auch nie wieder ganz verloren hat. Ein reiches Gemüth und eine zarte, harmoniſche Weiblichkeit vereinten ſich in ihr mit feinem Verſtändniß für alles Geiſtige und ſchufen

die innige Sympathie für den jungen Dichter, mit der ſie ihn durch alle Wendungen ſeines ſtürmevollen Lebens begleitete. „Sie gehört zu den reinen und edlen Naturen," ſagt Immermann von ihr, „die den Menſchen im Ewigen und Wahren zu erfaſſen ſuchen, ſie ſah meine unklare, verworrene Jugend, aber ſie hat nie den Glauben an mich aufgegeben, und das danke ich ihr bis ans Ende."

Natürlich konnte auch das erlittene Mißgeſchick ſeine kräftige Natur nicht dauernd in ſtumpfe Niedergeſchlagenheit werfen. Allmälig tauchten in kleinen Zügen Laune und friſcher Lebensmuth wieder auf, ſcherzhafte poetiſche Bitten, in denen die Hausfrau erſucht ward mit den reinigenden Waſſerfluthen das Heiligthum des Studirzimmers zu verſchonen und andere Zeugniſſe heitrer Stimmung ſind noch vorhanden, und ebenſo klingt allmälig in den Briefen an die Familienglieder der gute Humor wieder durch. Aber der Inhalt dieſer Correſpondenz iſt im Allgemeinen nicht bedeutend und eignet ſich nicht zu Mittheilungen. Eine ſechstägige Harzreiſe war das größte Erlebniß dieſes Sommers.

Am Ende des Weinmondes kehrte Immermann nach Magdeburg zurück. Der Herbſt war die Jahreszeit, die ihm beſonders lieb war, wie er es in einer Strophe des Triſtan ſo ſchön ausſpricht:

Die Luft, darin die Geiſter ſchweben,
Die unſerm Buſen Balſam geben.
Ausruht Natur vom Sommerrauſch
Und von des Juli falſcher Schwüle,
Der Athem Gottes giebt zum Tauſch
Für trübe Gluth die klare Kühle
Und ſpricht das milde Troſteswort:
Es reift doch Manches da und dort!

Unter den Schmerzen der Liebe war er innerlich gereift, war er zum Dichter geworden, und zum erſten Male fühlte er

tief und warm das Glück, das ihm die Muſe gab, indem ſie ihm gewährte, nach außen befreiend zu geſtalten, was ihn innerlich verzehren wollte. Die Liebeslieder, die ſich in der erſten Sammlung ſeiner Gedichte finden und die zum groſſen Theil in der ſpätern Ausgabe wieder abgedruckt wurden, ſind damals entſtanden. Wir erinnern an: „Der Einſame, Bei Mondenlicht, Sehnſucht, Wenn ich dies und das wäre", und an die Zeugniſſe jener frühen Schmerzen in: „Verzweiflung, Adler und Taube, Abſchied", erwähnen aber daneben auch das Gedicht: „Kindliches Gefühl", um zu zeigen, daß in der Liebe der Mutter ſein leidendes Herz die erſte Stätte des Troſtes ſuchte und fand. Sie ſtand ihm getreulich zur Seite, wo und wann er ihrer bedurfte, half die Sehnſucht bekämpfen, mit welcher der Jüngling noch immer des geliebten Mädchens gedachte und wußte ſie in leiſe Wehmuth zu wandeln, bis endlich auch dieſe überwunden war und das Leben wieder friſch und voll ihm vor dem freien Auge lag. Aber ein Herz, das einmal vom Strahle der Liebe berührt ward, kehrt nie wieder ganz in das frühere Sein zurück, ſehnſüchtig träumend verlangt es nach dem entſchwundenen Glück, und überträgt nicht ſelten die Empfindung, die noch im bewegten Gemüthe fortklingt, auf andere Erſcheinungen. Das erfuhr auch Immermann, als ihm nach Louiſens Verluſt die Schweſter eines Freundes begegnete. Sie beſchäftigte eine Zeit lang ſeine Phantaſie mehr als ſein Herz, denn ihr fehlte, was ihm des Weibes Krone ſchien: Natur. Von dem Glauben getäuſcht, daß nach jenem erſten Schlage, der ſein Leben traf, das ganze weibliche Geſchlecht ihm gleichgültig, ja „verhaßt" geworden ſei, verkehrte er unbefangen mit dem Mädchen, deſſen argloſe Neigung und Hingebung der wunden, ſanfter Behandlung bedürftigen Bruſt wohl that, ohne weder an ſie noch an ſein eigenes Innere eine ernſte Frage zu richten. Wie ihn kein tieferes Gefühl erfüllte, ſo glaubte er auch bei ihr kein ſolches vorausſetzen zu müſſen,

kein Gedanke an eine Verbindung, kein Wunsch nach einer solchen kam anfänglich in seine Seele. Aber er war unvorsichtig gewesen und hatte durch sein Benehmen wohl Anlaß gegeben, daß man ihm ernstere Absichten unterlegte. Als er das erkannte, suchte er sich tieferes Interesse an A . . . einzureden, ohne daß sein Herz von einer wahren Empfindung für sie beherrscht war, wie es die Tagebuchblätter jener Zeit deutlich zeigen. Wir würden auch kaum dieses schnell verklungenen Verhältnisses erwähnt haben, dessen Frucht eine größere Vorsicht im Verkehr mit jungen Mädchen blieb, hätte Immermann dasselbe nicht poetisch in den Papierfenstern eines Eremiten behandelt, wo wir in Christel jene A. wiederfinden und in Cölestine Louisen.

Kräftig begann sich jetzt Immermanns dichterische Natur nach allen Seiten zu regen. Größere Pläne gingen allmälig ihrer Reife entgegen, einzelne lyrische Gedichte entstanden, die hergebrachten Festspiele erhielten durch seine Betheiligung einen höhern poetischen Schwung, und die Aufführungen mit denen man die Familienfeste beging, erhoben sich zu einer künstlerischen Bedeutung. Manche in den Sammlungen enthaltenen Gedichte, z. B.: Die Weihe des Heerdes, der Bänkelsänger, Storchlied, Nachtwächter vor der Brautkammer und Troubadour rühren von diesen Spielen her und sind zum Theil einem größern Cyklus entlehnt. Mehr als die Darstellungen eigner Dichtungen beschäftigte ihn aber das Einstudiren von Göthe's Iphigenie, in der er selbst die Rolle des Orestes übernahm, und vortrefflich ausgeführt haben soll. Ueberhaupt brachte er in dieser Zeit mehrere poetische Gestalten mit Glück zur Erscheinung: den alten Grafen Holm in Körners Braut, den Capuziner in Wallensteins Lager und Andere. Die Aufführung der Iphigenie wurde schon mit demselben Ernst vorbereitet, mit dem Immermann bis an sein Ende an ein großes Dichterwerk herantrat. Es ist ein Vers vorhanden, in welchem er

die Mutter, die der Mittelpunkt des Kreiſes war, ſcherzhaft klagen läßt:

Endlich kann man ruhig ſchlafen!
Traun, die ſchwerſte aller Strafen,
Iſt ein Sohn, von Kunſt entbrannt.
Hab' ich nicht in Mutterwehen
Sechsunddreißig mal geſehen,
Des Oreſtes Mörderhand.

Ob dieſe Zahl wörtlich zu nehmen war, iſt wohl zweifelhaft, aber gewiß iſt, daß er nicht eher ruhte, als bis das höchſte erreicht war, was er mit den vorhandenen Kräften erreichen konnte. Und Immermann beſaß ſchon damals das Geheimniß auch mäßige Kräfte ſo zu verwenden und anzuregen, daß ſie ein Theil des harmoniſchen Ganzen wurden, als welches die Dichtung zu reproduciren ihm die größte Aufgabe der darſtellenden Kunſt erſchien. Jedem Einzelnen wußte er ein klares Verſtändniß ſeiner Aufgabe beizubringen, durch ſeine Anregung fühlten ſich die Mitſpielenden gehoben und die Zuſchauer empfingen ſo unvergeßliche Eindrücke, daß dieſe noch in jenen Magdeburger Kreiſen nachklangen, als der Dichter ſelbſt ihnen lange entriſſen war.

Alle Verhältniſſe, in denen wir jetzt Immermann beobachtet haben und in denen wir ihn auch in Magdeburg finden, ruhten vorherrſchend auf gemüthlicher Befriedigung; nach allen Seiten war er der Gebende weit mehr als der geiſtig Empfangende, die bedeutendſte Natur in dem Kreiſe, dem er durch Erinnerung und Liebe angehörte.

Sollte ſich ſeine reiche, aber ſchwere Natur völlig entfalten, ſo genügten dieſe Umgebungen nicht, er bedurfte neuer Anregungen, größerer Anſchauungen, als er in denſelben fand. Darum war eine Verſetzung, die ihn im November 1819 nach Münſter rief, gewiß ein glückliches Ereigniß, wenngleich der junge Dichter nur widerſtrebend dem Rufe folgte, der ihm in

der Fremde eine äußerlich unabhängige, für seine damaligen Ansprüche reichliche Existenz bot. Er hatte im Mai sein zweites Examen gemacht, dann seinen in Halle studirenden Bruder besucht und konnte sich im October noch einen kurzen Aufenthalt in Berlin gestatten. Diesen benutzte er, um sich so viel als möglich in den dortigen Kunstsammlungen zu orientiren; aber mehr als diese interessirte ihn das Schauspiel. Das Glück war ihm günstig und die Bühne bot ihm einen seltenen Genuß; er sah im Egmont und Heinrich IV Wolff, Lemm, die Stich in ihrer Jugendblüthe und Ludwig Devrient. Mehr als alle anderen Erscheinungen begeisterte ihn dieser. Er nannte ihn den größten Schauspieler, den es giebt, gegeben hat und geben wird, durch seine Vielseitigkeit wahrhaft bewunderungswürdig!

Ehe Immermann die Vaterstadt verließ, trat er schüchtern zum ersten Male mit seinen Dichtergaben vor das Publikum. Das Frauentaschenbuch für 1820 brachte durch Fouqués Vermittelung einige Gedichte, unter Anderem das Requiem und Jung-Ofrik. Leider fehlten dabei durch eine Nachlässigkeit seines beschützenden Gönners gerade diejenigen Sachen, die dem jungen Poeten die liebsten waren. Eine Annäherung an den Dichter der Undine war die erste literarische Anknüpfung, die Immermann machte, und er schätzte Fouqués großes Talent immer, nur war es ihm ein Beispiel, daß auch ein solches untergehen muß, wenn es sich statt von Natur, Wahrheit, Forschen, von Eitelkeit, Manier, Selbstbespiegelung leiten läßt. Fouqués Briefe aus den Jahren 1818 und 1819 zeigen herzliche, wahrhaft freundschaftliche Theilnahme für Immermann, und sprechen die schönsten Hoffnungen auf seine reiche Zukunft aus. Gemeinsam will er mit ihm wirken und streben, und Nichts wird ein Verhältniß stören können, zwischen Gemüthern, die sich einmal so verstanden haben, wie er und sein „edler junger Freund und Kunstgenosse." Schon wünschte die Wärme der Empfindung alle Titulatur und Förmlichkeit aus dem Verhältniß zu ver-

kannen, da entdeckte Fouqué plötzlich, wie „unritterlich“ ſich Immermann auf der Univerſität benommen und brach mit folgendem Briefe das Verhältniß ab:

Rennhauſen bei Rathenow, am 14. März 1820.

Mit einem ſchmerzlichen Gefühl ergreife ich die Feder, um ſo mehr ſchmerzlich, da Ihre erneute Annäherung nach ſo langem Verſtummen mich ſehr gefreut hatte und ich nun dennoch nur allzubeſtimmt ſehe, daß unſre Bahnen ſich ſcheiden müſſen. Als ich nämlich während meines Berliner Winteraufenthaltes eben eine recht gute Stunde zu gewinnen bemüht war, um Ihnen ausführlich zu ſchreiben, kam der Lieutenant von D.... zu mir und berichtete mir, wie Sie Ihre früheren Verhältniſſe als Offizier und Student auf eine Weiſe betrachtet hätten, die unmöglich mit meinen öffentlich ausgeſprochenen Anſichten übereinſtimmen könnte; — er belegte das mit Druckſchriften, ich hatte nichts mehr zu erwiedern. Irre ich, ſo verzeihe mir Gott, und erleuchte mich. Irren Sie, ſo thue er Ihnen nach ſeiner Gnade desgleichen. Aber ſo lange unſere Anſichten in ſo unendlicher Verſchiedenheit beharren, können wir nicht auf gleichen Bahnen wirken. Ich ſende Ihnen daher die mir anvertrauten Manuſcripte zu beliebiger Verwendung zurück; — ſehr ungern, da ich nach wie vor Ihr ſchönes Talent für Poeſie als ausgezeichnet anerkenne. Dieſe Zurückſendung wäre früher geſchehen, doch hatte ich das Mährchen nicht mit nach Berlin genommen und konnte keine fremde Hand über meinen hieſigen Schreibtiſch laſſen. Entſchuldigen Sie die Verzögerung. Gott mit Ihnen!

Friedrich Baron de la Motte-Fouqué.

# IV.

## Aufenthalt in Münſter bis zur erſten Reiſe in die Heimath.

**November 1819 — Auguſt 1820.**

Als vortragender Auditeur beim General-Commando ſollte Immermann in Münſter zunächſt interimiſtiſch eintreten. Er verließ am 11. November 1819 Magdeburg und gelangte nach fünftägiger Reiſe an den Ort ſeiner Beſtimmung. Zum erſten Male trennte ſich jetzt ſein Leben dauernd von der Heimath und von dem Kreiſe, in dem er aufgewachſen und deſſen Genoſſen ihn auch durch das Univerſitäts- und Kriegsleben begleitet hatten. In der ungünſtigſten Jahreszeit lernte er Münſter kennen, und der erſte Eindruck, den das Land auf ihn machte, läßt nicht ahnen, daß Weſtphalens rothe Erde der Boden der Dichtung ſein werde, welche ſeinem Namen in der Nation den ſchönſten Klang gewinnen ſollte. Obgleich die äußern Vorzüge des neuen Wohnorts leicht diejenigen der alten Heimath hätten überwiegen können, ließ die Sehnſucht nach derſelben ihn lange nicht ſich an dem erfreuen, was ihm geboten ward und erſt allmälig empfand er den Reiz, den Münſter ſchon dadurch für ſeine Natur beſitzen mußte, daß Zeit und Geſchichte hier Allem einen Charakter aufgeprägt hatten. Der ſprach ſich aus in den phantaſtiſch verſchnörkelten Giebeln und Erkern am Prinzipalmarkt, in den ſchwerfälligen Bogengängen um denſelben, in den ſtattlichen Höfen des Adels, dem Reichthum der ſchönen

katholiſchen Kirchen, und beſonders poetiſch in dem halb ruinenhaften St. Ludgeri-Baue. Daneben fand die hiſtoriſche Erinnerung einen Anhalt in dem prächtigen Rathhausſaale, in welchem der Weſtphäliſche Frieden abgeſchloſſen war, und eine wunderliche Reliquie in den Eiſenkäfigen der Wiedertäufer droben am Thurme der Lambertikirche. Auch literariſch hatte der Ort ſeine Vergangenheit, überall war das Gedächtniß an die Fürſtin Galitzin, ihren Freund Hamann, der in Münſter begraben liegt, an den ganzen Kreis der edlen Frau lebendig, denn Viele der Gegenwärtigen hatten noch mit ihr in Verbindung geſtanden. Die Umgebungen der Stadt boten freilich im Winter ein ödes Einerlei; vernachläſſigte Wege, welche der ſchwere Boden kaum benutzen ließ, beſchränkten die Wanderungen auf engere Kreiſe. Erſt der Frühling brachte liebliche grüne Bilder. Hohe belaubte Hecken durchſchneiden die weiten Ebenen der weſtphäliſchen Felder, Crucifixe und Heiligenbilder beherrſchen hier und dort beſchattete Plätze, auf denen ſich im nied'ren Gehölz freundliche Ruhepunkte bieten. Aus zerſtreut liegenden Bauerhöfen, — es giebt unter ihnen einen wirklichen Oberhof, — ſteigt leiſe der Rauch in der klaren Luft auf, und mit ihrer ländlichen Wohlhabenheit gewähren ſie dem müden Wanderer bereitwillige Gaſtfreundſchaft.

Zunächſt verſchloß ſich der junge Dichter in dem neuen Wohnorte ganz in ſeine eigene Welt. Wie ſeine innere Entwickelung ſich bisher ſtetig fortſchreitend aber nicht beſonders ſchnell gezeigt hatte, ſo gewann auch ſein äußeres Weſen nur allmälig die Leichtigkeit, mit welcher er ſich in reiferen Jahren in allen Verhältniſſen zurecht zu finden wußte und in jeder Geſtalt des Lebens ihre Vorzüge erkannte. Geſellig hatte er ſich bisher nur in den völlig zwangloſen Kreiſen der Familie bewegt und vermißte die unbefangene Weiſe derſelben jetzt um ſo entſchiedener, weil ſein neues Dienſtverhältniß ihn in Beziehung zu dem Militair brachte, deſſen Anſichten und Formen

ihm fern ſtanden und bei welchem er überdies wenig Sympathie für ſeine geiſtigen Intereſſen vermuthete. In faſt rückſichtsloſer Weiſe entzog er ſich allem Umgange und ſuchte ſeine Erholung allein im ſchriftlichen Verkehr mit den Seinen, in welchem er ſich nicht ſelten in Humor und Selbſtironie über die Mängel der Gegenwart zu tröſten ſuchte. Wir legen einige Bruchſtücke aus dieſen Briefen ein, die bezeichnend für die Münſterſchen Anfänge ſind.

„Dein Söhnlein iſt wohlauf," ſchreibt er der Mutter bald nach ſeiner Ankunft, „er ſchreitet in ernſter Herrlichkeit, wie der Ritter einer größeren Zeit durch die Straßen von Münſter. Alle Abend wäſcht er die Quetſchungen, die ihm die unbeſcheiden enge Taille der Uniform bereitete, und rückt ſich in entlegenen menſchenleeren Straßen den infamen Stürmer, der immer nicht ſitzen will, zurecht.

Die 13te Diviſion erfreut ſich leider nicht meines höllenrichterlichen Ernſtes. Als ich am Morgen nach meiner Ankunft mich bei L..... meldete, ſchickte mich dieſer ſofort zum commandirenden General v. Th....., dem der vortragende Auditeur fehlt. Dieſer warb mich ſogleich auf vier Wochen an, und ſo bin ich denn Auditeur beim Generalcommando für die Provinz Weſtphalen. Bei unſerm erſten Zuſammentreffen commandirte mich die Excellenz ſofort zur Mittagstafel. Ich ſtellte mich natürlich pflichtſchuldigſt ein und wir aßen — doch ich will nicht ironiſch ſein. Den meiſten Spaß machte mir ein ſeltſames Zuſammentreffen bei Tiſche. Der General fragte mich nämlich, wo ich ſtudirt habe, und da ich Halle nannte: ob ich auch an den Streitigkeiten der Sulphuriſten und Teutonen Theil genommen habe. Ich erzählte ihm nun die ganze Geſchichte von A—Z und er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, denn ein neben ihm ſitzender junger Menſch, ſein Hauslehrer, war richtig ein geweſener Teutone und mußte nun herhalten.

Unter Dach und Fach bin ich. Ich wohne in der beſten Gegend der Stadt, am Prinzipalmarkt, und bin mit meinem Hôtel ganz wohl zufrieden. Meine Wirthe ſind gefällig, und „damit das Auge auf was Hübſchem ruhe," ſo befinden ſich wirklich zwei allerliebſte Mädchen im Hauſe.

Der Mittagstiſch iſt theuer, unter 8 Thlr. monatlich kann man nicht ſpeiſen, dazu der Wein, den man hier überall trinken muß. Denke Dir, liebe Mutter, welche Qual für Deinen weinſcheuen Sohn. Ein guter Menſch bin ich wahrlich, das habe ich geſtern Abend mit Freuden geſehen, als ich alle Strümpfe nach der Nummer ſortirt in meine Commode legte. Auch nicht ein einziges Paar falſch zuſammengelegt.

Von den Herrlichkeiten meines räuchrigen Neſtes habe ich übrigens noch nichts ſehen können, weder den Schloßgarten, noch die Käfige von Knipperdolling und Compagnie. Bekannte ſind nicht hier; von Denen, welche ich zu finden hoffte, weiß Niemand etwas. Indeſſen muß mich mein Verhältniß mit einer Menge von Menſchen in Berührung ſetzen, und es iſt dafür geſorgt, daß ich das Reden nicht verlerne.

Wenn ich nur erſt einen Jungen zu meiner Bedienung hätte. Bis jetzt iſt ein alter krummbeiniger Lohnlakei in meiner Suite, der daneben bei Tiſch fünfzig Perſonen bedient, und für einen reiſenden Kaufmannsdiener Maklergeſchäfte beſorgt. Der Kerl hat alſo täglich zweiundfünfzig Herrn. Daß ich über Deinen Brief eine herzliche Freude gehabt, ſagſt Du Dir ſelbſt; er war der erſte von befreundeter Hand; heute hat mich Ferdinand beglückt. Fahre fort, fleißig zu ſchreiben, Du ſorgſt dadurch wirklich weſentlich für mich, denn ich bin hier im ſtrengſten Sinne des Worts unter lauter gleichgültigen Geſichtern, und noch hat es nicht das Anſehen, als ob ich einem derſelben Intereſſe abgewinnen könnte; Du weißt aber von Tauris her, daß

„Ein Einſamer ſtill verſinkt."

Es giebt Stunden, wo kein Buch, kein Geſchäft, keine Philoſophie ausreichen will, und wo der Geiſt ſich unwiderſtehlich nach freundlicher Menſchenrede ſehnt. Da hilft denn ein Brief am Beſten.

Es iſt wahrlich meine Schuld nicht, wenn ich hier ohne Bekanntſchaft bleiben werde. Mit den gewöhnlichen Offizieren paſſe ich nun einmal nicht zuſammen, und muß abwarten, ob mir das Glück einmal einen weißen Raben, einen Vogel Phönix unter ihnen zuführt. Heute habe ich wieder einen kennen lernen, den der Macbeth ennuyirt. Mit Civiliſten ſtehe ich in gar keiner Beziehung; da müßte ich Viſiten machen aus freier Fauſt — iſt nicht Jedem gegeben. Die Eingeborenen aber — das iſt allgemeine Klage — halten ſich aus Katholicismus und Antiboruſſianismus jeden Offizianten aus den alten Provinzen vom Halſe.

So wäre ich denn mit mir **solo vis-à-vis de moi même.** Nun das führt wenigſtens zu etwas Gutem, zu fleißigem Leſen und Studiren. Der Menſch hat wirklich erſtaunlich viel zu lernen und das Leben iſt ſo kurz. Darum geſchaffen ſo lange die Zeit iſt, nie kann in dieſer Hinſicht die jetzige Zeit mir wiederkehren. Nachdem ich den alten Wuſt aufgearbeitet, den ich vorfand, wird es immer heiterer und leichter und der Muße immer mehr. Da darf ich denn die unſterblichen Neun recht oft zu mir einladen. Dieſe ewigen, nie alternden Jungfrauen entſchädigen mich wirklich für Alles, was der Troß, den man Geſellſchaft zu nennen pflegt, bieten kann, nur freilich nicht für Liebe und Freundſchaft.

Ich bin in einer ſonderbaren Lage. Nach der Heimath zieht mich Alles, wodurch ich noch mit dem Leben und mit dem Glücke zuſammenhange — Gefühle, die man nicht in ſich abtödten muß, wenn man nicht veröden will, — dagegen bin ich mit meiner materiellen Exiſtenz an die weſtphäliſche Erde gebunden."

Das Tagebuch, das Immermann in dieſer Zeit führte, giebt Rechenſchaft von den ſtillen Beſchäftigungen, deren dieſer Brief erwähnt und zeigt auf jeder Seite ſein ernſtes Bemühen, ſich geiſtig zu fördern und zu vertiefen. Er giebt ſeinen erſten Aufzeichnungen das Wort Göthes als Motto mit: „Denn was man ſchwarz auf weiß beſitzt, kann man getroſt nach Hauſe tragen," und nimmt's nicht leicht mit dem Notiren. Sismondi gab ihm in der Literatur des ſüdlichen Europas neue Anſchauungen, brachte ihm die Geſtalt Petrarka's nahe und regte den Gedanken zu dem ſpäteren Trauerſpiel an. Ob ſchon der Embryo des Merlin entſtand, als er hier die Sage vom Sohn des Teufels und einer Jungfrau las? Die Aufzeichnungen ſind bei dieſem Punkte ſehr detaillirt, ſonſt ſind keine Andeutungen vorhanden. Wenig Befriedigung gewährte ihm die Lectüre der Luſiaden des Camoens; doch dürfen wir vielleicht annehmen, daß ſein Urtheil von dem Mißbehagen des neuen Zuſtandes etwas influirt iſt, da er daneben auch Leſſing's Nathan nicht anzuerkennen vermag. „Witz und Scharfſinn," ſagte er, „boten ſich die Hand und riefen: Laßt uns Werke ſchaffen, denen der Phantaſie gleich, aber ohne ſie. Aus dieſer unnatürlichen Vereinigung entſtand „Nathan der Weiſe von Leſſing."" Mehr Freude fand er am Laokoon, mit dem er ſich noch am Schluſſe des Jahres beſchäftigte. Aber die erſten Wochen des Münſterſchen Aufenthalts waren nicht allein von dieſen Studien ausgefüllt, ſondern trotz derſelben und trotz der neuen fremden Amtsgeſchäfte, in die er ſich einarbeiten mußte, beendigte der junge Dichter in dieſer Zeit ſein erſtes Trauerſpiel: Das Thal von Roncesval. Der Plan zu demſelben war ſchon auf der Univerſität entſtanden, die Vorarbeiten hatten ihn während ſeines Aufenthaltes in Magdeburg beſchäftigt und den erſten Act des Dramas brachte er fertig mit nach Münſter. Dennoch iſt in hohem Grade zu bewundern, daß ſchon am Schluſſe des Jahres das Drama vollendet war.

Der Untergang des Helden Roland ist das Thema des Thales von Roncevaux; die dramatische Behandlung des Stoffes ist, auch ganz abgesehen von der vorwiegend epischen Natur desselben, noch sehr unvollkommen und doch bethätigte sich der Dichter als solcher gleich in dieser Erstlingsarbeit, indem es ihm gelang wirkliche Menschen zu schaffen, deren Wesen und Thun lebensvoll in einem klaren Mittelpunkt wurzelt, so daß sie uns faßlich entgegen treten, und daß wir darum Theil nehmen an ihrem Geschick. Die Idee, welche den Dichter in seinem Drama leitete, war, zu zeigen, daß großes Unglück oft durch kleines Unrecht entstehe, und die tragischen Folgen des Halbrechten und Halbschlechten darzustellen. „Vor der Welt gilt ein anderes Recht als vor Gott," schrieb er in der Zeit des Entstehens, „aber der Vorsehung geschieht kein größerer Greuel, als das Recht dieser Zeit, welches nach den Folgen seine Gaben abmißt, und zu allen Zeiten Völker und Länder in's Unglück gestürzt hat. Ueber dem Chaos der irdischen Dinge schwebt der Geist Gottes in Offenbarung und Sittengesetzen, und soll in das Chaos Licht kommen, so muß das darüber Schwebende sich in seiner Reinheit erhalten."

Gerade am Sylvesterabend des Jahres 1819 vollendete Immermann sein Drama. „Ich feierte den Abend zwar auf meiner Stube", schreibt er den Seinen, „indessen hatte ich große und glänzende Gesellschaft bei mir. Ein König, Fürsten und Ritter waren meiner Einladung gefolgt, und vertrieben mir die Einsamkeit. Gerade in der Mitternachtsstunde beendigte ich nämlich mein Trauerspiel, und konnte Schlag 12 Uhr schreiben:"

„Der Vorhang fällt."

Das Manuscript wurde nun zunächst dem Urtheil der heimischen Freunde vorgelegt, und mit Spannung erwartete der Dichter ob das Werk, an dem er mit ernster Liebe gearbeitet hatte, dort als „Dichtung" wirken werde. Sonst will

er „das Saitenſpiel, das ihm nicht klingt, ſtill weghängen.“ Aber er hoffte, daß die Stimme ſeines Innern, die ihn mächtig trieb, wahrhaftig ſei, und der warme, anregende Antheil, der ihm namentlich von Seiten ſeines Bruders Ferdinand ward, gab ihm die erſte Bürgſchaft fernerer Erfolge.

Flüchtige Beſuche durchreiſender Freunde waren die einzigen Ereigniſſe der nächſten Monate, das Theater Immermanns Zerſtreuung. Allmälig knüpfte er zwar einige perſönliche Verhältniſſe an, aber immer blieb ſein Sinnen der Heimath zugewandt, verſenkte ſich ſein Gemüth gern in einſame Sehnſucht. Nicht ohne Prätenſionen trat er an die Menſchen heran, denn er dachte groß von der menſchlichen Natur, und wollte darum Großes von ihnen ſehen. Lange trug er an den Schmerzen, die in dieſer Beziehung aus getäuſchten Hoffnungen hervorgehen, bis die Reife ſeiner ſpätern Jahre ſeine Anſprüche mäßigte und ihm die Erſcheinungen der Menſchheit in milderem Lichte zeigte. Jetzt fühlte er ſich vorherrſchend unbefriedigt von ſeinen ungenügenden Umgebungen, ſehnte ſich nach Solchen, zu denen er hinauf ſehen könne, begriff nicht, warum er mit lauter Menſchen zuſammengewürfelt ſei, die nicht zu ihm und zu denen er nicht paſſe, und warum das Schickſal ein eigenſinniges Vergnügen daran finde, die Beſten und Lebendigſten durch Meilen und Jahrhunderte auseinander zu reißen. Er möchte eine Theilnahme finden, die auf dem wahren Verſtändniſſe ſeiner Individualität ruhte, ſein eigenthümliches Streben anerkannte, ſeine Mängel im Zuſammenhange mit dem Guten in ihm erblickte, nicht auf die Fehler losſchlüge, ſondern ihn förderte mit ſanfter Hand das Gute ſtärkend. Neben ſolchen Aeußerungen zeigen aber auch andere wieder, daß er in beſcheidener Weiſe von allen Denen zu lernen ſuchte, mit denen er in Berührung kam. Die Vorträge der Collegen wurden ihm Anlaß auf das zu achten, was den ſeinigen wohl fehle, leichtfertige Aeußerungen Andrer, Mahnungen ſich ſelbſt in Zucht zu halten; ſchnell war er bereit

gut zu machen, wo er Jemand verletzt hatte, und zu verzeihen, wenn ihm weh gethan war. Milde Versöhnlichkeit war überhaupt einer der Grundzüge seines Charakters. Es war ihm ein Glaubenssatz, daß Niemand aus Absicht Andern wehe thue, sondern daß Ungeschick und Beschränkung die Schuld trage, wo es geschehe. Deshalb war er bald in seinen Gedanken mit Solchen ausgesöhnt, die ihm Widriges erzeigt hatten, und sah die Dinge, die ihn gekränkt hatten in ihrem natürlichen Zusammenhange an.

Das im Herbst und Winter treu geführte Tagebuch ließ er im Frühlinge eine Zeit lang ruhen, dann nahm er von innerm Drange getrieben es wieder auf und begann seine Aufzeichnungen mit den Worten:

Wie ich jemals bin gewesen
Geb' ich mir allein zu lesen.
Fort, du Heuchel — Schmeichelwesen,
Wag's, dich anzuschau'n im Bösen.

Jetzt zuerst legte er in diesen Blättern sein inneres Leben nieder, seine Kämpfe, Sorgen, Zweifel und der Dualismus seiner Natur, von dem schon das bisher Gesagte Zeugniß giebt, tritt in ihnen scharf hervor. Er hält es für die größte Aufgabe seines Lebens ihn zu überwinden und sein Wesen zur wahren Harmonie zu entwickeln, aber das Geschick in welches wir ihn bald verstrickt sehen, stand lange der Lösung jenes Zwiespaltes entgegen. Gewaltig rang in ihm eine ideale Sehnsucht nach den höchsten Zielen der Menschheit mit dem überschäumenden Muth und Blut der Jugend und der Rausch des Genusses, dessen Wogen ihn hinrissen, brachte ihn oft in Widerspruch mit den Anforderungen des Geisteslebens. Aber durch alle seine Irrthümer schlingt sich ein tiefer Zug nach Wahrheit und nie suchte er seine Verirrungen vor sich selbst zu beschönigen und zu bemänteln.

Neben dieſen ſtillen Selbſtgeſprächen, aus denen wir Immermanns inneres Leben kennen lernen, beſitzen wir auch aus der Münſterſchen Zeit einen reichhaltigen Briefwechſel des Dichters mit ſeinem Bruder Ferdinand und da das Verhältniß zu dieſem ein ſo inniges war, daß wir ſeiner oft in dieſen Blättern gedenken werden, ſo wollen wir mit einigen Zügen das Bild des bedeutenden Mannes zu zeichnen ſuchen, von dem Immermann mit dankbarer Liebe ſagte: „Wohl dem, dem die Natur den Freund im Bruder gab.“

Ferdinand Immermann, geboren am 1. Mai 1802, war ſechs Jahr jünger als Karl, und eine der ſeltenen Erſcheinungen, die männliche Kraft mit faſt weiblicher Zartheit verbinden. Seinem Bruder geiſtig ebenbürtig, durch den feinen tiefen Sinn mit dem er in das Weſen der Dinge ſchaute und daſſelbe erkannte, zeigte ſich die Poeſie ſeiner Natur zwar nicht in der Productivität, die Jenen zum Dichter machte; aber in der innerſten Empfänglichkeit, mit welcher er das Weſen des geliebten Bruders in ſeinem ewigen Sein und Werden erkannte und Karl oft neu befruchtete. Nie ließ ſein reines Gefühl ihn irren, wenn er das Goldkorn wahrer Schönheit unter dem bisweilen darüber wuchernden Unkraut hervorhob. Ferdinand ſtudirte Theologie und war noch auf der Univerſität, als ſein Bruder nach Münſter verſetzt wurde, die große Aufgabe ſeines künftigen Berufs erfüllte den Jüngling mit heiligen Schauern. Oft bangte ihm, ob er fähig ſein werde, in dem erwählten Berufe freudig zu wirken, denn das Studium der Dogmatik bedrückte ihn, die Reſultate theologiſcher Forſchung traten nicht ſelten in Zwieſpalt mit den Bedürfniſſen ſeines Herzens und zwar galt von ihm im vollen Sinne das Wort Schleiermachers: „Frömmigkeit iſt der mütterliche Leib, der mich getragen,“ aber erſt in ernſtem Kampf mit der Lehre gewann er die völlige Einigung ſeines Verſtandes und Gemüthes, ward ihm die Harmonie des Weſens geboren, in welcher ſeine reine keuſche Seele

mit Kindessinne sprechen konnte: Alles ist euer. In den religiösen Kämpfen, in denen damals Ferdinand stand, trat Karl zu ihm mit der Zuversicht eines festgewurzelten Glaubens, der die Zweifel der Philosophie siegreich glaubte überwunden zu haben. Zwar war er kein kirchlicher Geist, aber des Geistes Luft war ihm Gott, die Schrift der Mittelpunkt seiner Offenbarung. Zum Studium der Bibel trieb er mit feuriger Zunge den suchenden Bruder und zwar zu einem Studium, welches er beginnen müsse, nicht mit dem Gedanken schon die Wahrheit mit der Vernunft erfaßt zu haben, sondern mit dem Gedanken, daß er nicht habe und in der Schrift erhalten werde. Das Alles sprach er nicht mit der stolzen Sicherheit aus, den Bruder schnell zu überzeugen, denn er wußte, daß uns zum Glauben kein Dritter verhelfen kann; aber mit der gläubig hoffenden Liebe, die der Zukunft vertraute, weil ihre Hoffnung auf der Betrachtung ewiger, in der Menschheit fortwirkender Gesetze ruhte. „Der menschliche Geist", schreibt er an Ferdinand, „will zunächst alles aus sich in unbeschränkter Freiheit und Macht gestalten, bis er die ihm gezogene Grenze anerkennend, eine andre Stellung gegen Gott, den Urquell der Wahrheit für die richtige erkennt, und sich aus einem erzeugenden, in ein thätig empfangendes Wesen umsetzt!" —

Während so Ferdinand auf dem religiösen Gebiete der Empfangende war, hielt er dagegen Karl aufrecht in den wechselnden Stimmungen, die zum Loose des Dichters gehören und tröstete ihn, wenn er an der eignen Kraft verzagen wollte. Indem er ihn sich selbst erkennen lehrte, gab er ihm die Zuversicht, daß seine Poesie weiter klingen werde, vor allem durch den vollen Wiederhall, den sie in seiner Brust fand. Endlich tauschten Beide miteinander den Gewinn, den sie in ernsten Studien auf den verschiedensten Gebieten machten, denn schöne Kräfte rangen in ihnen nach erhabenen Zielen.

Wie vor Zeiten sein Vater, so siedelte sich Ferdinand nach

den Universitätsjahren in Magdeburg an und hat die Vaterstadt dauernd nie wieder verlassen.

Mit großer Treue löste er die Aufgaben, die sein Beruf ihm stellte, als er zum Lehrer an der Klosterschule berufen ward, deren Zustand keineswegs ein erfreulicher war. „Sei deshalb meinetwegen nicht bange", schreibt er dem Bruder, „das Leben an dieser Schule bis zu einem gewissen Zeitpunkt ruhig ertragen, kann der guten Folgen gar nicht ermangeln. Hier, wo eigenthümliche Bestrebungen nicht verstanden, und mithin nicht anerkannt werden, tilge ich allmälig die Eitelkeit ganz und gar in meinem Herzen und erwerbe einen Sinn, der nur sich selbst genug zu thun strebt. — Ja, die schwere Lebenspflicht, die Thätigkeit nicht einzustellen, wenn sie ohne den gewünschten Erfolg bleibt, vielmehr die Resultate Gott anheim gestellt — in derselben zu verharren und in ihr allein die Blüthe des Lebens zu finden, wo könnte ich sie besser üben, als hier, wo in der That jeder Tag mich belehrt, daß ein großer Theil meiner Arbeit nach außen hin umsonst geschieht."

Trotz dieser Schwierigkeiten blieb Ferdinand bis an sein Ende dem Institute treu, dem er seine jugendlichen Kräfte gewidmet hatte. Die theologischen Conventualen des Stifts haben nach altem Rechte Anspruch auf die reichen Landpfarren, deren Besetzung dem Kloster zukommt, doch gewann es Ferdinand nie über sich, wenn eine erledigt wurde, sich von seinen Schülern zu trennen, die mit begeisterter Liebe an ihm hingen. Den Sinn der Jugend zu wecken, sie zu unterweisen in den christlichen Wahrheiten, einzuführen in das heitere Gebiet der Poesie und Schönheit und fern zu halten von der Lust des Lebens, erschien ihm als eine würdige Lebensaufgabe.

Vielleicht gelang es ihm auch bei einer ganz innerlichen Natur völliger sich im begrenzten Kreise des Schullebens aufzuschließen, als es ihm größeren Gemeinden gegenüber wäre gegeben worden. Immer tiefer versenkte sich sein Gemüth in

ein ganz innerliches religiöses Leben, und er war von dem innigen und rührenden Drange erfüllt die Seinen zu der Quelle zu führen, aus welcher er Frieden und Zuversicht schöpfte. Aber fern blieb ihm aller falsche Bekehrungseifer, alles laute Hervorkehren seiner christlichen Ueberzeugung, sowie die moderne Sucht, Zeugniß abzulegen, „denn sein ganzes, reines, einfach schönes Wesen war eben das Bekenntniß von der Gnade dessen, der ihn gelehrt hatte seinen Weg unsträflich gehen. Was im Vorspiel des Merlin von Novalis gesagt wird, drückt vollkommen die Empfindung Derer aus, denen vergönnt war diese Natur in ihren Tiefen anzuschauen:

„Fromm verwundert
Fragt ich mich oft: Wie schritt er
Der Fremdling in dies nüchterne Jahrhundert?"

Alle größere Geselligkeit machte Ferdinand Immermann schüchtern und verschlossen, nur in kleinen Kreisen bewegte er sich frei; aber in diesen, wie in seinem glücklichen Familienleben löste sich der Ernst seines Wesens, und ein liebenswürdiger, immer von Anmuth beherrschter Humor verscheuchte die Schwere, mit der seine Natur geneigt war das Leben zu betrachten. Den innigsten Verkehr pflegte er auch in seiner Häuslichkeit mit seinen Schülern, welche freien Zutritt zu ihm hatten und oft im stillen Raume seines Studirzimmers, das ihnen die freundliche und kluge Hausfrau öffnete, unvergeßliche Gaben empfingen. Ferdinand wurde, wie der ältere Bruder, in der Mitte seines Lebens den Seinen genommen; er starb wenige Jahre nach Jenem, im December 1847.

---

Während des Frühlings und im Sommer 1820 dichtete Immermann wieder Manches, und es entstanden in dieser Zeit viele der Gedichte, die in der ersten Sammlung enthalten sind.

Die Statue des heiligen Antonius in der Nähe der Stadt, wurde das Ziel häufiger Spaziergänge und gab Anregung zu dem auf dieselbe bezüglichen Scherze. Auf dem einen stillen Wege nach Lütgenbeck, dem einstigen Wohnsitz des Grafen Stolberg, quollen aus dem Innersten des Dichters ganz unbewußt die beiden Gedichte: „Was Noth thut“ und „Mein Gebet“, so daß er sie, als er nach Hause kam, ohne ein Wort zu verändern, aufschrieb. Auf demselben Gange erfaßte sein Auge gleichzeitig das frische Hellgrün der Wiese und das dunklere Grün des Waldes und gestaltete damit den Gedanken zu der Idylle: „die Nymphe“. Die Bekanntschaft eines kleinen geckenhaften Grafen erregte den ersten Anlaß zum Tulifäntchen; es sollte ein Spottgedicht werden, wodurch er sich poetisch von einem unangenehmen Eindruck zu befreien sehnte; aber es ging ihm hier, wie später mit dem Münchhausen.

Der Stoff wandelte sich unter den schaffenden Händen und aus der verkümmerten Menschenerscheinung gestaltete sich der harmlos liebenswürdige Held des Epos. Viel machte ihm der Gedanke zu schaffen: Das Schweigen in einem bedeutenden und zarten Lebensverhältnisse, welches nur durch Aufrichtigkeit und offenes Sprechen zu retten wäre, zum Ereigniß zu gestalten und daraus einen Roman zusammen zu setzen. Allerhand Erlebtes, Erinnerungen an die erste Liebe, bei deren Verlust er nicht mit der vollen Wahrheit behandelt zu sein glaubte, brachten ihm diesen Stoff nah, den er nachher in der „verschlossenen Kammer“ dem Reisejournal einverleibte, in einer Zeit, wo der Mangel offener und gerader Verhältnisse seinem Leben viel schwerere Wunden geschlagen hatte. Unter seiner Lectüre hebt Immermann in dieser Zeit die Göthesche Uebersetzung des Cellini hervor. Besonders ergriff ihn die Kraft mit der Cellini fehlte, die Lauterkeit, mit der er seine Fehler einsah, die Herzlichkeit mit der er zu Gott blickte um Vergebung zu erlangen und diese Züge waren ihm zweifellos dadurch be-

deutſam, weil ſie der eignen Natur verwandt waren, wenn dieſe ſich auch durch Gottes Fügung in reineren und edleren Regionen entfalten durfte. Als ein Zeichen von ſeiner Treue in Benutzung jedes Bildungsmittels ſind noch die detaillirten Aufzeichnungen zu erwähnen, mit denen er feſtzuhalten ſuchte, was ihm in Gallerien und Sammlungen bedeutend erſchienen war.

Endlich gewann Immermann auch in Münſter einigen Verkehr, der ſeinem Gemüthe Nahrung bot, als er mit der Familie des General-Superintendent Möller bekannt wurde und ſich derſelben ſchnell in aufrichtiger Freundſchaft verbunden fühlte. Der Sohn des Hauſes, Diviſions-Prediger Möller erſchien ihm zuerſt an einem böſen Tage, wie ein guter Engel, und bald trat ihm auch der Schwiegerſohn, der ſpätere Prediger Geſſert nahe. Nach langem Darben ward ihm in dieſem Kreiſe wieder der Umgang mit gebildeten Frauen zu Theil und das Verhältniß geſtaltete ſich nach allen Seiten als ein gewinnreiches. In dieſer Zeit verlobte ſich Charlotte, die einzige Schweſter Immermanns mit dem Prediger Bertog in Oſchersleben und während dieſes Ereigniß ihn auf der einen Seite mit herzlicher Freude erfüllte, rief es auf der anderen in ihm die Sehnſucht nach einer eigenen Häuslichkeit um ſo inniger hervor, als ſchon die Theilnahme an dem Familienleben denſelben angeregt hatte. In dieſer Stimmung trat noch einmal A...'s Bild an ihn heran; er ſuchte in das leichte Verhältniß eine tiefere Bedeutung zu legen und ſeine Phantaſie ſchmückte das Mädchen mit den Gaben, die er in ihr verwirklicht zu ſehen hoffte, wenn er ihr in der Heimath wieder begegnen würde: „Hold natürlich, frei von Künſtelei, mit treuem Herzen, zartem Gefühl, inniger Empfänglichkeit", malt er ſich die Geliebte aus, und mit ſehnendem Herzen dachte er an das Wiederſehen mit A...; doch ehe ſie einander begegneten, machte ihm die Mutter klar, daß ſie unmöglich den tieferen Forderungen ſeiner Natur genügen könne, und bewahrte ihn vor dem Verſinken in eine gewöhn-

liche Häuslichkeit, deren Gefahr ihm drohte, als er im September zum ersten Male von Münster aus die Heimath besuchte. Er hatte schon im August einen längeren Urlaub erhalten, den er zunächst in Gesellschaft seines Bruders Ferdinand zu einer Reise nach Dresden benutzte. Die anmuthigen Umgebungen des Ortes gaben ihm ein heiteres Behagen, mit Entzücken wurde er unter den Schätzen der Gallerie heimisch und die antike Kunst erscheint ihm zum ersten Male in ihrer Bedeutung und Größe. „Die Dissonanzen des Lebens", schreibt er in Erinnerung jener Tage, „gleichen sich am ersten in der ewigen Harmonie der Natur und schönen Kunst aus, indem das Gemüth mit stiller Gewalt auf die ewigen Gesetze der Schönheit aufmerksam gemacht wird, findet es sich selbst zu seiner Klarheit und Schönheit zurück. Nie werde ich die Stunden vergessen, welche ich vor den großen Werken des Alterthums, deren Anschauen mir zu Theil ward, zugebracht habe. Mir ist die Statue immer lieber gewesen, als das Gemälde, sie bringt auf mich die reinste und gründlichste Wirkung hervor. Ich glaube auch, daß meine Poesie sich immer mehr zur Sculptur hinneigen wird; schon jetzt empfinde ich eine Abneigung gegen Alles, was nicht nothwendig ist und ein eigenthümlicher Fehler derselben ist, daß sie der malerischen Perspective entbehrt, und alle ihre Gestalten, wie eine Steingruppe hinstellt." Immermann ging ohne weiteren Aufenthalt in die Heimath, verlebte dort den September und einen Theil des October und kehrte erst nach siebenwöchentlicher Abwesenheit nach Münster zurück.

# V.

## Geſellige Anknüpfungen in Münſter, Wachſende Productionskraft, Herausgabe der erſten Schriften.

### Herbſt 1820 — Frühling 1822.

Die Tagebuchblätter, welche Immermann nach der Unterbrechung der Reiſe wieder aufnahm, zeigen zwieſpältige Empfindungen und wenig glückliche Stimmungen. Er hatte zum erſten Male in der Heimath nicht Alles ſo anſehen können wie früher und wenn er mit dem Gemüthe den alten Freunden auch tief verbunden blieb, ſo empfand er ſchmerzlich, daß die Mehrzahl ſeiner Jugendgenoſſen, die ſein Genius weit überflügelt hatte, ihn in ſeinem wahren Sein nicht mehr verſtand. Zu dieſem Eindrucke kam noch ein anderer, der ihn bedrückte. Ueberall hatte er Menſchen geſehen, die in ihren Zuſtänden vergnügt, mit ihren Kräften bekannt waren, für ihre Zwecke Raum und Stoff hatten, und von allem dem fand er in ſeiner Lage das Gegentheil. Es kam ihm vor, als ſchwebe er noch ohne Grund und Boden, ohne eigentliche Heimath, ohne Schutz von Außen und Klarheit von Innen, wie ein geſchleuderter Ball zwiſchen Himmel und Erde. Die Schranken des Berufes waren überſprungen und was er erſtrebte, winkte noch aus weiter Ferne, halb von Wolken bedeckt. Ein ungeheurer Druck laſtete auf ihm. Zu dem Gefühl völliger Einſamkeit traten die Erinnerungen an die großen Werke der Kunſt, die er in

Dresden geschaut hatte und ließen ihm das eigene Streben dürftig und kümmerlich erscheinen; geistige Erschöpfung, Muthlosigkeit, schmerzlich sich erneuernde Zweifel ob er berechtigt sei, nach dem Lorbeer des Dichters zu ringen, bedrückten ihn. Aber er drang in diesen Kämpfen endlich zur Wahrheit hindurch, denn indem er ernst und tief in sein Inneres schaute, erkannte er: „daß seine Conceptionen ganz unbewußt vorgehen, daß keine Willkür ihn treibt, sondern daß die göttliche Ahnung in seinem Innern zeugend spricht, so daß in einem Augenblick die ganze Lage, in welcher das Kind zur Welt kommen muß, hell vor dem Auge seiner Seele steht."

So wuchs ihm neuer Muth und die wahre Jugend ging heller in ihm auf, je mehr er sich fand und erkannte im eigenen Wesen. Nur Eins bittet er vom himmlischen Vater: „Laß mich alle Zeit die Wege erkennen, die Du mir bereitet hast und gieb mir Klarheit über das, was Du mir anvertraut hast."

Die ersten guten Stunden, die er wieder fand, waren seinem zweiten Trauerspiel: „dem „Edwin" gewidmet. Das Ganze wurde in Monatsfrist verfaßt, die letzten drei Acte schrieb er in acht Tagen, denn er empfand einen schmerzlichen Drang das Werk zu vollenden, das mit geheimen Fäden an sein Inneres geknüpft war. Eine alte englische Ballade gab den Stoff zu dieser Dichtung, welche ihren Vorwurf aus der Zeit der angelsächsischen Heptarchie entlehnte. — Edwin, ein früh verwaister Königssohn wird von dem herrschsüchtigen Ohme und Vormund als todt erklärt, ist aber im Walde in zügelloser Freiheit aufgewachsen. Wild und rücksichtslos, so lange er in geringer Umgebung ohne eigentliche Lebensaufgabe stand, handelt er als ein geborener König sobald er durch seltsame und schwere Fügungen des Geschickes auf die hohe Stelle tritt, zu welcher ihn die Geburt bestimmt hat. Blutig war der Weg, auf dem er sein Ziel erreicht und sein einziges bisheriges Glück geht ihm dabei verloren, die Gattin scheidet sich von ihm, der

Knabe, den ſie ihm geſchenkt, wird getödtet und die Tragödie ſchließt mit den ergreifenden Worten des einſam auf dem Throne ſtehenden Edwin:

„Wer ſagt Dir eigennütyig Herz,
Daß dieſer Erde Bau in Trümmer falle,
Weil Dir Dein kleines Glück zu Trümmern ward."

Den ſchon an und für ſich verwickelten Inhalt der Ballade machte Immermann noch verwickelter durch zahlreiche Epiſoden. Er wollte in dieſem Drama den Schmerz über eine Zeit, die ihm thöricht erſchien, und den Glauben niederlegen, daß nur zu helfen ſei, wenn einmal wieder die ſchöne Menſchheit ſich in einer vollen, großen und kräftigen Erſcheinung darſtelle.

Das Stück hat poetiſche Gedanken und große Momente, aber es fehlen ihm die Schranken und weil der Dichter das volle breite Bild der Welt in einem Drama aufzurollen verſucht, kommt kein Theil deſſelben recht zur Erſcheinung. Immermann ging von der Anſicht aus, daß jedes hiſtoriſche Factum mit dem Volke und dem in dieſem ruhenden Geiſte vielfach verſchlungen iſt, ja daß dieſes allein die Baſis der höheren Region im Drama bildet, und daß jedes Drama, welches nicht das populäre Element in ſich aufnimmt, eine ſchöne, in Lüften ſchwebende Seifenblaſe iſt, die nie voll den Grund und Boden berührt, oder ſofort zerſpringt, wo ſie auf denſelben ſtößt. Darum hielt er es für eine widernatürliche Handlung das Volkselement aus einem hiſtoriſchen Schauſpiele zu ſcheiden und ihm einen eigenen Platz anzuweiſen, eine Trennung, die im Leben, deſſen Bild das Drama iſt, nirgends ſtattfindet, ſondern die erſt der alles claſſificirende und ſondernde, deshalb aber nie ſchöpferiſch verfahrende Verſtand ſich eingebildet hat.

Das Verlangen von dem größten Dichter ſeiner Zeit gekannt zu werden, trieb Immermann den Edwin an Goethe zu

ſenden. Er begleitete das Manuſcript mit der Bitte um eine Beurtheilung deſſelben und zugleich mit dem Wunſche, daſſelbe dem Dichter widmen zu dürfen. Letzterer ward freundlich gewährt, einer Beſprechung des Dramas entzog ſich der Dichter, den der hereinbrechende Abend nicht geneigt machte auf eine Natur einzugehen, die auf völlig anderem Boden erwachſen, für ihn erſt bei größerer Reife eingehendes Intereſſe gewinnen konnte.

In reger Thätigkeit verbrachte Immermann die letzten Monate des Jahres; unter Anderem beſchäftigte ihn dauernd: Jacobi, von den göttlichen Dingen. Der Glaube dieſes Mannes, daß Nichts gedacht werden könne, was nicht in irgend einer Weiſe wahr ſei und daß die göttlichen Dinge die Lebensluft des Geiſtes ſeien, war ihm erhaben und tröſtlich. „Ich habe zwar zu wenig ſpeculativen Scharfſinn", ſchrieb er, „um ſeiner Ideenknüpfung ganz folgen zu können. Die Reſultate werden mir aber meiſtens durch Intuition klar." In ſeinem äußeren Leben ging es noch immer ſtill zu und um Neujahr geſtand er der Mutter, wie er ſich durch beharrliches Verweigern den Einladungen der Excellenz zu folgen, deren Ungnade zugezogen habe, aber tröſtend ſetzt er hinzu: „Laß nur, ich bin ein Winterapfel, der jetzt noch ſauer und herbe iſt, tritt erſt die Zeit ein, wo ich mürbe werde, ſo wirſt Du noch Deine Freude an mir haben." Kaum war der Edwin vollendet, ſo tauchte eine Reihe neuer Pläne und Vorſätze auf, vor denen die trüben Stimmungen gänzlich ſchwanden, welche ihn kurz zuvor ſo ſchwer belaſtet hatten. Mächtig regte ſich die Productionskraft nach allen Seiten, „er fühlte ſich auf der Höhe des Schaffens", und von mächtigen Schwingen getragen, zogen ſeine Tage dahin. Die Schranken, welche die amtliche Thätigkeit um ſeinen dichteriſchen Beruf legte, fingen jetzt auch an, ihn zu bedrücken und als ſich Ausſichten zur Veränderung ſeiner Lage zeigten, ſtand vor Allem feſt, daß er

ſich vor der Hand gegen jedes eigentliche Dienſtjoch zu wahren habe. Keine äußere Rückſicht, ſondern nur die innere Beſtimmung ſeiner Natur ſollte über ſeine Zukunft entſcheiden, und an dieſer glaubte er zu ſündigen, wenn er ſich die Jahre der beſten freudigſten Jugendkraft, die zum Schaffen ſchönſte Zeit, muthwillig ſelbſt nähme. Die Zerſtörung ſeiner geiſtigen Blüthe ſah er in einem mühevollen Geſchäftsleben voraus und wies darum die Mahnungen der Familie, ſein drittes Examen zu machen, vor der Hand zurück. Nach ſchwerer geiſtiger Verſtrickung glaubte er das Recht zu haben, von ſich abzulehnen, was nicht zu ſeinem Weſen ſtimmte, und ihm that etwas anderes Noth, als Landrecht, Gerichtsordnung und ein Rathsposten.

Ein kleines Drama: Die Verſchollene, entſtand in den erſten Tagen des neuen Jahres und wurde in den Papierfenſtern des Eremiten abgedruckt, erſchien aber im Jahre 1834 im vierten Bande der geſammelten Schriften noch einmal in einer Ueberarbeitung. Manche Härten des Ausdrucks ſind darin vermieden und das Dramatiſche feiner gehandhabt, ohne daß die Naivetät der erſten Lesart dadurch beeinträchtigt wird. Dennoch bleibt auch in dieſer neuen Redaction die Ausführung weit hinter der Intention zurück, die ſo hoch lag, daß wir die Dichtung trotz ihrer mangelhaften Form näher betrachten wollen. Wäre der tief innerliche Gehalt des Gedichtes klarer zur Erſcheinung gelangt, ſo würden wir die Verſchollene zu Immermanns bedeutenderen Schöpfungen zählen, die in ihrer jetzigen Geſtalt faſt wie ein unbefriedigendes Räthſel erſcheint. Immermann hatte im Spätherbſt viel in den Liedern des Wunderhorns geleſen. Beſchäftigt mit ernſten Dingen und auf den Flug der Zeit nicht merkend, ward er von Einem tief berührt, das von den Sammlern auf einem alten fliegenden Blatt gefunden war: „Die Eile der Zeit in Gott.“ Es war die Legende von Thereſia, einem frommen Mädchen das die

Eltern zur Heirath nöthigen wollen und welches, am Hochzeitsmorgen in den Garten gehend, dort von Jesus begrüßt und als Braut angenommen wird. Er führt sie in seines Vaters Garten und entläßt sie endlich mit den Worten: Es sei nun Zeit in ihre Heimath zurückzukehren. Sie geht und findet Alles verändert. Man schlägt nach langem Fragen und Verwundern alte Bücher nach und findet, daß eine Braut sich vor hundert und zwanzig Jahren verloren hat. Sobald Theresia ihr Schicksal erfährt, erfolgt ihr Tod.

Je tiefer und unendlicher dem Dichter der Gehalt des kleinen Epos erschien, deste ungenügender fand er die Redaction, die nach seiner Ansicht von ungeschickter Hand zerrissen und wieder zusammengeleimt war. Aber irrthümlich glaubte er in dramatischer Behandlung die streitenden Theile völlig versöhnen zu können und suchte die mystische Gestalt Theresiens in der greifbaren Anschaulichkeit der Scene zu reproduciren. Fast unbewußt gährte der dichterische Gedanke an sie in ihm fort, während er am Edwin arbeitete. „Zwischen den schreiendsten Dissonanzen jenes Dramas lächelte sie ihn als stiller Trostengel an und es gestaltete sich das Verhältniß in ihm zu einem Bilde, das er fast mit leiblichem Auge zu sehen glaubte.

„Zwei farbige Kreise, die weit von einander abstehend, der eine sanft, der andere sich heftig hin und her schwingen, bis sie sich endlich einmal neigen und durchschneiden, wobei das herrlichste Farbenspiel auf einen Augenblick entstand."

Als Immermann sich an die Arbeit setzte, hatte er gegen seine sonstige Weise noch keinen eigentlichen Plan. Die schwere Betrachtung der Gegenwart, wie sie aus dem Edwin spricht, mischte sich mit den vorhin geschilderten sanften Empfindungen und Träumen. Seine düstere Weltanschauung führt uns zuerst trübe Bilder vor, ein Hauswesen, eine Liebe, bei der Niemand wohl wird, einen alten ausgehöhlten Sünder, und die Kirche in ihrer Entartung. Aber der allgemeinen Zerrüttung naht ein

Höheres, Ewiges verhängnißvoll, von Keinem geglaubt, obgleich es lange verkündet war in der Erscheinung Thereſiens. Als er dieſe darſtellen wollte, überwältigte ihn eine Empfindung, die er annähernd in folgenden Worten zu ſchildern verſuchte: „Es iſt mir nie früher ſo zu Muthe geweſen und ich glaube nicht, daß ich Aehnliches wieder erleben werde. Ich fühlte, daß ich an etwas Unfaßliches, nur in ſeinen letzten Wirkungen als wohlthätig ſich Erweiſendes gekommen war, heilige Schauer zuckten in mir, da ich die Feder faßte, und ſie begleiteten mich bis ans Ende.

„Nie habe ich die Demuth reiner in mir getragen, die der künſtleriſchen Production jene Einfalt und keuſche Beſchränkung giebt, welche der Charakter jedes wahren Kunſtwerks iſt, und welche mehr verſchweigt als ausſagt. Ich empfand es tief, daß der Menſch keine Offenbarung aus dem Reiche Gottes geben kann, daß er aber ſelbſt eine iſt, wenn er ein klares in ſich befriedigtes Gemüth zeigt. Die Alten ließen die Semele ſterben, als ihr Jupiter in ſeiner vollen Herrlichkeit erſchienen war, ſo kann auch Thereſia nicht wiſſen, welches wunderbare Schickſal ſie betroffen hat, ohne zu vergehen, denn kein ſinnlicher Menſch könnte Gott unverſtellt in ſeiner Macht und Würde anſchauen.“

Immermann wollte den ſchönen und tiefen Gedanken anſchaulich machen, daß gerade unter dem Wirken der göttlichen Vorſehung, die eben keine ſtarre Nothwendigkeit iſt, menſchliche Freiheit im höchſten Sinne ſich entwickle und beſtehe. Es iſt zu beklagen, daß er dies in einem allzu engen Rahmen verſuchte, und daß durch dieſe Beſchränkung die Behandlung für den Gedanken der Dichtung zu ſkizzenhaft blieb. Mehr noch aber ſchadete ihr die faſt haſtige Eile, mit welcher Immermann eine Arbeit ausführte, die noch zu ſehr mit ſeinem eigenen Ich verſchmolzen war, als daß der Scheideproceß, der die Production von dem innern Leben des Künſtlers ablöſt, hätte

reife, plaſtiſche Geſtalten zeugen können. Das ſehen wir deutlich in den Reflexionen, die er nach der Vollendung des Dramas macht, denn ſie ergänzen den Inhalt mehr, als ſie ihn in der Dichtung nachweiſen und zeigen dadurch, daß der Dichter nicht zum rechten Abſchluß mit dem Vorwurf ſeiner Arbeit gekommen iſt.

Bald nachdem die Dichtung der Verſchollenen vollendet war, finden wir Immermann eifrig beim Studium der Geſchichte und zwar mit der Zeit der Hohenſtaufen beſchäftigt. Mächtig ergriff ihn die Fülle von Kräften und Irrthümern in dieſem Geſchlechte, der große Kampf zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht, der Reichthum der Handlung, das bittere Ende. Das Ganze ſchien ihm ſchon in der Geſchichte als ungeheure Tragödie zu liegen, zu welcher der Dichter nichts zuzuſetzen habe, um eine große Wirkung zu erreichen. Es handelte ſich nach ſeiner Meinung einfach darum, die Hauptpunkte der Entwickelung hervorzuheben und dieſe dachte er in einem größeren Cyclus von Schauſpielen allmälig zur Geltung zu bringen. Friedrich Barbaroſſa ſollte der Held von zweien ſein, von denen das erſte den Kampf mit den Welfen und dem Papſte bis zu dem Sturz Heinrich des Löwen enthalten, das zweite den Kreuzzug und das Ende Friedrichs im Morgenlande nach der Sage zu ſchildern hatte. Auf dieſe ſollte Friedrich II., und zwar nach der erſten Intention, in drei Theilen folgen und Conradin mußte natürlich den Schluß machen. Auf dieſen, wie auf Friedrich II. freute ſich Immermann beſonders. An dieſen Cyclus ſchloß ſich bereits ein zweiter in ſeinem kühnen Plane, der gewiſſermaßen einen Sühnegeſang bilden würde, in welchem die Eumeniden wieder aus dem Reich geführt werden. Rudolph von Habsburgs Geſchick ſollte den Inhalt bilden, welcher wieder in zwei Theile zerfiel, deren erſter bis zur völligen Verſöhnung der weltlichen Macht mit der Kirche auf dem Concil zu Lauſanne führen ſollte und deren zweiter die Beſie-

gung Ottokars von Böhmen darzustellen hatte. Eine solche Aufgabe schien ihm würdig die beste Kraft seines Lebens daran zu setzen. Die nächsten fünf Jahre sollten nur den Vorarbeiten gewidmet sein, und alles bisher Gemachte als Vorstudien betrachtet werden. Zwar kam später nur Friedrich II. zur Ausführung, aber die Begeisterung, mit der Immermann sich in seine Pläne versenkte und der Fleiß, mit welchem er den Stoff durcharbeitete, sind nicht verloren, denn er selbst wuchs und entwickelte sich in diesen Beschäftigungen. Später, als dramatisirte Hohenstaufen so zahlreich auftraten, dachte er übrigens ganz anders über die dramatische Belebung des großen Kaisergeschlechtes und in seinen Briefen an Beer, wie an anderen Stellen, bezeichnet er die Aufgabe des deutschen Dichters in der Tragödie, als eine von jenen Stoffen weit abliegende.

In dem Maße als Immermanns geistiges Leben in immer größeren Aufgaben sich entfaltete, entwickelte er sich auch äußerlich freier und glücklicher. Zum ersten Male entschloß er sich in diesem Winter aus der unnatürlichen Zurückgezogenheit zu treten, in welcher er bis jetzt in Münster gelebt hatte, mischte sich heiter und harmlos in die Gesellschaft und schwamm fröhlich mit im leichten Strom jugendlicher Lust. Der Polterabend eines Bekannten hatte ihn unerwartet aus seiner Klause gezogen, dramatisch und lyrisch hatte er das Fest verherrlicht und dieser Tag hatte ihn „aus einem Johann ohne Land zu einem Mann von Land und Leuten", gemacht. Seitdem klangen die Briefe in die Heimath fröhlicher und mit Behagen berichtete er von seinem geselligen Leben: „Eine Menge neuer Verbindungen sind angeknüpft," heißt es in einem derselben, „man überhäuft mich überall mit Wohlwollen und wenn ich auch in diesen Kreisen nicht Alles nach gusto finde, so muß ich doch sehr dankbar sein für die Freundlichkeit mit der man mir begegnet. Kurz, Dein Freund ist aus einem Eremiten ein Sybarite,

aus einem Grillenfänger zum ſchwelgenden Phäaken geworden, und will das Ding noch eine Weile mit anſehen, bis es Zeit wird zu ernſten Dingen zurückzukehren."

Zu ſeinen Polterabendaufführungen hatte Immermann ſich allerhand Sachen aus Magdeburg kommen laſſen und ſchrieb der Schweſter nach ihrem Empfange: „Geſtern hat ſich das große Kind bei verſchloſſenen Thüren angemöbelt und ſich der Zeiten erinnert, da noch dergleichen leicht ins Werk zu richten war. Auch mache ich mir den Spaß und laſſe die Anzüge offen auf dem Sopha liegen. Alles betritt ſeit der Zeit das Zimmer mit einem gewiſſen Schaudern, man ſetzt den Kaffee nicht mehr auf den Tiſch am Sopha, und zwei Inculpaten geriethen geſtern über die bunten Bälge in Verwirrung und Diſtraction, und ich erpreßte richtig das Geſtändniß. Wer zweifelt nun noch am Nutzen des Comödienweſens?" — Und nachdem er der Mutter das Feſt ausführlich geſchildert, ſchreibt er derſelben in faſt übermüthiger Luſt:

„Seit Deine Pflanze, liebſte Mutter, vor ihr wahres Geſicht ein falſches gebunden hat, ſind die Leute hieſigen Orts erſt hinter das richtige gekommen. Dies magſt Du aus der Nachricht entnehmen, daß ich ſeit dreizehn Tagen auf acht diverſen Thees, Hausbällen und Mittagsſchmäuſen geweſen bin und morgen auf den neunten Thee und das ſechste Punſchfeſt gehe. Vor circa drei Wochen kehrte nämlich das junge F.'ſche Ehepaar aus Holland zurück, und punſcht, ißt, tanzt und ſingt von da an, theils im eigenen Hauſe, theils bei der werthen Familie (die weitläufig iſt, wie Abrahams Nachkommenſchaft) Reihe herum, der Auditeur Immermann zieht als nothwendiger Anhang, Hunde- und reſpective Kometenſchwanz, vergnügte Beilage, liebenswürdiger Sonderling und charmanter Geſellſchafter überall mit hin. Haben wir ein Gehöft ausgezehrt, ſo werfen wir uns in Maſſe auf das zweite und ſo fort, ja oft probiren wir's an einem Tage mit mehreren.

„Es iſt eine wahre Hetzjagd. Die Wäſcherin kann nicht genug weiße Weſten und Halstücher ſchaffen, und wie oft erinnert mich ein maliziöſes Loch in der Anziehestunde an meine gute Mama, nach deren Nähnadel ich ſehnſuchtsvoll ſeufze. Horrende wird in geiſtreichen Sachen gearbeitet, alle alte verlegenen Witze von Hauſe werden ausgebürſtet und gelten für neu — Capuziner, Störche und Truthähne produciren ſich —. Der ſprichwörtlichen Darſtellungen und geſellſchaftlichen Spiele will ich gar nicht einmal gedenken.

„O Gott Mutter, wäre Dein Sohn nur kein Stockfiſch und Holzapfel, ſondern gutes, mürbes Lagerobſt, er könnte wahrlich jetzt ſein Glück machen. Denke Dir — mehrere Häuſer mit heirathsfähigen und heirathsluſtigen Töchtern, Waarenlager von alten Weinen dabei — — — mir gehen die Augen über bei dem Gedanken, eines Weinhändlers Tochter zu heirathen! Aber ſo wie ich mich nur den ſchönen Kindern mit ſanften Fleuretten zu nahen gedenke, gefriert mir die Zunge zu Eis und ſchießt mir ein Stock in den Rücken. Es iſt eine betrübte Geſchichte und muß durchaus bei meiner Geburt etwas verſehen ſein. Ich möchte wohl Licht darüber haben.

„Eigentlich müßte ich nun, um ein impoſantes Air zu behaupten, mich ſpreizen und rufen: Pah! traurige Geſellſchaft! Langeweile überall! Keiner, der mich verſteht ꝛc. — Das thue ich aber gar nicht, ſondern bekenne, daß mir recht wohl iſt, einmal mich hier auch in einem heitern, vergnüglichen Elemente zu bewegen, und Menſchen zu ſehen, die mir unbefangen und fröhlich entgegenkommen. Kreuzlahm bin ich ſchon von allem Tanzen und Handthieren, für immer möchte ich auch ein ſolches geräuſchvolles Leben um keinen Preis führen, aber als Intermezzo kann es ſchon einmal gelten.

„Und als Intermezzo laß denn auch Vorſtehendes gelten, meine gute Mutter! und vergieb mir meine Geſchwätzigkeit. Wüßte ich, daß Du meine Briefe Anderen mittheilteſt, ſo

würde ich mich nicht ſo gehen laſſen, denn aus Erfahrung weiß ich, daß Scherz und Laune ſehr oft mißverſtanden und mißgedeutet werden; müßte ich mich aber in meinen Briefen zuſammennehmen, ſo fiele ein großer Reiz der vertraulichen Mittheilung weg. So kann ich mir recht wohl Menſchen denken, die höhniſch ſagen würden, wenn ſie dieſen Brief läſen: Mein Gott, was für ein eitler junger Narr! — während ich doch in aller Unſchuld meinem Spaß die Zügel ſchießen ließ."

Obgleich dies bunte Treiben die Abende ausfüllte und Immermann ſelten vor Mitternacht ſein ſtilles Zimmer erreichte, ſo verlor er ſich doch nicht in den Aeußerlichkeiten. Er verſäumte weder eine amtliche Pflicht, noch die ſelbſt gewählten ernſten Studien, und ſogar ſeine freien geiſtigen Schöpfungen wuchſen ſtetig weiter.

Mit dem Petrarka war er in Bezug auf Idee und Anlage ſchon Anfang März im Reinen. In den herrlichſten Frühlingstagen ging die Saat luſtig auf und am 3. April war auch dieſes Stück vollendet.

Es beſitzt einen Hauch der Anmuth, welcher Immermanns früheren dramatiſchen Arbeiten abging und doch ſchätzte er ſelbſt dieſe Arbeit weniger als die früheren; ſie ſchien ihm nur ein gut ausgeführtes Miniaturbild, nicht eine wahrhaft ergreifende dramatiſche Schöpfung und gewiß iſt der Edwin aus einer tiefern und größeren geiſtigen Bewegung hervorgegangen. Dennoch wirkte der Petrarka glücklicher, denn der leichtere Stoff regte den Verfaſſer weniger auf, er beherrſchte ihn mehr und konnte ihn darum freier geſtalten.

Die guten Tage, in welchen die Dichtung des Petrarka entſtanden war, erreichten ihren Gipfel, als das Oſterfeſt einen Beſuch Ferdinands brachte. Alles, was freundſchaftlicher und geſelliger Verkehr ſonſt bot, blieb ja gering gegen den Reiz, welchen das Zuſammenſein mit dem Bruder Immermanns Leben verlieh. Gemeinſam freuten ſie ſich des Frühlings, der

erſchienen war, angethan wie ein Bräutigam, hell leuchtete die Lenzesſonne im wunderſchönen Monat Mai über ihren weiten Wanderungen; überall ſahen ſie Hoffnung und Erwartung, wenn ihr Fuß die grünenden Felder ſtreifte und die volle Bruſt des Dichters überfloß von Dem, womit ihn das Leben bereichert hatte. Alles Glück der Gegenwart, alle Hoffnung der Zukunft empfand er gedoppelt in des Bruders Sympathie; jeder Schmerz ſchien neben ihm leichter zu tragen und die heiße Sehnſucht wurde ſanft geſtillt. Tauſend goldene Träume von gemeinſamem Wirken und Schaffen tauchten auf, unzählige neue Gedanken und Pläne bewegten das Gemüth. Bis ſpät in die Nacht dauerten die traulichen Geſpräche, welche die Morgenſtunde oft wieder aufnahm und jeder Tag des längern Zuſammenſeins ward zu neuer Freude, wie es die Briefe an die Mutter dankbar ausſprachen. Und doch wurde die Erinnerung an dieſe Tage bald von einer höheren Poeſie des Herzens zurückgedrängt.

Schon vor Ferdinands Abreiſe, in den letzten Tagen des Mai's, war im Möller'ſchen Hauſe eine jugendliche Verwandte als Gaſt eingetroffen, deren Bekanntſchaft von tieferer Bedeutung für Immermann wurde. Er ſchilderte dieſe Friederike als ein Mädchen, nicht in Schönheit leuchtend, ohne Reichthum, ohne blendende Gaben, aber ganz Güte, Natur, Gefühl und dabei herrlich durchgebildet. Als er ſie das erſte Mal geſehen hatte, ging er öfter und lieber als ſonſt in das Möller'ſche Haus, war dort froh und mittheilend und wurde freundlich und achtungsvoll behandelt. An ſeinen Poeſien nahm Friederike tiefen Antheil und wurde mit jedem Tage zutraulicher und freier in ihrem Weſen. Schon hoffte er, es ſtelle ſich einmal eine freundliche Conſtellation für ſein Leben zuſammen, da hörte er, daß das Mädchen halb und halb verlobt ſei, wenigſtens eine entſchiedene Neigung zu einem jungen Geiſtlichen hege! Ein Fieberfroſt ſchüttelte ihn bei dieſer Nachricht, in

tiefer Wehmuth und Unruhe vergingen die folgenden Tage, die keimende Neigung mußte aus dem Herzen getilgt werden. „Gebe Gott", ſagt er in einem ſeiner Briefe, „daß ein Herz, das ſo oft durchwühlt, aus dem ſo viel herausgeriſſen wird, nicht endlich ſelbſt mit fortgeht. Das Schickſal ſcheint mich zur Vertrautenrolle beſtimmt zu haben und ich werde wohl bis an mein Lebensende Hochzeitsgedichte für Andere fertigen. Man muß ohne Murren thun, was Einem auferlegt wird, wiewohl der Wunſch natürlich iſt, daß man doch auch für ſich ein ſtilles, beſcheidenes Glück genießen möchte." Indeſſen wußte er ſich dem Mädchen gegenüber zu faſſen, es gelang ihm, ihr ohne ſelbſtſüchtige Wünſche mit reiner Verehrung zu nahen und alles Leidenſchaftliche dem Verkehre mit ihr fern zu halten. Seine Selbſtbeherrſchung wurde ihm durch die holde Unbefangenheit belohnt, mit welcher Friederike ihm ihre Zuneigung zeigte und in welcher ſich ihr Weſen immer liebenswürdiger vor ihm entfaltete. In ſchönen, ruhigen Geſprächen tauſchten ſie die Seelen aus, wenn er an hellen Sommerabenden Friederiken mit der Familie im Freien traf und er ſie heimführen durfte, oder ſo oft er mit ihr ſich am häuslichen Theetiſch zuſammenfand.

Die Verſchollene ſchrieb er für ſie ab, und gab ſie ihr mit Taſſo's befreitem Jeruſalem, als er von ihr ſcheiden ſollte, ſpäter ſandte er ihr ſeine erſten Schriften und ein herzlicher Briefwechſel hörte erſt auf, als die Verwickelung ſeines Lebens alle anderen perſönlichen Beziehungen Immermanns verſchob. Als Anfang September Friederike abgereiſt war, ſchrieb er der Mutter: „Der Schmerz des Abſchieds war groß, denn ich habe nicht die Hoffnung, Friederike je auf meinem Lebenswege wieder zu begegnen. Wie mich das Schickſal abermals gezwungen hatte, einer holden Erſcheinung ohne ſelbſtſüchtige Wünſche mit reiner Verehrung nahe zu treten, ſo hatte ſie mir ein ſchönes Vertrauen geſchenkt, und wir haben ſchöne, ruhige Geſpräche

zuſammen geführt. Den Tag vor ihrer Abreiſe überraſchte und rührte ſie mich tief durch eine unvergleichliche und ſchöne Zeichnung des Johannes, an welcher ſie drei Wochen mit großer Liebe gearbeitet hatte.

„So etwas, wie ich eben geſchrieben, ſollte man eigentlich gar nicht ſchreiben, ſondern nur der mündlichen Rede vertrauen. Aber darf ich Dich denn, geliebte Mutter, ſo ganz fremd werden laſſen, in dem Kreiſe meiner Empfindungen, ich, der ich doch unter Deinem Herzen geruht habe? Und wohin ſoll ich flüchten eher als an Deine Bruſt, mit meinen Leiden und Freuden? Schweſtern und Brüder ziehen dahin und dorthin, Freunde erkalten, eine Mutter bleibt ihrem Kinde treu. Wenn ich zurückblicke in die Vergangenheit, ſo ſehe ich leider nur zu deutlich, daß ich noch gar nicht verſtanden habe, mich in das rechte Verhältniß des Sohnes zur Mutter zu ſtellen — aber es iſt jetzt an der Zeit, daß ein ſolches reines, hohes Verhältniß zwiſchen uns entſteht, wenn uns Gott wieder zuſammenführt. Lebewohl und laß uns Leid und Luſt dem Helfer im Himmel immer feſter und feſter vertrauen.“

War es Immermann gelungen ſich in der erhebenden Nähe der Freundin zu beherrſchen, ſo traten doch fern von ihr die Wünſche ſeines Herzens oft ſo heftig hervor, daß er durch weite Wanderungen eine körperliche Erſchöpfung herbeizuführen ſuchte, in welcher ihm die verzehrende Sehnſucht beſänftigt ſchien, und an eigentliches Arbeiten war jetzt nicht zu denken. Müde Tage folgten den gehobenen Stunden reinen Genuſſes, eine tiefe Wehmuth beſchlich ihn und die Trauer, in welche er durch die Trennung von Friederike verſetzt wurde, führte ihn wieder zu melancholiſcher Selbſtbetrachtung.

Ein ganz Anderer ſcheint der Dichter jetzt, als wenige Monate früher. Nicht mehr in klarer Höhe ſchaut er in eine reiche Welt hinaus, ſondern in düſterer Tiefe iſt er trüben Gedanken hingegeben. Zwar ſind es jetzt nicht die Zweifel an

ſeinem Talente die ihn drücken, ſondern der Blick auf ſein Thun und Treiben, auf die Schlacken ſeines Weſens und Charakters ſchlägt ihn nieder. Alle Irrthümer und Verirrungen ſeiner Jugend treten vor ſeine Seele, ſchwer empfindet er ſeine Eitelkeit und Selbſtbeſpiegelung, den Leichtſinn, mit dem er ſich vom Reiz des Lebens locken läßt, die Verſchwendung welche ihn, trotz reichlicher Einnahmen, in häufige Verlegenheiten bringt, die Härte und Heftigkeit, zu der ihn ſein heftiges Temperament den Freunden gegenüber hinreißt, und oft iſt ihm zu Muthe, „als müſſe die Nemeſis ein bitteres Schickſal über ihn herbeiführen.“ Erſt nach dunkeln Wochen und Monden gelang es ihm, ſich von kräftigen Vorſätzen geſtärkt, wieder aufzurichten und in ernſten Studien frei zu werden von auflöſenden Betrachtungen. Die Geſchichte vor Allem feſſelte ihn, ſie erſchien ihm als die wahre Tröſterin der Menſchheit und in ihr gewurzelt zu bleiben, hielt er für die Aufgabe des Dichters, namentlich des Dramatikers.

Alte Chroniken über die Hohenſtaufen, die ihm in die Hände fielen, regten wieder die Beſchäftigung mit denſelben an und außerdem ſammelte er Stoff für ein neues Drama: Den Periander.

Unwiderſtehlich zog ihn in dieſer Zeit der Ariſtophanes an, den er in der Weſt'ſchen Ueberſetzung kennen lernte und doch erſchrak er faſt vor der Kühnheit ſolcher Werke und vermochte ſich noch nicht auszuſprechen über die große räthſelhafte Poeſie, zu der er jedoch immer wieder zurückkehren mußte.

Ein frohes Familienereigniß, die nahende Hochzeit der Schweſter, rief Immermanns Muſe zu neuer Thätigkeit, denn ſeine poetiſche Betheiligung durfte bei dieſer nicht fehlen. Schon länger lag die Idee zu den „Prinzen von Syrakus“ in ihm und leicht geſtaltete ſich jetzt die luſtig romantiſche Dichtung. Sie hat allein eine poſitivere Färbung durch die Charakteriſtik der Syrakuſer Prinzen, in denen Immermann ſich ſelbſt und

die jüngeren Brüder zeichnete, denen er auch seinen und der Brüder Namen beilegte, und sie nebst diesen bei dem Feste der Schwester darstellte. Die lose Dichtung ist kaum ein Drama zu nennen; aber sie ist ein liebenswürdiges Spiel heiterer Laune und zieht noch immer den unbefangenen Leser an. Anspruchslos und anmuthig liegt ein jugendlicher Humor über der Dichtung, der sich bisweilen in sehr kühnen Uebergängen gehen läßt, aber da das Ganze auch nichts sein will als ein buntes Spiel der Phantasie, so verzeihen wir dieselben gern und eine kurze Liebesscene, zart und innig behandelt, fügt dem leichten Gewebe auch einen tiefern Ton hinzu.

Der Fürst von Syrakus hat seine beiden jüngeren Söhne verbannt, weil ihre sehr verschieden angelegten Naturen sich weder unter einander noch mit Fernando dem Aeltesten und Erben des Vaters vertrugen. Nach dem Tode des Fürsten macht sich aber Fernando auf, die Brüder wieder zu suchen und obgleich er bald durch die Liebe zur schönen Angelika auf seinem Wege gehemmt wird, führt der Zufall ihm nach manchen komischen Verwickelungen neben einer holden Braut auch die Brüder wieder zu, die in der Fremde sich zwar noch eigenartiger entwickelt haben, aber deren Verschiedenheit sich durchaus harmlos und unbedenklich erweist.

Eilig wurde die Dichtung, sobald sie vollendet war, zum Einstudiren nach Magdeburg geschickt und mit großer Freude bereitete Immermann darauf Alles zu einem zweiten Besuche in der Heimath vor. Obgleich die Verhältnisse in Münster sich so viel freundlicher gestaltet hatten, hoffte er gleichzeitig auf eine Versetzung dorthin. „Schlimm ist es in der That mit dem Entferntsein“; schreibt er der Mutter. „Man wird sich fremder, als man im Anfange einräumen will, denn Jeder bekommt doch zuletzt an dem Orte, wo er sich aufhält, eine Art von Heimath, Fäden verschiedener Art beginnen sich nun um ihn zu schlingen, er hat auch in der Ferne Liebe und Treue

zu bewahren und ſo gehört er endlich zwei Kreiſen an, die ſich untereinander fremd, ihn ſelbſt zertheilen. Da ich nun nicht glauben kann, daß mich Gott von Euch Theuren mein ganzes Leben abreißen wollte, ſo hoffe ich feſt, daß er über kurz oder lang uns wieder zuſammenführen werde. Der Tag ſoll mir ein hoher Feſttag ſein, da ich wieder bei Euch einrücke. Ich habe mir feſt vorgenommen, mit einigem Glanze in Magdeburg zu erſcheinen und auf der letzten Station mir vier Extrapoſtpferde und einen blaſenden Poſtillon als Vorreiter zu nehmen, ſollte ich auch das Geld dazu vom Schirrmeiſter borgen, — im Thore mich aber für einen Prinzen von Marocco, der jedoch incognito unter dem Namen eines Baron von Immermann einzupaſſiren wünſche, auszugeben."

Und bald darauf ſchreibt er wieder: „Es gießt wieder mit Strömen vom Himmel, doch in meiner Seele iſt Sonnenſchein bei dem Gedanken an die zu hoffende Wiedervereinigung mit Euch, wenn auch nur auf kurze Zeit. Ja ich fühle es mit jedem Tage mehr, daß Ihr und meine dortigen Jugendfreunde die Einzigen in der Welt ſind, auf welche ich bauen und mich ganz verlaſſen kann, und daß alle meine ſonſtigen Bekanntſchaften mehr durch die Phantaſie und den Verſtand, als durch das Herz mit mir verbunden ſind. Glaubt aber auch von mir, daß ich für Euch einen ſichern Schatz der Treue in meinem Buſen bewahre, den keine Zeit und kein Wechſel der Umſtände ſchmälern wird."

Als Immermann Ende October nach Magdeburg kam, fand er dort Alles zur Darſtellung der Prinzen von Syrakus vorbereitet, leitete ſelbſt noch einige Proben und ward für manche Mühe durch die ausgezeichnet gelungene Darſtellung des Luſtſpiels belohnt. Faſt ſechs Wochen verweilte er hierauf abwechſelnd in Magdeburg und bei den Freunden in der Umgegend und lernte zuletzt auch den jungen Haushalt der Schweſter mit innigem Behagen kennen. Befriedigt und dankbar kehrte

er darauf Mitte December nach Münſter zurück und fand ſich diesmal dort viel ſchneller wieder heimiſch, als nach der erſten Abweſenheit. Die bevorſtehende Veröffentlichung ſeiner Schriften übte freilich einen aufregenden Einfluß auf ihn, und er ſchreibt darüber der Mutter: „Empfindeſt Du nicht einige mütterliche Bangigkeit bei dem Schritte Deines Sohnes? Letzterer iſt auch nicht ganz ohne Furcht und wünſcht nur erſt die Seitenblicke einiger Philiſter überwunden zu haben. Es wird ſich Alles ſchon geben. Tritt man mit dem Bewußtſein auf, daß nicht Eitelkeit, ſondern ein unbeſiegbarer Drang der Seele zwinge zum öffentlichen Erſcheinen, giebt man das Beſte, was man geben kann, und hat man ſeine Erzeugniſſe ſchon eine Weile mit ruhigem Auge betrachtet, ſo kann man unbeſorgter um die Folgen ſein und muß zuletzt eine gewiſſe Faſſung erringen.“ Schon vor der Reiſe hatte Immermann mit einem Buchhändler in Münſter über den Verlag der Prinzen von Syrakus abgeſchloſſen und da ſich der Druck der Trauerſpiele noch immer verzögerte, ſo machte er mit dieſem Luſtſpiele im December den erſten ſelbſtſtändigen Schritt in das Schriftſtellerleben. Es war ein bedeutungsvoller Moment für den jungen Mann und verſetzte ihn in die ſonderbarſte Stimmung, welche durch die ſehr widerſprechenden Urtheile nicht verringert werden konnte, die ſich in ſeiner Nähe laut machten. Wie die Prinzen von Syrakus im Leben viel Anfechtungen erlitten hatten, ſo erging es ihnen auch auf dem Druckpapier und der Verfaſſer mußte ſich oft die Ohren zuhalten, ſoviel Lärm ſchlugen ſie im phlegmatiſchen Münſterlande. Die ganze ſogenannte gebildete Geſellſchaft war mit wenigen Ausnahmen entſetzt über das tolle phantaſtiſche Weſen, in dem man nicht Sinn und Verſtand fand, vornehmlich aber mochte man den Prolog, den er dem Luſtſpiel beigefügt hatte, dem Dichter nicht verzeihen. Und allerdings ſprach derſelbe ein gewiſſes Selbſtgefühl aus und mußte in den Kreiſen verſtimmend

wirken, die ſich von den folgenden Worten des Dichters getroffen fühlten.

## Prolog.

Man hat mich jüngſt zum Thee geladen,
Beinah hätt ich genommen Schaden.
Es ſaß ein hübſcher, glatter Kreis,
Von Frauen roth, von Buben weiß,
Auf dem geſellſchaftlichen St —
Sie ſprachen zuckrig und vergüldet,
Sie ſchienen alle ſehr gebildet.
Ich trieb mich ſtill im Winkel 'rum,
Und gähnt ein Soliloquium.

Nach dieſem gab es eine Pauſe.
Ich denke: Biſt doch auch beim Schmauſe!
Zieh' meine beiden Schwingen an,
Und ſchwebe zu dem Tiſch heran.
Doch als ich um den Keſſel fliege,
Werd ich ſo matt, wie eine Fliege;
Dem Dunſt an Haupt und Bruſt getroffen,
Fiel ich beinah und wär erſoffen.

Und keiner reicht mir auch den Arm,
Ich taumle ſchwindlig, dumm und warm,
Mich trägt das letzte bischen Kraft
Aus der verwünſchten Stube Haft.
Und war im Freien! Glanz und Duft,
Licht, Leben, heit're Sonnenluft!
Zierlicher Geiſter reges Schwirren,
Und Freudenſchrei und Liebesgirren!
Ich dehne mich, ich ſchüttle mich,
Der Krampf verging, die Ohnmacht wich.
Thät't Ihr nicht auch in Thee verzagen,
Schaut, ob Euch meine Sprüng' behagen!

Und wie dieſe Eingangsverſe verletzend ſchienen, ſo waren die des Epilogs unverſtändlich für diejenigen, die des Dichters Entwickelung nicht kannten. Uns, die wir ihr gefolgt ſind, zeigen ſie, wie ihn die Poeſie aus dem Kampfe der letzten Monate wieder völlig frei gemacht hatte.

Ein Rebenſtock, dem Saft des Lenzen
Die gottgeweihten Glieder ſchwellt,
Kann ſeine Wonne nicht begrenzen,
Sie ſucht ſich Raum und freies Feld.

Da quillt die Thräne erſt gelinde
Die Botin aus dem tiefen Schacht —
Dann keimt das luſt'ge Blattgewinde,
Die Rankenſchaar, die Blüthen macht.

So ſtrömen aufgewühlte Herzen
Erſt heil'ge Zährenquellen aus,
Dann bricht's hervor von Schwänken, Scherzen,
Ein üpp'ger Blatt- und Blumenſtrauß.

Der Herr, ſich ſelber kund zu machen,
Schafft weiß und ſchwarz, und kalt und heiß,
Er zeitigt Weinen, zeitigt Lachen
Auf einem Beet vom ſelben Reis.

Im Widerſpruch mit der Münſterſchen Geſellſchaft ſprach übrigens der Weſtphäliſche Anzeiger ſeine Anerkennung aus, und rühmte, daß endlich einmal in Weſtphalen etwas Ordentliches fertig geworden ſei. Auch an anderen Stellen war die Kritik ſo günſtig, daß der Verleger den jungen Autor zur Herausgabe ſeiner Gedichte und proſaiſchen Arbeiten ermuthigte, und ſehr bereit war auch den Verlag der Trauerſpiele zu übernehmen, über welche ſchon manche Verhandlungen gepflogen waren, die zu keinem erfreulichen Reſultat geführt hatten. Zur Oſtermeſſe ſollte Alles fertig ſein, und da gerade jetzt auch

die Dienſtgeſchäfte ſich häuften, ſo trat für Immermann eine ſehr arbeitsvolle Zeit ein. Die Redaction der Gedichte verlangte eine ſorgfältige Prüfung und die des proſaiſchen Theils machte ihm um ſo mehr zu ſchaffen, als ſich die urſprünglich dazu beſtimmten Aphorismen und einzelnen Abhandlungen in eine Art von Roman „die Papierfenſter eines Eremiten," verwandelten. Er behandelt den Irrthum eines Herzens, das von den Schmerzen der Liebe wund, das verlorene Glück glaubt an einer anderen Stelle wiederzufinden, wo ihm nur Scheinbefriedigung zu Theil wird. Der unglückliche Held der Geſchichte geht zu Grunde an dieſer Täuſchung, obgleich er körperlich in dem harten Kampfe erhalten bleibt, mit dem er ſich frei macht von den ſelbſtgewählten Banden. Wir kennen die Geneſis dieſer Geſchichte in Immermanns Jugendliebe; die gehelmſten Reminiscenzen des eigenen Lebens klingen darin an, Confeſſionen und Memoiren verſchlingen ihre Fäden und die Aufregung des Moments, in dem ſie niedergeſchrieben wurden, miſchte ihre Farbe mit der der Vergangenheit.

Aber wenn das Büchlein auch durch das eigene Leben veranlaßt ward, ſo iſt es keineswegs eine ſchlichte Selbſtbiographie und die Begebenheiten haben unter den Händen des Dichters ein ganz verändertes Anſehen bekommen. „Eine Warnungstafel wollte er in der Geſchichte des Eremiten hinſtellen und in ihr die Ueberzeugung ausſprechen: daß kein Menſch der einmal verkehrt war, ſich durch ſich ſelbſt wieder ganz zur Geſundheit der Seele erhebt. Er kann, wenn er Ernſt braucht, beſſer werden, als er anfing, aber nie wieder im reinen Lichte der Humanität enden. Verlor er ſich ſonſt in der Welt und in angenehmer Beſchäftigung der Phantaſie, ſo tritt nach der Kataſtrophe eigenſinniges Zurückziehen in ſich ſelbſt, monotoner Widerwillen gegen alle Verbindungen mit der menſchlichen Geſellſchaft ein, der Eremit verhungert lieber, als daß er Brod von Mitleidigen hinnehme."

Immermann hatte mit dieſem Buche einen Ton der Zeit angeſchlagen, es wirkte lebendig trotz mancher Längen und Uebertreibungen. Unſerer Zeit liegt dieſe Weiſe, in welcher wir Werthers Einfluß nicht verkennen, ſchon ſehr fern; aber da die Dichtung dem eigenen, innern Leben abgelauſcht iſt, bleibt Vieles in ihr ewig wahr und friſch. Manches iſt der unmittelbare Abdruck von Immermanns Münſterſchem Leben, ganze Sätze ſind ſeinem Tagebuch entnommen, ſelbſt ſeine Lectüre iſt zu verfolgen, Auguſtins Confeſſionen, Jacobi von den göttlichen Dingen und dergleichen. Wenig erfreulich iſt meiſt der Humor, dem allzuſehr hier die leichte Heiterkeit fehlt, und eine Abhandlung über den Hundeſchwanz hat neben ſcharfem Witz ſogar völlig widerliche Momente.

Endlich kündigte der Katalog der Oſtermeſſe Immermanns Trauerſpiele, ſeine Gedichte und den Eremiten an. Stolz, unabhängig, ein wenig vornehm ſtellte ſich der junge Dichter in allen dieſen Arbeiten dem Publikum gegenüber. Er war ſich ſeiner Kraft bewußt, aber er ahnte auch, daß ihm noch nicht gelungen war, den Gehalt ſeines Weſens zur reinen Geſtalt zu bringen und erwartete kaum eine freudige Zuſtimmung, denn er wußte, daß die Menge nicht geneigt ſein würde, die Tiefen zu erforſchen, von denen ſeine Dichtungen oft nur noch ſtammelnd ſprachen.

Gedankenreich iſt ſeine Welt, kräftig, kühn, nicht hohle Worte und leere Phraſen ſpricht er aus. Seine Dichtungen ſind Bekenntniſſe ſeiner Seele, und in Allem was er darſtellt, will er als Prieſter anvertraute Geheimniſſe im rechten Geiſte verkündigen. Noch fehlt dem ſtolzen Bau die Vollendung, noch liegt um ihn zerſtreut Geſtein, noch entbehren ſeine Gebilde die verknüpfende Anmuth, in der ſich erſt völlig die Blüthe der Schönheit entfaltet.

Nicht gleichgültig empfing die Kritik dieſe erſten größeren Arbeiten des jungen Dichters, obwohl ſie Vieles an ihm tadelte und

zu tadeln berechtigt war. Aber man erkannte an, daß ſeine Irrthümer Fehler der Kraft, nicht Mängel der Schwäche waren, und darum regte ihn manche öffentliche Stimme mit ermuthigender Theilnahme an. Bei aller Entſchiedenheit des Auftretens glaubte man Immermann übrigens nicht frei von Nachahmung, namentlich ward der Vorwurf laut, er habe ſtark ſhakespeariſirt. „Zum Theil kannte ich nicht einmal", ſagte er ſpäter, „was ich ſollte copirt haben. Ich hatte, ohne daß ich mich mit Shakeſpeare zu vergleichen wage, eine eigene freie, ſeltſame Weltanſchauung wie er, das mag denn hin und wieder die Aehnlichkeit, die den Schein der Nachahmung trug, erzeugt haben. Später ſollte ich Schiller nachgeahmt haben und zuletzt nun Goethe in den Epigonen. Ich habe mich nie vor Muſtern geſcheut und vor Reminiscenzen, denn ich war mir meines Eigenthums bewußt und wußte übrigens auch, daß noch Niemand mit Stiefeln und Sporen iſt aus ſeiner Mutter Leib gekrochen, ſondern daß Jeder ſich an Vorbilder angelehnt hat."

Zweifellos trat übrigens in allen dieſen Schöpfungen der Einfluß hervor, den die Romantik auf den Dichter geübt hatte. Die Willkür die in dieſer herrſchte, ſagte dem noch nicht in ſeinen Schranken gefaßten Geiſte zu, und verführte ihn, mit kühnen Sprüngen über die formellen und innerlichen Schwierigkeiten wegzugehen, die ihm entgegentraten. Der Reiz der Schule hatte ſeine jugendliche Phantaſie ergriffen, ihre Poeſien klangen friſch und lieblich durch ſeine Studienjahre, und wir werden beobachten, daß er nur allmälig von einer Einwirkung frei wurde, die ihm einen, ſeiner Natur eigentlich fremden Ton gab.

# VI.

## Eliſe von Lühow-Aſſeſeldt.

Dem friſchen Bergſtrome, der in jugendlicher Fülle dahin rauſcht, gleicht bis hierher Immermanns Leben. An Untiefen hat es dem Wege nicht gefehlt und manche Klippe ragte aus dem Grunde, doch die ungebrochene Kraft des Jünglings überwand ſie, wuchs und ſtählte ſich an den Hinderniſſen, und brach ſich kühn die vollere und breitere Bahn. Nun aber ſind wir zu einem Momente gekommen, in welchem des Dichters Leben ſich verdunkelt, der Strom ſtockt und wir ihn nur mühſam und unſicher fortſchreiten ſehen. Ein Schleier legt ſich über ihn; ſein Verhältniß zu Welt und Menſchen, ſeine Anſchauungen ſind verändert, ein Zwieſpalt tritt in ſein Weſen, der bald ſchwächer bald ſchroffer ſich zeigt, und erſt in ſeinen letzten Lebensjahren in ſchöne Harmonie aufgelöſt, verſchwindet. Ein ſeltſames Geſchick läßt die begonnenen Arbeiten ſtocken oder ſie nur langſam und träge weiter rücken, eine Zeit lang ruht die Production ſogar ganz, bis ſich des Dichters Bruſt durch einen herben Schmerzensſchrei wieder Luft macht in dem Drama, Cardenio und Celinde.

Wenn wir Immermanns Natur und Entwicklung verſtehen lernen ſollen, ſo müſſen wir den Grund dieſer trüben Veränderung erfahren, und die Geſchichte einer Leidenſchaft die unheilvoll in ſein Leben trat darf in dieſen Blättern nicht übergangen werden, welche zur rechten Würdigung eines Dichters

beitragen möchten, deſſen Bild durch manche falſche und halbwahre Darſtellungen entſtellt worden iſt. Zwar würden wir gern über eine Sache geſchwiegen haben, welche uns nöthigt eine Frau zu nennen, deren Scheu vor aller Oeffentlichkeit wir gekannt haben, und für die wir innige Theilnahme empfinden; aber ihr Name iſt durch Freunde, denen ſie vertraute, bereits in die Literatur gezogen worden. Ohne zwar ihrer wahren Bedeutung gerecht zu werden, ſuchte man ihre Irrthümer zu entſchuldigen, indem man Immermanns Charakter auf die ungerechteſte und böswilligſte Weiſe angriff. Wir wollen gegen ſolche Darſtellungen nicht polemiſiren, ſondern einfach die Geſchichte des ſeltſamen Verhältniſſes erzählen, welches viele Jahre zwiſchen Karl Immermann und Eliſe, Gräfin Ahlefeldt, der geſchiedenen Gattin des General von Lützow beſtand, und die Wahrheit wird dem unbefangenen Auge in dieſer Erzählung ihre untrüglichen Züge zeigen.

Es war im Frühlinge des Jahres 1821, als Immermann in das Haus des General von Lützow eingeführt wurde. Anfänglich unterſchied ſich dieſe Bekanntſchaft nicht von andern Berührungen mit der großen Welt, und es bedurfte wiederholter Aufforderungen von Lützowſcher Seite um den Verkehr nicht gleich beim Beginn wieder einſchlafen zu laſſen. Erſt als bei dem Erſcheinen der Prinzen von Syrakus Frau v. Lützow das Stück mit der ihr eignen warmen Empfindung gegen alle Angriffe vertheidigte, als allerliebſte rothe Blättchen in des Dichters Zimmer flogen und ihn dringend zu vertraulichen Beſuchen aufforderten, begann der Antheil der ausgezeichneten Frau anziehend und verwirrend zu wirken. „Ich war drauf und dran," ſchrieb Immermann damals dem Bruder, „den dummſten Streich in meinem Leben zu machen und mich in eine Frau zu vergaffen und ſo muthwillig das ſchöne geiſtige Verhältniß zu zerſtören, welches ein edles Weib mit Vertrauen zu bilden im Sinne hat."

Dieſe Aeußerung ſteht aber ganz vereinzelt unter vielen ſpätern ſeiner Briefe, welche ihn im Genuß eines ruhigen freundſchaftlichen Verkehrs und durchaus frei von leidenſchaftlichen Gefühlen zeigen. Auch das Zeugniß ſeiner vertrauten Münſterſchen Freunde ſtimmt darin überein, daß er lange ganz unbefangen den Umgang der Frau genoß, die ſo verhängnißvoll für ſein Leben werden ſollte.

Eliſe von Lützow gehörte zu den Erſcheinungen einer abgethanen Zeitperiode, welche der Gegenwart kaum noch verſtändlich ſind, und auf welche die Romantik unter deren Herrſchaft ſie ſich entwickelte, einen eben ſo anziehenden als gefährlichen Einfluß übte. Sie übertrug die Anſchauungen in welchen ſich eine geiſtreiche aber phantaſtiſche Literatur bewegte auf das wirkliche Leben, und zwar zu einer Zeit in welcher große Welterſchütterungen alle Verhältniſſe aus den gewöhnlichen Bahnen riſſen. Das Ungewöhnliche war damals nicht ſelten das Berechtigte und Eliſe gehörte zu denen, welche einen beſonderen Reiz grade in den Verhältniſſen fanden, die ſich außerhalb des Gewöhnlichen entwickelten. Sie gerieth dadurch in einen Irrthum, aus welchem ſich ihr ſelbſt ein ſchweres tragiſches Geſchick entwickelte, und durch welchen ſie auch einen dunkeln Schatten über Immermanns Leben warf.

Eliſe war die Tochter des Grafen Friedrich Ahlefeldt-Laurvig und nach dem frühen Tode eines Bruders deſſen einziges Kind. Auf Langeland in dem Schloſſe Trankijor am 17. November 1788 geboren, hatte ſie eine trübe Kindheit, weil Graf Friedrich nicht nur ſeine reichen Einkünfte auf eine Weiſe verſchleuderte, aus welcher manche Verlegenheiten entſtanden, ſondern auch durch ſchamloſe und leichtfertige Verhältniſſe ſeiner edlen Gemahlin Charlotte geb. v. Hedemann das Zuſammenleben ſo unerträglich machte, daß dieſe ſich von dem treuloſen Gatten trennte. Eliſe begleitete ihre geliebte Mutter auf das Schloß Ludwigsberg, wo ſie in ſtiller Zurückgezogen-

heit lebte, aber der Hintergrund ihrer Erinnerungen blieb ein düſtrer; eine unglückliche Ehe, und der Gegenſatz von üppig reichem Leben und von widerlichen Nöthen und Beſchränkungen ſchufen ſeine Farben.

Zu einer anmuthigen äußern Erſcheinung aufgeblüht, war das junge Mädchen auch von der Natur mit Gaben des Geiſtes und Gemüthes reich ausgeſtattet, und beſaß vor Allem eine lebhafte, leicht entzündliche Phantaſie. Dieſe verlieh ihrem Weſen hohen Reiz, war aber das gefährlichſte Geſchenk, welches das Geſchick in ihre Wiege gelegt hatte. Aus ihr entſprang eine Anlage zu einem phantaſtiſchen Spielen mit dem Daſein, ſie verführte Eliſen nicht ſelten das Abentheuerlichſte und Unhaltbarſte als das Leichte und Sichere anzuſehen, während auf der anderen Seite das Einfache und Natürliche ihr ganz unthunlich vorkam. Eine unglückliche Neigung zur Heimlichkeit, die viel zu den Leiden ihres Lebens beitrug, entwickelte ſich wohl aus der Scheu ihrer ariſtokratiſchen Natur die Welt in die verworrenen Verhältniſſe blicken zu laſſen, unter denen ſie aufwuchs.

Mit den verſchiedenſten Menſchen auf dem Schloſſe ihres Vaters in Berührung kommend, hatte ſie früh erkannt, daß geiſtige Vorzüge über die der Geburt zu ſetzen ſind, und ſo feſt ſie bis auf einen gewiſſen Punkt mit den Vorurtheilen ihres Standes verwachſen war, ſo war ſie in allen geſelligen Beziehungen frei von dieſen, und fühlte ſich in Theilnahme und Freundſchaft Vielen eng verknüpft, deren äußere Lebensſtellung der ihrigen ganz fern ſtand.

Lebhaft, hingeriſſen, wie ſie war, das Herz von einer gebrochenen Neigung wund, ward das Gemüth Eliſens von dem großen Kampfe ergriffen, der in Deutſchland begonnen hatte, dem Vaterlande der Mutter, das ſie unter dem Einfluſſe einer deutſchen Erzieherin ſchon als Kind hatte lieben lernen. Als ſie im Jahre 1808 die kränkelnde Mutter in das Bad Renn-

dorf begleitete, lernte sie dort Adolph von Lützow kennen, der Heilung von seinen Wunden und Stärkung nach den Strapazen des Krieges suchte.

Sein Name hatte einen guten Klang, obgleich das Freicorps ihn noch nicht verherrlichte, durch welches der Held in Aller Munde lebt, sein treuherziges, schlichtes Wesen, verbunden mit seiner Begeisterung für das Vaterland, gewann Elisens Theilnahme. Der Gedanke, einem der tapfern Kämpfer dessen Blut schon für die Freiheit geflossen, die Pflege zu geben der er bedurfte, die Hoffnung sich an seiner Seite der großen That der Erhebung wider das Joch der Fremdherrschaft zu widmen, der romantische Reiz, den ihr das Leben des Kriegers zu bieten schien, ließen sie einen Bund schließen, dem der eigentliche Zug des Herzens, die volle Liebe fehlte, und dem ein tieferes Verständniß der Naturen keinen sicheren Boden geben konnte. In der Hingabe an die Sache des Vaterlandes, welche Beiden gleich heilig war, begegneten sich die Herzen, sie gab dem Verhältnisse Inhalt, als nach langem Widerstreben Graf Ahlefeldt seine Zustimmung zur Verbindung seiner Tochter mit dem Major von Lützow gab. Die Ehe mit dem Manne ihrer Wahl entzog seine Tochter der Heimath, und bot derselben keineswegs glänzende, kaum gesicherte Verhältnisse, so darf es nicht verwundern, daß Lützow erst nach längerem Werben die Gattin heimführen durfte. In spannender Erwartung vergingen dann dem jungen Paare die ersten Zeiten der Ehe, bis der sehnlichst erwartete Freiheitskampf ausbrach und Beide in seine bewegten Bahnen zog. Elise ging mit dem Gemahl nach Breslau, und versammelte in einer dürftigen Schenke die edlen Genossen des sich bildenden Freicorps um sich. Dort fachte sie in Vielen den Funken der Begeisterung zur hellen Flamme an, dort knüpften sich Freundschaften, die allen Wechsel der Verhältnisse mit rührender Treue überdauerten, dort lebte die Poesie des Heeres. Und als dann der Aufbruch erfolgte, da zog er auch die junge

Frau mit ſich; ohne eigentliche Heimath und ohne feſten Wohnort ließ ſie ſich flüchtig an ſolchen Stätten nieder, wo ſie am ſchnellſten die Nachrichten vom Schickſal des Gatten und ſeines Corps erreichen konnten, mit vollem Herzen Mißgeſchick und Erfolge theilend. Lützow wurde, wie bekannt, faſt in jedem Treffen verwundet, dann eilte die Gattin, wo es irgend thunlich, zu ſeiner Pflege herbei, nahm oft mit dem geringſten Quartier in einem armen Dorfe fürlieb, und ſcheute keine Anſtrengung, nicht meilenweite Ritte, oder die niedrigſten Dienſtleiſtungen, wenn es galt, dem leidenden Gemahl und verwundeten Freunden mit weiblicher Sorge und Hülfe beizuſtehen.

Jahre vergingen ſo, in denen ſich Eliſens Leben außerhalb der gewöhnlichen Schranken des Weibes bewegte. Der aufgelöſte Zuſtand, der ſie mit ſich riß, ließ ſie nicht zum Bewußtſein ihrer ſelbſt, nicht zur Einkehr in das eigene Weſen kommen. Bis zum Friedensſchluß blieb ihr verborgen, daß ihrem Daſein, ihrem ehelichen Verhältniß etwas fehle; erſt als der Sieg die Thaten des Krieges gekrönt hatte, als ſtille Tage den beſchwingten folgten, erwachten die ſchlummernden Bedürfniſſe ihrer Seele, und im einſamen kinderloſen Hauſe fand ihre Sehnſucht nach einem neuen Inhalt des Lebens nur ungenügende Befriedigung.

Die neue Zeit wandte ſich ſchnell von den Thaten, die gethan, ab, und ſchob die Träger dieſer Thaten bei Seite. Lützow erhielt ſeine Garniſon in Münſter, der Kreis der Freunde war zerſtreut, und der Friedensdienſt dünkte dem Krieger hart und ermüdend, der an große Erregungen gewöhnt, und deſſen Körper durch Wunden erſchöpft war. Die Geiſter der Unzufriedenheit und Verſtimmung erwachten in dem nüchternen eintönigen Leben; was Lützow früher von geiſtigen Intereſſen beſeſſen, das war verweht in dem Strome äußerer Anforderungen, und er bot der Gattin weder Halt noch Theilnahme, als ſie ſehn-

ſüchtig nach einem Erſatz für den verlorenen Reiz des Daſeins ſuchte. Mit bitterem Schmerze erkannte die Arme nun erſt, daß der Gefährte ihres Lebens die eigentlichen Bedürfniſſe ihres Weſens nicht verſtand, und wenn auch das Verhältniß der Gatten äußerlich ein vollkommen freundliches blieb, in welchem keine Rückſicht verſäumt wurde, ſo wurde es innerlich immer leerer und inhaltsloſer. Die leichtere Empfindung des Mannes ließ ihn den Mangel nicht empfinden, aber Eliſe verſank unter ſeinem Drucke in trübe, ſehnſuchtsvolle Melancholie.

Da tauchte an dem eng begrenzten Horizont der Provinzialſtadt für ſie ein neuer Stern auf, der junge Dichter Immermann. Friſche Klänge drangen durch die Berührung mit ihm in Eliſens darbende Seele, die Poeſie zog ihre lieblichen Kreiſe, heiteres Leben regte ſich, wo bisher Entſagung geherrſcht hatte, zartes inniges Verſtehen ſchwebte herüber und hinüber. In allem Hohen und Schönen begegneten ſich ihre Seelen, und völlig berechtigt, rein und edel war der Verkehr zweier gleich geſtimmter Gemüther, bis die Leidenſchaft ſich in das ſchöne Verhältniß miſchte, und unter ihrer Herrſchaft die zarte Linie überſchritten wurde, welche Pflicht und Recht hätten bewahren müſſen.

Wie man ſich allmälig über dieſe täuſchen lernte, und wie ein Zauber, dem aller Widerſtand wich, die Herzen gefangen nahm, wollen wir hier nicht verfolgen, es genügt das ſchwere Wort, daß es ſo war, und daß dieſe Leidenſchaft ſpäter die Trennung der Lützow'ſchen Ehe herbeiführte.

Das Weib iſt die natürliche Schirmerin der Sitte und war in dieſem Falle noch durch feſte Pflichten geſchützt, welche ſie mit freiem Entſchluſſe auf ſich genommen hatte, ſie trifft daher der ſchwerſte Vorwurf. Wir glauben aber gezeigt zu haben, daß Vieles in Eliſens Begabung und Lebensführung zu ihrer Entſchuldigung ſpricht, beſonders ihre unharmoniſche Kind-

heit und das zerstückelte, umhergeworfene Leben, welches sie während der Kriegsjahre führte und in welchem sie nicht zu einer Besinnung über die Grenzen des Geschlechts gekommen war. Endlich wollen wir noch hinzufügen, daß nie ein Muttergefühl sie unter die einfachsten und beglückendsten Gesetze weiblichen Lebens gestellt hatte.

Auch kann Immermann nicht von Schuld freigesprochen oder gerechtfertigt werden, wenn er von falscher Lockung sich verführen ließ. Aber es wird ihn bei Allen, welche den Kämpfen des Herzens nicht fremd geblieben sind, entschuldigen helfen, wenn wir mit voller Wahrhaftigkeit aussprechen können, daß er bis zu dem verhängnißvollen Augenblicke, der ihm die Augen über die verzehrende Macht seiner Gefühle öffnete, in einer Täuschung befangen war, und den Abgrund nicht sah, an dem er wandelte. Sein Herz war einsam, als er Elise kennen lernte, wiederholt hatte er den Silberblick der Liebe zu schauen gemeint, aber noch war sie ihm nicht zur beglückenden Gestalt geboren worden. Sehnsüchtig verlangte er nach einer weiblichen Theilnahme, in der sein Wesen sich vollenden könne. So war er innerlich ganz gestimmt, den Reiz einer Frau zu empfinden, die bis in ihr spätes Alter sich mit unbeschreiblicher Anmuth jedem poetischen Eindrucke hinzugeben fähig war, und alles geistige Leben mit jugendlicher Empfänglichkeit sich aneignete. Noch als Matrone fesselte sie mit ihrer seltenen Liebenswürdigkeit Jünglinge zu ihren Füßen und täuschte die Männer und Frauen damit über den Mangel an klarem Urtheil, der namentlich in der Geltung der Persönlichkeiten in späteren Jahren hervortrat. — Als sie in der reifen Blüthe ihres Wesens, obgleich mehrere Jahre älter als Immermann, sich diesem zuneigte, fehlte ihr noch kein Hauch frischer Jugendlichkeit, und der noch völlig in der Entwickelung stehende Mann glaubte in ihr die volle Schönheit und Klarheit des Wesens zu schauen, nach welcher er rang. Wie hätte es ihn

nicht locken ſollen, als ihm eine Neigung geboten ward, wie er ſie lange vergebens begehrt hatte und wie fühlte er ſich im eigenen Bewußtſein gehoben von der Theilnahme einer Frau, die in ſeinen Augen hoch über ihm ſtand und doch von ſeinem geiſtigen Leben Nahrung empfangen wollte.

Sobald Immermann zum Bewußtſein der Lage kam, in welche ihn die Leidenſchaft geführt, empfand er das Bedürfniß, das Verhältniß in der wenigſtens relativ beſten Weiſe zu ordnen, und das Band der Ehe war nach ſeiner Ueberzeugung das einzige Mittel, die Verworrenheit des Zuſtandes zu löſen, wenn man nicht überall einander ganz entſagen wollte. Wir beſitzen aus des Dichters letzten Lebensjahren einige unſchätzbare Blätter ſeiner Hand, welche uns die geheimen Schmerzen offenbaren, an denen er lange Zeit getragen und aus welchen wir die folgenden Mittheilungen über die unſelige Verbindung entnehmen, in welche er durch vierzehn Jahre verſtrickt blieb.

„Selten hat wohl das Geſchick ein ſeltſameres Verhältniß geſtiftet, als dasjenige, welches die Leidenſchaft zwiſchen der Gräfin und mir herbeigeführt hatte. Ich nenne unſer damaliges Gefühl eine Leidenſchaft und vermeide das Wort Liebe, weil der ſtarken und heftigen Empfindung von Anfang an viel Irres und Wirres beigemiſcht war. Unſer Verhältniß entwickelte ſich meiſtentheils von jeher nur in der Form des Kampfes zwiſchen zwei entgegengeſetzten eigenartigen Naturen, denen ganze Regionen des andern Theils dunkel und unzugänglich blieben. Dazu kam, daß die Frau in ihrem fünfunddreißigſten Jahre ſtehend, ihrem ganzen Weſen nach fertig und abgeſchloſſen war, der Mann, ſechsundzwanzig Jahre alt, noch mit allen brauſenden Kräften nach Entwickelung rang. Ich darf mit Wahrheit ſagen, daß ich in dieſen vierzehn Jahren zwar oft angeregt, entzückt und hingeriſſen, nie aber eigentlich glücklich geweſen bin, fern ſei es aber von mir, das, was mir einſt theuer war, und, wenn auch in anderer Art, ewig theuer bleiben wird,

zu beſchelten. Nein! Wenn ich litt, ſo war es mein böſer Stern, nicht die Schuld der Armen, die ja oft gar nicht wußte, wie tief ſie mich verletzte! Wenn ich auch hier, wo es um Wahrheit geht, den unlösbaren Zwieſpalt unſeres Weſens nicht verſchweigen darf, ſo muß ich doch hinzuſetzen, daß ſie gethan hat, was in ihren Kräften ſtand, daß ſie mir tauſend Opfer gebracht hat, und daß ich bis an mein Lebensende ihr großes Gemüth verehren werde. Indeſſen gleicht dieſes einen ſolchen Urzwiſt, wie ich ihn andeutete, nicht aus. In der Freundſchaft kann man den Andern theilweiſe nehmen und ſchätzen, die Liebe aber verlangt den ganzen Menſchen ohne Abzug und Ausnahme; und der ganze Menſch gehörte niemals weder ihr noch mir. Die Grundverſchiedenheit unſerer Charaktere bethätigte ſich ſogleich an der Lebensfrage unſeres Verhältniſſes. Ich hatte von Anfang an auf die Ehe gedrungen, als das einzige Heil. Nach heftigen Scenen ſchien ſie ſich meinem Verlangen zu fügen, plötzlich aber ſprang ſie in das Entgegengeſetzte über — meinen Wunſch entſchieden verſagend. —

„Ich habe mich auch ſpäter redlich beſtrebt, meine Ueberzeugung geltend zu machen, ich forderte die Ehe bei jedem wichtigen Lebensanlaſſe, bin aber jederzeit damit zurückgewieſen worden. Zwar nicht immer war ſie die Widerſtrebende. In Münſter hatte ſie ſich meiner Empfindung gefügt; ſie wollte ſich von Lützow trennen und mich heirathen. Ich ließ mich nach Magdeburg verſetzen, in der Hoffnung, daß meine Entfernung ihr den entſcheidenden Schritt erleichtern werde, und weil es mir nicht länger möglich war, auf jenem Boden zu verweilen, ungeachtet alles Zaubers, der mich dort feſſelte. Sobald ich aber in Magdeburg war, fiel ſie in die frühere Ablehnung zurück. Es entſpann ſich ein traurig hinüber und herüber kämpfender Briefwechſel, der endlich zu der Erklärung meinerſeits führte, ſie müſſe ſich äußerlich zu mir ſtellen, wie ſie innerlich zu mir ſtehe, oder unſer ganzes Verhältniß müſſe überhaupt

aufhören. Es erfolgte ihre Antwort, die alles Folgende einleitete. Sie ſchrieb mir, heirathen könne ſie mich nicht, die Trennung von Lützow müſſe der letzte Schritt ſein, der ſie, wie ſie ſich ausdrückte, „der Welt blos ſtelle.“ „Sie wolle dann,“ wie ſie ſich ebenfalls ausdrückte, „mit mir nur ihren Gefühlen leben. Ob ich damit zufrieden ſei?“

„Daß ich dieſen ihren Entſchluß angenommen, daß ich ihn nicht mit aller Kraft zurückgewieſen habe, das iſt mein großer Fehltritt. Nicht um mich zu entſchuldigen, ſondern um mein Inneres ganz aufzuſchließen, muß ich aber ſagen, daß ich damals glaubte, die Gräfin werde bei dem ſeltſamen Entſchluſſe nicht verharren, es werde ihr, wenn ſie nur erſt zur Ruhe und Beſinnung gekommen ſein werde, der Platz einer Frau an meiner Seite wünſchenswerther ſein, als der von ihr bezeichnete. Lützow, der ſich mit dem ſeltenſten Edelmuthe in dieſer Sache benahm, wünſchte dieſen Ausweg auf das eifrigſte, ſein Vertrauter Schl .... war der Dolmetſch ſeiner Wünſche und Geſinnungen.

„Die Gräfin blieb aber vierzehn Jahre lang unbewegt von den wiederholt an ſie ergangenen Bitten, und von den Erſcheinungen, die das Leben immer warnender vor ihr auftreten ließ, denn die Folgen der ſo ſonderbaren Lebensſtellung blieben freilich für mich nicht aus. Ich hatte wohl einmal ſträflicherweiſe, von der Leidenſchaft hingeriſſen, mich in einen Irrthum verlieren können; aber der ſchlechte Heroismus fehlte mir, mit dreiſter Stirn einen Weg fortzugehen, der nie hätte betreten werden ſollen. Nie war ich auch nur einen Augenblick in dem ſtillen Seelenfrieden, der zuletzt das allein wahre Seelenglück iſt, wenn ich meine Verhältniſſe nicht vergeſſen hatte, ſondern ihrer gedachte. Nie verließ mich, wenn ſie mir vor die Seele traten, ein Gefühl der Verlegenheit, der wunden Schaam; ich hatte mit einem Worte kein gutes Gewiſſen über einen wichtigen Punkt meines Lebens. War ich nun ſo in mir gepei-

nigt und im Bewußtſein gehemmt, in einem beſtändigen heimlichen Kriegszuſtande mit den Menſchen, ſo mußte das natürlich auf unſer Verhältniß ſelbſt eine zerrüttende Rückwirkung äußern. Weil wir nicht auf dem gemeinſamen Boden des frommen Rechts und der ſchlichten Wahrheit ſtanden, ſondern auf einem gemachten, künſtlichen, ſo waren wir nach einigen Jahren, über die Leidenſchaft und Leichtſinn hinübergeholfen hatten, bald weit auseinander. Die echte Quelle des Lebens ſprang uns nicht, ſo vertrocknete denn gar Vieles zwiſchen uns. Ich will nicht ſagen, daß die Ehe zwiſchen uns, — da unſre Leidenſchaft einen früheren Bund gelöſt hatte — mir als eine unbedenkliche erſchienen wäre; das aber wußte ich, daß ſie unter den obwaltenden Umſtänden der relativ ſittlichere Ausgang der Verwicklung war, und die Forderung des ſittlichſten, echteſten Theils in meiner Natur verſtand die Gräfin nicht, wollte ſie nicht verſtehen. Als das recht in mir zur Klarheit gekommen war, als ich entſchieden der Hoffnung entſagen mußte, daß ſie mir ihre Hand vor dem Altare geben werde, begann es in mir allgemach ſich krampfhaft zuzuſchließen, ein tiefer Mißmuth begann ſich in mir über ſie zu bilden, und der Zweifel fehlte auch nicht, ob denn eine Liebe, die ſo wenig Achtung vor dem wahren Lebensheile des Andern gezeigt hatte, zuletzt die Liebe im höchſten Sinne des Wortes ſei?

„Das kämpfte Jahre hindurch mit Neigung, Erinnerung und Dankbarkeit. Endlich aber hatte die Verſtimmung denn doch ſo ziemlich die Oberhand. Ich wurde einſilbig, verſchloſſen, verdrießlich gegen ſie, ſuchte meine Erholung meiſtens außer dem Hauſe, andere Menſchen beſaßen in wichtigen Angelegenheiten weit mehr mein Vertrauen als ſie.

„Die unglückliche Frau ſah den Abgrund nicht, der ſich immer tiefer vor ihr aufwühlte. Sie lebte ihre Tage in einer beklagenswerthen Sicherheit hin, und weil Jemand, dem das Reich des Geiſtes, die Natur, Geſchichte, Dichtkunſt, Tröſtun-

gen bieten, auch in übler Verfaſſung nicht beſtändig weint und winſelt, ſo hielt ſie mich für wohlbefriedigt und zufrieden, meine Bitte um ihre Hand aber für beſeitigte Grillen. Nun waren freilich meine Verſtimmungen und Trübſinnigkeiten, meine zunehmende Entfernung von ihr und mein ſtets genaueres Anſchließen an andere Menſchen zu interpretiren, dafür ſtellten ſich denn Redensarten von: „der Männer Wankelmuth, Zerſtreuungsſucht, von der Herzensleere der Autoren und Dichter“ als bereite Auslegungsmittel ein, und bauten ein Schattenreich falſcher Vorſtellungen zuſammen, welche die unglückliche Frau in das Leid gebracht haben und noch jetzt ihr tiefſtes Unglück ſind. Ich hatte ſeit Jahren die Ueberzeugung, daß mein Zuſammenſein mit der Gräfin nur noch ein zufälliges ſei, und jede wirkende Urſache den morſchen Bau zertrümmern könne. Ich muß dabei den Fehler bekennen, daß ich unterlaſſen habe, dieſe Ueberzeugung mit dürren Worten auszuſprechen, obgleich ich ſelbſt den Gedanken einer Trennung zu Beider Heil lange mit mir herumtrug. Wenn ich ihn dennoch zurückſchob, ſo liegt das darin, weil das Gefühl nicht auf einmal abſcheidet, ſondern längere Zeit neben den Symptomen des unvermeidlichen Todes noch Lebenszuckungen zeigt, und weil die Macht der Gewohnheit groß iſt. — Auch war ich der Gräfin von Herzen dankbar, werde es ſtets bleiben. Ich erkenne an, daß ſie neben dem Widerſinnigen und Zweideutigen, was ſie in mein Leben gebracht, mir doch auch in unendlich vielen Beziehungen die reichſte Förderniß gegeben, und mich überhaupt erſt zum Mann gemacht hat, und rettete mir das Ewige und Unſterbliche, nämlich mein Freundesgefühl für jene Frau, indem ich das Verderbliche fallen ließ.“

So weit Immermann's Worte. Sie ſind allerdings geſchrieben, als die Wirkung der Zeit ſich über ſeine inneren Erlebniſſe gelegt hatte, und manche Empfindung mag von ihrem Einfluß nicht unberührt geblieben ſein; aber wenn wir ſeine

Darſtellung mit den ſchriftlichen Aeußerungen vergleichen, die während der Dauer jener unglücklichen Verbindung in Briefen und Tagebüchern bewahrt ſind, ſo enthalten ſie im Weſentlichen Alles, was wir hier zuſammengefaßt haben. Namentlich ergreifend iſt die Herzensangſt, mit der er in Münſter wiederholt, „von dem fürchterlich ſchönen Labyrinth, in das er gerathen", ſpricht, und die Sehnſucht, ſich und die Geliebte zu retten, die überall in ſchmerzlicher Weiſe hindurchklingt.

Wir werden ſpäter ſehen, wie Immermann's Herz in den Jahren, in denen meiſt das Gefühl für neue Erſcheinungen Abſchied nimmt, von neuer jugendlicher Liebe erfüllt ward, und wie das Verhältniß zur Gräfin auch äußerlich durch dieſe Neigung zerriſſen wurde; aber wir mußten die innerliche Geſchichte deſſelben bis zu dieſem Punkte zuſammenfaſſen, um ſeine Einwirkung auf den Entwickelungsgang des Dichters verſtändlich zu machen.

# VII.

## Münſter bis zur Rückkehr nach Magdeburg.

### 1822—1823.

Ganz anders als die ſtillen klaren Tage des vergangenen Frühlings die er mit dem Bruder verlebt hatte, ging der verhängnißvolle Lenz des Jahres 1822 dem Dichter auf. Von täuſchendem Zauber betrogen, ſchien ihm die Welt mit neuen ſeltſamen Reizen geſchmückt und ſchwelgende Empfindungen trieben ihn unruhig umher. Aus der Enge des Zimmers zog es ihn in die grünen Umgebungen der Stadt, in das Freie und Weite; es war als lerne er jetzt erſt die ſchattigen Waldplätze und grünenden Wieſen ſeiner Nachbarſchaft kennen und ſich ihrer freuen. Zu Fuß und zu Pferde durchſtreifte er bis Burgſteinfurt die Gegend, und müßiges Genießen erfüllte Stunden, die ſonſt ernſter Arbeit gewidmet waren. In Träumen, Bangen und Sehnſucht verſtrichen die Tage und ihre einzige Frucht waren heiße lyriſche Gedichte, von denen manche in die ſpätere Sammlung aufgenommen ſind. Die Lieder, welche als Wonne und Wehmuth bezeichnet ſich in derſelben finden, entſtanden meiſt in dieſer Zeit, und als Immermann im Jahre 1833 zur Herausgabe ſeiner Werke ſchritt, dichtete er nur die tragiſchen Nachklänge hinzu, die mit dem Gedichte „Vorgefühl“ beginnen und in denen ſich die vollkommene Vorahnung von dem Aufhören der Liebe ausſpricht, welche die früheren durchklingt.

Namentlich in der Strophe „Tödtliche Ahnung“ drückt ſich dieſe Stimmung in ergreifender Weiſe alſo aus:

In Deinem Saale belauſcht ich dich jüngſt
Wo der Farneſina Gedicht,
Heiter nachgebildet,
Lacht von glänzend getünchter Wand.
Du ſaßeſt, gelehnet
Zurück das reingewölbete Haupt,
Bläſſe bedeckte Antlitz und Buſen,
Deine Wimpern ſchloſſen
Thränenperlende Augen zu.
Ich wußte, du dachteſt
Der Zeit, wann hinſchwand
Unſer Gefühl,
Und wir einander
Nicht mehr erkennen,
Schickſalkrank.
Da verſtand ich den Schmerz,
Der uns ſo rührend anſieht,
Aus den Marmorbildern der Alten.
Freudenathmend
Schreitet Anadyomene
Aus dem Schaume der Wogenfluth.
Aber das Leben fühlet
In dem begeiſteten Stein
Sich als ferne Vergangenheit.

Monate waren im auflöſenden Gefühlsleben verſtrichen, ehe in Immermann wieder das Bedürfniß nach ernſter Arbeit erwachte und er ſich zu Solgers philoſophiſchen Geſprächen wandte, die ihn aufs Tiefſte anzogen. Sie gaben reichen Stoff zum Nachdenken und brachten ihm auch aufs Neue das Verlangen nach eigenen Productionen. Endlich ſollte der Periander vollendet werden, der während des Winters nur langſam neben den Redactionsarbeiten vorgeſchritten und im Frühlinge ganz

liegen geblieben war. Immermann nannte ihn seine tragische Schnecke im Vergleich mit den früheren Dramen und ließ ihn ruhen „als eine unendliche aber stumme Poesie des Herzens sich seiner Vollendung entgegenstellte, aus welcher," so hoffte der Dichter, „noch herrliche Lichter in das Trauerspiel fallen würden." Aber vielleicht ist keine seiner Dichtungen seinem eigenen Leben ferner geblieben und steht so vereinzelt in der Reihe seiner Schöpfungen, als dieses Stück.

Der Stoff ist dem Herodot entlehnt, welcher im dritten Buch seiner Geschichte: Das Geschick des Periander von Korinth rührend und einfach erzählt und mit so dramatischer Anschaulichkeit darstellt, daß es fast wie eine Tragödie wirkt, und leicht von dem jungen Dichter für die Aufgabe einer solchen gehalten werden konnte. Zug um Zug ist er der alten Historie gefolgt, selbst der wesentliche Inhalt einzelner Reden stimmt mit dem dort Gegebenen überein.

Dem früher genannten Freunde Gessert und Friedrich Kohlrausch wurde das Stück gewidmet, und wir gedenken deshalb hier des freundschaftlichen Verhältnisses, welches sich in den letzten Jahren seines Münsterschen Aufenthaltes zwischen Immermann und dem ehrenvoll bekannten Consistorial-Rath Kohlrausch entwickelt hatte. Es war ein Band, das durch gegenseitige Achtung und Anerkennung geschlossen, nicht wankte und schwankte, als Manches im Leben des Dichters dunkel erschien, und die lange bewährte, lebendige Liebe und Treue des Freundes bethätigte sich noch in den letzten Lebensjahren Immermanns auf das schönste. Lange Zeit gehörte Kohlrausch zu denen, mit welchen Immermann am liebsten seine Dichtungen besprach, und er legte um so mehr Werth auf das Urtheil des Freundes, als er auch in seinem Tadel feines Verständniß und liebevolles Eingehen erkannte. Kohlrausch hat in seinen „Erinnerungen" von diesem Zusammenleben erzählt, das für Beide fruchtbar und bedeutend war, namentlich aber für Im-

mermann in einer aufgeregten Zeit großen Werth hatte, denn Kohlrausch gehörte zu den Menschen, deren ruhige Nähe immer wohlthätig wirkte. Innerlich stets heiter und thätig, war er in sich ernst und schön fertig und schaffte mit Strenge und Milde viel Gutes.

Waren zu der aufgeregten Stimmung dieses Sommers die Pläne für die Bearbeitung der Hohenstaufen zurückgetreten, so beschäftigte den Dichter dagegen der Gedanke zu einem neuen Lustspiele: „Das Auge der Liebe." Die luftigen Gebilde dieser Dichtung stellten sich zwischen ihn und das Riesengeschlecht, ihr phantastisches Treiben lockte ihn augenblicklich viel mehr, als jene ernste tragische Aufgabe. Zum ersten Male tauchte aber auch der Plan auf, einen Roman zu schreiben, und zwar sollte derselbe handeln: „von den Schicksalen des vortrefflichen Arminio von Syrakus", welche er der durchlauchtigen Familie am Kaminfeuer erzählt. „Ich komme mir vor wie der Seefahrer", schreibt er an Ferdinand, „der die Fata-Morgana sieht, in der immer eine Gestalt noch lockender ist, als die andere. Ich werde ordentlich bange zuweilen, das Leben ist so erstaunlich kurz und dessen, was noth thut, so sehr viel und ich möchte gar gern die Stelle in der Erde, die mein Sarg einmal ausfüllen wird, mir rechtschaffen verdient haben".

Aber trotz des reich quellenden poetischen Lebens welches ihn durchdrang, und trotz der Versicherung, daß er glücklich sei, glücklicher als er zu sagen vermöge, sprach er wenige Zeilen weiter die Sehnsucht aus, sich einem Feldzug in den Peloponnes anzuschließen, „wo vielleicht sein verlangendes, stürmisches Herz Ruhe unter den Oelbäumen und Lorbeerzweigen fände und aus der Sonnenhöhe des Lebens zum tiefen, ewigen Frieden eingehen möchte."

Neuen geistigen Eindrücken, die sich ihm boten, entzog ihn das Räthsel seines Lebens nicht, aber freilich waren die

Sonette Shakespeares, die er in dieser Zeit kennen lernte, keine starke Speise, wie er ihrer bedurfte, obgleich sie ihn oft laut aufschreien machten vor Entzücken über seinen alten geliebten Vater und Meister, dessen köstliches, tiefes Wesen sich ihm auch in diesen Dichtungen wunderbar bewährte. Mit großer Theilnahme begrüßte er auch Heinrich Heines erste Gedichte und seine Besprechung derselben im Westphälischen Anzeiger gewann ihm die höchste Dankbarkeit des jungen, noch bescheiden auftretenden Dichters. In einem langen, liebenswürdigen Briefe sprach dieser dieselbe aus und zeigte aufs Wärmste die hohe Anerkennung, die er für Immermann empfand. Zwar mit dessen Gedichten wußte er nicht viel anzufangen, aber über die Tragödien möchte er ein ganzes großes Foliolob schreiben. Er nennt Immermann den besten lebenden Dramatiker nächst Oehlenschläger, denn Goethe ist ihm schon todt. „Ich werde nie den schönen Tag vergessen," schreibt er am 23. December 1822, „wo ich Ihre Trauerspiele erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Mein Brief würde zu lang werden, wollte ich Ihnen erzählen, wie sehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie sehr sie gepriesen werden, kritisirt und getadelt von Dichterlingen, den natürlichen Feinden der rechten Dichter, deren Geschmeiß nicht ermangeln wird Ihren schönen Lorbeer anzufressen. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie über meine Gedichte ausgesprochen; ich gestehe, Sie sind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber bald ganz von Ihnen gekannt zu werden, vielleicht gelang es mir in meiner nächsten poetischen Schrift den Paßpartout zu meinem Gemüthslazareth niedergelegt zu haben. Thoren meinen, ich müßte mit Ihnen rivalisiren, und sie wissen nicht, daß der schöne klarleuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem schwarzen Steine, der bloß wunderlich geformt ist und woraus der Hammer der Zeit böse wilde Funken schlägt.

Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntniß hören, wie unwürdig ich bin neben Ihnen genannt zu werden. — Auch ihre literariſche Thätigkeit bewundere ich. Die Natur muß Ihnen außer der Poeſie noch das ſchöne Geſchenk einer guten Geſundheit gegeben haben. Ich fand in dieſen Tagen eine kleine Burſchenſchrift von Ihnen, ein Wort zu ſeiner Zeit, und habe daraus erſehen, wie Ihnen ſchon früh ein ſtarkes Wollen des Guten und Rechten einwohnte. Kampf dem verjährten Unrechte, der herrſchenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in dieſem heiligen Kampfe, ſo reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poeſie iſt am Ende doch nur eine ſchöne Nebenſache."

Der Name Immermanns war nun ſo bekannt geworden, daß ſich nach allen Seiten literariſche Beziehungen anknüpften. Kaum verging eine Woche, ohne daß Anregungen zur Thätigkeit, Aufforderungen zur Mitwirkung bei literariſchen Unternehmungen gekommen wären, und deutlich bemerkte er die Erſtlinge eines ſich bildenden Vertrauens. Holtei forderte ihn zur Theilnahme an einem Breslauer Journale auf und bat ihn zugleich um ein Stück für ſein Jahrbuch, in welchem Immermann auch eine kleine Studentenarbeit „ein Morgenſcherz" erſcheinen ließ.

Die Anerkennung, welche die Kritik ſeiner Poeſie zollte, begann zugleich in weiteren Kreiſen zu wirken, und manche öffentliche Beſprechung war in hohem Grade ehrenvoll. Namentlich war eine Recenſion ſeiner Trauerſpiele von Varnhagen im Berliner Geſellſchafter, zugleich verſtändig und liebevoll gefaßt. Solche Urtheile mahnten den Dichter nur zur Beſcheidenheit, das eingehende Lob verdarb ihn nicht und wo er verſtändigen Tadel vernahm, eignete er ſich denſelben gerne an, aber das Bekritteln der Dummheit oder Bosheit, welches von Müllner und deſſen Clique in dieſer Zeit gegen ihn gerichtet wurde, regte ihn auf und weckte den übermüthigen Spottgeiſt in ihm.

Auch tauchte in ihm, wie fast in jedem jungen Schriftsteller, der Plan zu einer Zeitschrift auf, deren Mitredaction ihm auf einer Reise nach Düsseldorf von dem dortigen Baron von Blomberg angetragen ward. Sie sollte in vierteljährlichen Heften in Hamm und Münster unter dem Namen „Polyhymnia" erscheinen und Aufsätze ästhetischen, kritischen, historischen und philosophischen Inhalts bringen. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit arbeitete Immermann den Plan aus, suchte Mitarbeiter zu gewinnen und stellte allerhand Eigenes für das Unternehmen zusammen, das jedoch nicht zu Stande kam. Während er so nach vielen Seiten thätig war und sich geistig ausgefüllt fand, trat eine schwierige Entscheidung an ihn heran. Es bot sich nämlich im Juli 1822 unerwartet und im Augenblicke unerwünscht für ihn die Aussicht auf eine Versetzung nach Magdeburg, wo sein Bruder Ferdinand seit Kurzem ansäßig war. Der heißeste Wunsch der Mutter rief den geliebten Sohn in ihre Nähe und ihren Bitten vereinigte sich Ferdinand um so inniger, als er den Bruder durch einen solchen Wechsel den gefährlichen Schlingen zu entziehen hoffte, die ihn in Münster gefangen hielten. Leider entschied sich dieser nach drangvollen Tagen und Nächten gegen den Wunsch der Seinen dahin, die Stelle abzulehnen; aber matt und ernst und nicht froh kam er aus dem Kampfe, in welchem er zwischen der alten Treue und der neuen Liebe hatte wählen müssen. Er glaubte scharf geprüft zu haben und bat das Resultat seiner Prüfung milde und liebevoll zu betrachten, „denn er wollte versuchen seinem Bleiben eine sittliche Bedeutung zu geben, wollte trachten sich selbst und Elisen ruhiger zu machen, damit eine einstige Trennung keine zerreißende Katastrophe werde." Der erste sehr dunkle Schatten war in das Verhältniß geworfen, die gewählte Entscheidung hatte die unruhige Brust nicht gestillt und düstrer als je ruhte die Zukunft vor ihm. Ferdinand bot dem Bruder an, um Michaelis nach Münster

zu kommen, doch dieſer lehnte den Liebesdienſt ab; denn da die Ferienzeit ihnen nur wenige ruhige Tage des Zuſammenſeins gegönnt hätte, erſchien ihm ein ſolcher Beſuch als die Befriedigung eines eigenſinnigen Herzensgelüſtes, in einem Augenblicke, wo allein ein längeres Beiſammenſein hätte ſegensreich werden können. Im brieflichen Verkehr ſchüttete er jedoch ſeine Schmerzen gegen den Bruder aus, bekannte ihm, daß ſein Herz bis ins Tiefſte verletzt ſei und bat um Zuſpruch und Troſt. „Ich habe ein hartes, ſaueres Loos", ſchreibt er unter Anderem, „ich verlange nichts, als in einem herzlichen, friedevollen Verhältniß ſelbſt Frieden zu finden und dieſer Wunſch, der mir ſo beſcheiden dünkt, ſcheint ſich mir Zeitlebens nicht erfüllen zu wollen. Die Hoffnung habe ich faſt verloren, den Glauben aber behalten. Wie durch einen Blitz iſt der große Spalt, den mein Verhältniß zwiſchen zwei Lebenskreiſen reißt, furchtbar erleuchtet; ich bin auf die eine Seite hinüber geſchleudert und fürchte ſehr, daß keine Brücke die Kluft je überbauen wird. Ich wollte, ich könnte ſchlafen gehen, Bruder — erſchrick nicht vor dieſem Wunſche, er iſt in meiner Lage natürlich — aber ich komme wohl durch, ich kämpfe mich hindurch, denn der Vater läßt keinen, auch noch ſo Verwilderten fallen, in dem die Sehnſucht iſt". Gewaltſam griff er jetzt nach neuer Thätigkeit und meldete ſich ſogar zum dritten Examen. Die trockenen Arbeiten, zu denen ihn die Vorbereitung auf daſſelbe nöthigte, hoffte er, würden den Stürmen in ſeiner Bruſt ein geſundes Gegengewicht bieten. „Angenehm werden die nächſten Monate durch die Examenarbeiten nicht werden", ſchrieb er der Mutter, „da mich die Ausſicht auf höhere Stellen nicht reizt und nur eine Thätigkeit — freie geiſtige Beſchäftigung mir Genuß giebt; ich ſehe aber das künftige Verhältniß als ein nothwendiges an, als ein Mittel mehr, mich in der, dem Menſchen ſo nothwendigen Reſignation zu üben und werde mich der Jurisprudenz mit allem Eifer widmen."

Zum Glück feſſelte ihn daneben auch wieder eine literariſche Beſchäftigung; die kürzlich erſchienenen falſchen Wanderjahre reizten ihn zu einer äſthetiſchen Abhandlung. Sie erſchien in der Form eines Briefes an einen Freund, begleitet von einem Beiblatt, in welchem er unter dem Namen des Pater Brey ſatyriſch geißelt, was in jenem Brief ernſt und ſchlicht beurtheilt wird. Die Angriffe gegen den „Lemgoer Anonymus“ intereſſiren kaum noch in einer Zeit, die dieſen zu den Vergeſſenen zählt, und in welcher ſein Werk nur vom Sammler noch als Curioſität bewahrt wird; aber die Abhandlung Immermann's zeigt neben dem Talent, kritiſch zu zerſetzen, ſo ſcharfſinnige Combinationen, und eine ſolche Gabe der Darſtellung, daß ſie durch ihren poſitiven Inhalt einen bleibenden Werth hat. Die Entſtehung des Kunſtwerkes und das Weſen der Poeſie wird darin behandelt und etwa in folgender Weiſe erklärt.

Ein Kunſtwerk entſteht, ſagt Immermann, wo eine bedeutende Seite des Lebens und der Welt mit einem Ereigniſſe in dem Gemüthe des Dichters zuſammentrifft, ſich in ſeiner Seele ſpiegelt und in ihr den Trieb zur Aeußerung reizt, den er den Bildungstrieb nennt. Durch dieſen Trieb wird aus jenem Aeußern und Innern ein Drittes gewirkt, mit anderen Worten: die Dichtung geboren, die weder eine getreue Abſchrift des Aeußern, noch ein unumwundenes Selbſtbekenntniß, aber Beiden verwandt iſt; dem Aeußeren ähnlich, das Innere andeutend, dieſes und jenes im göttlichen Lichte der Schönheit verklärt. Das Leben der Geſchichte, das eigene Innere iſt das Gebiet des Dichters, nur auf dem Boden der Wirklichkeit erwächſt die zarte Pflanze der Poeſie zu geſunder Entfaltung, und wo ſie ſich nicht an Gegebenes, Vorhandenes anſchließt, entartet ſie zu bodenloſer Phantaſterei. Das wahre Gedicht ſieht den Menſchen bekannt und geheimnißvoll zugleich an, denn es widerſpricht der Wirklichkeit nicht, und geht doch über ſie hin-

aus, berührt die Seele in ihren Tiefen und läßt ſie ſich ſelbſt genießen in ihrer ganzen Fülle.

Die Regel der Kunſtſchöpfung auszuſprechen, ſcheint dem Dichter ebenſo unmöglich, als dem Graſe ſein Wachſen vorzuſchreiben. Das ſchöpferiſche Talent iſt in dieſem Punkte die geſetzgebende Macht, und wir Betrachtenden haben uns mit dem Weil zu begnügen.

Und wie die Regeln ihres Entſtehens nur in der Poeſie ſelbſt ruhen, ſo hat ſie auch das Recht des Daſeins in ſich ſelbſt und wandelt mit Geiſterſchritten zwiſchen Himmel und Erde. Nicht vermag das Wort des Dichters Troſt und Ermunterung in der ſittlichen Noth zu geben, in der allein das kurze, ſchlichte Wort der Schrift, der Anblick der Natur, die Stimme im Buſen unabweislich das Rechte gebieten. Keine Tragödie wird eine Tragödie hindern, kein Heldengedicht den Helden ſchaffen, die Muſen ſcheuen ſich vor der Nacht, ſie lieben zu wohnen auf heiteren Höhen, im reinen Lichte. Und wie der Dichter nur im ruhigen Zuſtande ſchaffen kann, ſo werden ſeine Werke auch nur dem Ruhigen und Geretteten zur Belohnung, zur Freude, zum Genuß werden. Der befangene Kämpfende wird nichts damit anzufangen wiſſen, ja ſie werden ihm zum Schaden dienen. Nur der ruhige, klare Menſch, der ſich zur Dichtung wendet, findet darin die anmuthige Löſung des ſchweren Räthſels, welches wir Welt, Geſchick, Herz, Glück und Unglück nennen: Wahrheit mit einem Worte, die zuletzt mit Schönheit identiſch iſt.

Dieſe Wahrheit kann gegeben werden, entweder indem uns das Kunſtwerk die Kraft vorführt, die gehorſam gegen den Himmel, ſich rein in ihren Schranken faßt; oder indem dasſelbe uns Leidenſchaften zeigt, denen die reine Willensſtärke fehlt und deren Folgen darum das menſchliche Vermögen von ſeinem höheren Urſprunge loslöſen. Dieſe Folgen ſtellen ſich in Untergang und Zerſtörung dar, doch ſo, daß aus der Ver-

nichtung des Einzelnen, Irdiſchen das Abſolute, Himmliſche in ſeiner ganzen Pracht hervorgeht. Die erſten Erſcheinungen entſprangen der Urzeit oder dem Heldenalter, und ſind in der Helden- und Volkspoeſie verewigt, ſpätere Zeiten brachten vorherrſchend Erſcheinungen der zweiten Art hervor und erzeugten die Geſtalten des Dramas. Denn im Drama findet die Poeſie eines Volkes, die im Epos begonnen, ihren Wendepunkt.

Das ſind die leitenden Gedanken der kleinen Schrift, durch welche ſich noch viele hübſche und liebenswürdige Arabesken ziehen und in der ſich überall eine hohe Verehrung für Goethe ausſpricht.

Dieſe Abhandlung war die letzte Frucht des Jahres 1822, von ſpäten ſonnigen Herbſttagen gezeitigt. Ohne beſondere Anregungen verſtrich der Winter; Immermann hatte ſich wieder von dem größeren geſelligen Verkehr zurückgezogen und beſchränkte ſich faſt nur auf den Verkehr, welchen das Lützow'ſche Haus bot, und auf den Umgang mit den Familien ſeiner Freunde Kohlrauſch und Möller. Die Vorbereitungen auf das Examen nahmen ihn ſehr in Anſpruch, er wurde neben ſeinen Auditeurarbeiten beim Oberlandesgericht beſchäftigt und der Eintritt aus der knappen adretten Militairwelt in eine Seſſion alter Räthe hatte für ihn nicht gerade etwas Angenehmes. Die meiſten derſelben waren geborene Münſterländer, und das ganze Geſchäft wurde zwar mit großer Gelehrſamkeit, aber ohne die Höflichkeit und Form getrieben, die Immermann in ſeinen früheren dienſtlichen Verhältniſſen gewohnt geweſen war. So galt es in Geduld ſich faſſen, beſonders da ſeine Zwecke wenig gefördert wurden, man die Fremden nicht unterſtützte und das Examen noch in weiter Ferne ſtand. Auch der ſchriftliche Verkehr mit den Seinigen war jetzt weniger erquicklich, wurde nur ſparſam fortgeführt und die vorhandenen Briefe zeigen, daß man ſich nicht viel zu ſagen wußte, ſeitdem es etwas gab, worüber man mit Bewußtſein ſchwieg. Die alte Liebe war

zwar nicht erloſchen, aber ihr fehlte die rechte Lebensluft und ſie zog ſich ſchweigend zurück, weil ſie oft unbewußt verletzte, wo ſie ſo gern wohlgethan hätte. Als Oſtern Immermanns jüngſter, jetzt auch bereits verſtorbener Bruder Hermann confirmirt wurde, trat freilich die Theilnahme an dieſem Ereigniß warm hervor und der Zuſammenhang der Familie zeigte ſich wieder voll und ſchön.

Es wird uns nicht verwundern, daß gleichzeitig auch die Aufzeichnungen in Immermanns Tagebüchern unregelmäßig wurden; und nur zuweilen fand das gepreßte Gefühl ſeinen Ausdruck in Aeußerungen, welche zeigen, wie tief ſein Inneres von der Sorge um die Zukunft bewegt war, mit der er rang: „Es iſt ſonderbar", ſchreibt er einmal, „daß in großen Kriſen der Menſch alles doppelt bekommt, Willen, Verſtand, Scharfſinn, Witz, nur das Gedächtniß wird in ihnen ſchwach. Kommt es daher, weil es in dieſen Kriſen auf ein Vorwärts angelegt iſt und alle jene Kräfte dahin wirken, das Gedächtniß aber rückwärts?"

Trotz aller inneren Hemmungen war während des Winters „das Auge der Liebe" vollendet, ein Luſtſpiel, das wohl verdient hätte, den Weg auf die Bühne zu finden und das ſchon beim Leſen eine ſehr glückliche Wirkung hat. Ein friſcher, heiterer Geiſt durchweht das Gedicht, und der Humor der etwas derben komiſchen Perſonen verkürzt dennoch nicht das poetiſche Intereſſe an den feineren Geſtalten des Stückes.

Die Idee des Stückes iſt eine Apotheoſe der Liebe, deren Blick durch alle Hüllen und Entſtellungen dringt und das ihr Zugehörige trotz derſelben zu erkennen weiß. Um ein ſolches Wunder äußerlich darzuſtellen, wird des Elfenreiches Zauberweſen mit dem Kreiſe menſchlicher Erſcheinungen durchſchlungen. Oberon ſelbſt verwandelt die ſchönſte Prinzeſſin, den Liebling Titaniens in eine gräuliche Ungeſtalt, um der Gattin einen Streich zu ſpielen. Aber ihr Geliebter erkennt ſie trotz dieſer Entſtellung, und trotz aller Widerſprüche ſeiner ver-

nünftig überlegenden Umgebungen rettet er sie durch seine unwandelbare Treue von dem Banne des Geisterkönigs. Es ist ein glücklicher Griff des Dichters, daß der luftige Geisterreigen, welcher sich um die menschlichen Erscheinungen zieht, uns mit vertrauten Zügen ansieht. Wir Alle kennen Oberon und Titanien, die Neckereien und die Launen des Elfenpaares, welches der Dichter uns in seinem Lustspiel in dem ganzen romantischen Liebreiz zeigt, mit dem es Shakespeare geschaffen. Der Einfluß dieses Meisters ist in der Dichtung unverkennbar, doch mischt sich damit in einer gewissen Symmetrie der Handlung auch eine Erinnerung an Calderon.

Die komischen Scenen sind meist in fünffüßigen Trochäen geschrieben, deren lang sich hinspinnender Tonfall die pomphaften Reden heiter spielend parodirt. Neben den Trägern des idealen Inhaltes des Lustspieles hat der Dichter das bunte Treiben des Hoflebens mit allen seinen Thorheiten gezeichnet, und der geheimnißvolle Zauber der Liebe hemmt nicht den Lauf der Welt und ihres Thuns. Die humoristischen Gestalten nehmen einen etwas breiten Raum ein und ihre Komik bewegt sich leider zum Theil in groben Anspiegelungen und Zweideutigkeiten. Daneben ist aber das Stück reich an den reizendsten Einzelheiten, hat viele glückliche Einfälle, und Geist und Witz blitzen durch den Dialog.

Es wäre gewiß eine dankbare Aufgabe, dasselbe auf die Bühne zu bringen, wenn eine geschickte Hand einige Stellen kürzte und hin und wieder leichte Aenderungen machte. Es ist 1830 in Berlin auf der Königstädter Bühne wiederholt und mit vielem Beifall gegeben worden. Freilich vermissen wir auch in dieser Composition noch das rechte Maaß und finden ein Schwanken zwischen unnützer Breite und skizzenhafter Behandlung. Dieser Mangel entsprang aus der Rastlosigkeit in Immermann's Natur, und ward gesteigert durch das innere Unbehagen, das ihm sein Geschick gab, denn dieses

erhöhte die Ungeduld, mit welcher er von einer Aufgabe zur anderen ſchritt und ließ ſeine Dichtungen nicht zu völliger Reife gelangen.

Eine Erzählung in Proſa war Immermann's nächſte Arbeit: die Novelle „der neue Pygmalion." Sie war anfänglich für das Taſchenbuch zu geſelligem Vergnügen beſtimmt, erſchien aber ſpäter bei Cotta mit einigen anderen Sachen unter dem Titel: „Miscellen." Unbedingt gehört ſie zu dem beſten unſrer Novellen-Literatur, wenn auch die humoriſtiſche Figur des Malers Sterzing nicht frei und leicht genug behandelt iſt. Immermann ſelbſt bezeichnet in dem Buche den Humor als die bedenklichſte Beimiſchung der Poeſie, und wir wollen nicht leugnen, daß derſelbe auch ihm gefährlich war.

Der Styl der Erzählung zeigt bereits des Dichters anerkannte Meiſterſchaft in der Proſa und es iſt ſehr zu bedauern, daß buchhändleriſche Schwierigkeiten nicht die Aufnahme der Erzählung in ſeine geſammelten Schriften geſtatteten, wodurch ſie in weiteren Kreiſen bekannt geworden wäre, wie ſie durchaus verdient. Sie giebt ein Bild der tragiſchen Folgen, wenn menſchliche Willkür in die Geſchicke Anderer eingreift, und zeigt in der Figur einer gutmüthigen Tante, daß die ſcheinbar beſte Abſicht vernichtend auf ihre Träger wirken muß, wenn dieſe in die Freiheit desjenigen greift, dem ſie dienen will.

Ein Schauſpiel, welches der Berliner Taſchen-Kalender unter dem Titel „die Brüder", in dieſem Jahre brachte (1824), iſt wohl nicht erſt in dieſer Zeit entſtanden, ſondern wahrſcheinlich eine der frühſten Arbeiten Immermanns. Die einfache Begebenheit, daß die Liebe der Kinder den Haß der Väter ſühnt, iſt kein neuer Vorwurf für die Dichtung, aber die alte Geſchichte ſtellt ſich anſpruchslos und friſch in den Perſönlichkeiten dar, deren Verſchiedenheit unſere Theilnahme erregt. Die Löſung iſt geſchickt und fein herbeigeführt, die Sprache klar und ſchön. Iſt die Empfindungsweiſe uns auch

ſchon etwas fern gerückt und erſcheint ſie ein wenig überſchwänglich, ſo iſt das kleine Stück in ſeiner Anſpruchsloſigkeit doch ſehr anmuthig. Es fand ſich beim Tode des Dichters unter denjenigen Papieren, welche er zur Ueberarbeitung beſtimmt hatte und war „die Nachbarn, eine Idylle“ überſchrieben, war alſo eine der wenigen ſeiner Jugendarbeiten, für welche Immermann Intereſſe behielt. Dadurch erſchien es gerechtfertigt, daß man das Stück Immermanns dramatiſchen Werken im ſechszehnten Bande ſeiner Schriften einverleibte.

Von den Vorarbeiten zu einem Roman, von welchem in dieſer Zeit wiederholt in Immermanns Briefen an die Familie die Rede iſt, fand ſich Nichts unter ſeinen Papieren. Die Idee zu demſelben ſchloß ſich an das Luſtſpiel: die Prinzen von Syrakus an, und die Abenteuer des Prinzen Arminio von Syrakus ſollten in demſelben erzählt werden. Allmälig ſiedelte der Stoff auf heimiſchen Boden über und wandelte ſich in die Schickſale eines luſtigen Deutſchen um, aus welchen ſich endlich die Epigonen entwickelten.

Neben der Beſchäftigung mit dem Roman ging Immermann jetzt auch mit dem Gedanken um, eine Magdalene zu dichten und der Stoff begleitete ihn Jahre hindurch, bis er in einer anderen Geſtalt ſeinen Abſchluß fand. Der Trieb, poetiſche Arbeiten auszuführen, ſchien übrigens in dieſem Augenblick in ihm erloſchen und er wies in einem Briefe an ſeinen Freund Schiele ſelbſt die Beſprechung derſelben von ſich zurück, da ihm „der Mund über dergleichen Dinge gegen Niemand mehr aufgehen wolle.“ Die einzige literariſche Beſchäftigung beſtand in der Ueberſetzung des Walter Scott'ſchen Ivanhoe, zu welcher er am wenigſten freie Stimmung bedurfte, die aber dennoch nur langſam weiter ſchritt. Dieſe Arbeit begleitete ihn durch den naßkalten und in jeder Beziehung unangenehmen Sommer des Jahres 1823, welcher der letzte war, den Immermann in Weſtphalen verleben ſollte. Nur eine kleine Reiſe nach Minden

und der Umgegend, die durch Geschäfte veranlaßt wurde, führte auch einiges Vergnügen in ihrem Gefolge, und gewährte eine angenehme Unterbrechung der trockenen Arbeiten. Auch ist in der Geschichte dieses Jahres noch die persönliche Bekanntschaft Heinrich Heine's zu erwähnen, welcher im Herbst nach Münster kam und mit welchem sich Immermann in vielen Stücken auf's Beste verständigte. Seit jenem früher erwähnten Briefe Heine's waren die beiden Dichter in einem schriftlichen Verkehr geblieben, der sich bis zum Jahre 1830 fortgesetzt hat und erst mit Heine's Uebersiedelung nach Paris aufhörte. Anfänglich waren es meist praktische Dinge, welche besprochen wurden. Verlegerfragen, die Schwierigkeiten, die aus ihnen so oft jugendlichen Talenten entstehen und dergleichen. Zwischen diesen Angelegenheiten klingt aber immer sehr liebenswürdig die Liebe und Anerkennung hindurch, welche Heine's erste Annäherung an Immermann hervorrief, und der ehrliche Tadel wie die poetischen Rathschläge, die dazwischen ausgesprochen werden, zeigen, daß sein Urtheil von der Freundschaft nicht bestochen ist. Ueberhaupt enthalten diese Briefe Heine's so viel Begeisterung und edle Wärme, daß sie einen versöhnenden Ton zu dem Bilde des Mannes fügen, dessen Charakter leider seinem großen Talente nicht gleich stand. Ueberraschend ist, daß in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft beide Männer ganz ernsthaft mit dem Plane beschäftigt sind, sich der Diplomatie zu widmen.

Leider liegen nur Heine's Briefe als Quelle für die Correspondenz vor, da die von Immermann mit anderen Papieren Heine's bei dem großen Hamburger Brande zerstört wurden; aber es ist ersichtlich in Erwiederung eines von Jenem ausgesprochenen Gedankens wenn Heine schreibt: „Es kann Ihnen nicht schwer werden, wenn Sie sich in das diplomatische Fach werfen wollen, und das beste und effektivste Mittel wäre, daß Sie bei einer guten Gelegenheit eine Broschüre schrieben, welche die Aufmerksamkeit der Diplomatie reizen muß. Entre nous,

das ist auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote steht. Wenn wir uns mündlich über diesen Gegenstand näher besprechen, und sobald ich mal in Paris im Gefolge der Diplomatie bin, mag sich Manches finden, was ein solches Vorhaben am besten fördert und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behülflich sein kann, wenn der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn zu erwarten hat. Mir fehlt die Courage zu solchen Handlungen und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, daß bei mir so Vieles mißdeutet werden kann u. s. w. Ich traue Ihnen viel Talent zu in politischer Schriftstellerei und ich denke, das Messer, das einen Pustkuchen so hübsch tranchirt hat, kann auch einen diplomatischen Hasen zerlegen."

Gewiß war in Immermann jener Gedanke nur ein ganz vorübergehender und entsprang aus dem Wunsche, aus der langsamen Juristen-Carriere zu treten und eine Stellung zu gewinnen, welche die Erfüllung seiner Hoffnungen auf eine eheliche Verbindung mit der Frau die er liebte äußerlich ermöglicht hätte, denn nach keiner Seite wäre er zum Diplomaten angelegt gewesen. Sein ganzes Wesen und Gebahren, seine schlichten bürgerlichen Formen, wie der Zug seiner Natur, der ihn trieb überall die Wahrheit selbst mit einer gewissen Rücksichtslosigkeit zur Geltung zu bringen, wiesen ihn auf andere Bahnen. Er hätte den Muth gehabt, ein Vorkämpfer zu werden für die patriotischen Gedanken, deren Ausführung das Vaterland bedurfte, dem er mit begeisterter Liebe ergeben war; aber nie hätte er diesen Kampf in den verschlungenen Wegen der damaligen Cabinetspolitik zu führen vermocht.

Allmälig wurde es dem Dichter unmöglich, länger auf einem Boden zu verweilen, auf dem die Widersprüche ihn

mehr und mehr bedrängten. Er glaubte zu erkennen, daß eine Veränderung von Luft und Leben vor der Hand für alle Theile das Beſte ſein werde und meldete ſich deshalb zu einer Auditeurſtelle in Berlin, wie zu dem Poſten eines Criminalrichters in Magdeburg. — „Es iſt recht ſchwer", ſchreibt er in Bezug darauf an Ferdinand, „Verhältniſſe, wie ſie hier vorliegen aus der Ferne treffend zu beurtheilen; das Menſchenleben iſt zu verſchlungen, als daß einige allgemeine Sätze die Normen deſſelben ausſprächen. Sehr haſt Du mich aber mißverſtanden, wenn Du glaubſt, ich hielte jedes beſtehende Verhältniß für unantaſtbar, nein, dieſes Glaubensbekenntniß, welches befolgt, alle Freiheit, jedes Handeln und jeden Fortſchritt aufheben würde, kann nicht das meinige ſein. Ich glaube aber freilich, daß, ſo ſehr man berechtigt iſt, ein auf Irrthum gegründetes Verhältniß aufzuheben, der Leichtſinn, welcher den Irrthum herbeiführte, jederzeit ſtreng beſtraft werden wird und daß Keiner über die Strafe ſeines Irrthums murren darf." Wen muß es nicht ſeltſam berühren, daß Immermann ſich in ſolcher Weiſe ausſprach, während er bereits in das Verhältniß verſtrickt war, deſſen falſche Grundlage jedem Unbefangenen erkennbar war, und das ſich doch immer feſter um ihn ſchlang. Hundertfache Hemmungen, die es in ſeine Entwickelung warf, zeigten ſich 7 Jahre lang als die von ihm prophezeite Strafe jenes Irrthums.

Am 27. September erhielt er ſeine Ernennung zum Criminalrichter in Magdeburg, und ſchrieb noch an demſelben Tage der Mutter. „So iſt denn eingetroffen, woran ich kaum noch dachte, ſo komme ich in die Heimath und mit welchen Gefühlen? Ich kann Dir nicht ſagen, wie das Schreiben des Miniſters mich überraſchte und mein ganzes Weſen erſchütterte. — Zürne mir nicht, meine theure Mutter, nenne mich nicht kalt, wenn ich nicht in laute Freude bei dieſem Ereigniſſe ausbreche. Ich verehre darin eine wunderbare Führung der

Vorſehung und komme gewiß mit recht frommen kindlichen Geſinnungen nach Magdeburg; aber jauchzen kann ich nicht, mein Schickſal iſt zu wunderbar verſchlungen, ich ergebe mich der höheren Hand; die mir hierin ganz ſichtbar iſt. Das ſtille, häusliche Zuſammenleben mit Dir und Ferdinand iſt ein freundlicher Punkt in meiner Zukunft. Mag ich Euch dort zur Zufriedenheit gereichen, das wünſche ich herzlich."

Immermann hätte ſchon am 1. Januar 1824 in ſein neues Amt treten ſollen, aber ein ihm gewährter Urlaub verzögerte ſeine Abreiſe von Münſter bis zur Mitte des Monats. Er hatte dieſen erbeten, um ſeine ſchriftlichen Arbeiten für das Examen zu vollenden, und erhielt denn auch noch vor ſeinem Abgange das Zeugniß der Reife für die dritte juriſtiſche Prüfung. Wie es vor einem größeren Abſchluſſe des Lebens zu geſchehen pflegt, ſo häuften ſich neben den juriſtiſchen auch eine Maſſe anderer Geſchäfte während der letzten Wochen, aber es war für den Scheidenden eine Wohlthat, daß er genöthigt ward, vom Morgen bis zum Abend in angeſtrengter Arbeit zuzubringen, und daß er keine Muße fand ſich den Gedanken hinzugeben, die ihn ſchmerzlich und bitter bewegten. Endlich lag die Stadt hinter ihm und ein Lebensabſchnitt war äußerlich abgeſchloſſen. Hätte dieſer Abſchluß doch auch ein innerlicher ſein können, und wäre es Immermann möglich geworden, mit dem vollen Herzen da wieder heimiſch zu werden, wo die frühſte Liebe dem Wiederkehrenden freudig die Arme entgegenbreitete, als er nach langer, mühſamer und trüber Winterreiſe ihren Kreis betrat.

# VIII.

## Rückkehr nach Magdeburg. Zusammenleben mit der Mutter.

### 1824. 1825.

Es war am 20. Januar 1824, als Immermann in Oschersleben, im Hause der Schwester, seine geliebte Mutter wieder begrüßte. Mit ihr gemeinsam kehrte er dann wenige Tage später in seine Vaterstadt zurück, nun völlig zum Manne gereift durch Erfahrungen und Schmerzen. Spät Abends betrat er die heimischen Räume, die von den Brüdern festlich zu seinem Empfange bereitet waren; aber die Freude der Seinen vermochte nicht die tief trübe Stimmung des Rückkehrenden zu bannen, und als er begann, seinen Koffer auszupacken, und einige Andenken der Frau von Lützow zerbrochen in seine Hand fielen, brach sein Kummer in leidenschaftlicher Weise aus.

Wenige Wochen vor Weihnacht war Immermanns Großmutter gestorben, die früher erwähnte Frau des Domprobsten Wilda. Sie hatte in ihren Wittwenjahren das Haus bewohnt, welches ehemals dem Rath Immermann angehörte, und in welchem der Dichter aufgewachsen war. Noch war dieses Haus in den Händen der Familie und da die Wohnung der Mutter nicht geräumig genug war, den Sohn aufzunehmen, so bezog dieser noch einmal die alten, vertrauten Zimmer des elterlichen Hauses. Dort breitete sich nun die ganze Elegie der Vergangenheit über

Univ. Bibl. München

ihn aus, Alles, was ihn umgab war ſich gleich geblieben, nur er ſelbſt war ein Andrer geworden.

In der Gartenſtube des Vaters, aus deren Fenſter das treue Auge des ernſten Führers ſeiner Jugend ihn oft beobachtet hatte, — ein Heiligthum, das ſonſt nur ſchüchtern von den Söhnen betreten war, — arbeitete und ſann er viel. Da blickte er in den Garten, in dem er ſeine fröhlichen Knabenſpiele getrieben hatte, in dem er ſpäter mit Louiſe gewandelt war, da zog ſein ganzes Leben im Bilde an ihm vorüber. Aber über die leiſen Klänge der Vergangenheit ſchwoll oft ein heftiger Ton heißer Schmerzen, und mit ſchwerem Ringen ſuchte er nach einem klaren Punkt in der Gegenwart, nach einem ſicheren Ziele für die Zukunft.

Weder eine ſtrenge Entſagung, noch ein gewaltſamer Verluſt hätte nachhaltig ſo verzehrend wirken können, als dieſes Hangen und Bangen zwiſchen unſicheren Möglichkeiten.

Ein Gedicht, welches damals in ſeiner ſtillen Gartenſtube entſtand, ſpricht ſeinen Zuſtand aus, und zeigt in ernſten Tönen, wie entfernt er war, ſich leichtſinnig in dem verworrenen Zuſtande ſeiner Seele gehen zu laſſen.

Ich ſitz' im Gartenhauſe
Still in der Dämmerung,
Vorm Fenſter flüſtern krauſe
Blattranken grün und jung.

Viel muntre kleine Roſen
Gucken darunter vor,
Sie wollen mit mir koſen,
Habe für ſie kein Ohr.

Zweiſtämm'ge Apfelbäume
Blühen dort voll und reich,
Und meine Kinderträume
Hangen an jedem Zweig.

Der Vater hat am Garten
Immer ſein Herz ergötzt,
Kann ſeiner nicht mehr warten,
Denn er ward beigeſetzt.

Er hat hier oft geſeſſen,
S' iſt meiner Eltern Haus,
Getrunken und gegeſſen,
Das iſt nun lange aus!

Mir tönen ferne Glocken
Weinenden Wehmuthsklang,
Die alten Zeiten locken
Heimlich mit ernſtem Klang.

Und wenn der Mond erſchienen
Voll ſeine Scheibe weiſt,
So tritt mit ſtillen Mienen
Zu mir des Vaters Geiſt.

Ich bitt' ihn oft, zu gehen;
S' iſt mir ſo ſchauerlich,
Er bleibt geduldig ſtehen,
Blickt immerdar auf mich.

Wer hat Dir todtem Greiſe
Grabesfrieden geraubt?
Er ſchweigt und ſchüttelt leiſe
Warnend das Nebelhaupt.

Die äußeren Verhältniſſe der Vaterſtadt waren Immermann faſt fremd geworden, Niemand wußte dort ſeine Sprache zu reden als Ferdinand, deſſen brüderliche Liebe und ſchöne Entwickelung die höchſten Erwartungen befriedigte. Dagegen erwartete eine Maſſe von Arbeiten den neuen Criminalrichter, und wenn er ſich in früher Morgenſtunde noch beim Schein der Lampe an die Akten ſetzte, um genügend vorbereitet auf dem Gericht verhören zu können, ſo kam er ſich vor „wie einer

der Schmiedegeſellen des Vulkan, die mit frühem Morgen das berußte Schurzfell umnehmen und an der Eſſe zu hämmern beginnen", und es ſchien ihm, als ſei er bisher nur ein Müßiggänger geweſen. So wenig dieſe Arbeiten eigentlich ſeiner Neigung entſprachen, ſo weit war er doch entfernt, ſich ihrer ungenügend oder nur nothdürftig zu entledigen. Es wäre dieſer urkräftigen und geſunden Natur ganz unmöglich geweſen, irgend etwas anders, als mit voller Hingebung zu thun, oder ſich einer erkannten Pflicht zu entziehen, darum trat auch bald ſeine Begabung in den Aufgaben hervor, die ſein neues Amt an ihn ſtellte. In hohem Grade erwarb er ſich in demſelben die Achtung und Gunſt ſeines Chefs, des damaligen Präſidenten von Grolmann, eines bedeutenden und ſcharfſinnigen Juriſten.

Alle diejenigen, welche ihr Geſchäft mit Immermann in Berührung führte, erkannten und rühmten den ſchnellen Ueberblick, das klare Urtheil und die ſcharfe Faſſung, welche ſich in ſeinen Arbeiten zeigte. Glänzend nannte man noch nach Jahren in Magdeburg ſeine Gabe, zu inquiriren, und mancher trockene Juriſt, der an ſeinen Poeſien wenig Genuß fand, freute ſich in den räucherigen Gewölben des alten Inquiſitoriats, wenn es dem Dichter gelang, einen verſtockten Delinquenten aus ſeinen Verſchanzungen herauszutreiben. Uebrigens blieb der treu geübte Beruf für ihn ſelbſt nicht ohne Intereſſe, und er ſchrieb ſogar während ſeiner Magdeburger Amtsführung einige juriſtiſche Abhandlungen, die in Hitzigs Zeitſchrift für die Criminalrechtspflege in den preußiſchen Staaten gedruckt wurden.*) Auch ſah er ein, daß er für ſein Fortkommen einmal eine ſolche Zeit durchmachen müſſe. „Ein ſchönes Leben zu führen," ſagt er, „gelingt freilich in Norddeutſchland nicht, der Fleiß iſt unſer Apollo, und die Mühe unſere Muſe!" Und Fleiß und Mühe waren ihm zugleich auch Hülfe und Rettung, denn nur eine

*) Hitzig's Zeitſchrift XIII. 187 und XIV. 116.

fortgeſetzte Beſchäftigung machte ihn überhaupt fähig zu exiſtiren. Ihm graute vor allen Geſellſchaften, vor den Beſuchen, die man bei Bekannten und Verwandten in der Umgegend von ihm erwartete, und kamen durch ſolche Beſuche einmal arbeitsloſe Tage und Stunden, ſo machten ſie ihn verſtimmt und trübſinnig. Glück konnte ihm die Erfüllung der Pflicht nicht ſchaffen, wer das erwartet, der kennt das Leben und das menſchliche Gemüth nicht, aber beſchwichtigen konnte ſie, verſöhnen und den Schmerz lindern, wenn er allzu heftig ward. Bisweilen geſchah es in ſolcher Stimmung wohl, daß er dieſelbe für den Ausdruck des allgemeinen Zuſtandes anſah, und daß es ihm vorkam, als ſei das jetzige Leben und Treiben beſonders abgenutzt; dann rief er ſich aber manche Stellen in Shakeſpeares Dichtungen, und ſogar ſchon in den griechiſchen Tragikern zurück, die nur aus einem ähnlichen Gefühle entſpringen konnten als ihn bewegte, und es gab ihm Troſt zu ſehen, daß in keiner Zeit das Leben ohne Diſſonanzen geweſen iſt; daß aber auch in jeder Zeit Annäherungen zur Harmonie ſich finden laſſen.

Ein Beſuch von Heine erfreute Immermann im April und regte das ſtockende geiſtige Leben etwas auf, dauernder aber beſchäftigte ihn ein längeres Gaſtſpiel Eßlairs, das er mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit begleitete, und welches ihn, wie er ſelbſt freudig anerkennt, „dem Umgange mit den Muſen wieder näher brachte.“ Der große würdige Begriff, den der bedeutende Mann von der Kunſt in ſich trug, erweckte auch Immermann's Intereſſe an der Perſönlichkeit des Künſtlers, obgleich er ſich nicht zu deſſen Anſicht bekehren konnte: daß alle wahre Kunſt gänzlich im Verfall ſei, ein Gedanke, der ihm bei ſeiner Jugend gar zu untröſtlich war.

Wenn wir in folgenden Worten Immermann's Urtheil über Eßlair's Darſtellung hier einfügen, ſo erſcheint die Mittheilung vielleicht ein wenig breit für den Umfang dieſer Blätter; aber wir möchten dadurch zeigen, wie tief und eingehend ihn

ſchon damals Alles beſchäftigte, was ihm von theatraliſcher Bedeutung entgegentrat, und wie ſeine Beobachtung bereits eine gründliche Kenntniß der künſtleriſchen Technik zeigte, die auch das Kleinſte zu würdigen wußte.

„Eßlair war damals ein Mann in der Nähe der Funfzig, in reinen, kraftvollen Verhältniſſen aufgebaut, deren etwas ſtarke Fülle durch ſeine Größe nicht gar zu ſtörend ward. Hände und untere Theile des Körpers waren von außerordentlicher Schönheit, die Bruſt eines Löwen, das Geſicht ein herrliches Oval, die Naſe groß und gebogen, die dunkeln Augen von unendlichem Feuer, auf dem Haupt das Zeichen des herannahenden Alters — der Anfang einer Platte — welche aber, wie dies immer zu ſein pflegt, die Verhältniſſe des Kopfes um ſo bedeutender hervorhob.“ So ſah der Dichter den großen Mimen als Wallenſtein durch die Thür treten, in höchſt einfacher Kleidung, ruhig, majeſtätiſch — „Der Anfang ſeines Spiels war ganz gelaſſen, faſt trocken zu nennen, ohne alle Prätenſion. Nur die große Anmuth aller Bewegungen deutete das Beſondere an. Richtiges Einfallen, gut gehaltene Pauſen, Benutzung aller Höhe und Tiefe des Theaters gaben dem Zuſchauer das Gefühl der Sicherheit, welches der Künſtler in ſich trug. Was nun aber immer mehr eigentlich feſſelte, war der große Sinn, in welchem der Charakter genommen wurde. Ganz vortrefflich entfaltete er denſelben in der Scene mit Illo und Terzky, worin er dieſen den Traum vor der Lützener Schlacht erzählt. Da trat die Doppelnatur Wallenſteins ganz hervor, die Verachtung der Menſchen, welche er unter ſich erblickt und die ahnungsvolle Seite, die den Sternen zugekehrt iſt. Die Worte:

„Es giebt im Menſchenleben Augenblicke —“

ſprach er ſonderbar heimlich, die Schauder des herannahenden Schickſals wehten über die Bühne, man fühlte ſich in ſeinem Innerſten berührt, man war nun ſchon ganz in ſeinen Banden.

Unübertrefflich war das Spiel bei dem Aufstande der Truppen, nie werde ich dieſe Feldherrnſtellungen, dieſe militairiſche Schärfe und Kürze vergeſſen. Als er zurückkommt und Alles verloren iſt, ſprach er die befehlenden Worte an Buttler und an Terzky ſehr ſtreng, faſt tyranniſch, wie mich dünkt außerordentlich richtig, denn Wallenſtein kann das Unglück nur noch feſter und herriſcher machen. In der Attitüde, worin er zu Max ſprach:

„Wie iſt's? Versuchst Du einen Gang mit mir?"

hätte ich ihn mögen gemalt ſehen, er ſtand wirklich wie ein Imperator da, die Füße übereinander geſchlagen, den rothen Mantel halb emporgezogen. Das Herantreten an die Liebenden geſchah, ohne daß er auch nur die geringſte Bewegung machte, und das Wort: „Scheidet!" wurde ohne allen Affect geſprochen, wirkte aber eben deshalb um ſo furchtbarer. Der Ausdruck in ſeiner Darſtellung, als er den Tod des Max erfährt, war einfach groß. Eine bloße Seitenbewegung und ein Zuſammenziehen des ganzen Körpers, dann aber wieder der Schein völliger Ruhe und Faſſung. Im fünften Aufzug erreichte das Spiel ſtellenweis ſeinen Gipfel. Als er am Fenſter in die Nacht hinausſtarrte, ſah man wirklich mit ihm in die unendlichen Tiefen des Himmels, nun ſank er mit ungemeiner Grazie über den Stuhl, und das Geſicht zeigte die rührendſte Trauer, auch wurden die ſchönen Worte über Maxens Tod ganz ihrem Werthe gemäß geſprochen. Er hielt ſich auf dieſer Höhe bis zum Ende, wo er mir die Worte:

„Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieſer letzten Tage Qual war groß,
Sorgt, daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken",

doch mit etwas zu viel Wichtigkeit ausſprach, da ſie nach meiner Meinung ganz leicht und ſorglos vorgetragen werden müſſen.

Sehr oft erſcheint die Schönheit in ſeinem Spiel, welches das höchſte iſt, was man von einem Künſtler ſagen kann, ſo

gewaltig das Wort auch verſchwendet und gemißbraucht wird. Das ſogenannte intereſſante und charakteriſtiſche Spiel iſt noch himmelweit davon verſchieden. Es iſt offenbar etwas Bedeutendes, wenn man die größte Kraft, Wahrheit und Natur ſchaut, und Alles dieſes durch eine Anmuth gemildert, und in einem ſanften Reize verklärt wird, ſo daß man nirgends ſich erdrückt, ſondern immer ſich erhoben und befreit fühlt. Vor Allem zu loben iſt ſeine Action, der Körper iſt ganz Muskel, er iſt im Stande, mit den kleinen Fingern mehr zu machen, als Andere wenn ſie mit Armen und Beinen hantieren. Sein Auftreten iſt wahrhaft königlich, er ſitzt und ſteht ganz herrlich. Eine Eigenheit von ihm iſt, daß er ſich gern über den Stuhl lehnt. — Seine Recitation und Declamation iſt nicht ſo tadelfrei, häufige, fehlerhafte Betonung, mitunter leeres Pathos entſtellen ſie. Das Organ leidet, obgleich die Stimme tief und ſonor iſt, an einiger Rauhheit, und der oberdeutſche Dialect ſpricht zuweilen durch.

„Am meiſten leiſtete er im ruhigen, würdevollen, kräftigen Vortrag, auch im Ausdruck des Rührenden, weniger in den leidenſchaftlichen Scenen, wo zuweilen Uebertreibung ohne eigentliche Gediegenheit eintrat. Eine köſtliche trockene Ironie hat er in ſeiner Gewalt, glänzend zeigte er ſie in ſeinem Spiel zu den Frauen, die er ſichtlich als Beiwerk behandelte, wie ſie es auch in dieſer Tragödie ſind.“

Der Verkauf des großmütterlichen Hauſes nöthigte Immermann ſchon im April, eine für den Sommer gemiethete Landwohnung zu beziehen, die bei den wechſelnden Wetterlaunen dieſes Monats vorläufig keine beſondere Annehmlichkeiten bot.

„Ich ſtehe von der Kälte in meiner Gartenſtube etwas aus“, ſchreibt er, „und komme mir in dieſer Zeit mitunter in meiner Klauſe vor, wie ein in den Polargegenden eingefrorener Seefahrer, und ſtehe oft in Verſuchung, die Sommerfreuden

in Pelzstiefeln und Klappmütze zu genießen. Ein seltsamer Zustand in meinem hiesigen, überhaupt seltsamen Leben!" —

Aber in diesem ländlichen Einsiedlerleben gelangte er doch wieder zu literarischen Arbeiten und vollendete endlich die Uebersetzung des Scott'schen Ivanhoe, zu welcher auch die erschöpfte Kasse trieb, die dringend eines Zuschusses bedurfte. Seine Aufgabe wurde ihm ein wenig sauer durch die allzubreiten Schilderungen des britischen Dichters, von denen er auch manche unter den Händen verlor, ohne zu wissen, wo sie geblieben, doch tröstete er sich bei solchen Verlusten mit der Hoffnung, die Recensenten würden es eben auch nicht merken. Erquicklicher als diese Brodarbeit war für Immermann eine ästhetische, zu der ihn der Antheil ermuthigte, welchen sich der Brief über die falschen Wanderjahre erworben hatte.

Er erörterte nämlich in einer Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles seine Ansicht von dem Einfluß der Antike auf die moderne Kunst, welchen ihm seine dauernden Beschäftigungen mit der Aufgabe des tragischen Dichters als einen falschen hatte erkennen lassen. Zugleich trat er in dieser Arbeit den Klagen über den Verfall unserer Bühne entgegen, und suchte die Möglichkeit einer reichen Zukunft derselben darzulegen. Freilich reichen sich viele innere und äußere Hindernisse die Hand, um uns der Gunst der tragischen Muse zu entfremden, aber sie rauben dem Dichter nicht den Glauben an eine gesunde Entwickelung des Theaters, sobald es gelingt, verkehrte Einwirkungen zu beseitigen. Unter den künstlerischen Schwierigkeiten, welche der Dichter beleuchten will, scheint ihm die bedenklichste jener Wahn, daß sich die alte tragische Kunst in unseren Zeiten wiederholen könne. Diesen hält er selbst unter dem ungünstigen Einfluß der Romantik und neben dem falschen Standpunkt der Unparteilichkeit, dem die Idee von der Einheit der Kunst gänzlich fehlt, für das bedenklichste Hemmniß auf dem Wege zum Ziele, denn die Kunst ist eine historische

Erſcheinung. Sie iſt in Form und Weſen durch den Charakter eines Volkes, ſowie die individuellen Umſtände ihrer Entſtehung bedingt, und nur, wenn ſie von dieſer Baſis ſich erhebt, gewinnt ſie das Ziel ihrer Vollkommenheit.

„Bei den Alten ging die Tragödie aus der lyriſchen Chorpoeſie hervor, in deren feierliche Feſtgeſänge ſie eingehüllt war, lange ehe ihre Geburt erfolgte. Ganz allmählich entſtand die Handlung aus der Betrachtung einer tragiſchen Situation, die ſich in Wechſelreden ausſprach, ſie bewegte ſich im kleinſten Kreiſe, und Alles zielte nur darauf, das anfänglich Geſetzte vollkommen deutlich zu machen."

Dem entgegengeſetzt entwickelte ſich das moderne Drama aus dem Epos. So wenig in dem antiken Drama geſchieht, ſo viel trägt ſich in den frühſten modernen dramatiſchen Dichtungen zu, den Paſſionsmyſterien, welche aus Geſängen der vom gelobten Lande heimkehrenden Pilger entſtanden. Sie konnten ihrer Länge wegen oft gar nicht an einem Tage aufgeführt werden und wurden erſt allmälig auf ein äſthetiſches Maß beſchränkt. Nur dieſer epiſche Hintergrund giebt nach Immermann's Anſicht, der modernen Kunſt den Boden, auf dem ſie weiter bauen kann und den ſelbſt unſere größten Geiſter nicht ungeſtraft verlaſſen haben. Die Braut von Meſſina hält er für das Produkt einer falſchen Theorie, und auch „Göthe würde ſich reicher und ſchöner ausgebildet haben, wäre er auf ſeinem Gange durch den Garten deutſcher Art und Kunſt, auf dem Götz und Fauſt als Jugendblüthen hervorquollen, nicht von plötzlicher Ehrfurcht für das Alte überraſcht worden, ſondern ruhig auf ſeinem Wege fortgewandelt. Seine Iphigenie iſt trotz aller Bewunderung, die ſie erweckt, weder eine im vollen Sinne antike Dichtung, noch das eigentliche Kind deutſchen Geiſtes."

Natürlich iſt's nicht nur der abweichende Urſprung, deſſen Bedeutung Immermann vielleicht zu hoch ſtellte, ſondern der

ganze Bildungsgang und die auf diesem ruhende Anschauung der Griechen, die ihre Dichtungen nicht zu lebendig wirkenden Mustern für uns werden läßt. — Den Unterschied dieses Bildungsgangs führt die geistreiche Analyse des Ajax aus, und zeigt mit feinem Geiste und von poetischem Ahnungsvermögen unterstützt, alle Vorzüge der Alten in schönem Reigen. Erst nachdem er seine reine Bewunderung der Alten so ausgesprochen, deckt der Autor rückhaltslos alle Irrthümer auf, welche der Versuch der Nachahmung der antiken Tragödie erzeugen muß, und zeigt die Kluft, welche jene abgeschlossene Welt von der unserigen trennt, und welche er selbst vergeblich zu überschreiten suchte.

Die Fabel, die Behandlung des Stoffes, die Wahl und Stellung des Chores, das tragische Gesetz und die tragische Ironie der Alten legt der Dichter auseinander und zeigt alle diese Bestandtheile des Dramas als eine Einheit, die eben als solche ihre hohe Bedeutung hat. Wir wandeln von Verehrung getragen, vor dem Bilde der Schönheit, die uns so klar entgegentritt, und bewundern die Gabe unseres Führers, der überall die Geheimnisse des Schaffens ahnen läßt, ohne den poetischen Schleier damit zu verletzen, der über denselben gebreitet bleiben soll.

Daß eine solche Arbeit die Theilnahme eines größeren Publikums nicht wecken konnte, ist begreiflich, aber sie gewann das eingehendste Interesse eines kleinen Kreises, und unter den mancherlei Zuschriften, welche sie dem Autor einbrachte war keine erfreulicher als ein Brief Wilhelm von Humboldt's, der ihm zwar nicht in allen Stücken zustimmte, aber sich anerkennend genug in folgenden Zeilen aussprach:

„Ich habe die kleine Schrift über den Ajax mit großem Interesse gelesen und mich der geistvollen Würdigung des antiken Stückes und vieler treffenden Bemerkungen über alte und neue Tragödie gefreut. Es ist gewiß sehr richtig,

auf die Bedenklichkeit des Unternehmens, die antike Tragödie nachahmen zu wollen, aufmerksam zu machen, und es ist unleugbar, daß bei den Nationen, deren dramatische Dichtung uns wahrhaft groß erscheint, den Griechen, Spaniern und Engländern, dieselbe einen Ursprung hat, den man, weil ihm nicht eine Theorie und ein geflissentliches Studium zum Grunde lagen, historisch nennen kann. Wo dies nicht der Fall war, sondern Nachahmung wirkte, wie bei den Römern und Franzosen, ist unsere Bewunderung mit Recht mäßiger. Hiernach sollte man nun auch bei uns jetzt nicht Nachgebildetes, sondern etwas Eignes und Nationelles wollen. Allein dies, so wie alles Historische, kann man nun eben nicht durch Wollen hervorbringen, es muß von selbst, unbewußt, entstehen. Die Frage scheint mir also vielmehr die, ob überhaupt noch eine Tragödie möglich ist? oder eine andere, als eine solche, welche diese Dichtung nach einer aus Begriffen oder Mustern abstrahirten Theorie zu Stande bringt? Auf dem Standpunkte, auf dem wir stehen, können wir einmal nicht anders, als einen, von individuell-nationeller Ausführung an sich unabhängigen, wenn gleich durch sie modificirbaren allgemeinen Gattungsbegriff der Tragödie zum Grunde legen, und das hat im Grunde Schiller bei einigen seiner Stücke gethan, mehr bei den späteren, am meisten vielleicht bei den feindlichen Brüdern, über die ich nicht ein so strenges Urtheil fällen möchte, als Sie thun. Bei seinen gelungensten hat ihn die Begeisterung für den Stoff und sein wahres und großes tragisches Genie über bestimmte Nachahmungen und Theorien hinweggehoben, und dies kann man mit allem Fug und Recht, dünkt mich, deutsche Tragödie nennen, da sie nur aus deutscher Denk- und Sinnesweise und deutscher Weltansicht hervorgehen konnte.

So erscheint mir auch Goethe's Tasso und Iphigenie.

Jener hat von italieniſchem, dieſer von griechiſchem Weſen nur, was der Stoff ſelbſt hervorgebracht hat. Im Uebrigen würde ich dieſe beiden Stücke nicht für weniger deutſch, als Fauſt und Götz erklären.

Das Unglück ſo vieler halb gelungenen oder ganz mißlungenen Stücke ſcheint mir daran zu liegen, daß ihnen halbe Nachahmung und halbe Theorie zu Grunde liegt, oder vielmehr darin, daß ihnen das ganze Genie fehlt, das immer vor allem Halben bewahrt. Das Genie bringt immer etwas in ſich Vollendetes, Selbſtſtändiges und Harmoniſches hervor, das, wenn es in die Zeit fällt, wo die Nation noch den Einzelnen mit ſich fortreißt, nationell, ſonſt individuell genannt werden muß.

Wenn ich die Flüchtigkeit dieſer Zeilen entſchuldigen muß, ſo ſehen Sie wenigſtens aus denſelben, wie ſehr mich der Inhalt Ihrer Schrift beſchäftigt hat u. ſ. w."

Auffallend muß die Entſchiedenheit ſein, mit welcher Immermann ſich in dieſer Arbeit gegen die ſubjektive Willkür der Romantik ausſprach, da er ſich in einem der Briefe an Frau von Lützow, welche veröffentlicht ſind, gleichzeitig als dieſer Schule angehörig bezeichnet hat. Aber es iſt die kritiſche Seite derſelben, zu der er ſich bekennt, und deren Grundbegriff er ſeine volle Zuſtimmung giebt, weil er von dem Gedanken ausgeht, „daß man zu einem Kunſtwerke nicht mit dem bloßen Verſtande, ſondern mit dem vollen Einklange aller geiſtigen Kräfte, alſo auch mit Phantaſie und Gefühl treten müſſe, wenn man es recht beurtheilen wolle. Denn nur auf dieſem Wege kommt man zu der Erkenntniß der unendlichen Mannichfaltigkeit, in welcher das künſtleriſche Vermögen ſich ausſpricht, lernt die Geſetze kennen, aus denen die einzelne Erſcheinung entſpringt und läßt ein Werk auf die offene Seele wirken." — Der Funke zu einer in ſolchem Geiſte wirkenden Kritik war von Leſſing entzündet, von den Trägern der Romantik aber

zur Flamme angefacht und der Sieg neigte ſich denen zu, die da auszulegen, nachzuweiſen und zu ergänzen ſuchen, wo ein früheres Verfahren abſprach, zerſetzte und vernichtete. Immermann ſelbſt verfuhr durchaus im Sinne der neueren Weiſe, war allezeit frei von jeder Einſeitigkeit des Urtheils und dadurch fähig, ſich an den verſchiedenſten Erſcheinungen zu erfreuen, ja ſelbſt ſolche zu würdigen, die in manchen weſentlichen Stücken ſeinem perſönlichen Bedürfniſſe fern blieben. Daß übrigens auch ſeine Produktionen in dieſer Zeit noch keineswegs ſo frei von den Einflüſſen der Romantik waren, als ſeine Ueberzeugung ſich ihr entgegen zeigte, iſt nicht zu leugnen und vielleicht haben dieſe ſich an keinem Anhänger der Schule ſo empfindlich geltend gemacht, als an Immerman, deſſen ſchwer und ernſt angelegte Natur nie in das leichte, bunte Kleid paßte, was ihre Schöpfungen trugen. Seinem Geiſte fehlte das gaukelnde Spiel der Phantaſie, das Anderen liebliche Früchte brachte, und die naive Unbefangenheit, mit der jene die Wirklichkeit überſahen und eine Welt ſchufen, die wenigſtens vorübergehend den Mangel einer geſunden Baſis zu verbergen wußte. Was in Tieck, Eichendorff und Andern als graziöſer Uebermuth erſchien, ward bei Immermann ſchwerfällig, bisweilen barock oder gar unſchön, und erſt, nachdem er ganz frei von romantiſchen Einwirkungen geworden war, entſtanden die ſeiner Natur wahrhaft gemäßen Schöpfungen. Gewiß wäre er zu dieſen früher gelangt, hätte die Willkür, welche ſein Schickſal in wunderliche Formen band, nicht auch Einfluß auf ſeine Poeſie gehabt, und wäre er nicht durch ſeine ſeltſame Lebensſtellung oft verführt worden, die einfache Wahrheit künſtlich zu umkleiden.

Wochen und Monate des erſten Magdeburger Sommers zogen gleichgültig vorüber, weder des Frühlings liebliches Erſcheinen, noch die ſorgende Liebe von Mutter und Geſchwiſtern hatten das verdüſterte Gemüth des Dichters erheitern können.

Er ließ nicht nach in dem Streben, ſich in der Arbeit ſelbſt zu vergeſſen, und ſuchte äußerlich Ruhe und Faſſung zu bewahren, aber die Seinen ſahen mit tiefem Schmerze ſein bleiches, kummervolles Geſicht, und manche ſeiner Worte zeigten ihnen nur zu deutlich, wie er dem Leben abgeſtorben war, wie eine freudenloſe Zukunft vor ihm zu liegen ſchien, wie die Blüthen ſeines Geiſtes erſtarrten und wie ſeine Seele in Gefahr ſtand, die Kraft und den Muth für etwas wahrhaft Großes zu verlieren. In dieſer Sorge und Bekümmerniß wich bei der Mutter und Ferdinand manches frühere Bedenken, und die Sehnſucht nach einer möglichen Erfüllung der Wünſche des Liebenden ward auch in ihnen allmälig zu einer Hoffnung auf dieſelbe. Beide hemmten Immermann nicht, als er entſchiedenere Schritte that, die ſchwankenden Empfindungen der Frau von Lützow ſeinem Verlangen günſtig zu ſtimmen, nachdem die Scheidung derſelben eingeleitet war. Sie hatte ſich entſchloſſen Münſter zu verlaſſen, um vorläufig nach Dresden zu gehen, und mit Immermann ein Zuſammentreffen in Halle verabredet. Nach einem erſchütternden Wiederſehen brachten Beide einige ſtürmiſche Tage in dem vergeblichen Bemühen zu, ſich über ihre Zukunft zu verſtändigen. Es ward kein entſcheidender Entſchluß gefaßt und das Verhältniß ſpann ſich in einem aufreibenden ſchriftlichen Verkehr verzehrend weiter.

Die erneute Täuſchung ſeiner heiligſten Wünſche wirkte auf Immermann in der betrübendſten Weiſe, und die Dichtung, welche ihn durch den nun folgenden Winter von 1824 bis 1825 begleitete und dieſem die Phyſiognomie gab: das Trauerſpiel Cardenio und Celinde, konnte nur aus einem heftig aufgeregten, in der Tiefe erſchütterten Gemüth hervorgehen.

Keine Spur der Faſſung, deren ſich die Widmung des Periander gegen die Freunde rühmte, iſt in dieſem Drama zu finden, wilder und unbändiger als in ſeinen früheſten Tragödien geht es in demſelben zu, und man wird von der Rauh-

heit und Herbheit, mit welcher das ſpröde und ſchauerliche Thema behandelt wird, um ſo ſchmerzlicher berührt, weil durch alle Ecken und Härten eine Dichterkraft blitzt, deren Macht man ſich nicht entziehen kann.

Der Stoff der Tragödie iſt ſchon von Gryphius behandelt, von Immermann aber ſeinen individuellen Anforderungen gemäß bedeutend verändert. Sie ſpielt in Spanien, und der Held des Dramas iſt Cardenio, ein ſieggekrönter junger Cavalier. Grauſam in ſeiner Liebe zur edlen Olympia getäuſcht, die ein Nebenbuhler heimtückiſch ihm abgewinnt, fällt er in die Schlingen der Celinde, einer berühmten Schönheit, deren hohe Bildung und große Eigenſchaften doch den Makel ihres Rufes nicht vergeſſen laſſen. Ihre leidenſchaftliche Glut gewinnt auch nicht Cardenio's Herz, ſondern ein ſchauerlicher Liebeszauber, der Trank aus dem Herzen eines Treuliebenden, der geopfert ward, um ihn zu gewinnen, raubt ihm die Kraft des eigenen Willens und Urtheils und bringt ihn in Celindens Gewalt. Der ſpröde Cardenio entbrennt in heißer Liebe zu Celinden, und kann nicht von ihr laſſen, obgleich ſie verweigert, ſich ihm durch ein ernſtes Band, durch „den Zwang der Formen" zu verbinden. Erſt als er das Blut des Räubers der früher Geliebten vergoſſen hat, verläßt ihn der Rauſch der Leidenſchaft. Dieſem gewaltſamen Tode folgte eine Mordthat nach der andern, bis Celinde ihrem Schmerz und ihrer Reue erliegt, und Cardenio ſich mit dem einſt erhaltenen Ehrenſchwerte erſticht, um dem ſchimpflichen Henkerstode zu entgehen. Hatte man früher bei dem Erſcheinen des Eremiten empfunden, daß in dem Geſchicke Friedrichs der Dichter ſeine eigenen Gemüthserfahrungen bekannte, ſo fühlten alle Naheſtehenden jetzt, daß die Lyrik ſeines blutenden Herzens ſich in Cardenio's und Celindens tragiſcher Geſchichte ausſprach. Und dieſer Eindruck war ſo ſtark und ſchwer, daß die Freunde unter ſeiner erſchütternden Wirkung ſich zögernd und ſchüchtern mit ihrem Urtheil nicht her-

verwagten. Sie ſtreiften überall an Geheimniſſe in des Dichters Bruſt, die ſie nicht zu berühren wagten, um nicht mit rauhem Worte zu verletzen, wo ſie nicht zu helfen wußten. Aus einem tief verwundeten Innern quollen die dunklen Bilder des Dramas, das zu ſehr von unbeſiegten Schmerzen durchklungen war, um zu reiner künſtleriſcher Höhe zu gelangen. In dem ganzen Kampfe der Leidenſchaft, die er ſchilderte, nicht über demſelben ſtand der Dichter, und in der edlen, großen, aber heißblüti; raſchen Natur Gardenio's zeichnete er ſich, wenn auch ihm unbewußt, ſelbſt. Auch ſeine reine Neigung war einſt gleich der des glühenden Spaniers getäuſcht und betrogen, auch er fühlte ſich gleich dieſem durch die Magie eines Liebeszauberers in wilde Leidenſchaften verwickelt, von dem Bewußtſein einer Schuld gedrückt, und doch in einem geheimnißvollen Bann gefeſſelt. Es war die ernſte Sittlichkeit ſeiner eigenen Natur welche in Gardenio ſich ausſprach, als er von Celinden fordert, ſie ſolle ſich offen zu ihm bekennen und der ſelbſt empfundene Schmerz, als dieſer auf ihre Weigerung erwiedert:

„Ein tiefer Zwieſpalt liegt in unſerm Sinn;
Das Heiligſte, das Würdigſte in mir,
Iſt leider ein verſchloſſ'nes Kleinod Dir."

Aber ungeachtet dieſer ſchmerzlichen Anklage iſt es Gardenio, der bei Celindens jähem Tode die Ehre ihres Namens dem Schutze des Kanzlers befiehlt, denn:

„Sie war ein einzig wunderbares Weib,
Weil ſie zu hoch ſtand, fiel ſie allzu tief,
Und weil ſie unausſprechlich hat geliebt,
Wird Gottes Gnadenhuld unendlich ſein."

Der Zwieſpalt in des Dichters Bruſt, auf den wir ſo oft gewieſen werden, ſchäumt heftiger als je in den Wogen ſeiner Dichtung, Leid und Luſt, Zorn und Liebe, Trauer und Wonne,

alle Töne der Leidenſchaft miſchen ſich zu dämoniſchen Klängen. Die Mängel des Dramas ſind leicht erkennbar, dagegen iſt es ſchwer, in einem gedrängten Auszuge ſeiner Schönheit gerecht zu werden. Nur in des Dichters eigenen Worten und Wendungen zeigt ſich der Hauch der Poeſie, welcher in vollem Strome die Blätter durchweht.

Im Publikum hatte noch keine Arbeit Immermann's eine ſo entſchiedene Wirkung hervorgerufen, als Cardenio und Celinde. Auch die öffentliche Kritik beſprach das Drama vielfach und zum Theil in hohem Grade anerkennend. Heine äußerte ſich in einem Briefe an Varnhagen voller Begeiſterung, Varnhagen war hoch erfreut darüber; in den Wiener Jahrbüchern hob Häring die Bedeutung deſſelben hervor, am eingehendſten und bedeutendſten zeigte ſich aber das Urtheil Börne's in ſeinen dramaturgiſchen Blättern.

Neben ſcharfem Tadel rühmt er namentlich die dichteriſche Fülle und Kraft, die ſich ſelbſt in den Fehlern ausſpreche. Vor Allem intereſſirt ihn, daß der Dichter weniger an einem Mangel, als an einem Zuviel leide, und hofft, daß die Uebel, an welchen er krankt, zu den tüchtigen Uebeln gehören, aus denen der Kranke, geneſt er nur, kräftiger hervorgehe. „Des Dichters Kraft fehlt noch die Anmuth, ſchließt Börne ſeine Beſprechung, wohl nicht auf immer, denn ſie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters iſt ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen Nachtiſche. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint und der Uebermuth ſchwindet."

Kaum mochte der Kritiker ahnen, als er dem Dichter ſo das Prognoſtikon ſtellte, wie prophetiſch ſein Wort ſich an ihm erfüllen werde, wie ſchön in Immermann's letzten Werken die

Kraft seiner reichen Natur durch die Gaben der Grazien gesänftigt und verklärt erscheinen sollte!

In Cardenio und Celinde fand nun auch des Dichters früher erwähnter Plan, die „Magdalene" poetisch zu behandeln, seinen Abschluß, vieles, was ihm bei dieser Gestalt vorgeschwebt hatte, war in die der Celinde übergegangen. So fehlte ihm für den Augenblick eine neue Aufgabe, die ihn innerlich beschäftigt hätte, und es trat die Oede und Leere ein, welche der Künstler meist nach dem Abschluß einer größeren Arbeit empfindet. Sie ist der natürliche Rückschlag der Spannung und Erregung, in welche das Schaffen die Seele versetzt, und lastete auf Immermann in diesem Falle doppelt schwer, weil er leider durch seine Dichtung nicht frei geworden war von der Leidenschaft, deren zerstörende Folgen er dichterisch geschildert hatte und dadurch von sich loszulösen wünschte. Der trübste Winter seines Lebens sah das Jahr 1824 zur Rast gehen, das folgende beginnen, obgleich während desselben eine äußere Aenderung seiner Lage wohlthuend auf sein Gemüth wirkte.

Im Herbst hatte er nämlich die einsame Landwohnung vor dem Sudenburger Thore verlassen und bewohnte seitdem mit der Mutter und dem Bruder Hermann ein Haus in der Prälatenstraße, welches schön und still in Gärten gelegen, zugleich höchst ansprechende Räume bot, und wo ihn ein angenehmes Familienleben empfing. Er lebte nun wieder weniger um seiner selbst willen, fühlte, daß schon seine Gegenwart der treuen liebenden Mutter eine Beruhigung war, und schloß sich zugleich enger an Hermann an, der sich eben so eifrig auf sein Maturitätsexamen vorbereitete, als er selbst für seine letzte juristische Prüfung arbeitete. Denn noch immer stand diese als „dies nefastus für einen so alten stumpfen Kopf" vor ihm, da der Termin aus Rücksicht auf sein beschwerliches Amt länger als gewöhnlich hinausgeschoben war. Den größten geistigen Anhalt bot auch jetzt

der Verkehr mit Ferdinand, der zwar durch seine Stellung am Kloster die Verpflichtung hatte, dort zu wohnen, aber keinen Tag vergehen ließ, ohne als hochwillkommener Gast in der Familie zu erscheinen, und dem Bruder mit seinem liebevollen Verständniß und seiner liebenswürdigen Anregung wohl zu thun. Und mußten wir gleich diesen Winter schwer und traurig nennen wie keinen andern, so wird Niemand, der das Leben, die Gewalt des Augenblicks und die Kraft der Jugend kennt, glauben, daß in dem kleinen Familienkreise es an allen gehobenen, ja selbst an heiteren Momenten gefehlt habe. Die elastische Natur Immermann's konnte nicht ganz unterdrückt werden, sie schnellte wie mit Federkraft immer wieder in die Höhe, selbst seine Laune blitzte in einzelnen Momenten hervor, und der Schwung seiner Phantasie trug ihn nicht selten über das Einerlei gedrückter Wochen und Monde hinweg. Es geschah wohl sogar, daß er, der im Innern Zerrissene und Verletzte, den Seinen mit der Fülle seiner Gaben freie und gute Stunden schuf, zu denen die Erinnerung noch in späten Zeiten gern zurückkehrte.

Der vaterstädtischen Geselligkeit hatte sich der Dichter mit einer gewissen Schroffheit entzogen, aber er blieb doch nicht ganz ohne Verkehr, denn sein Name war bereits bekannt genug, um manchen interessanten Besuch aus der Ferne herbeizuziehen. Indem er diesem dann etwas Geistiges zu bieten suchte, gewann er selbst, und konnte sich wenigstens vorübergehend vergessen. Bei einer flüchtigen Anwesenheit machte er die Bekanntschaft Eduard Hitzig's, aus welcher sich ein schönes freundschaftliches Verhältniß entwickelte, und ebenso ward er von dem Griechensänger Wilhelm Müller aufgesucht, den er leider nicht wieder sehen sollte, da derselbe bald darauf von frühem Tode ereilt wurde. —

Und weil zu Ende gehen die trübsten Tage und Stunden, so waren die dunkeln Wintermonate allmälig den Frühlings-

tagen gewichen, und es war endlich wieder Sommer geworden. Freilich ging es ſtiller zu in der kleinen Häuslichkeit, ſeitdem Hermann zu Oſtern die Univerſität Bonn bezogen hatte, und mit ihm das jüngſte und heiterſte Element aus derſelben geſchieden war; aber leiſe bewegte mit dem erwachenden Lenze neue Hoffnung des Dichters Bruſt. Die Erfüllung blieb leider ſpäter weit hinter ſeinen Wünſchen zurück, doch belebte das ſchöne Trugbild für den Augenblick ſein ganzes Weſen.

Frau von Lützow hatte wenig Befriedigung in ihrem Leben in Dresden gefunden, ſo liebevoll ſie auch in der ihr befreundeten Familie des Philoſophen Solger aufgenommen worden war, um derentwillen ſie hauptſächlich dieſen Aufenthalt gewählt hatte.

Trotz der Zurückgezogenheit, in der ſie zu leben wünſchte, war ihr zwar mancher Genuß zu Theil geworden; ſie hatte im Tieck'ſchen Hauſe goldene Laute der Poeſie vernommen und ſich nicht eigenſinnig den Genüſſen entzogen, welche die reichen Schätze der Kunſt ihr in Dresden boten; aber weder ſolche Genüſſe, noch ſelbſt die Erweiſungen herzlicher Freundſchaft konnten ihr Herz beruhigen und ihre Lage wurde ihr immer unerträglicher. So entſtand der Entſchluß, dem Zuge des eigenen Herzens und den Bitten des Freundes zu folgen, und nach einer durch ihre leidende Geſundheit gebotenen Badereiſe, nach Magdeburg überzuſiedeln. Dort wollte ſie, wie ſie ſagte, nur ihren Gefühlen leben, nicht aber dieſe durch eine Heirath der Welt bloßſtellen. Das klang ſo ſeltſam und ſchien ſo unhaltbar, daß nicht nur Immermann, ſondern auch die Seinen ſich der Hoffnung hingaben, eine Frau könne nicht dauernd auf ſolchem Vorſatze beharren, und daß ſie Alle mit froher Zuverſicht auf die verheißene Ankunft blickten.

In der glücklichen Erregung, in welche der Dichter dadurch verſetzt ward, entſtand wohl das kleine Luſtſpiel in Verſen: die ſchelmiſche Gräfin. Wenigſtens gehört es dieſer Zeit

an, und wurde von Immermann im Sommer bereits als Beitrag zu einem Taſchenbuch eingeſandt, deſſen Erſcheinen ſich zerſchlug, weßhalb das Stück erſt einige Jahre ſpäter bei Cotta in den Miscellen abgedruckt wurde. Sein Inhalt zeigt, wie eine kluge Frau durch Güte und Anmuth den leichtſinnig auf Abwege gerathenen Gemahl wieder gewinnt, ſo daß derſelbe geſtehen muß:

Daß er den Edelſtein, den köſtlichſten beſitzet,
Und doch ſein Auge wohl, wie er auch glänzt und blitzet,
Nach einem Blümlein lenkt, das an dem Wege blüht.

Zwiſchen dem gräflichen Ehepaare, einer vom Grafen bevorzugten Bäuerin und deren Bräutigam bewegt ſich die Handlung, und nie war Immermann die poetiſche Form in ſo hohem Grade gelungen, als in dieſem Gedicht. Sowohl in der Sprache, als in der Handlung iſt Alles harmoniſch und klar, der Vers leicht, der Dialog graziös, und es durchklingen die kleine Dichtung ſprudelnde Einfälle, geiſtreiche Wendungen und zierliche Wortſpiele, ſo daß ſie von franzöſiſchem esprit angehaucht ſcheint. Immermann hat in derſelben gezeigt, daß auch der Deutſche mit Phantaſie und Talent die Formvorzüge unſrer welſchen Nachbarn ſich aneignen könne, ſo wenig verwandt gerade er denſelben war. Doch ſpielt man nicht ungeſtraft mit dem Feuer, und mit der fremden leichten Form ſcheint ein etwas leichtfertiger, dem Dichter fremder Geiſt in ſeine Arbeit gedrungen zu ſein, der ſich in einzelnen Wendungen, wie in dem Inhalte ſelbſt ausſpricht. Liebenswürdig und gütig, ſogar ſelbſtvergeſſend iſt der Charakter dieſer Gräfin, und doch iſt's uns, als zeige ſich in der Art, wie ſie den Gemahl wiedergewinnt, mehr kluge Gewandtheit als warmes Gemüth, mehr franzöſiſche Grazie als deutſche Tiefe. Beſonders würde die ſpielende Weiſe, mit der ſie noch am Schluß den Reuigen tröſtet: „Du mußt nur ſündigen, zum Dichter macht es

Dich", kaum der Ausdruck einer deutſchen Frau in ſolchem Conflicte ſein.

Immermann behielt eine Vorliebe für die ſchelmiſche Gräfin, vielleicht weil er ihr objectiver gegenüber ſtand als anderen ſeiner Jugendarbeiten, die mehr mit eigenen inneren Erlebniſſen zuſammenhingen, und weil er ſich darum unbefangener der künſtleriſchen Vorzüge dieſer Dichtung freute. Er brachte das Stück in Düſſeldorf zur Aufführung, nachdem es zuerſt ſchon 1827 in Berlin auf dem Königsſtädter Theater gegeben war. Später kam es auf dem königlichen Theater in Berlin wie auf anderen größeren Bühnen, z. B. in Hamburg, zur Darſtellung, doch hat es ſich nirgend auf dem Repertoir erhalten. Das lag wohl zum Theil daran, daß der Alexandriner, in dem es geſchrieben, den jetzigen Schauſpielern fremd iſt und durch mangelhaftes Sprechen des Verſes viele Feinheiten verloren gehen, die weſentlich zum Reiz des Stückes beitragen würden, wenn ſie zur Geltung kämen.

# IX.

## Die letzten Magdeburger Jahre bis zur Versetzung nach Düsseldorf.

### 1825—1826.

In den ersten Septembertagen des Jahres 1825 langte Frau von Lützow in Magdeburg an und bezog vorläufig eine Landwohnung, in welcher sie einige Herbstmonate in tiefster Zurückgezogenheit lebte. Der einzige Mensch, mit dem sie neben dem Freunde verkehrte, um dessenwillen sie diesen Aufenthalt gewählt hatte, war Ferdinand, dessen schöne Natur sie zu würdigen wußte, und welchen der eigenartige hohe Reiz dieser Frau mit jugendlicher Verehrung erfüllte. Sonst kannte Niemand die verschleierte Gestalt, welcher man wohl auf stillen Spaziergängen einsam begegnete, und der die Neugier vergebens zu nahen suchte. In klarem Octoberwetter machte sie mit Immermann noch eine kurze Reise in den Harz und als dann der Winter einen längeren Aufenthalt auf dem Lande nicht wohl zuließ, richtete man sich mit einander in dem Hause ein, welches im Sommer Immermann allein mit seiner Mutter bewohnt hatte. Es war die seltsamste Gemeinschaft, die man sich denken kann. In hingebender Liebe überließ die Mutter die besten Zimmer der Wohnung der jüngeren Frau, übernahm bereitwillig alle Mühen des Hausstandes, und suchte nach allen Richtungen in rührender Weise für Diejenige zu sorgen, in welcher ihre mütterliche Liebe die künftige Gattin des theuren

Sohnes sah. Trat sie derselben gleich nicht mit rascher Forderung entgegen, so konnte sich doch Frau von Lützow keinen Augenblick über die Wünsche täuschen, die deutlich in ihrem ganzen Wesen zu lesen waren und sie wurden der Widerstrebenden zum stillen unabweislichen Vorwurfe. Da man sich aber nicht gegenseitig über den Punkt verständigen konnte, auf dem sich die Interessen berührten, und auf dem eigentlich das Beisammensein gegründet war, so vermochte keine äußere Freundlichkeit und Rücksicht den Zwang zu überwinden, der hieraus entsprang, und die wunderliche Häuslichkeit wurde für beide Frauen mehr und mehr peinlich. Immermann selbst hatte zu lange die Nähe der Geliebten entbehrt, um sich nicht zunächst ohne Rückhalt ihrer Gegenwart zu erfreuen, und die Stärke seiner eigenen Gefühle ließ die Hoffnung nicht in ihm schwinden, daß Elise einst noch ganz die Seine werden würde. Er genoß und schwelgte wieder wie in den ersten Tagen dieser trügerischen Liebe; wie damals hielt der schöne Augenblick ihn ganz gefangen und seine poetische Kraft löste sich auf im süßen Traume der Gegenwart. Keine Dichtung reifte im Laufe der nächsten Monate, kein Plan scheint ihn eingehend beschäftigt zu haben; es war ein Glück, daß ihn die Berufsgeschäfte genug in Anspruch nahmen, so daß er kein eigentlicher Müßiggänger werden konnte. Als im Frühling 1826 Cardenio und Celinde erschien, und kurz darauf die Abhandlung über den Ajax, brachten ihn zwar diese Arbeiten der Literatur wieder näher; aber um dieselbe Zeit erhielt er auch die Bestimmung des Termins für sein letztes Examen, und vor der Hand mußte jede andere Aufgabe zurücktreten.

Mit etwas beklommenem Herzen reiste Immermann im Juni nach Berlin. Obgleich er über den Erfolg der Prüfung hätte ruhig sein können, da er ernst und scharf gearbeitet hatte, so konnte er sich der Sorge über den Ausgang derselben nicht erwehren, und selbst wenn er darüber sicher gewesen wäre,

widerſtrebte ihm der Gedanke, im vollendeten dreißigſten Jahre ſein Wiſſen noch einmal ſchülerhaft prüfen zu laſſen, eine Forderung, die ſeltſam der Stellung widerſprach, welche ihm ſeine Dichtungen bereits gewonnen hatten. Er gehörte zu den Erſten, welche von dem Geheimen Rath S...., einem ſcharfen und klugen Juriſten examinirt wurden, und erhielt das Prädicat „vorzüglich“, was damals nur in ſeltenen Fällen gegeben wurde.

Nachdem die Laſt des Examens abgeworfen war, blieb Immermann noch einige Zeit in Berlin und dieſer Aufenthalt geſtaltete ſich außerordentlich angenehm für ihn. Er ward in die hervorragenden äſthetiſchen Kreiſe der Hauptſtadt eingeführt, deren Bedeutung damals noch nicht hinter den politiſchen und ſocialen Fragen zurücktrat die jetzt die Welt bewegen, und ward in ihnen mit ehrender Auszeichnung aufgenommen. Zum erſten Male fand er ſich unter lauter Männern und Frauen, deren Intereſſen den ſeinigen verwandt waren, die mit ihm nach gleichen Zielen ſtrebten, wenn ſie auch nicht mit gleichen Kräften ausgerüſtet waren. Varnhagen und Rahel, Chamiſſo, Hitzig, Rellſtab u. A. kamen ihm auf das freundlichſte entgegen; man machte ihn zum correſpondirenden Mitgliede der bekannten Mittwochsgeſellſchaft, welche eine Art Mittelpunkt des literariſchen Treibens bildete, und eine Reihe der bedeutendſten Männer zu regelmäßigen Zuſammenkünften vereinigte.

Von der lange getragenen böſen Furcht vor dem Examen befreit, durch manchen geiſtigen Gewinn erquickt, durch viele Beweiſe von Freundſchaft und Anerkennung ermuthigt, kehrte der Dichter nach Magdeburg zurück, und konnte in ſo glücklicher Stimmung leichter die mühevolle Aufgabe löſen, welche ihm auf's Neue die Jurisprudenz ſtellte. Er trat nämlich jetzt in eine Doppelſtellung, da ſeine Funktionen als Kriminalrichter fortliefen, während er auch als Aſſeſſor beim Ober-Landesgericht arbeiten mußte. Indeſſen war dieſe Laſt dadurch weniger drückend, daß er ſich derſelben mit der frohen Zuver-

ſicht auf eine baldige günſtige Veränderung ſeiner Lage unterzog, die ihm der Juſtizminiſter Graf Dankelmann gleich nach ſeinem Examen in Ausſicht geſtellt hatte. Es wurde ihm nämlich im Fall einer Vacanz eine Landgerichtsrathſtelle am Rhein zugeſagt, eine Bevorzugung, welche er nach des Miniſters eigenen Worten ſeinem ausgezeichneten Examen verdankte, und die um ſo ehrenvoller war, als Immermann gar keine Vorarbeiten im rheiniſchen Verfahren gemacht hatte.

Ehe er aber die Heimath verließ, ſollte auf dem Boden derſelben noch eine von Immermann's ſchönſten Dichtungen reifen, und es war nur ſcheinbar ein kleines Ereigniß, daß er eines Abends von den Tyroler Gebrüdern Rainer ihre heimiſchen Lieder ſingen hörte. Tief und innig ſtahlen ſich die Weiſen von dem Leben des Volkes in ſeinen Bergen, von des Hirten Liebe und Leide, von des Jägers Luſt und ſeinem kühnen Wagen in das Herz des Dichters, tönten weiter in ſeiner Seele, und erweckten in ihr kühne Bilder und Pläne. Bald ſchien ihm, als ſei er emporgetragen auf mächtige Höhen und ſchaute weit hinaus über Berge und Hügel, bald ſtieg er hinab zu den Hütten im ſtillen Thale, trat zu den Menſchen, die ſie bewohnen und lernte die Art des Volkes verſtehen, deſſen Geſtalten zu ihm ſprachen, einfach, ſchlicht und fromm. Das große Lied der Treue, von dem die Berge Tyrols vor wenigen Jahren wiederhallt hatten, ſchlug in immer neuen Akkorden an ſein Ohr, mit Blut geſchrieben ſah er ſeine Zeichen an den Felſen und Klippen, mit Thränen eingegraben in den Häuſern und Hütten, und wie durch Eingebung ſtand in einem Augenblicke in ſeiner Seele feſt, daß er das Lied noch einmal müſſe tönen laſſen. Die Bilder einfacher Größe, aufopfernder Treue und religiöſer Begeiſterung, die vor ihm auftauchten, wollte und mußte er zur Geſtaltung bringen.

In den Erinnerungen an jenen Gebirgskrieg war er aufgewachſen, wie ein ſeltſames fremdes Märchen hatte es in die

Zeit geblickt, die ihm die erſten Eindrücke gegeben. In Träume verloren, vergaß er faſt die Gegenwart, und in ſein ſtilles Zimmer verſchloſſen, ſchrieb er von innerem Drange getrieben, in kaum ſechs Wochen „das Trauerſpiel in Tyrol.“ Und mit dieſem Gedichte ſetzte er ſeinem Namen das erſte bleibende Denkmal in ſeiner Nation, denn die poetiſche Schönheit, in welcher das Gemüth des Dichters die Geſtalt Hofers erfaßt und klar und kräftig dargeſtellt hat, wird allen Zeiten verſtändlich bleiben und immer wieder ihre reine Wirkung auf deutſche Herzen üben. Mag auch die Kritik die Fehler nicht überſehen, von denen das Drama keineswegs frei iſt, mag manches Einzelne vergriffen ſein, doch hält der Dichter die Fäden kräftig in ſeiner Hand, die ſich zum ſchönen Ganzen ſchlingen, und hell und hoch klingt durch ſeinen Geſang der Strom der Poeſie, der aus ſeiner erregten Bruſt quillt.

Es waren köſtliche Wochen, die Immermann in und mit ſeiner Dichtung verlebte! Mit allen nur erreichbaren Mitteln erforſchte er zunächſt die Geſchichte des Tyrolerkrieges von 1809. Sein Bruder Hermann, der damals in Göttingen ſtudirte, ward beauftragt, ihm Alles und Jedes zu ſenden, was darüber aufzutreiben ſei; Reiſebeſchreibungen, hiſtoriſche Schriften, Anſichten des Landes, Portraits, kurz was nur das in dem Dichter reifende Bild vervollſtändigen konnte. Immer inniger bewegten die einzelnen Momente des Geſchehenen ſein Gemüth, immer klarer erkannte ſein Geiſt in ihnen die Verkettung von Schuld und Irrthum, hochherzigem Opfermuth und getäuſchter Begeiſterung, immer anſchaulicher gruppirten ſich vor ſeinem Auge die Geſtalten, welche die Träger der Handlung wurden, und in welchen ſich die Gegenſätze darſtellen ſollten, aus denen ſie ſich entwickelt.

Der Kampf der Tyroler für ihren angeſtammten Herrn iſt der Inhalt; Hofer der Held des Dramas, das kurz vor der letzten Schlacht am Berge Iſel beginnt.

Mit dieſer Dichtung hatte Immermann nun auch das Ziel erreicht, nach dem er lange vergeblich geſtrebt, hatte das Feld gewonnen, auf dem ihm ſeine höchſten Erfolge zu Theil werden ſollten. Konnten wir uns bisher nicht verbergen, daß er zwiſchen Alterthum und Romantik ſchwankend noch des rechten Bodens für ſeine Schöpfungen entbehrt hatte, ſo erkennen wir jetzt freudig, daß er auf denſelben getreten iſt. — Er war nun über ſich ſelbſt klar geworden, hatte ſich im eigenen Weſen erkannt und konnte geſunde Wurzeln ſchlagen, weil er wußte, daß er in das Leben des Volkes und der Geſchichte greifen mußte, wenn er den Vollgehalt ſeiner Natur zur rechten Darſtellung bringen wollte. Mit vollem Bewußtſein ſtellte er darum ſeine Dichtungen in die große Strömung chriſtlich-germaniſcher Entwickelung, und verließ dieſelbe dauernd nicht wieder, nachdem er kühn den Griff gethan „in's volle warme Leben.“ Klar, gefaßt und in ſich geſchloſſen giebt der Dichter den Dingen die ſich in ſeiner Seele ſpiegeln, nun das eigenartige Gepräge ſeines Weſens, das wir in allen ſeinen Schöpfungen erkennen und welches auch die kleinſten Züge nicht bedeutungslos erſcheinen läßt.

Wenn man bedenkt, wie nahe damals noch die Ereigniſſe lagen, welche das Trauerſpiel in Tyrol behandelt, wie Viele der Handelnden den Mitlebenden bekannt geweſen waren, wie einige derſelben ſogar noch unter ihnen weilten, ſo begreift man, daß ein gewiſſes Staunen zu den erſten Eindrücken gehörte, welche bei dem Erſcheinen des Dramas hervortraten, und daß es an Zweifeln und Bedenken der Frage gegenüber nicht fehlte, ob ſich daſſelbe für die Darſtellung eignen werde? Auch zeigten ſich bei ihrer Erwägung allerhand Schwierigkeiten, von denen der Dichter beim Druck des Trauerſpiels in einer längeren Vorrede einige zu beſeitigen, andere zu widerlegen ſuchte. Daß es zu lang ſei, darüber konnte kein Zweifel ſein, wenigſtens annähernd hatte ſchon die Erfahrung entſchieden; denn Immer-

mann hatte die Dichtung kurz nach ihrer Vollendung Holtei mitgetheilt, der ſie mit Begeiſterung aufgenommen und in Berlin vor einer zahlreichen Verſammlung öffentlich vorgeleſen hatte. Er war aber, trotz des ſichtbaren Antheils, den ſein Vortrag gewonnen hatte, genöthigt geweſen, den letzten Akt ganz fortzulaſſen, da die Vorleſung bis zum Schluß des vierten Aufzuges bereits vier volle Stunden gewährt hatte. — Bei dem Schreckensruf Holtei's über dieſe Ausdehnung erklärte ſich Immermann zu ſolchen Kürzungen bereit, die nicht den Kern des Dramas berührten, nämlich den Gegenſatz zwiſchen dem rohen Heldenthum der Tyroler, ihrer Treue und ihrem Glauben, und dem Heldenthume der Franzoſen, ihrem Verſtande, ihrem Ehrbegriffe. Von den Scenen, welche aus dieſem Gegenſatze fließen etwas fallen zu laſſen, konnte er ſich nicht entſchließen, aber er glaubte das zuſammenziehen zu können, was ſich auf den Charakter der Inſurrektion und ihre Wirkungen bezog, gab zu, daß einige Scenen zu beſchränken ſeien, in welchen der Triumph der Franzoſen über die Begeiſterung doch nur als ein kümmerlicher erſcheint, und willigte endlich widerſtrebend darein, die Engelerſcheinung aufzugeben, welche in der erſten Redaktion Hofers falſchen Entſchluß hervorruft, und überall Anſtoß erregt hatte.

Sollten dieſe Zugeſtändniſſe anfänglich auch nur den Bühnen gegenüber gemacht werden, ſo lag doch in ihnen der Anfang einer Selbſtkritik, welche Immermann ſieben Jahre ſpäter zu einer Umarbeitung des Trauerſpiels in Tyrol führte, und nach welcher er daſſelbe als Andreas Hofer in ſeinen geſammelten Schriften aufnahm. Faſt nach allen Seiten erſcheint dieſe Bearbeitung gewinnreich, obgleich in ihr ein Hauch friſcher Unmittelbarkeit verloren ging und die überquellende Jugendfülle faſt allzu knappen Formen weichen mußte.

In der Vorrede zu ſeinen geſammelten Schriften ſagt Immermann, daß ſich in ſein Trauerſpiel in Tyrol etwas Krän-

kelndes eingeſchlichen habe, weil er einem wiederholt gehörten Rathe folgend, auf die Convenienzen des Theaters geachtet und an dieſelben geglaubt habe. „Ich vergaß, daß eine Anſtalt, welche gegenwärtig weder Stil noch Regel beſitzt, wohl ſchwerlich im Stande ſei, ihn den Dichtern zu ertheilen, rang nach Dingen, die nicht zu erreichen waren und büßte darüber eine weit edlere Freiheit ein. Wir haben nun einmal eine geſchriebene, dramatiſche Literatur, und man wird ſie als eine eigene Gattung gelten laſſen müſſen, bis die ſogenannte reale Bühne aus dem Schlummer der Faulheit, in welchem ſie jetzt liegt, erwacht. Dieſe Gattung hat ihre Vortheile und Nachtheile, ich bediente mich der erſteren, als mir der Muth ward, meine Tragödie noch einmal anzufaſſen und von Grund aus umzuſchmelzen. Ich ſchaute nach der Urgeſtalt des Ereigniſſes hin, in der es meine Seele erſchüttert hatte, tilgte die kleinlichen ſentimentalen Motive, welche der früheren Arbeit ſchadeten, und wagte das Werk auf ehrliche hiſtoriſche Füße zu ſtellen.“ —

Ganze Scenen fielen in der Umarbeitung fort, andere wurden ſehr zuſammengezogen, und die Handlung gewann durch glückliche Umſtellungen eine ſchnellere Entwickelung, obgleich ſie durch das Eintreten der Diplomatie in den Kreis des Dramas noch erweitert wurde. Der ganze dritte Akt wurde in dieſe Sphäre gelegt, von welcher in der Umarbeitung die Urſache zu Hofers Untergang ausgeht. Durch den Kanzler wird ihm das Vorhandenſein eines kaiſerlichen Briefes vorgeſpiegelt, und als er die Fälſchung entdeckt, greift er entrüſtet, wider ſeines Herrn Wunſch und Gebot, zu den Waffen. Es iſt alſo eine bewußte Unwahrheit ſeiner Gegner, durch welche der Sandwirth zum Aufſtande verführt wird, während in der erſten Redaktion das Unheil aus ſeinem eigenen Volke hervorgeht. Der verhängnißvolle Brief iſt in jener wirklich vorhanden und erreicht Hofer nur nicht, weil der Träger deſſelben durch die Rache eines betrogenen Weibes in's Verderben geſtürzt wird. Daß Hofer

halb und halb Mitwiſſer der düſtren That iſt, erhöhte die tragiſche Wirkung mehr als die ſeltſame Erſcheinung, welche ihm den letzten Impuls giebt, die Fahne des Widerſtandes noch einmal zu erheben. Ein Nachklang falſcher Romantik hatte Immermann zu dem halb märchenhaften Motive einer Engelerſcheinung verführt, welche dem im einſamen Felſenthal ſchlummernden Hofer das weggeworfene Schwert zurückgiebt. Und dieſe Handlung iſt mit ſo ſeltſam doppeldeutigen Worten begleitet, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn ihr wahrer Sinn dem Sandwirth erſt in einſamer Betrachtung aufgeht, nachdem Alles vorüber iſt. Ueberall fand dieſe Scene Anſtoß, aber Immermann gab ſie ungern auf und vertheidigte ſie „als einen dichteriſchen Lichteffect", der durch den Gang des Trauerſpiels vorbereitet ſei. Uebrigens wurde das Schwert Hofers auch in der neuen Geſtaltung zu einem Motiv verwandt, das Vielen künſtlich erſchien, obgleich es auf einer hiſtoriſchen Thatſache beruhte. Als der Sandwirth zum Oberkommando berufen wurde, war kein Schwert in der Nähe als ein Baiernſäbel mit blauem Bande, den er wirklich ſo lange getragen hat, bis ihm ein Ehrenſäbel verehrt wurde. Jene bairiſche Waffe wird noch im Muſeum zu Inſpruck aufbewahrt, und die Geſchichte derſelben intereſſirte Immermann ſo, daß er ſie in ſein Trauerſpiel verwob. Unter dem, was durch Aenderungen und Verkürzungen bei der Bearbeitung verloren ging, iſt nur eine Scene zwiſchen Hofer und ſeinem Raben zu beklagen. Sie iſt in ihrer rührenden Schönheit poetiſch ſo vollendet, daß ſie nur von dem ſpäter folgenden tief ergreifenden Geſpräche zwiſchen dem Sandwirth und dem Vicekönig überragt wird, welches wir dreiſt zu den würdigſten und größten Erzeugniſſen unſerer dramatiſchen Poeſie zählen können. Form und Inhalt ſtehen auf gleicher Höhe, in jeder Wendung, in jedem Verſe tritt die eigenartige Natur der edlen Gegner hervor, deren Einer des Andern werth iſt, ſo entſchieden ihre Wege ſich ſcheiden. Es gipfelt in dieſer Scene

der durch das ganze Stück mit musterhafter Klarheit durchgeführte nationale Gegensatz der Franzosen und Tyroler, der beiden Kreisen gerecht wird und ihre Individualität hervorhebt, ohne die Einheit der Handlung zu zerreißen.

War das Stück im Wesentlichen bühnengerechter geworden, nachdem Immermann die Rücksicht auf die Bühne erklärte aufgegeben zu haben, so rief doch die Umgestaltung neue Schwierigkeiten für die Aufführung hervor. Kein Theater entschloß sich, den dritten Akt zu benutzen, in welchem dem dort auftretenden Staats-Kanzler nur der Name Metternich's fehlt, und Immermann wollte das Stück nur in dieser Form geben lassen, in welcher er dasselbe auch in Düsseldorf zur Darstellung brachte.

Erst nach seinem Tode ging der Hofer an mehreren Orten über die Bühne, und man machte in Wien, Carlsruhe und Schwerin Bearbeitungen, die ebenso durch abweichende künstlerische Ansichten, als locale Gründe beeinflußt sind. Neben Auslassungen und Umstellungen wurde auch Einzelnes aus der früheren Ausgabe wieder aufgenommen, aber leider nirgend ein Ganzes hergestellt, in dem nicht Risse fühlbar geblieben wären, welche die Wirkung hemmen. Jemehr das Gemüth von der Schönheit einer Dichtung ergriffen wird, desto reizbarer empfindet es auch die Disharmonieen, welche dieselbe beeinträchtigen; diese sind aber kaum zu vermeiden, sobald an der Disposition einer künstlerisch durchdachten und geordneten Dichtung gerüttelt wird, und machen sich in der Entwickelung der Handlung, wie in der Darstellung der Charaktere geltend, deren Züge schroffer erscheinen, sobald vermittelnde Momente fehlen. Jedoch dürfen wir diesen Mängeln kaum die Schuld zuschieben, wenn eine deutsche Dichtung, auf die wir mit Recht stolz sein dürfen, nicht recht heimisch auf unserer Bühne geworden ist, denn trotz derselben bleibt das Stück bei der Darstellung von großer Wirkung.

Schon die erſten Scenen feſſeln das Intereſſe in ungewöhnlicher Weiſe. Der zweite Akt, der uns in die Schlacht am Iſel führt und Hofers hochſinnige Begeiſterung in die Mitte ſtellt, wirkt geradezu überwältigend, wenn er, wie es in Schwerin z. B. geſchah, durch künſtleriſche Auffaſſung zur Anſchauung gebracht wird. Und erſcheint nach ihm der dritte Akt nicht eben bedeutend, ſo ſind wieder die beiden letzten tief ergreifend und führen zu einem reinen und hohen Abſchluß. Was dem Stücke in Wahrheit entgegentrat, waren die allgemeinen Schwierigkeiten, mit denen in unſerer Zeit klaſſiſche Poeſie überall im Theaterleben zu kämpfen hat, und die ſo bekannt ſind, daß wir ſie hier nicht weiter zu erörtern haben.

Eine lange Reihe von Recenſionen beſprach das Stück bei ſeinem Erſcheinen, aber keine erfaßte das Werk in ſeinem innerſten Weſen. So wenig vaterländiſches Gefühl zu finden, wie ſie zeigten, das hatte Immermann vor Allem nicht erwartet! Einige gingen geradezu von abſprechender Bosheit aus, andere zeugten von wohlwollender, aber ſchwächlicher, unbegeiſterter Stimmung; am erfreulichſten waren die, welche, ohne eigentlich urtheilen zu wollen, ein aufrichtiges Gefühl der Freude und Dankbarkeit ungekünſtelt zeigten. Die Privatmittheilungen, welche dem Dichter von vielen Seiten über das Trauerſpiel zukamen, waren erquicklicher und um ſo erfreulicher, als ſie zum großen Theil der begeiſterte Ausdruck Solcher waren, die bisher in keiner perſönlichen Beziehung zu ihm geſtanden hatten. Zwar wußte der Intendant der königlichen Schauſpiele, Graf Brühl, nichts Anderes zu ſagen, als daß die Vorleſung des Hofer trotz des fürtrefflichen Holteiſchen Vortrages nicht ſo günſtig auf ihn gewirkt habe, um die Darſtellung des theuren Stückes zu verſuchen, aber der Dichter durfte ſich über dieſes kühle Bedenken an der Freude tröſten, die ſich in den folgenden Worten Hormayrs, des Tyroler Be-

teranen ausſprach: „Welch ein eitles und überflüſſiges Wagniß wäre es nicht, wollte ich Ihnen in breiten Worten die Gefühle ſchildern, die „Ihr Trauerſpiel in Tyrol“ in mir aufgeregt hat!? — Iſt der rechte Geſchichtſchreiber in der That ein rückgewendeter Prophet, ſo giebt es andererſeits wieder nichts Erhabeneres, nichts Uebermenſchlicheres, als die Divinationsgabe des Dichters, welcher von Gott im Innern belehrt und getrieben, eine vollendetere und dennoch getreue Hiſtorie giebt, welcher dichtet, nicht erdichtet, die rauh barbariſche Wirklichkeit mit dem Ideal wieder verſöhnt und die gefallenen Edlen verklärend, ſchon bei der Mitwelt das Amt der Nachwelt übt. „Quaeque ipse miserrima, vidi et quorum pars magna fui,“ das haben Sie dargeſtellt.“ —

„Als zweifaches Haupt „der Landesbewaffnung nämlich und der Landesverwaltung“ in jener äußerſten Verlaſſenheit, bin ich kein verwerflicher Zeuge über die Wahrheit der Empfindung, der Entwicklung der Charaktere. Es ziemt nicht wohl von den Empfindungen zu ſprechen, die bei der Rückerinnerung jener Tage mit allen ihren Folgen meine Bruſt noch immer neu durchzucken, — aber Sie können ſelbe am beſten ermeſſen, Sie, dem das Hochgefühl jener, den deutſchen Namen inmitten ſeiner tiefſten Erniedrigung ehrenden Tage, in dem ewig jungen ſchöpferiſchen Haupt, in dem ewig friſchen Dichterherzen ſolch eine heilige Flamme entzündet — ſolch ein ewiges Licht auf das Grab der Streiter und der Opfer geſetzt hat!“ —

„Der Erzherzog Johann lag in Wien an einer unbedeutenden Fußwunde, als ich ihm Ihre Tragödie brachte, die ihn wechſelweiſe in Thränen und Ingrimm verſetzte, und die er gleich allen ſeinen ihn beſuchenden durchlauchtigen Brüdern mittheilte. — Viele ausgezeichnete Männer waren tief davon ergriffen, wie denn überhaupt das Jahr 1809, das Jahr der Landwehr und des Tyrolerkrieges, das Jahr von Aspern,

Oeſterreichs Herrn und Volk von jeher bei weitem mehr angeſprochen hat, als das Jahr 1813, wo Napoleon ſich ſelbſt ſtürzte und viele Hunde des Haſen Tod waren! — Empfangen Sie gütig meine hochachtungsvolle Umarmung im Namen aller meiner damaligen Waffenbrüder, aus welchen der Kapuziner beinahe allein noch übrig und ein vergeſſener Landpfarrer bei Wien iſt."

„Was ich in Nr. 143 meines Archives ſagte über Ihr bewegendes und viel bewegtes Werk, erſehen Sie aus der Anlage. — Möchte Sie doch ein freundlicher Stern nächſten Herbſt nach München und Wien führen und Ihnen am Wiener Burg-Theater einen Kranz der herrlichſten mimiſchen Talente zeigen, uns aber die erſehnte Gelegenheit darbieten, ein, den geſammten germaniſchen Namen ehrendes Talent mit jener Achtung und Liebe zu begrüßen, welche vorzugsweiſe in dem lebensfrohen, verträglichen und freundlichen Weſen der Oeſterreicher liegt."

---

Durch Holtei war der Hofer ſchon vor ſeinem Erſcheinen in der Mendelsſohn'ſchen Familie bekannt geworden und vermittelte die erſte Anknüpfung mit den Eltern des Immermann ſpäter ſo innig befreundeten Felix Mendelsſohn-Bartholdy. Kaum hätte den Dichter etwas mehr beglücken können, als die liebenswürdige Weiſe, in welcher Frau Mendelsſohn, die Mutter von Felix ihre Anerkennung bezeugte. Ihr war bekannt worden, daß Immermann bei ſeiner Dichtung das Buch ihres Schwagers über den Tyrolerkrieg benutzt hatte. Vor Jahren hatte dieſer aber in ſeinem lebendigen Antheile an Tyrols Helden Profeſſor Rehberg von Rom nach Tyrol geſandt, um ihm getreue Zeichnungen von Speckbacher und ſeiner Frau, ihrem Hüttchen und dergleichen zu machen. Obgleich dieſe Kunſtwerke in Schweden in den Händen eines dortigen Familiengliedes

waren, gelang es der edlen Frau, sie durch Tausch zu erhalten, und sie glaubte im Geiste ihres Schwagers zu handeln, indem sie dieselben Immermann zusandte, welcher sie dankbar bei seinen liebsten Schätzen bewahrte.

Ganz unerwartet erfuhr Immermann auch bei dem Erscheinen des Hofers, daß Göthe seiner Entwickelung mit Theilnahme gefolgt sei. — Als Holtei sich in dieser Zeit in Weimar aufhielt, schrieb er von dort aus: „In diesem Augenblicke komme ich von Göthe und es drängt mich Ihnen zu schreiben, denn Sie waren der Hauptgegenstand unserer Unterhaltung. Er fragte gleich nach dem Hofer, von dem ich ihm beschrieben, was meinem Gedächtnisse zu Gebote stand. Er sagte darauf wörtlich: „Nun, nun, das freut mich, ich habe Immermann sehr lieb. In den ersten Sachen, die er mir schickte, habe ich das Talent erkannt, ein Individuum, welches mit Bestimmtheit auftritt. Später kam er mit phantastischen Sonderbarkeiten, da habe ich ihn ein wenig aus dem Auge verloren. Man muß die jungen Leute gehen lassen, sie finden sich schon wieder. Wie Sie mir da erzählen, hat sich Immermann auch gefunden. Nun, das ist sehr schön.“ — Noch manche andere freundliche Wendungen des Gespräches erwähnte der Brief in wörtlicher Wiederholung. Immermann hatte nach der kühl ablehnenden Weise, in welcher sich der Dichterfürst bei der Widmung des Edwin erwiesen, gar nicht geglaubt, daß Göthe etwas von seinen Arbeiten gelesen und irgend eine Notiz von ihm genommen habe, so war ihm diese Theilnahme überraschend und hoch erfreulich, und gewährte Alles, was er von dieser Seite je gehofft hatte. Mußte er es doch ganz natürlich finden, „daß Einer beim Abschluß sich nicht mehr mit neu angefangenen Rechnungen befassen mag.“

Im October erging die Anfrage an Immermann, ob er geneigt sei, die Stelle eines Landesgerichtsrathes in Düsseldorf anzunehmen, und auf seine bejahende Antwort erfolgte die

Ernennung für dieſelbe im Dezember des Jahres 1826. Als er kurz darauf dem Rufe folgte, ſchloß ſich abermals ein Abſchnitt in des Dichters Leben, und zwar der letzte, den er in ſeiner Vaterſtadt und in dem Kreiſe der Seinen verleben ſollte. Von jetzt an ſah er ſeine Familie nur vorübergehend bei Beſuchen, aber ein lebhafter und eingehender Briefwechſel erhielt alle Glieder derſelben in der innigſten Verbindung. Mit ſchwerem Herzen ließ die Mutter den Sohn in die weite Ferne ziehen, über welche damals noch keine Eiſenbahn leicht hinweghalf, und tief empfand Ferdinand die große Einſamkeit, in die er durch die Trennung von dem Bruder gerieth. Das Zuſammenleben mit dieſem hatte ihn faſt gänzlich von anderem Verkehr entfremdet, denn der reiche Austauſch geiſtigen Lebens, durch welchen beide in guten und böſen Tagen miteinander verwachſen waren, ließ alle anderen Beziehungen zurücktreten. Aber weder Mutter noch Bruder dachten der eigenen Einbuße, weil ſie erkennen mußten, wie dieſe Wendung dem Leben des Dichters vieles darbot, was ſeine inneren Wünſche und Bedürfniſſe mehr befriedigen mußte, als die bisherigen Verhältniſſe. Die frühere Sehnſucht nach der Heimath hatte ſich allmälig bei Immermann in eine unbehagliche Stimmung gegen dieſelbe verwandelt. Schon der Mangel an aller Naturſchönheit in der Umgebung Magdeburgs war ihm niederdrückend, viel mehr aber die allgemeine Oede und Trockenheit, in welcher er das geiſtige Leben dort verſchloſſen fand. Das leichte und heitere Treiben des Rheinlandes mußte von vornherein als eine viel geeignetere Sphäre für ſeine Individualität erſcheinen; aber noch bedeutſamer für ſeine Zukunft war, daß er eine viel freiere und bequemere amtliche Stellung dort finden ſollte. Die Einrichtung der rheiniſchen Gerichtshöfe ließ eine Rathſtelle an denſelben im Vergleich zu dem bisherigen Amte, wie eine Sinecure erſcheinen und es that ſich die Hoffnung auf, künftig mehr Zeit und Kraft für poetiſche Arbeiten zu gewinnen. Darum wandte

ſich der Dichter im März des Jahres 1827 froh und getroſt dem grünen Rheine zu, an deſſen Ufern ihm die reichſten Jahre ſeines Lebens aufgingen, wo er ſeine Kreiſe zog „noch herrlicher als zuvor“, wo er ſich endlich ein eigenes Haus gründen durfte, und wo ihm dann in ſeiner Tage Mitte das Ziel geſetzt war.

# X.

# Die Düſſeldorfer Anfänge.

## 1827.

Düſſeldorfer-Anfänge nennt Immermann in ſeinen Maskengeſprächen die Zeit, in die wir ihn jetzt treten ſehen. Zwar beginnt er jenen Aufſatz mit der Behauptung, daß Anfänge ſich nicht definiren laſſen, erklärt aber gleich darauf, was er mit jenem Ausdrucke bezeichnen will, indem er ſagt: „Die Anfänge ſind irgend wo, wenn ſich eine Anzahl Menſchen zuſammenfindet, die alle noch nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Produktive Talente müſſen vorhanden ſein, die ihr Ziel nur gleichſam zwiſchen Nebeln ſehen, Kapazitäten, die noch mit Prinzipien ringen, Empfängliche, die alles aufnehmen, ſelbſt wenn Manches zu ihrem Weſen nicht ſtimmt. Da entſteht denn eine Koterie, in der ſich Jedermann verſteht, anzieht und abſtößt, in der ſich eine Terminologie übereinkömmlicher Sätze bildet, die denn doch bald zu den Sachen nicht paſſen wollen. Alles brauſet und ziſcht in einer ſolchen Miſchung; Lachen und Weinen folgen einander in raſchen Uebergängen, die größten Anſprüche werden gemacht, und mit Scheinbefriedigungen nimmt man vorlieb, und trotz der Leiden um nichts ſind es doch Tage der Jugend, der Luſt, der Poeſie. Ein idealiſtiſcher Nihilismus überdeckt als glänzende Schale ſolche Anfänge; aber unter der

Schale arbeiten die ernsteren Kräfte sich aus. In deutschen Städten mittlerer Größe haben sich mehrmals solche Anfänge begeben und dann dem Leben der Stadt eine Zeitlang ein ganz eigenes Gepräge verliehen. An einigen Orten ging Großes daraus hervor, an anderen Kleineres, Göthe erlebte sie, als er Werther und Götz geschrieben, und in Frankfurt mit Jacobi und den Stollbergern zusammenhing, nebenbei Lili heirathen wollte und mit Gustchen briefwechselte. — Vielleicht erlebte er etwas Aehnliches noch einmal in den ersten Weimarischen Jahren. Varnhagen beschreibt einen solchen Zustand, wenigstens zum Theil, wo er von Halle kurz vor 1806 erzählt." —

Die Düsseldorfer-Anfänge fallen in die Jahre von 1827 bis 1830, hatten also kaum begonnen, als Immermann an den Rhein versetzt wurde. Mit der Julirevolution, welche Kritik, Skepsis und Materialismus unwiderstehlich in alle Geister hatte eintreten lassen, ward ihnen die Grenze gesetzt. Ihren Ursprung setzt Immermann in Schadows Berufung zum Direktor der Rheinischen Kunstschule, bei welcher ihm seine talentvollen Schüler Leising, Sohn, Hildebrandt, Mücke, Hübner dorthin gefolgt waren. Bald trat Vendemann hinzu und Schirmer gründete die Landschaft. Eine Kolonie mit Kolonisten aus Osten und Westen auf rheinischem Boden! Kolonisten suchen naturgemäß Schutz und Schirm. Schadow schloß sich und sein Häuflein exclusiv dem Hofe, den Vornehmen an. Der Hof war jung und auch noch neu auf dieser Erde, die Vornehmen noch nicht recht sicher in sich, Beide aber waren unterhaltungsbedürftig. Gemälde waren etwas Neues geworden, da die Baiern schon zwanzig Jahre früher die Gallerie entführt hatten; die inhaltreiche Conversation des Künstlers, der Menschen, Werke, Welt gesehen hatte, war auch etwas Neues. Alles dieses Neue erhielt einen pikanten Zusatz durch die Figuren der jungen, hübschen, bescheidenen Künstler, welche bloße Hälse und

lange Bärte trugen und von denen der Meister mit Sicherheit den späteren Ruhm vorhersagte. Es konnte nicht an mannigfachen Sympathien hinüber und herüber fehlen. Die Repräsentation nahm die Kunst unter ihre Flügel, die Kunst durfte der Repräsentation sich anschmiegen, denn diese war unschuldig, harmlos, damals selbst noch poetisch, wenigstens poetisch kostümirt! Diese Alliance war schon ziemlich fest, als Immermann nach Düsseldorf kam. Aus dumpfer Arbeitsschwüle trat er in einen heitern Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und hatte selbst Muße; aus formlosen Umgebungen unter Solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Streben, sondern auch des Alltags Ernst und Scherz, der geringste Einfall. „Ein zweites Studentenleben, schreibt er, führten wir damals, aber kein rüdes, sondern ein phantasievolles. An andern Orten leben die Menschen ihrem bürgerlichen Berufe oder der Gelehrsamkeit, der Reiz des Daseins wird als Nebensache behandelt. In unsern Anfängen dagegen war das Streben, das Feinste, Geistige, die Spiele der Imagination, Laune, Witz und selbst die Grille zur Praxis zu machen, oder da dies zu absichtlich klingen mag, wir bildeten uns ein, das Leben sei ein Spiel und könne in Impromptüs ausgegeben werden."

Durch Schadow, in dessen Haus er als Freund willkommen geheißen war, wurde der Dichter auch mit dessen Schülern bekannt, von denen einige nachmals seine Freunde wurden. „Mit Entzücken lauschte ich", fährt er fort, „dem Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, sie hörten, was bei mir entstand; von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreife entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Mal aneinanderklangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend, unter

den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Geſtein wurde befahren, und in ſeinen buſchichten Klippen, deren Fuß das Bächlein tief drunten ſo heimlich wäſcht, ſtieg gehalten fröhlicher vierſtimmiger Geſang auf. Nun erſt die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feſte! Wer zählt die Maskenſpiele, die Attrapen, die Pantomimen jener erſten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatiſirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblickes, und wenn auch nicht alles Brillant von reinem Waſſer wurde, ſo konnte man doch mit dem Vicar ſagen: „What the conversation wanted in wit, was made up in laughter.“

So erſchienen Immermann jene Zeiten, als er zehn Jahre ſpäter in einer Zeitſchrift, der Pandora, mit ihrer Schilderung ein Bruchſtück ſeines Lebens gab. Wer ſeine Worte mit manchen Aeußerungen vergleicht, die uns aus der Gegenwart jener Anfänge bewahrt ſind, wird in ihnen die ſchmückende Poeſie der Erinnerung nicht verkennen. Dieſe widerſpricht aber der Wahrheit in höherem Sinne nicht, obwohl ſie über die Realität hinausführt. Jedenfalls zeigen jene Rückblicke in entſchwundene Tage, daß Immermanns Verſetzung an den Rhein, und namentlich das Geſchick, welches ihm Düſſeldorf zum Wohnſitz gab, die glücklichſte Wendung ſeines äußern Lebens war. In der Fülle der Kraft und der Jahre durfte er in entſprechender geiſtiger Umgebung ſein Leben neu beginnen, ſich alle Verhältniſſe frei und ſelbſtſtändig ſchaffen, und fand gerade die Elemente vereinigt, deren er zu eigener Bereicherung bedurfte. Ein Kreis empfänglicher Naturen gab ihm in warmem Antheil geiſtige Gaben zurück, wodurch ſein Geiſt neu befruchtet wurde und er ſich zu fröhlich keimenden Schöpfungen angeregt fühlte. „Erſt in Düſſeldorf“, ſchrieb er noch in ſeinem letzten Lebensjahre, „kam ich zum Bewußtſein meiner ſelbſt. Ich lernte verſchiedene Menſchen kennen, höhere und feinere Verhältniſſe, hatte Anſchauungen aus dem Leben der Vornehmen und Großen;

die mir dort gewordene größere Muße benutzte ich, wie ich konnte. Das Leben wäre ein ganz heiteres geweſen, wenn nicht der Schatten meiner Verhältniſſe hineingeſpielt hätte.“ Unter kalten Märzſtürmen hatte Immermann die Vaterſtadt verlaſſen und war nach böſer Poſtfahrt zunächſt bei dem Bruder Hermann in Göttingen angelangt. In dem dortigen Univerſitätsleben behagte es ihm ſo wohl, daß er ſich mehrere Tage aufhielt, bevor er über Caſſel ſeinen Weg fortſetzte. „Es war eine wahrhaft Odyſſeiſche Fahrt“, ſchreibt er der Mutter, „nur begegnete mir unterwegs kein Alkinous und keine Nauſikaa. Indeſſen kommt der Menſch mit Hülfe Rauchens, Schnupfens und dergleichen an jegliches Ziel.“ — In der Stille ſeiner künftigen Wohnung empfing ihn bereits die Liebe der Seinen, die mit ſchnellem Fuße ihm vorausgeeilt war. „Sei tauſendmal gegrüßt“, ſchrieb Ferdinand, „am heiligen, grünen Strome mit ſeinen mächtigen Wogen, Schloß gekrönten Felſen, ſeinen heitern Rebenhügeln, hier in der hellen Baum- und blüthenreichen Stadt, unter dem frohen Volke blauäugiger Phäaken, das in ſeliger Trunkenheit, leichten Herzens und raſchen Blutes die Gegenwart genießt. O! wie wohl iſt mir, daß ich Dich aus den leidigen Kornfeldern und den öden Feſtungsmauern, aus der Stadt der Regierungs-, Oberlandesgerichts-, Steuer-, Schul- und Hofräthe, aus der Stadt, die den heiligen Iffland ſich zum Schutzpatron erhöht hat, gerettet ſehe in das freie, reinliche Element. Gewiß! es wird Dir hier wohl werden — und damit Du Dich nun nicht einſam fühlteſt in der fremden, fernen Stadt, ſiehſt Du, ſo haben wir uns alle aufgemacht, und ſind Dir heimlich nachgegangen, und treten Dir grüßend an der Schwelle Deines Hauſes entgegen.

„So tritt denn herein zu uns, Freund, und laß uns die Becher füllen! Wir wollen Alle leben und halten an einander, bis in das graue Alter! Vergeſſenheit den alten böſen Träumen, geſunden heitern und gefaßten Sinn und manches Spiel

noch, wie der Sandwirth Hofer, zu unſerer Freude und Deutſchlands Ehre und Erweckung!“

Solche Worte thaten dem Einſamen um ſo wohler, als er alles Unangenehme, was die Magdeburger Zuſtände in der Gegenwart geboten hatten vergeſſen hatte, ſobald er aus dem Thore gefahren war. Nur die Erinnerung an das Gute und Wahre, was ihm dort geworden, hatte ihn begleitet, und in tiefer Dankbarkeit gedachte er der treuen Liebe der Seinen, die ihm durch manche ſchwere Stunde geholfen hatte. Düſſeldorf war ihm durch einen früheren Beſuch bekannt, das rheiniſche Leben aber eigentlich noch ganz fremd, und ſeltſam verſchieden von der Solidität, die in Magdeburg, und der Schwerfälligkeit, die in Münſter herrſchte. Anfänglich ſchien ihm dieſe Weiſe völlig das Element zu ſein, worin Zufriedenheit und Lebensglück ſicher gedeihen müſſe; aber ſchon nach wenigen Wochen zeigte ſie ihr Doppelantlitz und er empfand vorherrſchend die Unbehaglichkeit, welche die Veränderung unſerer äußern Lage faſt immer hervorruft. Wir finden dieſe Stimmung beſonders in den Familienbriefen ausgedrückt, aus denen wir das Folgende entnehmen.

„Mir geht es hier ſo zwiſchen Fiſch und Fleiſch, noch nicht recht wohl und nicht recht übel. In meinen guten Stunden dichte ich im Stillen komiſche Idyllen, als z. B. Herkules am Scheidewege, wo ich Herkules bin und zwiſchen zwei Flaſchen Rheinwein ſitze, einer Eilfer und einer Zweiundzwanziger, die Eilfer iſt mit ihrer jetzigen Strenge und Herbigkeit die Tugend, und die Zweiundzwanziger mit ihrer Milde und Süßigkeit die Wolluſt. Herkules geht am Ende, beſpitzt von Beiden, zu Bette. In meinen ſchlechten Stunden bin ich oft ſehr verdrießlich, und dieſe ſchlechten Stunden haben hauptſächlich darin ihren Grund, daß ich mich noch zu ſehr iſolirt fühle, und zu viel tête-à-tête mit mir ſelber halten muß. Ich habe einige Bekanntſchaften gemacht, bin aber noch nicht recht warm darin geworden. Alles lebt hier nach außen, die Männer ſehen ein-

ander fast nur in den Wirthshäusern; Schadow, der mir bisher am nächsten getreten, ist zu krank und zu verstimmt, als daß er immer zugänglich und ansprächig wäre. — Damit aber meine Litaney ein Ende habe, so muß ich hinzusetzen, daß ich dem Spleene durchaus die Herrschaft nicht über mich lasse, da ich immer mehr und mehr fühle, daß des Menschen Bestimmung ist, heiter und verständig seine Tage zu leben, und nicht zu grämeln und zu murkeln. Auch kann hier der Mißmuth nicht so tiefe Wurzeln schlagen, ein Gang in die sehr heitre, freundliche Umgebung wäscht die Seele wieder rein. Desgleichen kann man über die Menschen zwar oft ärgerlich werden, allein es bleibt Einem doch der tiefe Ingrimm gegen sie fremd. Man sieht nicht dies Verliebtsein in das Allerjämmerlichste am Menschen, nicht die Koketterie mit der eignen Nichtigkeit. Dergleichen ist für den Rheinländer zu spitz, er lebt vergnügt in den Tag hinein, und will nicht mehr sein, als er ist. — Wenn man einen Boden für das Herz hier hat, so ist das leichte, lustige Element, was Einen umspielt, gerade recht angenehm!" — Und einige Wochen später heißt es dann: „Was mich betrifft, mein lieber Ferdinand, so lebe ich schon seit Wochen in einer ziemlich unbehaglichen Stimmung. Lebensfreude empfinde ich nur entweder in der Umgebung von dem wahrhaft Großen der Kunst oder Natur, oder in einem freundlichen Kreise voll unbedingten Vertrauens. Beides fehlt mir hier — ich kann es Dir nicht sagen, welche Sehnsucht ich zuweilen empfinde, nur auf eine Stunde mit Dir zusammen zu sein. Mit fremden Menschen ist es doch immer nur ein sehr allgemeines und precaires Leben; die Sicherheit in der Neigung beglückt eigentlich. Ich kann über die Kälte von den Paar Bekannten, die ich hier erworben, nicht klagen, insbesondere muß ich Schadows große Zuvorkommenheit rühmen, — allein da gerathe ich wieder in eine ganz eigene Verlegenheit, daß ich nämlich von meiner Seite das Verhältniß vor der Hand nicht zu vertraut werden

laſſen darf. — Denn weiß ich, mit welchen Augen ſie ſpäter die Geſtalt meiner Verbindung anſehen werden? Und wer wird ſich der Gefahr ausſetzen, ſich dann den Stuhl vor die Thüre ſtellen zu laſſen? Selbſt aber, wenn ſie vernünftig ſind, mich nicht anders zu verlangen, als ich ſein kann, ſo wäre es doch unrühmlich, jetzt täglich ihren Umgang zu ſuchen, da ich weiß, daß ich das nicht fortſetzen kann. — Ich halte mich daher mehr retiré, als ich es oft in dem Augenblick möchte. Solch Diplomatiſiren iſt aber wahrlich nicht angenehm. Wenn ich Dir nun noch dazu ſage, daß ich ſehr ſchlecht wohne, und eine Nachbarin habe, die oft vom Teufel beſeſſen zu ſein ſcheint, dem Lärm nach zu ſchließen, den ſie macht, ſo habe ich Dir hoffentlich genug vorgequängelt. — Es wird ſich alles ſchon machen mit der Zeit, ſo oder ſo, ſagte der alte R., und ein ruhiges ſo hat er wirklich bekommen.“ —

Ein faſt gleichzeitig geſchriebener Brief zeigt neben ähnlichen Stimmungen ſchon mehr Behagen, wenn es darin heißt: „Ich lebe faſt nur mit Schadow und ſeinen jungen Künſtlern, und fühle mich in dieſem Kreiſe ſo recht an meiner Stelle. Es werden ganz vortreffliche Sachen gemacht, über die Du Dich freuen wirſt, wenn Du herkommſt. Wir beſprechen unſere Siebenſachen gegenſeitig, und ich finde, daß man auch in der Poeſie von Künſtlern am meiſten lernen kann. Schadow hat mir ſehr gute Bemerkungen über den Hofer gemacht, die ich meiſtens zu Abänderungen benutzt habe. Vieles Bizarre iſt weggeſchnitten.“

Ein Beſuch Holtei's im April gab Anregung zu einer Reiſe nach Cöln, wo Immermann mit ihm und Schadow das Oſterfeſt verlebte, und ſich an der alten Stadt, ihren Ruinen, bunten Gläſern, Gemälden und beſonders an dem ewigen Dome erfreute. Die erſten Eindrücke, welche die Akademie und ihre Beſtrebungen auf den Dichter machten, legte er in einem Briefe nieder, der im Geſellſchafter erſchien. Schnell geſam

melt und in ſich gefaßt, wie wir ihn ſchon früher bei äußerem Wechſel beobachtet haben, war er auch jetzt bald wieder mitten in der Arbeit und ſchrieb ſchon im Mai: „Wenn mir der Himmel Fröhlichkeit und Arbeitsmuth bewahrt, ſo habe ich auf mehrere Jahre zu thun. Denn an Vorſätzen bin ich nicht arm. Ich nenne nur: Ghismonda und Guiscardo (Trauerſpiel nach dem Boccaz), die Verkleidungen (Luſtſpiel), den Schwanenritter und den Roman.“ Wie ein fernes ſchönes Ziel ſtand ihm beſonders Ghismonda vor der Seele. Er empfand, daß es ihm für dieſe Dichtung noch am Styl fehle; den wahren Kunſtſtyl zu erringen, ſollte darum jetzt ſeine Aufgabe ſein. Obgleich er den Gedanken jenes Stückes bereits ganz entwickelt in ſich trug, wollte er die Ausarbeitung nicht übereilen, um etwas recht Gutes und Vollendetes zu ſchaffen. Am Schwanenritter, einem Fragment gebliebenen epiſchen Gedichte, arbeitete er fleißig, bis an fünfzig Stanzen wurden ſchnell niedergeſchrieben.

Anfang Mai hatte auch die Gräfin Ahlefeldt Magdeburg verlaſſen, war zunächſt nach Ems gegangen und wurde im Juli von dem Freunde in Düſſeldorf empfangen. Er hatte für ſie ein kleines Haus gemiethet im Hofgarten, nicht fern vom Rhein, ſchön und ſtill gelegen und von grünen Bäumen umgeben. Es war daſſelbe, welches ſpäter der ruſſiſche Dichter Joukowsky mit ſeiner jungen Frau bewohnte, und in welchem die Gräfin für Immermann vorläufig nur ein Arbeitszimmer einrichtete. Bald aber verließ er die ſtädtiſche Wohnung, in der er ſich nie wohl befunden hatte, und es entſtand jene ſeltſame Häuslichkeit, die nach allen Seiten Befremdung und Unbehagen erregte. Die Gräfin machte keine Beſuche in den Familien mit denen Immermann bisher verkehrt hatte, und einige Frauenbekanntſchaften, die ihr aus einem Aufenthalte während der Kriegsjahre geblieben waren, und denen ſie ſich mit der ihrem Charakter eigenen Treue nicht entzog, waren nicht günſtig für andere Anknüpfungen. Erſt allmälig führte Immermann

einen oder den anderen Künſtler bei ſeiner Freundin ein, und der Zauber ihres Weſens machte ſich an ihnen geltend. Es war nicht ſo wohl die äußere Erſcheinung der nicht mehr jugendlichen Frau, als die Anmuth ihres Geiſtes, die Feinheit ihrer Formen, und vielleicht ein wenig der Reiz des Geheimniſſes, der in ihrer ſeltſamen zurückgezogenen Stellung lag, wodurch ſie Alle beſchäftigte, die ihr nahten, und ſelbſt Fernſtehenden zum Gegenſtand des Intereſſes und — der Neugier wurde. Bald verſammelte ſich ein kleiner geſelliger Zirkel um die Gräfin, in welchem man zuerſt wenig Frauen ſah, und fand in einfachen, durch Gebilde der Kunſt würdig ausgeſtatteten Räumen alle Genüſſe, die einer feinen und vornehmen Natur zugänglich ſind. Das ſilberne Familiengeräth der Grafentochter ſchmückte den Theetiſch, den dieſe ſelbſt mit Anmuth bediente und auf dem Alles in zierlichſter Form geboten wurde. Mehr aber als Alles dieſes war Immermanns Geiſt der Magnet, der anzog und mit nie fehlender Laune und Liebenswürdigkeit jedem Zuſammenſein einen heitern und geiſtreichen Inhalt gab. Bisweilen erfreute er die Gäſte durch den Vortrag einer ſhakeſpeariſchen Dichtung, bisweilen durch den einer vollendeten oder werdenden Arbeit, oder es war auch nur der Reichthum ſeines immer bedeutenden Geſpräches, wodurch der Abend in ſo würdiger Weiſe ausgefüllt wurde, daß man in dem glücklichen Gefühl auseinander ging, geiſtig bereichert zu ſein.

Je mehr Anerkennung und Neigung ſich die Perſönlichkeit des Dichters gewann, deſto geneigter ward man denn auch, die Schwierigkeiten des Verkehrs zu überwinden, die ſeine Verhältniſſe hervorriefen, und auch einzelne Frauen näherten ſich der Gräfin und erfreuten ſich an ihrem Umgange.

Schon im ersten Sommer seines Düsseldorfer Lebens ward Immermann die Freude, seinen Bruder Ferdinand bei sich zu sehen, doch ließ ihn das trauliche Beisammensein nach der Trennung den Mangel fester, gegründeter Verhältnisse auf's Neue empfinden. „Die ersten Tage nach Deiner Abreise," schreibt er am 19. August, „habe ich sehr traurig verlebt. — Die Einsamkeit und der Mangel einer Seele, auf welche man sich verlassen kann, ist doppelt schmerzlich, wenn einmal eine Unterbrechung gewesen ist. — Mach' nur bald Dein Examen, damit Du die Flügel freier rühren kannst, vielleicht führt uns dann ein glückliches Schicksal zusammen, oder einander nahe, was ich so sehnlich wünsche. Es kann Einem mitunter ganz öde in der Welt werden, wenn man sieht, wie so eigentlich überall die Kälte und der Egoismus herrscht. Es muß doch sonst wirklich anders gewesen sein, was treten Einem aus Göthe's Leben (das ich eben wieder mit großer Andacht lese), für herrliche Männer und Frauen entgegen. Ich weiß nicht, es ist jetzt überall so unpaßlich und unheimlich. — Oder hat der Alte sich in seiner Jugend auch nur etwas vorphantasirt? — Ueber meine schöne grüne Wohnung bin ich doch meistentheils sehr froh, und wenn ich durch die wehenden Büsche gehe, oder mein Auge am silberröthlichen Spiegel des Rheins im Abendschein labe, so beschleicht kaum ein leiser Seufzer meine Brust. Ich will meine jetzige Einsamkeit nutzen, wozu uns Einsamkeit gegeben wird, nämlich zur Arbeit, und ich denke, der hiesige Zustand soll doch kein verlorener sein." —

Einige Wochen später schreibt er dann wieder:

„Dein letzter Brief erfreute mich innig, wie alle Mittheilungen von Dir. Ich begegne mich mit Dir in so vielen Empfindungen und Ueberzeugungen, mein Vertrauen auf Dich ist so unbeschränkt, daß ich täglich einigemal das recht schmerzliche Verlangen empfinde, Dich zu sehen und mit Dir zu plau-

dern. Gott gebe Dir nur recht erträgliche Tage und führe Dich einmal in freiere, frohere Verhältniſſe! Die Seele wächſt mit den Umgebungen. Vor der Gemeinheit kann man ſich zwar durch Iſolation bewahren, aber dieſe führt ſo leicht wieder zu einem andern Fehler, zur herben Einſeitigkeit, die doch auch wieder ſo manches Schöne in der Seele zerſtört. Ich fühle das an mir, der ich ja auch mich iſoliren muß. Ich muß mich mitunter recht zuſammen nehmen, um nicht ſchroff zu erſcheinen."

„Was ſoll man zu ſolchem Zeuge ſagen, wie Iſidor und Olga?" (Ferdinand hatte Devrient in dem Raupach'ſchen Stück geſehen.) „Ich theile ganz Deine Empfindungen über dieſes Machwerk. Ja, wir ſind weit gekommen und es iſt leider keine Hoffnung des Beſſerwerdens da. Denn unſer Verderben iſt keine dunkle, der Läuterung entgegengehende Barbarei, ſondern der Veitstanz, der aus Ueberreizung entſpringt. Könnte ich die Hoffnungen, die Du von mir ausſprichſt, als begründet anſehen! Ich kann es leider nicht."

„Das Gefühl des Guten trage ich in mir, aber die Stimmung der Zeitgenoſſen hilft nicht, die Begeiſterung wird von dem Zweifel erkältet, daß ſie ja doch umſonſt ſei, und ſo werden meine Werke einmal nur als Zeugniſſe daſtehen, daß ich das Richtige geſucht habe, ohne es zu erreichen. In Alexandriniſchen Zeiten entſteht nichts Vollkommenes mehr. Etwas bleibt aber in allen Zeiten: Der gute Wille und die Geſinnung, und an dieſem Bewußtſein muß man ſich halten, um nicht zu verſinken. Der liebe Gott iſt zu allen Zeiten ſeinen Menſchen nah, und er läßt ſich immer finden, was denn doch noch beſſer iſt, als die vollkommene Kunſt zu finden.

„Hier in meinen Verhältniſſen geht es ſo ſacht fort. Der Herbſt fängt an, roth und gelb aufzulegen, ſpannt ſich darüber der blaue Himmelsbogen aus, ſo giebt es ein ſchönes Gemälde, und man muß vergeſſen, daß der drohende Eismann im Hinter-

grunde ſteht. Oft biſt Du im ſtillen Geſpräch hier genannt, wir wünſchen herzlich Dich hier, oder mindeſtens in der Nähe zu haben. Ein Freund, ein wahrer Freund iſt eine edle Sache. — Schadow hat ſich nach ſeiner Rückkunft aus dem Bade recht wacker erwieſen, auf den genaueſten Umgang mit mir gedrungen, und mehrere Tage zu beſtimmten Zuſammenkünften theils bei mir, theils bei ihm feſtgeſetzt. Freilich entwickelt ſich aus dieſen häufigen Zuſammenkünften ſo Manches, was übel zu meiner Lage paßt, indeſſen darf man doch das Gute nicht herb zurückweiſen, und unter allem Guten iſt eines liebevollen Menſchen Herzlichkeit wohl das Beſte."

„Haſt Du Wilhelm Müllers lyriſche Reiſen und epigrammatiſche Spaziergänge, ein ganz dickes Buch voll Gedichte, geleſen? Der Mann ſingt mir doch etwas zu viel von Küſſen und Weinkränzen. — In mir ſchlummern ſo einige Gedichte. Vielleicht bringen ſie ſchöne Herbſttage zur Reife, und dann will ich ſie Dir ſenden, ſpäteſtens Weihnachten."

„Nun muß ich Dir noch zum Schluß eine Geſchichte erzählen, die Dich vermuthlich amüſiren wird. Unſer Prinz Friedrich ließ mich unverſehens am vorigen Sonntag zu Hofe laden, mit dem Befehle, etwas von mir vorzuleſen, und ich habe den Abend auf jenem glatten Boden zugebracht. Was Dich am Meiſten ergötzen wird: ich habe mich kurz reſolvirt und dem Prinzen: die Verkleidungen vorgeleſen, obgleich wie Du weißt, ich mir unter meinem Komödienprinzen eigentlich einen Prinzen von Preußen denke. Anfangs war mir etwas ſchwül zu Muthe, da aber der Prinz recht ordentlich lachte, und ſich an dem Dinge zu ergötzen ſchien, ſo ſchwoll mir der Kamm, und ich fing an zu leſen mit ſolchen Faxen und Hantierungen, als ſäße ich vergnüglich und guter Dinge unter meinen Lieben. — Der Abend iſt mir eine ſehr angenehme Erinnerung, da mein erlauchter Zuhörer wirklich die Güte und Herablaſſung ſelbſt war, und die übrige trockene und

ernſthafte Geſellſchaft, welche jedesmal pflichtmäßig nachlachte, wenn der Prinz vorlachte, meinen Sinn für das Komiſche beſchäftigte."

Das Luſtſpiel, von dem in dieſem Briefe die Rede iſt, „die Verkleidungen", war die erſte Dichtung, welche Immermann in Düſſeldorf und zwar in den Herbſttagen, welche Ferdinands Abreiſe folgten, vollendete. Der Schwanenritter, der ihn im Frühlinge beſchäftigt hatte, war bei Seite gelegt, weil eine friſche und heitere Laune ihn „zu den Faxen trieb, die er mit vielem Vergnügen in dem bunten Spiele anbrachte." Dieſe Arbeit und manche kleine äußere Ereigniſſe, die neben derſelben hergingen, verſetzten ihn in die glücklichſten Stimmungen. „In meinem Metier (um mit Göthe zu reden) habe ich ſeither manches Angenehme erfahren, was mich ordentlich ganz gerührt hat", ſchreibt er im November. „Unter Anderm nahte ſich mir Lebrun, der Direktor der Hamburger Bühne auf eine für mich ehrenvolle Weiſe, und kürzlich wurde die Gräfin Schelmufsky das unſterbliche Werk auf der Königſtädter Bühne cum applause et gloria geſpielt. Dieſe Nachricht wird Dich ſehr amüſiren. Das hat denn meinen Lebensmuth, der ſehr im Erlöſchen war, wieder ein Bischen angefacht. Wenn es mir nun nur gelingt, die Verkleidungen auf einigen Bühnen durchzubringen. Es iſt mir dies auch deshalb ſo nöthig, damit ich einige Gelder zuſammenraffe, denn ſonſt ſeht Ihr mich über Kurz oder Lang als Concurseſex proklamirt. Auf Dein Urtheil über die Verkleidungen bin ich ſehr geſpannt, ich habe, wie Du daraus erſiehſt, einen andern Weg eingeſchlagen, und nur ſo ganz ſachtchen, ſachtchen gelinde Sprünge mitunter aus der ausgefahrenen Theater-Praxis gemacht. Vielleicht daß es ſo geht. Da Du mich kennſt, ſo wirſt Du mir glauben, wenn ich Dir ſage, daß es mich große Ueberwindung gekoſtet hat, den Stoff nicht viel kühner und ſeltſamer zu geſtalten. Ich habe mich in dem Stücke herab-

gelaſſen. Das iſt aber ein ſchwieriges Ding, man geräth leicht in die Niederträchtigkeit hinein.“

Der Plan zu den Verkleidungen war ſchon in Magdeburg entſtanden und heitere Jugenderinnerungen gewannen in demſelben Geſtalt. Der Oheim in Holzzelle, ſeine phantaſtiſchen Spiele und das bunte Treiben der Studentenjahre miſchten ihre Bilder zu dem krauſen Gewebe, in deſſen Bereich nur ein Einziger, ein alter Haushofmeiſter, in ſeiner wirklichen Geſtalt erſcheint.

Trotz alles harmloſen Behagens an der Dichtung können wir aber Immermann nicht in der Abſicht beiſtimmen, „er habe mit dieſem Stücke etwas gemacht, was endlich dem Theater mundrecht ſein und doch noch ſo ein Bischen romantiſche Laune in ſich tragen würde.“ Streift das Luſtſpiel auch nur die Poſſe, ſo liegt darin ſchon die Gefahr, es zu einer ſolchen herabſinken zu laſſen, wenn nicht genau die zarte Grenze in der Darſtellung eingehalten wird, die es über derſelben erhält. Werden die komiſchen Charaktere nicht mit feinem Takt künſtleriſch behandelt, ſo werden ſie leicht als Carricaturen erſcheinen, und es wird zwiſchen ihnen und den rein poetiſchen Geſtalten der Dichtung die Harmonie fehlen, welche das Kunſtwerk darſtellen ſoll. Das erſte Urtheil, welches Immermann über das Stück hörte, kam von Holtei, der daſſelbe völlig verwarf und entſchieden davon abrieth, es beim Königſtädter Theater in Berlin einzureichen, wie des Dichters Abſicht war. „Was ſoll man dazu oder davon ſagen?“ ſchreibt Immermann; „das Beſte iſt wohl, die Sache ſtill bei ſich beruhen zu laſſen, und nach einer Pauſe das Stück mit kaltem Blute zu unterſuchen, wo ich denn hoffentlich werde ergründen können, wer Recht hat? Es iſt übrigens dieſe Erfahrung vielleicht recht gut, denn ſie wird mir hoffentlich die Feſtigkeit geben, gar nicht mehr für's Theater zu dichten, mit welchem ja doch, ſo lange die Sachen ſtehen, wie ſie jetzt ſtehen, dichteriſch nichts anzufangen iſt.“ —

Die einzige Aufführung, die das Luſtſpiel, ſo viel wir wiſſen, erlebte, fand in Hamburg unter Lebruns Theaterleitung ſtatt und hätte Immermann faſt einen Freund gekoſtet. Der Darſteller des in dem Stücke vorkommenden Juden Menzel wollte ſeine Rolle pikanter machen, indem er den Namen der Beer'ſchen Familie darin zu einem plumpen Scherze benutzte, durch welchen ſich Michael Beer ſo tief verletzt fühlte, daß ſein kaum entſtandenes freundſchaftliches Verhältniß zu Immermann ſich dadurch zu löſen drohte. Bei einem Beſuche Beers in Düſſeldorf im Herbſt 1827 hatte ſich daſſelbe angeknüpft und erwuchs bald zu der innigen Freundſchaft beider Männer, der Immermann in ſeinen Memorabilien eine dankbare Erinnerung geſtiftet hat. „Mit Michael Beer", heißt es dort, „hatte ich das wohlthuendſte Zuſammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinſamem Streben, Drang vorwärts zu kommen und Bedürfniß, Alles, was den Einen beſchäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte dieſen Bund, Wahrheit hieß unſer Wahlſpruch. Er war viel in Düſſeldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieſer Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Pläne und Vorſätze waren unendlich, kein Geſpräch verſiegte vor tiefer Mitternacht. Alles, was Literatur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Er hatte unendlich viel geſehen und gehört, denn er war faſt in allen Hauptſtädten von Europa geweſen, ſein Reichthum, ſein geſelliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anſchauungen in meiner ſtillen Klauſe erquicken. Mit Recht ſagt ſein Biograph von ihm, daß ihm Freundſchaft Bedürfniß und Lebensglück geweſen ſei. Es war in der That ſo. Einen Theil unſeres Lebens faßt der Briefwechſel in ſich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich iſt oft das Beſte und Bezeichnendſte daraus weggelaſſen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild iſt getilgt." Schon

nach dem erſten Begegnen hatte ſich ein ſchriftlicher Verkehr angeknüpft. Denn kaum hatte Beer Düſſeldorf verlaſſen, als es ihn trieb, auszuſprechen, daß ihn ſeit langer Zeit keine Bekanntſchaft mehr gefreut habe, als *diejenige* Immermanns, in deſſen Nähe er Alles gefunden habe, was auf die Dauer die Elemente eines beſtändigen freundſchaftlichen Verhältniſſes bilde: „Erhebung, Belehrung, freie Rüge der Schwächen und ein kräftiges Gemüth, welches das Feuer fremder Anſichten nicht ſcheut, ſondern wie ein bildſames Erz die Schlacken in ſolchen Flammen abwirft, und die reinere, edlere Geſtalt darin gewinnt."

Raſch folgten die gegenſeitigen Mittheilungen, in wachſender Theilnahme freute man ſich des Schaffens hüben und drüben; da unterbrach die Hamburger Aufführung der Verkleidungen das Behagen dieſes Verkehrs und ein Brief von Beer klagte in höchſt gereizter Stimmung über den groben Mißbrauch, der mit ſeinem Namen getrieben ſei. „Sie können leicht denken," ſchreibt er, „daß mir die Sache nicht der Erwähnung werth wäre, wenn es ſich nur um die Nennung des Namens meines Bruders und des meinigen handelte. Hat ein Dichter die Rohheit, zu glauben, er mache zwei Künſtler dadurch lächerlich, daß er ſie als das bezeichnet, wozu ſie ſich offen und frei bekennen, nämlich als Juden, ſo mag das immerhin geſchehen. Das aber würden Sie mir nicht zutrauen, daß ich duldete, daß der ehrwürdige Name meines Vaters ein Signal zum Ausbruch des Jubels den Lachern im deutſchen Parterre werde." — Allerdings ſpricht der Brief die Hoffnung aus, daß Immermann an der gehäſſigen Sache unſchuldig ſei, doch die Freude, die er empfindet, als dieſer ſich auf einfache Weiſe rechtfertigen konnte, zeigt wie ſehr der Zweifel jener Hoffnung beigemiſcht war. Immerman ſchickte nämlich Beer das Brouillon ſeines Manuſkriptes nur von wenigen Zeilen begleitet, aber ſie reichten hin, Beer zu dem frohen Geſtändniß zu bringen, „daß er

ein verloren gewähntes Juwel im alten Glanze wiederfinde.“ Er bat den Freund, zu vergeſſen, was er Hartes und Rauhes geſagt habe und verſicherte ihn, daß in ſeinem Herzen keine Falte zurückgeblieben ſei.“ — Mit neuer Wärme wurde nun der Briefwechſel wieder aufgenommen und Beers herzlicher Antheil begleitete die Arbeit, zu welcher ſich Immermann nach der Vollendung der Verkleidungen wandte: „Das Drama Kaiſer Friedrich.“

# XI.

## Friedrich der Zweite.

Noch vor dem Schluß des Jahres 1827 hatte Immermann die erste Redaktion seines „Friedrich der Zweite“ vollendet. Am 21. December fing er an dieselbe zu schreiben, am 29. lag sie fertig vor ihm, denn er hatte lange den Plan im Sinne getragen und alles innerlich vorbereitet und geordnet. Beer gab ihm nach seiner Kenntniß des Scenischen manchen guten Rath und hätte, um gemeinsam weiter zu arbeiten, den Freund gern bewogen, einen Platz in seinem Wagen anzunehmen, um mit ihm über Stuttgart nach München zu reisen. In Stuttgart sollten Anknüpfungen mit Cotta gemacht werden und in München hoffte Beer neben seinem eben vollendeten Struensee auch den Friedrich zur Aufführung zu bringen. „Wäre nicht meine Selbstständigkeit am Ende noch das Einzige, was mir bleibt und mich aufrecht hält“, schreibt Immermann „so hätte mir Beer die Gelegenheit verschafft, wieder ein großes Stück der Welt zu sehen zu bekommen. Er hat mich fast mit Gewalt zwingen wollen mit ihm auf seine Kasse nach München und später von da nach Italien zu reisen. — Allein, ich war einmal ausnahmsweise klug, und blieb fest.“ Ein arbeitsamer Winter trat an die Stelle der lockenden Reisetage. Nachdem der Hohenstaufe durch einen schnellen Wurf die erste Form erhalten hatte, gingen vier Monate regelmäßigen Fleißes hin,

bis das Werk in der Gestalt vollendet war, in welcher das Manuscript der Münchener Bühne eingereicht wurde.

„Mit der schärfsten Kritik ging ich daran", schreibt Immermann, „um einmal etwas zu liefern, was wo möglich wie Achill und Sigurd überall den Feinden einen undurchdringlichen Panzer entgegenstellte, und an keinem Werke habe ich heißer und an keinem kälter gearbeitet." — Keines erregte aber auch bei seinem Entstehen in dem nächsten Kreise so reges Interesse als dieser Friedrich, der den Hofer für den Augenblick in den Hintergrund stellte, und namentlich von Schadows begeisterter Theilnahme die anregendste Förderung empfing. Ja, dieses Interesse und die Gespräche und Betrachtungen, welche sich an die Dichtung knüpften, bildeten den Höhepunkt in der Gemeinschaft beider Männer, der Immermann in seinen ersten Düsseldorfer Jahren viel verdankte, wenn auch später das Verhältniß durch die Grundverschiedenheit zweier polarisch entgegensetzter Naturen sich allmälig auflösen mußte.

Wir wissen, daß die Geschichte der Hohenstaufen dem Dichter schon in Münster viel zu schaffen gemacht hatte, daß er sie nie ganz aus dem Auge verloren, und daß er sich mit dem gründlichen Studium derselben beschäftigt hatte. Wenn er sich jetzt zuerst zu dem zweiten Friedrich wandte, so geschah das, weil des Kaisers Conflict mit der Kirche ihm in dieser Zeit von besonderer Bedeutung war. Immermann hatte sich immer viel mit religiösen Fragen beschäftigt, wie es namentlich seine Münstersche Correspondenz mit Ferdinand zeigt, bisher aber waren die confessionellen Streitigkeiten seinem Interesse fern geblieben. Der mehrjährige Aufenthalt in Westphalen hatte ihm eine seinem Schönheitsgefühl widerstrebende barocke Außenseite des Katholicismus gezeigt, und seine große historische Gewalt war ihm in diesem Gepräge nicht entgegen getreten. Kaum war er jedoch an den Rhein gekommen, und in einen Kreis aufgenommen, dessen geistreiches Haupt mit Ueberzeugung

den Protestantismus verlassen hatte, und mit dem Eifer des Convertiten für sein neues Bekenntniß Propaganda machte, so erschien ihm der Katholicismus in anderem Lichte. Die fortwirkende Macht der Kirche zog den Dichter mächtig an, das Ganze derselben, der protestantischen Zerrissenheit gegenüber, imponirte ihm. Schon in den ersten Monaten seines Düsseldorfer Aufenthalts schreibt er an den Bruder: „darin kann ich Dir nicht beistimmen, daß man warten solle mit dem Rücktritte zur katholischen Kirche, bis die allgemeine Sehnsucht nach einer wahren Kirche, und dadurch das Zerfallen des Protestantismus klar geworden sei. Solche Zeichen können sich nie direkt, müssen sich vielmehr immer indirekt verkünden, indirekt scheinen sie mir schon eingetreten zu sein. Mir scheint der Protestantismus als Kirche faktisch nicht mehr zu existiren, sich vielmehr in die beiden gegenkirchlichen Richtungen, nämlich den Indifferentismus und den Separatismus aufgelöst zu haben. Die Wahrheit greift nun aber immer nur an einzelnen Punkten und nach und nach Platz, und ich glaube daher, daß der Zeitpunkt des Rücktritts nur von eines Jeden individuellem Bewußtsein bestimmt werden kann. Die Reinigung des Katholicismus kann auch nicht auf einmal geschehen, jeder muß zu seinem Theile dazu beitragen, und was liegt näher, als anzunehmen, daß gerade die Protestanten, die in ihrer Confession alle Schrecknisse eines willkürlichen Denkens und Glaubens durchgemacht haben, vorzüglich dazu berufen sind, ihm ein neues reines Lebenselement zuzuführen? — Glaube indessen nicht, daß dies auf einen bevorstehenden Uebertritt deuten soll. Es ziemt sich wohl einen solchen Schritt auf das Reiflichste Jahre lang zu überlegen, und erst mit dem Glaubens- und kirchlichem-Gebäude der anderen Seite ganz Bescheid zu wissen, was, wie ich gestehen muß, noch nicht bei mir der Fall ist. Ich weiß nicht, ob und wann ich mich dazu entschließen werde, auch die Rücksicht auf nahe stehende Personen, die dadurch in die tiefste

Betrübniß versetzt werden würden, gebietet die ernsteste Erwägung. — Nur die tiefste Ueberzeugung kann es rechtfertigen, sich mit seiner Wurzel in ein ganz neues Element des tiefsten geistigen Lebens zu verpflanzen — war jene vorhanden, so bedarf es dann auch keiner Rechtfertigung vor den Menschen". Und wenige Wochen später schreibt er wiederum. „Gewiß ist es, daß die Kirche sich noch lange nicht von weltlichem Eigennutze und Hochmuthe gereinigt hat, und an einem mir vor Augen lebenden Beispiele sehe ich, daß der Uebertritt mehr den Schein der Befriedigung, als die wirkliche volle Befriedigung hervorbringt. Diese Bemerkungen mögen Dir beweisen, wie fern ich noch von einem solchen Schritte bin. Wäre es nur bei uns nicht gar zu öde und zersplittert! Die religiösen Fragen treten Einem hier nahe genug, wo von den Fabrikstädten her alle möglichen wunderlichen und beschränkten Secten uns anblicken!"

Es war ein Durchgangspunkt in Immermanns religiösem Leben, den wir in solchen Worten kennen lernen, und es war ein durchaus idealer Katholicismus, in welchem er die Möglichkeit der Befriedigung sah, die ihm in diesem Augenblick der Protestantismus nicht gewährte; der wirklich bestehenden katholischen Kirche würde er immer als ein Ketzer erschienen sein. Als solcher zeigte er sich auch in der Tragödie, in welcher er den Sieg des reinen großen Katholicismus darstellen wollte, diesen aber in einer Weise auffaßte, an der die Darstellung in München scheiterte, die er so lebhaft gewünscht hatte.

Mancher Rath aus Freundesmund, noch mehr aber die eigne strenge Kritik, die der Dichter über jede seiner Arbeiten übte sobald die Erregung des Schaffens vorüber war, veranlaßte ihn im Sommer 1828 zu einer Ueberarbeitung des Stückes, wobei er wieder bedeutende Veränderungen vornahm, und die Rücksichten fallen ließ, welche ihm die Aussicht auf die Darstellung des Stückes in München auferlegt hatten.

Denn die mit der Intendanz des Bairischen Hoftheaters gepflogenen Verhandlungen stellten heraus, daß man nicht wagte einem katholischen Publikum den freigeistigen Kaiser vorzuführen, selbst wenn die Bedenken gegen den Bau des Stückes, das man nicht genügend theatralisch fand, zu beseitigen gewesen wären. Immermann vertheidigte übrigens seine Dichtung gegen diesen Vorwurf in einem Briefe an Beer, in welchem er darzuthun sucht, daß er den Gesetzen dramatischer Composition genug gethan habe, wenn auch nicht alles in dem Stücke als sinnlich nothwendig erschiene, und nicht jede folgende Handlung sich als äußerlich greifbares Produkt einer frühern ausspreche. Natürlich will auch er die Einheit in der Tragödie als die Hauptsache anerkennen, aber nicht in sinnlicher, sondern in geistiger Bedeutung. „Jedes Kunstwerk", sagt er, „beseelt ein Gefühl, eine Idee, und daß dieses, dunkel anfangs geahnt, bis zum Ende immer klarer und heller hervorbricht und sich in den äußeren Dingen ausspricht, das ist, was dem empfänglichen Zuschauer Handlung sein und als solche gelten soll. Wir müssen also geistige Mittelglieder annehmen. Wir müssen aber auch ferner wissen, daß eine große Handlung nur dadurch groß wird, daß ein großer Charakter handle, und der große Charakter ist nicht mit wenigen Strichen abgethan, er verlangt, um hervorzutreten, Nebenfiguren und Nebenscenen. — Die gründliche Erwägung der Sache muß uns lehren, daß Gründlichkeit der Charakteristik und Reichthum der Composition sich nur auf diesem Wege erreichen lassen, während die entgegengesetzte Richtung gar zu leicht in eine nur mit Aeußerlichkeiten wirkende, durch Spannungen und Ueberraschungen sich überbietende Manier führen kann. Die Handlung im Friedrich besteht darin, daß der Kaiser durch seine Opposition gegen die Kirche, und durch die tiefere, dieser zum Grunde liegende, gegen die positiven Fundamente, auf denen die Welt beruht, die Welt verliert. Die Einheit derselben ist in dem Verhältnisse zu suchen, worin

alle Scenen zur Darſtellung der aus jener Oppoſition entſpringenden Conflicte ſtehen, und ſie ſchreitet fort, weil von Akt zu Akt das Verderben dem Kaiſer näher zieht, von der Welt in ſein eigenes Haus, und ſich in der Zerſtörung aller Familienbande vollendet."

Dieſe Auseinanderſetzung zeigt die Intentionen des Dichters, doch ohne den Mangel, der in dem Stücke fühlbar iſt, aufzuheben. Es iſt nicht zu leugnen, daß daſſelbe mehr wie der vierte und fünfte Akt eines großen Dramas wirkt, als wie eine ganze ſich vor unſeren Augen entwickelnde Tragödie. Wir finden den Kaiſer beim Beginn des Stückes auf dem Gipfel ſeines Daſeins, welcher im Drama erſt erreicht werden ſoll; und uns ergreift das Schauſpiel der zuſammenſtürzenden Rieſenkraft nicht mit ſeiner ganzen Gewalt, wenn wir dieſer Kraft nicht auf dem Wege ihrer Thaten gefolgt ſind, ſondern ſie bereits im Rauſche der Siegesluſt ſchlummernd und durch Selbſtbeſpiegelung überwältigt ſehen. Die Reden des Kaiſers, ſo ſchön ſie ſind, können uns nicht die Wirklichkeit des Thuns erſetzen, das uns hätte entgegentreten müſſen, ſie ſind ſchon Zeichen der Ungeſundheit und des müßigen Stillſtandes, Vorboten des nahenden Unterganges.

Wir finden in dieſem Mangel der Compoſition einen Fehler wieder, den wir ſchon mehrmals in Immermanns einzelnen Geſtalten wahrgenommen haben. Der Dichter ſucht bisweilen durch das zu wirken, was hinter der Erſcheinung liegt und verlangt, daß die Phantaſie den Mangel an plaſtiſcher Vollendung ergänze. Auch an die Größe ſeines Kaiſers ſollen wir glauben, ohne ſie in Thaten dargeſtellt zu ſehen, und iſt ein ſolches Verfahren allenfalls bei andern Formen der Poeſie zuläſſig, ſo iſt es jedenfalls in einem Drama ein Fehler, welcher die volle Wirkung des Kunſtwerkes ſehr beeinträchtigt und namentlich bei der Darſtellung hervortritt. Trotz dieſer Ausſtellungen ſteht der poetiſche Gehalt der Tragödie ſehr hoch

und zeigt uns den Geiſt des Dichters, den wir im Sandwirth bewundern konnten, abermals in ſeiner ganzen Bedeutung. Die Dichtung ruht auf einer großen tiefen Weltanſchauung, die Natur und Haltung der Charaktere, die Kraft der Scenen, die Schönheit des Einzelnen iſt eines hohen Lobes werth. — Auch Ferdinand konnte nicht umhin, Bedenken gegen die Compoſition auszuſprechen, wie die hier erwähnten, worauf Immermann ihm erwiederte: „Deine Bemerkungen über Friedrich haben wohl ſehr viel für ſich. Du tadelſt, in eigentlich dramatiſche Sprache überſetzt, daß der Held zu wenig handelnd, zu viel leidend dargeſtellt ſei. Er befindet ſich in einer ganz ſchiefen Stellung zur Welt und über die Lücke und Leere, die in dem Hintergrund ſeines Weſens iſt, hilft er ſich nur mit einem gewiſſen myſtiſchen Gefühle über ſich und ſeine Würde hinweg. Wird er in meinem Sinne repräſentirt, ſo muß eine gewiſſe Wundheit der Seele, eine Mattigkeit des Gemüthes an ihm ſichtbar werden. — Daß Tragödien dieſer Art überhaupt möglich ſind, und auch bei dieſer Anlage der Hauptperſon von Meiſterhand, Meiſterwerke entſtehen können, lehren uns der ſtandhafte Prinz, Hamlet und Lear, wo das Intereſſe auch bei weitem mehr auf dem Leiden, als auf dem Handeln beruht. Nur erfordern dieſe Tragödien vielleicht die höchſte Meiſterſchaft und es iſt ſehr möglich, daß meine individuellen Kräfte nicht zugereicht haben. Auch ich fühle in dem Stücke etwas Störendes; es iſt aber für mich der Umſtand, daß das politiſche Schickſal des Kaiſers und ſeine häusliche Calamität nicht gehörig und ſtreng genug in einen Knoten ſich verſchürzen, dem war nicht abzuhelfen; ich habe mir alle erſinnliche Mühe damit gegeben, mußte es aber am Ende ſo laſſen, wie es jetzt liegt."

In ſpäteren Jahren wandte ſich die Theilnahme Immermanns von dieſer Dichtung mehr als von anderen ſeiner Arbeiten ab, doch lag das wohl weniger in ihrem poetiſchen In-

halte, als darin, daß die Stimmung, aus der sie entsprang, die Periode seines religiösen Lebens die sich darin aussprach, für ihn völlig abgethan war, ja vielleicht schon durch die Dichtung abgethan wurde. Immermanns Freunde haben das Stück mit Recht immer zu den durchaus ebenbürtigen Kindern seiner Muse gezählt, und zu denen, die bei einer neuen Herausgabe seiner Schriften sicher eine noch allgemeinere Anerkennung gewinnen würden.

Der „Friedrich" ist Schadow mit einem Gedicht zugeeignet, welches wir hier folgen lassen, weil es nur vor einzelnen Exemplaren abgedruckt wurde und einen Einblick in die damalige Stimmung Immermanns gewährt.

Dem Dichter fiel ein wunderbares Loos
Vom Himmel aus des Göttervaters Schooß.
Er träumt am Tag, sieht wechselnde Gestalten,
Die Hand greift rechts und links, sie festzuhalten;
Er streift den Purpur von der Wolke Saum,
Und ballt manch' lieblich Bild aus Dunst und Schaum!

Dann wacht er auf, und blickt auf sich, ernüchtert,
Und blickt umher, betroffen und verschüchtert. —
Die Hand, so voll des Zaubers, jetzo leer!
Der Wolken leichte Purpurbogen, schwer
Und grau und trüb! Und durch des Nebels Falten,
Kaum noch ein Blick der schwindenden Gestalten!

Drum kehrt er zu der Welt voll Liebesmuth,
Und bittet *sie* um das verlorne Gut.
O tröstet mich! Ihr könnt's, mir Muth zu machen!
Mein hoher Traum — nicht? war erhöhtes Wachen?
So war's! *So war's!* War es nicht himmlisch schön?
Seht ihr wohl auch, was ich entzückt geseh'n?

O Thor! — die Welt, die ſterbende, geſchäft'ge,
Sie, meinſt Du, ſei's, die Schatten Dir bekräft'ge?
Blick hin! Der Weiſe ſchüttelt ſtill das Haupt,
Der Narr Dich kühnlich ſeinen Bruder glaubt,
Wild tanzt der Markt nach ſeines Wahnſinn's Tönen,
Wenn ſie Dich ſchau'n, geſchieht's, Dich zu verhöhnen.

So klagte ich im Wald mit mir allein,
Weil mich kein Menſch vernahm, ſagt' ich's dem Stein,
Im tiefſten Wald den ſchroffſten Felſenwänden,
Mein halb zertrümmert Saitenſpiel in Händen!
Nun hört' ich hinter mir ein leiſes Geh'n,
Es war der Freund. — Du bliebſt mir nahe ſtehn.

Und alſo fragteſt Du mit biedrer Meinung:
„Ward Dir umſonſt die göttliche Erſcheinung?" —
Und ich verſtand Dich raſch! Im Antlitz lag
Dir ſanftes Nachgefühl von meinem Tag,
In Deinen Thränen lebten meine Lieder,
Mich fand ich drin und meine Stunden wieder!

Nun gäb' ich gern ein Zeichen unſerm Bund!
Und ſchenkend thut ſich Dank und Liebe kund;
Was ſchenk' ich Dir, ich bin kein Fürſt der Erde;
Des Goldes auch gebricht mir die Beſchwerde;
Nicht Gold, nicht Ehre ſchenkt ein armer Mann,
Der Dichter giebt, was er Dir geben kann;
Nimm, was ich habe: Schatten, Töne, Schäume;
Das bleiche Denkmal meiner höchſten Träume!

## XII.

# Geſelliges Leben am Rhein. Die Schule der Frommen. Neue Gedichtſammlung.

**1828 — Frühjahr 1829.**

„Ich ſtehe mit ſehr mäßiger Neugier vor der Zukunft Pforte, ein langes Hinſchleppen in gedrückten Verhältniſſen, ein beſtändiger Kampf zwiſchen innerem Beruf und äußerem Zwange und der gemeinen Noth des Lebens hat die Spitzen der Hoffnung und Erwartung ſehr in mir abgebrochen, und ich affektire wirklich nicht, wenn ich ſage, daß ich an Anderer Schickſal mehr Antheil nehme, als an dem meinigen.“ So klang Immermann's melancholiſcher Neujahrsgruß an den Bruder in den erſten Januartagen von 1828, wenig Wochen nach der Vollendung des „Friedrich.“ Neben manchen kleinen Enttäuſchungen, die er erfahren, namentlich durch einige ungünſtige Urtheile uber die Verkleidungen, waren es die leidigen Geldſorgen, die ihn drückten. Er lernte noch immer nicht, ſich mit ſeinen Ausgaben nach der Decke ſtrecken, und gerieth dadurch in manche Verlegenheiten, von welchen wiederum Verſtimmungen untrennbar waren. Gewiß hätten ſeine Einnahmen mäßigen Anſprüchen genügen können; aber einmal ſtimmte der ganze Zuſchnitt ſeiner Häuslichkeit nicht recht zu ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen und dann war ihm nicht gegeben, die Grenzen ſeiner Mittel zu erwägen, wenn ſeine Phantaſie nach einem Genuſſe verlangte. Sie wurde ihm oft zur Verführerin, trug

ihn aber dann wieder mit leichten Schwingen über die Sorgen des Tages hinweg, und half ihm sich elastisch von dem Druck zu erheben. Bald darauf sehen wir ihn auch wieder heiter und in mannigfaltiger Weise beschäftigt, namentlich noch durch den „Friedrich“ und dessen Ueberarbeitung. An dieser nahm Schadow den lebhaftesten Antheil, und in regelmäßigen Zusammenkünften, welche zwischen ihm und Immermann eingerichtet wurden, gab das Drama vielen Anlaß zu religiösen Besprechungen und zum Disputiren über die Confessionsunterschiede der Freunde. Einige Male las Immermann sein Trauerspiel auch in Gesellschaften vor, in denen es einen wahren Enthusiasmus erregte.

Bei solchen Gelegenheiten wurde die stille Zurückgezogenheit, in welcher ihm dieser Winter verging zwar auf angenehme Weise unterbrochen, doch beruhigte die erfahrene Theilnahme den Dichter noch keineswegs über den allgemeinen Erfolg der Dichtung. Er wußte sehr wohl, wie bei empfänglichen Gemüthern sich fast immer der Antheil steigert, wenn sie etwas nicht ganz Unbedeutendes unter ihren Augen haben entstehen sehen. Zu denjenigen, welche ihren Antheil in reger Weise zeigten, gehörte auch der Prinz Friedrich, dem Immermann seinen Hohenstaufen, wie früher seinen Hofer vorlas. Er rühmte die durchaus gütige und freundliche Natur des Herrn, welcher mit einer reinen und lebhaften Empfänglichkeit für das Schöne begabt, ihm in so liebenswürdiger Weise entgegenkam, daß es ein sehr dankbares Geschäft war, ihm etwas vorzutragen. „Du siehst,“ schreibt er dem Bruder, „daß man in der Welt zu Allem kommt. Ich fing damit an, in Privathäusern zu deklamiren und habe mich nach und nach so zum Hofe hinauf deklamirt. Das ist der Glanz, da ich nun einmal Höfling bin, so muß auch der Sturz kommen, den sollst Du dann auch vernehmen.“

Als wieder einmal „der melancholische Winter dem lieblichen Frühling gewichen war, der eingezogen kam mit Blät-

tern und Blüthen und einem Heer von Nachtigallen, keimten in seinem sonnigen Schutze allerhand neue poetische Sachen", aber zugleich beschäftigte sich auch Immermann im Stillen mit dem Gedanken einer Versetzung nach Berlin. So wenig der Aufenthalt in Magdeburg ihm genügt hatte, so ergriff ihn doch fern von der Heimath immer noch eine Art Heimweh, und da er nicht gerade in Magdeburg zu leben wünschte, so schien ihm, daß Berlin ein in jeder Beziehung für ihn passender Ort sein würde. Die Vorzüge des dortigen Lebens däuchten ihm selbst genügend, die Last der altpreußischen Geschäftsordnung wieder zu übernehmen, und er gab sich der Täuschung hin, daß er trotz einer solchen in Berlin mehr Luft und Boden für höheres geistiges Schaffen finden werde. Was er dort zu finden hoffte und erwartete, war gar nicht viel, Bücher so viel er gebrauchte, diesen und jenen Mann, mit dem er ein vernünftiges Wort reden könne, hin und wieder ein Trauerspiel und eine gute Musik.

Um Ostern hatte der Criminalrath Hitzig Immermann mitgetheilt, daß er sich von seinem bisherigen Posten zurückziehen werde, und bei ihm angefragt, ob er geneigt sein würde, denselben anzunehmen. Dieselbe Frage hatte gleichzeitig ihm der Präsident von Grolman in schmeichelhafter Weise gestellt, und ihm für den Fall der Bejahung seine Stimme zugesagt. Da aber das Verhältniß so stand, daß Immermann bei dem Wechsel an Gehalt eingebüßt hätte, und er schon bisher kaum auszukommen wußte, konnte er seine Erklärung nur bedingungsweise abgeben. Vor der Hand war jedoch dadurch, wie ein zweiter Brief Hitzigs berichtete, nichts verdorben, denn da eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse im Werke war, so setzte der Minister die Wiederbesetzung der Stelle vorläufig aus, und ließ dieselbe kommissarisch verwalten. Nachdem Immermann Monate lang in Spannung und Hoffnung erhalten war, zerschlug endlich sich die Sache doch an der Gehaltsfrage. So

verdrießlich ihm das anfänglich war, können wir uns nur freuen, daß der Dichter in einer Atmosphäre blieb, welche durchaus günstig für die Entwickelung seiner eigenartigen Natur war, und in einer Stellung deren mäßige Arbeitsforderungen seinen poetischen Beschäftigungen keinen Abbruch thaten. Nach der Vollendung des Friedrich finden wir ihn sehr bald wieder mit einer neuen Arbeit beschäftigt. Er schrieb ein Lustspiel in Alexandrinern in drei Aufzügen: die Schule der Frommen, welches schon im Juli vollendet war und an Cotta gesandt werden konnte, mit dem Immermann seit dem Herbste in Verhandlungen stand. Bei dem Tode Hauffs hatte ihn nämlich der Gedanke gestreift die Redaktion des Morgenblattes zu übernehmen, die, wie er meinte, in dessen Händen gewesen war. Hauffs Stellung zu dem Blatte war aber nur eine rathgebende gewesen, und abgesehen davon wünschte Cotta die Redaktions-Geschäfte nicht von Düsseldorf aus leiten zu lassen. Aber er forderte den Dichter dringend zu Beiträgen für das Blatt auf, und sprach den Wunsch aus, eine dauernde Geschäftsverbindung mit ihm anzuknüpfen. Eine neue Gedichtsammlung und jenes Lustspiel sollten den Anfang derselben begründen, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieser in Betreff des Letzteren kein glücklicher war.

Unter allen Arbeiten aus Immermanns reiferen Jahren ist die Schule der Frommen wohl am schnellsten vergessen. Sie gewann schon bei ihrem Entstehen keinen großen Erfolg in dem Kreise der Freunde, wie es die Correspondenz jener Zeit deutlich zeigt, und kaum können wir uns des Wunsches erwehren, die Stimmung, welche dieses Stück hervorrief, wäre vorübergegangen ohne eine poetische Arbeit zu zeitigen. Immermann hatte im Kaiser Friedrich die imponirende Macht der Kirche und in der schönen Gestalt des Erzbischofs von Palermo das Bild einer reinen christlichen Frömmigkeit dargestellt und war dazu angeregt worden durch die große Bedeutung, welche er

dem Katholicismus zuerkannte. In der Schule der Frommen lagerten ſich nun die Kehrſeiten ab, die das kirchliche Leben ſeinem Blicke zeigte. Früher hatte ſein Bedürfniß nach Form den Mangel derſelben im Proteſtantismus zu überwinden gehabt, jetzt waren es allerhand wunderliche und verzerrte Erſcheinungen deſſelben, welche ihm entgegentraten und ſein reines Gefühl verletzten. An einer Stelle hörte er, um einige Beiſpiele anzuführen, daß man ſich nur mit der Auslegung des Hohenliedes beſchäftige, an der andern ſollte gar von einer Jungfrau ein neuer Meſſias oder der Paraklet geboren werden. Dergleichen, vielleicht übertriebene Gerüchte, die zu ihm drangen, verſtimmten und reizten ihn, und ſchufen den Plan zu einer Comödie gegen die graſſirende Pietiſterei und Kopfhängerei. Er wurde ſchnell ausgeführt, und ging, nachdem das Stück mit Beer durchgegangen und auf ſeinen Rath bedeutend gekürzt war, an den Verleger und an einige Bühnen gleichzeitig ab. Das alte Thema, die Heuchelei hinter der Maske der Frömmigkeit, iſt der Inhalt, der zwar geiſtvoll genug aufgefaßt, aber in der Ausführung viel plumper iſt, als es nach unſerm Gefühle dem Stoffe gemäß wäre.

Cephiſe, die den ihr aufgedrungenen Gemahl nach kurzer Ehe verloren hat, iſt in der Langenweile der Wittwentrauer in die Hände einer pietiſtiſchen Dame gerathen. Dieſe hat ſich ihrer ſo bemächtigt, daß ſie nicht wagt, ſich unbefangen wieder einer Neigung hinzugeben, die ſchon ihr Mädchenherz erfüllte und deren Gegenſtand derſelben durchaus werth war. Der treu gebliebene Cleanth naht ſich, von ihrem Onkel Ariſt ermuthigt, Cephiſen, aber ihr heuchleriſcher Freund Kamäleon hält dieſe in ſeinen Schlingen. Verliebt in ihre Schönheit, begierig nach ihrem Vermögen, feſſelt er ſie mit dem Schein der Freundſchaft, trotz eines inneren Mißbehagens, welches Cephiſe wider ihn fühlt. — Cleanths Diener bringt den Falſchen zu Falle. Er war früher in Kamäleons Dienſt, und kennt die Vergangenheit

deſſelben, die dieſer zu verbergen ſucht. Durch ſeine ſchlaue Einmiſchung wird Sephiſe von Kamäleon befreit und von Cleanthen gewonnen, Kamäleon aber wirft die unbequeme Larve von ſich und wird wieder der unbefangene Lebemann, der er zuvor geweſen iſt.

Schon das Thema bedingt, daß die Spiele des Humors in dieſem Luſtſpiel weniger bunt ſind als in den früheren. Der Scherz bewegt ſich regelrechter und bedächtiger, es fehlt ihm nicht an einem didaktiſchen Beigeſchmacke, aber mit richtigem Takte halten ſich die Geſtalten auf dem Felde des Luſtſpiels und ſtellen in heiteren Farben die Folgen ihres falſchen Spiels dar. Man würde Immermann Unrecht thun, glaubte man, daß ſeine Dichtung die wahrhaft Frommen angriffe, die Religioſität als etwas Lächerliches und den Weltſinn als die rechte Lebensphiloſophie darſtellen wolle; nur gegen die Unwahrheit, das Kokettiren mit dem Göttlichen tritt er in's Feld. Dennoch war es ein Irrthum der Bühne ſeiner Tage, deren Verfall er ſelbſt ſo tief empfand, eine Aufgabe zu ſtellen, die nur in Zeiten zu rechtfertigen iſt, in denen das Theater wirklich ſeinen großen Beruf erfüllt und eine ſittliche Einwirkung auf das Leben des Volkes übt. Es verdroß den Dichter nicht wenig, als ihm von Hamburg geſchrieben wurde, daß man auf die Aufführung verzichten müſſe, weil ſich der Spott über den Mißbrauch der Frömmigkeit nicht wohl für die öffentliche Darſtellung gezieme, und als das Reſultat in Weimar daſſelbe war, wenn es ihm auch weniger unumwunden ausgeſprochen wurde. „Erkundigen Sie ſich doch," ſchrieb er an Beer, „ob einem franzöſiſchen Bühnendichter mit dem Stücke gedient ſein möchte, ich will es ihm dann zu freier Dispoſition gratis überlaſſen. Es muß dann dort gegeben, das franzöſiſche Stück Theodor Hell'n als preiswürdige Ueberſetzungswaare empfohlen werden, und die Comödie muß als Ueberſetzung auf die deutſche Bühne wandern. Es wäre gar nicht ſchwer, die Sache in fran-

zöſiſche Motive mit geringen Aenderungen zu transponiren — ſo brauchte Kamäleon nur deshalb fromm zu ſein, um ſich durch die Jeſuiten zu penſiren u. ſ. w. Es wäre doch ein himmliſcher Spaß, wenn man ein deutſches Original als franzöſiſche Ueberſetzung auf deutſchen Bühnen einſchwärzte." Man kann Immermann gewiß darin beiſtimmen, daß viel geringere Produktionen unſrer Nachbarn bei uns heimiſch geworden ſind als die ſeine. Die Schule der Frommen iſt das letzte Luſtſpiel, welches Immermann ausführte, obgleich er ſich noch mit manchen neuen Plänen beſchäftigte. Beſonders tauchte der Gedanke des hiſtoriſchen Luſtſpiels, den Beer in ihm anregte, immer auf's Neue in ihm auf, und gewann in einzelnen Erſcheinungen, wie „Graf Hodiy" klarere Umriſſe. Ueber die Aufgabe des Dichters in dieſer Richtung, wie über das moderne Luſtſpiel im Allgemeinen ſagt er in dem Briefwechſel mit dem Freunde: „Ihre Bemerkung von der Schwierigkeit für den Luſtſpieldichter wegen der mangelnden, ſcharf ausgeprägten Charaktere iſt richtig — wenigſtens wenn man das Luſtſpiel aus der ſogenannten guten Geſellſchaft hernimmt. Ich habe in meinem Luſtſpiele auf die Gefahr, ein Karrikaturenzeichner genannt zu werden, die Farben entſchieden aufgetragen. Ich denke, fehlen jetzt die Originale, ſo kommen ſie wohl einmal wieder, und dann rückt man mit ſeinen Sachen auch in die Reihe der naturwahren Gemälde. — Uebrigens ſieht die Sache eigentlich viel ſchlimmer aus, als ſie iſt. Die Affektation, jede eigenthümliche Denk- und Empfindungsweiſe untergehen zu laſſen in den allgemeinen politiſchen Grundſätzen (wie in Frankreich) oder in einer gewiſſen allgemeinen humanen Bildung und Eleganz (wie in Deutſchland) iſt ſchon etwas ganz Unnatürliches und Widerſinniges, und kann als ein komiſches Grundverhältniß unſerer Zeit betrachtet werden, aus welchem ſich für den feinen Beobachter gewiß tauſend Fälle ergeben, wo das Individuum mit dem generellen Coſtüm, was es zu tragen

übernommen hat oder genöthigt worden ist, in komischen Conflict geräth. Ich gebe also selbst unsere Zeit in komischer Hinsicht noch nicht ganz auf. — Sehr glücklich ist Ihre Idee mit dem historischen Lustspiel, ich habe viel darüber nachgedacht; leider war es mir in der hiesigen literarischen Wüste unmöglich, in Quellen umher zu stöbern und Fälle aufzutreiben, an welchen man einen theoretischen Gedanken doch immer am besten prüfen kann. Beim historischen Lustspiel hätte man ungleich festeren Boden unter den Füßen, Farben und Charaktere. Wegen der Bedeutung der Figuren könnte auch die Sache nie in's Kleinliche und Alberne fallen. — Die fruchtbarste Anschauung für dieses Genre wäre freilich die Meinung der Memoiristen, daß die großen Dinge in der Welt durch sehr kleine Motive herbeigeführt werden. Am schwierigsten dürfte die Behandlung der Könige sein, denn wie der König der Gipfel in der ernsten Darstellung ist, so müßte er auch bei dieser komischen die Spitze bieten. Die Gefahr liegt dann nahe, ihn in's Marionettenhafte zu zeichnen."

---

An weitere Reisen zu denken, nach denen Immermann sich gründlich sehnte, verbot in diesem Sommer wieder der Zustand der Kasse, und er begnügte sich mit einigen kleinen Ausflügen den Rhein hinauf, denn ihm thaten Berge noth und andere Gefilde, da er sich ganz hypochondrisch gesessen und geschrieben hatte. „Den schwarzen Dämon zu verscheuchen," schreibt er, „habe ich mir auch ein Vieh mehr angeschafft, nämlich einen zahmen Kakadu, der mich durch seine närrischen Streiche mehr unterhält als die beste Gesellschaft. Dieser Vogel, mir auf der Schulter reitend, und mein gelber Bullenbeißer mir zur Seite marschirend, müssen mir mitunter das Ansehen einer Figur aus Walter Scotts oder Hoffmann's Romanen geben." —

Die Selbſtironie, mit der Immermann ſich hier, wie an anderen Stellen ſchildert, verleugnete er auch nicht, als er in dieſer Zeit der Mutter verſprach, ihr ſein Portrait zu ſchicken. „Schadow hat mein altes ſchnödes Geſicht in Lebensgröße herrlich gemalt," ſchreibt er. „Das Portrait iſt ganz vortrefflich, und Du wirſt Dich wundern, wie ein wahrer Künſtler auch ein an ſich häßliches Geſicht vortheilhaft aufzufaſſen gewußt hat." Aus dieſem Sommer ſtammt nämlich das ſchöne Bruſtbild Immermanns von Schadow, das ſeiner Zeit neben den erſten größeren Bildern der Düſſeldorfer Schule viel Aufſehen in Berlin machte. Es ſtellt den Dichter dar, einen Lorbeerzweig und eine Rolle mit Friedrich II. in der Hand, begeiſtert, gehoben, edel in Ausdruck und Mienen. Die Aehnlichkeit liegt mehr in der richtigen Auffaſſung des geiſtigen Lebens, als in genau abgeſchriebenen Zügen, doch wird Jeder, der den Dichter gekannt hat, ihn ganz wiederfinden in dem Bilde, in welchem Klugheit und Stärke, Feſtigkeit und tiefes Forſchen, Sehnſucht und Phantaſie wunderbar ihre Farben miſchen. Es iſt im höchſten Sinne wahr, und ein Kunſtwerk in der vollſten Bedeutung des Wortes zu nennen.

Der Herbſt, den Immermann ſtill am Rhein verlebte, brachte allerhand Beſuche in die ſtille Gartenſtube des Poeten. Unter Anderm war Beer wieder einige Wochen bei den Freunden, und der Kanzler Müller aus Weimar machte auf der Durchreiſe nach Holland die Bekanntſchaft Immermanns, welche zu einer herzlichen Freundſchaft führte. Die Tagebücher des Dichters haben in dieſer Zeit in ausführlichen Notizen das Intereſſe bewahrt, mit welchem er alle neuen Erſcheinungen der Literatur zu begleiten pflegte. Göthes Helena, die klaſſiſch romantiſche Phantasmagorie ergriff ihn ſehr und ſchien ihm trotz manches Tollen in der Dichtung voll einzelner himmliſcher Schönheiten, beſonders da, wo der Euphorion — Byron — anfängt ſeine Sprünge zu machen. Die Herausgabe des Göthe-

Schillerſchen Briefwechſels war ihm geradezu ein Ereigniß; er freute ſich, „einen Blick zu thun in eine Zeit wo ein deutſcher Fürſt, nicht von kleinlicher Eitelkeit, ſondern von der Liebe zur Sache getrieben und von der Einſicht in die Sache erleuchtet, deutſche Geiſter pflegte, in eine Zeit, wo herzliche Freundſchaft und der Hunger nach gegenſeitiger Aufklärung, die erſten Männer der Nation verband, in eine Zeit, wo die Nation das Werk eines Denkers und Dichters noch höher ſtellte, als den Triller einer Sängerin — in eine Zeit endlich, die ganz anders war, als unſre Zeit. Die beiden Leute wohnten zwei Meilen voneinander, und ſchrieben ſich regelmäßig wöchentlich zwei Mal und es war weiter nichts, als daß der eine vom Andern gern wiſſen wollte, worin dieſer den Unterſchied des Epiſchen und Dramatiſchen finde? Und andere Bagatellen mehr.“ Ließ der Anblick jenes idealen Strebens und Verhältniſſes im Anfange einen Stachel in der Seele zurück, ſo ſchreibt Immermann doch bald darüber: „Dergleichen kann wie alles Vollkommene in letzter Inſtanz nur heilſam wirken. Unſere größte Feindin in dieſer encyklopädiſtiſchen, Alles fordernden und Alles verſcheuchenden Zeit ſcheint mir die Zerſtreuung zu ſein. Kann man ſich vor der hüten, ſo hat man ſchon ſehr viel gewonnen. Es iſt unglaublich, welcher Steigerung ein Talent fähig iſt, wenn es ſo glücklich war, den rechten Kreis zu finden und wenn es immer fort durch ihm gemäße Elemente genährt wird. Es gleicht wirklich dem Magnete, der auch einer ſolchen Erhöhung der Kräfte fähig iſt. Ich glaube ein gutes Hausmittel iſt, immer wieder zur Leſung der Alten zurückzukehren, deren geſchloſſene Welt uns wohl am ſicherſten vom leeren Brüten und vom Verlieren in Lappalien zurückzieht.“

Nach einer anderen Seite war ihm der G. Forſterſche Briefwechſel bedeutend, weil die gehaltvolle Correſpondenz ihn auf das Lebendigſte in die Verhältniſſe der Revolution führte, während Lenz's Schriften, die er mit der Tieckſchen Vorrede

kennen lernte, mehr intereſſant als erfreulich auf ihn wirkten. Ebenſo erregte die Decendenz Lenzens, die Immermann in Grabbe und Moritz Rapp zu entdecken meinte, mehr Staunen als Bewunderung. Es ſchien ihm gar artig, ſolche Stammbäume in der Literatur aufzuſtellen. Leider war dies nur keine Familie von gutem Adel. Aber daß die wahre Poeſie nicht geſtorben ſei, erfuhr er mit großer Freude durch W. von Normann's Gedicht Moſaik, zu dem er auch ſpäter gern zurückkehrte. Das originelle, friſche Leben, welches ſich in dem lyriſchen Beſtandtheil ausſpricht, zog ihn an, während er die Fabel des kleinen Epos nur dürftig und ſkizzirt nennen konnte.

Alle guten Stunden des Herbſtes und Winters widmete Immermann einer neuen Sammlung von Gedichten, und die Redaktion derſelben hielt ihn aufrecht, wenn immer wieder hypochondriſche Stimmungen ſich geltend machen wollten. „Ich hatte", ſchreibt er in dieſer Zeit an Ferdinand, „ein recht produktives Schauer, gewöhnlich brachte der Tag ſein Carmen, und mit vieler Freude habe ich die Sammlung zuſammengetragen." In einem Cyklus kleinerer Gedichte in freien Versmaßen behandelte er manche wunderliche Grille der Zeit und ſeines Hirns in poetiſcher Uebertreibung. Auch eine Reihe Sonette, abwechſelnd ſcharfen, höhnenden, wehklagenden und elegiſchen Inhalts, ſtammt aus dieſer Periode. Zu ihnen wurden die Sachen gelegt, die ſich ſeit Jahren ſtill im Schreibtiſch geſammelt hatten, oder zerſtreut in Zeitſchriften erſchienen waren. Gelegentliches ſandten die Brüder und Freunde zurück, und wie die alten Blätter vor ſeine Augen traten, erweckten ſie halb vergeſſene Bilder und manche Jugenderinnerung erneuerte ſich im Gedicht. So ward ein Strauß gebunden, reich an Blüthen und bunten Farben.

Immermanns beſondere Bedeutung liegt zwar nicht in ſeiner Lyrik, denn nicht ſelten drückt in ihr die Gedankenſchwere, die nicht genug getragen wird von der reinen Ausbildung der

poetiſchen Formen. Es fehlt ſeinem Scherze hie und da die Anmuth, aber dennoch zeigt die Sammlung die großartig fortgeſchrittene Entwickelung des Dichters und enthält eine Reihe ſchöner, tief eingreifender Gedichte. Sie wurde ſeinem Bruder Ferdinand mit folgenden Verſen gewidmet:

„Brauch ich ſchöner Worte Wendung?
Sind ſie nöthig? Sind ſie's hier?
Nein, verſtändlich iſt die Sendung,
Und die Sendung redet Dir."

Bedeutender als dieſe Zueignungsworte iſt aber der ihnen folgende Spruch des Dichters, mit welchem auch die ſpätere Sammlung eingeleitet worden iſt. In dieſem dithyrambiſchen Preiſe von Jugend, Jugendluſt und Jugendglück iſt eine Friſche und Begeiſterung, die in ihren leichten, wie in ihren elegiſchen Tönen gleich ſtark das Herz ergreift, weil ſich die Fülle eines reichen Lebens in ſie ergoſſen hat, dem mancher „Freuden-Schmerzenstag" aufgegangen iſt. Ebenſo ſind glückliche Griffe unter den Balladen. Späte Liebe (3 Romanzen) iſt reizend und ſchwungvoll erzählt; Räubers Hochzeit und die Schleichhändler ſind höchſt gelungene Genrebilder, innig ergreifend klingt die ewige Trauer, und die Napoleoniſchen Geſänge ſind von mächtiger Wirkung, beſonders ſeitdem die Geſchichte ihren prophetiſchen Inhalt zum Theil ſchon beſtätigt hat. Auch unter den eigentlich lyriſchen Gedichten ſind nicht wenige, in denen das Wort die tiefe Empfindung, aus der es hervorging, in unſerer Seele wiederklingen läßt. Meiſt dringen Schmerzenstöne aus des Dichters Bruſt, wie in den Liedern eines Unglücklichen, in Oſſian und manchen anderen. Eines der ſchönſten Gedichte iſt der Baum, deſſen Inhalt zu einer Prophezeiung geworden iſt durch des Dichters Tod, eines der bekannteſten das Requiem, das er zwar nicht in ſeine letzte Sammlung aufnahm, das aber zu den wenigen ſeiner Gedichte gehört, die in Sammlungen

und Blumenleſen gefunden werden. Zu dieſen müſſen wir auch den Dechanten rechnen, deſſen Wirkung zwar faſt zu herbe iſt, doch von großer dichteriſcher Kraft zeugt.

In den letzten Monaten des Jahres 1828, beſonders in den kurzen, dunkeln Decembertagen litt Immermann wieder ſtark an Hypochondrie, und hielt, wie er ſelbſt ſagte, viel Monologe à la Hamlet. Dieſe Stimmung entſtand zum großen Theil aus einem Unterleibsübel an dem er litt, und wurde verſchärft durch die Härten des öffentlichen Urtheils und die Theilnahmloſigkeit, die er bei Freunden zu finden glaubte, auf deren Antheil er gehofft hatte. Bisweilen ward er ſogar zu der kränklichen Frage getrieben: „Wozu lebſt du denn überhaupt?“ Aus ſolcher Stimmung ſchreibt er dem Bruder: „magſt Du das Gedicht an Schadow vor dem Friedrich Dir erklären. Dann aber bedenke ich wieder, daß das Leben des geiſtigen Menſchen ſeinen höchſten Lohn in ſich ſelber, in ſeiner eigenen Erhebung trägt, und bedenke ferner, daß der Bauch, wenn er krank iſt, Einem auch mitunter etwas vorſchwatzt, woran kein Wort wahr iſt. — Da ich das bedacht, ſo glaube ich den ſchwarzen Paroxismus einmal wieder überſtanden zu haben.“ Daß er wirklich überſtanden war, zeigen bald darauf folgende Aeußerungen: „Das Unangenehme kommt nicht allein, ſo erſcheint auch das Angenehme in der Regel en grande compagnie. In Zeit von wenig Tagen erfuhr ich jüngſthin viel Angenehmes. Zuerſt Heine's Hymnus auf mich aus Tyrol im Morgenblatte, der mich bis zu Thränen bewegte; Raupachs (ich ſage Raupachs) großes Lob des Friedrich, und des Regiſſeurs Weiß in Berlin gleiches Lob und freiwilliges Verſprechen, alles was in ſeinen Kräften ſtehe, zu thun, um den Friedrich in Berlin auf die Bühne zu bringen. Desgleichen von Hamburg ein Brief des Directors Schmidt, des Inhalts in den nächſten drei Monaten dort Hofer und Friedrich geben zu wollen. Gleichzeitig faſt lief das Zeitungsblatt ein, wonach

das Auge der Liebe von den Brettern geblickt hat, und ebenso kam der Abschluß eines befriedigenden Handels-, Friedens- und Freundschafts-Tractats mit dem großen Staate J. G. Cotta von Cottendorf zu Stande."

Unter diesen wohlthuenden Eindrücken schloß das Jahr in viel heiterer Stimmung als es begonnen hatte und nur das Weihnachtsfest ließ Immermann wiederum die Entfernung von den Seinigen wehmüthig empfinden: „Deine Schilderung Eures Weihnachtsabends", schreibt er an Ferdinand, „hat mich sehr gerührt, — wenn mein Bild da war, so sei versichert, mein Geist war es nicht minder. Dieser Abend stimmt mich immer zur Wehmuth — die Zeiten der unschuldigen, ungetrübten Kinderfreude sind dem Erwachsenen nach dem Gesetze der Natur für immer vorüber. Die Sehnsucht aber greift nach der Ferne und nach den entfernten Liebenden, ja fast selbst über das Grab hinaus. Ich dachte am letzten Weihnachtsabend recht lebhaft an den seligen Vater, vielleicht gerade in dem Augenblicke, wo Du in Erinnerung an ihn die Bilder aufhingst. Ich lasse mir Ahnungen und geheimnißvolle Begegnungen entfernter Geister nicht abstreiten, nur freilich existiren sie gewiß, wenn sie existiren, blos in der Anregung gleicher Gedanken und Gefühle in den Entfernten. Der Geist wird auf den Geist immer nur in dessen innerstem Heiligthume unsichtbar und unhörbar einwirken. Alles, was von Tönen und Gestalten erzählt wird, ist eine rohe Fabel, die nur aus der materiellsten Ansicht entspringen kann."

Während die Pläne zu einer Versetzung nach Berlin Immermann noch immer im Stillen beschäftigten, erging eine Anfrage an ihn, ob er geneigt sei, eine Anstellung im auswärtigen Departement anzunehmen? Immermann hoffte, es handle sich um eine Legationsrathsstelle in Berlin und erklärte sich sehr geneigt dazu, darauf erfolgte aber die nähere Anfrage: Ob er Consul in Mexiko werden wolle? Das sah in seinen Augen ein wenig aus wie eine Beförderung in die

andere Welt, konnte in keine weitere Erwägung gezogen werden, und zählte später zu den komischen Erinnerungen und Constellationen seines Lebens. „Einen deutschen Dichter zwischen den atlantischen und stillen Ocean stationiren zu wollen, das war ein Gedanke, der wieder zeigte, wie oft die sogenannten Freunde sich mit einem ganz allgemeinen Wohlwollen begnügen, wo nur verständiges Individualisiren von Nutzen sein könnte."

Der Anfang des Jahres 1829 wurde dadurch für Immermann bedeutend, daß er zum ersten Male in praktische Berührung mit dem Düsseldorfer Theater trat. Er ward nämlich von der dortigen Gesellschaft aufgefordert, ihnen den Hofer einzustudiren und es erfrischte ihn schon, daß seine Thätigkeit in neuer Weise in Anspruch genommen wurde, denn Arbeit war für ihn die Hauptbedingung alles Glücks und jeder Zufriedenheit. Die Art, wie er die Sache anfaßte, schildert er in folgender Weise: „Was die Aufführung des Hofer betrifft, so faßte ich gleich, sobald ich die Aufforderung erhielt, die Ansicht von der Sache, daß es offenbar dem hiesigen Theater zur Ehre gereicht, wenn hier zuerst die Darstellung des Gedichtes geschieht. Ein ehrenvoller Entschluß verdient aber, daß man ihn mit der That anerkenne, und so habe ich mich mit Lust und Eifer der Mühe des Einstudirens unterzogen. Ich hoffe die Früchte davon zu erblicken. Es ist natürlich, daß dieses Stück, besonders in den stark besetzten Scenen, hier nicht vollkommen gegeben werden kann, ich habe daher mein Augenmerk vorzüglich auf das Spiel des Hauptcharakters und auf die Scene gerichtet, woraus, wenn ich so sagen darf, das geistige Auge der Dichtung blickt, und da steckt's sichtlich. Hofer spielt meistens gut, in einigen Scenen, und gerade in den Hauptsachen vortrefflich, der Vicekönig und Baraguay machen ihre schwierigen Sachen wie aus der Pistole geschossen, und Elsi heult auf inständiges Flehen von meiner Seite weniger als sonst. Ich kann die bescheidene Bereitwilligkeit der Leute, Alles an-

zunehmen, was ich ihnen sage, nicht genug loben, und so bin ich denn von meiner Seite auch wieder gefällig und habe zum Beispiel dem Herzog von Danzig, der mit stärkerem Effect abzugehen wünschte, noch einige ganz vortreffliche Knallverse geschrieben. — Und so sitze ich denn auf dem Theater, wie Vater Märten unter seinen Kindern oder wie Andreas Hofer unter seinen Tyrolern. Freilich kann bei der Darstellung wieder Alles zusammenbrechen, bei einer Gesellschaft, der es denn doch sehr an einem eigentlichen Fonds von Schule und Bildung fehlt."

Nur das Spiel Hofers genügte bei der Darstellung Immermanns Wünschen, dennoch war die Wirkung bei der zweimaligen Aufführung des Stückes eine energische und gab dem Dichter die Beruhigung, daß ihm ein wirklich dramatisches Werk gelungen sei; ein Bewußtsein, an dem er sich aufrichten konnte, mancher Unbill der deutschen Bühne gegenüber.

Neben diesem Erfolge des Hofer, an dem Immermann ganz persönlichen Antheil hatte, fing jetzt auch der Friedrich an zu wirken. In Hamburg konnte derselbe in neunzehn Tagen vier Mal gegeben werden, und in Berlin ließ Graf Redern das Trauerspiel einstudiren, weil es unter den Stücken zählte, die bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Wilhelm zur Darstellung kommen sollten*).

„Ich habe bei Gelegenheit dieser Dichtung," schreibt Immermann, zu meiner nicht geringen Satisfaction gesehen, daß mir die gewöhnliche Poeteneitelkeit nicht beiwohnt. Ich bin von Hoch und Niedrig über den Friedrich becomplimentirt worden, Seine poetische Heiligkeit, Papst Tieck I zu Dresden haben mir Ihr allerhöchstes Wohlgefallen zu erkennen geben lassen, Müllner hat mir über dem Leichnam des Kaisers die Hand förmlich zum Frieden gereicht, der König von Bayern ließ

*) Es wurde aber erst am 15. October, dem Geburtstage des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. gegeben. —

mich auffordern, einen Stoff aus der Bayerischen Geschichte zu bearbeiten ꝛc. Alles das hat aber zum Glück wenig auf mich gewirkt. Ich finde, daß die gegenwärtige Zeit für die Auffassung des ursprünglichen, eigentlich Poetischen kaum ein Organ besitzt, und so hat jener Beifall nur die Furcht in mir erweckt, daß ich mich nun wohl gar der Raupachschen Sphäre etwas genähert habe. Sollte dies Stück deshalb mehr Glück machen, weil die Pracht in demselben doch vielleicht nur kalt, und das Ganze mehr ein Werk der Reflexion, als der in einem Gusse schaffenden Begeisterung ist? — Nun, man muß die Zeit abwarten, die mich ohne Zweifel über meinen Hohenstaufen aufklären wird." —

Den Friedrich mit dem Hofer zu vergleichen, wie es oft geschah, schien Immermann ungerecht, weil dieser sich ganz im Kreise des Frommen und Rührenden bewege, und daher das Herz viel unmittelbarer ansprechen müsse als der Kaiser, der eine Tragödie der Majestät und des Erhabenen, zu einem ganz anderen Gedanken- und Empfindungskreise reden solle.

Im März lockte der Fasching Immermann nach Cöln, er sah in Schadow's Gesellschaft den großen Aufzug und das berühmte Narrentreiben; aber es schien ihm, daß es von der Sache heiße, wie von vielen andern Dingen: multum clamoris et parvæ lanae. „Wenn die Sache in dem bescheidenen Lichte eines Volksspaßes gelassen wäre", schreibt er, „so würde man sich daran ganz unbefangen ergötzen können, nun es aber ganz was Absonderliches hat werden sollen, Gegenstand der Besprechung in den Tageblättern ist, und sich sogar eine sehr scharfe Polemik gegen alle diejenigen erhebt, die nicht in den Ton der Begeisterung einstimmen, zeigt sich der Contrast zwischen der Absicht und dem Erreichten nur um so deutlicher."

Der Cölner Carneval war übrigens nur die volksthümliche Fortsetzung mancher Düsseldorfer Feste, an denen Immermann lebhaft Theil genommen hatte. So still der erste Rheinische

Winter ihm in der kleinen Häuslichkeit verstrichen war, so unruhig hatte sich der zweite gestaltet. Die Beschäftigung mit dem Theater hatte ihn zuerst aus der gewohnten Zurückgezogenheit gelockt, die Darstellung des Hofer aber das Interesse an seiner Person gesteigert. Die zunehmende Güte, mit der Prinz Friedrich bei jeder Gelegenheit dem Dichter seine freundliche Gesinnung und das Interesse an dessen Streben auf die angenehmste Weise zu erkennen gab, machte ihn auch in den Zirkeln der Aristokratie zum begehrten Gaste, und in dem Kreise der Künstler, in dem er sich am meisten heimisch fühlte, gingen gerade jetzt die Wogen phantasievoller geselliger Freude am höchsten.

„Wir haben uns in einem wahren Strudel der Geselligkeit abgearbeitet", schreibt er im April, „Feten, dramatische Darstellungen, tableaux vivants, Deklamatorien, Vorlesungen jagten sich am Hofe und in Privathäusern. Da ich etwas mehr Mode geworden bin, so setzte man mich als Extraschüssel in der Regel auch mit auf, und ich habe mich denn so mit verbrauchen lassen. Ich spielte den Aimablen, setzte nur bisweilen, um nicht in die Kategorie von Jacob aus dem Verkehr zu gerathen, das wohlbekannte vornehme und finstre Gesicht auf, und erhielt so durch eine schöne Mischung von Furcht und Liebe den nöthigen Respect gegen mich aufrecht."

Einen dramatischen Scherz, die Entführung oder das Lustspiel ohne Dame, dichtete Immermann für eines der Künstlerfeste, auf welchem es neben den Handwerkerscenen aus dem Sommernachtstraume mit großem Beifall gegeben wurde. Er selbst studirte diese und andere Sachen künstlerisch gründlich ein, und wenn ihm hinterdrein auch ein leiser Spott über das mit Ernst und Wichtigkeit betriebene Vergnügen nicht fehlte, so nahm der Reiz des Augenblickes ihn doch gefangen, und jene Art der Geselligkeit trug ihm durch Anschauungen aus dem Leben der Vornehmen und Großen einen Gewinn

ein, der ſeiner Poeſie förderlich wurde. Auch manche unerwartete Huldigung, manche holde Gunſt ward ihm hier zu Theil und ließ ſein Herz höher ſchlagen, wenngleich die Empfindung mit der ſchnell enteilenden Stunde, die ſie hervorrief, verklang. Nur wenige dieſer leichten Verbindungen ſchlugen Wurzeln, aber ein Verhältniß knüpfte ſich in dieſem Winter an, gut, treu und zuverläſſig, und gab dem Gemüth des Dichters den Halt, nach welchem er ſich geſehnt, ſeitdem er den Kreis der Heimath verlaſſen hatte. Es war die Freundſchaft einer edlen Frau, die ſo bedeutſam für Immermanns fernere Lebensjahre wurde, daß wir ihrem Namen an dieſer Stelle gern ein dankbares Denkmal ſtiften möchten. An dieſe Frau hat er gedacht, als er in dem Abſchnitt ſeiner Memorabilien, der von der Familie handelt, der Freundſchaft eine ſo hohe Stelle anwies, und wenn auch ſein reines Gefühl ihn abhielt, perſönliche Züge in die Darſtellung zu miſchen, ſo ſpricht ſich dort die eigenſte Erfahrung unverkennbar genug aus.

Durch Schadow's Vermittelung war Immermann mit dem Geheimrath von Sybel und deſſen Gattin bekannt gemacht und in das Haus derſelben eingeführt worden. Waren die Intereſſen der beiden Männer auch nach mancher Seite hin ſehr verſchieden, ſo erkannte Immermann doch voll und warm die vielſeitige Tüchtigkeit Sybels, mit welcher dieſer Immermanns geiſtigen Zwecken oft in praktiſcher Weiſe behülflich war, und es fehlte Sybel keineswegs wohlmeinende Theilnahme an dem, was dem Freunde der eigentliche Inhalt des Lebens war. Tiefer und inniger geſtaltete ſich aber das Verhältniß des Dichters zu der Hausfrau, und entwickelte ſich bald zu einer ſeltenen Freundſchaft, in welcher Sybel in edler Weiſe der Gattin die geiſtige Freiheit gewährte, die eine Frau allein in einer glücklichen, auf gegenſeitigem Vertrauen ruhenden Ehe finden kann.

Amalie von Sybel, geborne Brügelmann, war die einzige

Tochter eines reichen Elberfelder Kaufmanns, wuchs aber neben dem etwas älteren Bruder in einem äußerlich sehr einfachen Leben auf. Zur Vollendung ihrer Erziehung wurde sie in ihrem fünfzehnten Jahre nach Heidelberg in das Haus der Hofräthin Dapping gegeben, einer schönen und klugen Frau, die zwar in manchen Stücken den Anforderungen nicht entsprach, die man an eine Erzieherin zu machen pflegt, aber die geistig entschiedene Natur ihrer Pflegetochter richtig erkannte, und dadurch zu leiten wußte, daß sie das junge Mädchen durch herzliche Liebe an sich band. Mit kindlicher Anhänglichkeit hing diese bis an ihr Ende an der mütterlichen Freundin, mit deren Tochter sie eine ebenso dauernde Freundschaft schloß. Durch fortlaufenden schriftlichen Verkehr blieb der Heidelberger Aufenthalt für Amalie nicht nur die schönste Erinnerung, sondern ward zur steten Bereicherung ihres Lebens. — In der frisch bewegten Strömung der Universitätsstadt war aber ihr kräftiger, jugendlicher Geist zu Ansprüchen geweckt, welche das einförmige Leben ihrer Vaterstadt nicht zu befriedigen vermochte, und es war eine glückliche Fügung, daß Amaliens frühe Verheirathung sie bald auf einen Boden führte, der geeigneter für ihre Entwickelung war. Das siebzehnjährige Mädchen reichte ihre Hand dem um mehr als ein Jahrzehnt älteren gereiften Manne, mit welchem sie eine herzliche Zuneigung verband, und gründete mit ihm ihre Häuslichkeit in Düsseldorf. Dort durfte die junge Frau das Aufblühen der wieder erwachten Kunst anschauen, und alles geistige Leben theilen, was der Stadt während einer Reihe von Jahren ihre besondre Bedeutung gab.

Ihre Ehe ward mit vier Kindern gesegnet*), die sich in schöner Weise entwickelten, und das Glück des Hauses wurde nur durch die früh hervortretende Kränklichkeit der Hausfrau gehemmt, welche allmälig ihre Kräfte aufrieb und ohne besondre

*) Heinrich von Sybel ist der Aelteste derselben.

Krankheit in ihrem 44. Jahre ihren Tod herbeiführte. Sie ſtarb am 22. Januar 1846, überlebte alſo ihren Freund Immermann nicht lange. Wahrheit, Treue, Kraft und lebendigſtes Schönheitsgefühl waren die Elemente, aus denen ihr Weſen gebildet war. Mit einer faſt männlichen Klarheit des Geiſtes wurde ſie ſchnell auf jedem Gebiete heimiſch, auf welches ihr reges Intereſſe ſie führte. Nie und nirgend konnte ſie ſich mit einer Halbheit beſchwichtigen und wo ihr dieſe entgegentrat, mußte ſie dieſelbe nach einem inneren Triebe enthüllen, unbefangen, ſchlicht und ruhig, bisweilen die Wahrheit auch in ſolchen Zügen ſchnell erkennend, die von Anderen unbeachtet blieben. Dieſes Verfahren hätte ſie ſtreng erſcheinen laſſen, wenn es nicht gepaart geweſen wäre mit einer großen Milde des Herzens, welche ebenſo die Entſchuldigungen herauszukehren wußte, wie der Verſtand die Mängel erkannte. Weil ſie den Zuſammenhang von Licht und Schatten ſchnell in einem Menſchen erſah, war ſie duldſam gegen die verſchiedenſten Perſönlichkeiten und es gelang ihr im Verkehr mit denſelben leicht zu entdecken, was die eigenthümliche Bedeutung eines Jeden war. An dieſe hielt ſie ſich und an einer ſolchen konnte ſie ſich freuen, ſelbſt wo ſie mit Charakterſeiten verbunden war, die ihr unſympathiſch blieben. Wo ſich aber ihr Herz einmal ergriffen fühlte, da hielt es feſt, treu und ohne Wanken, wenn nicht der Glaube an den Freund oder die Freundin durch ganz weſentliche Dinge erſchüttert wurde.

Ein großes, vielſeitiges Wiſſen, das ſie ſich mit eignem ſelbſtſtändigen Fleiße unterſtützt von vortrefflichem Gedächtniß gewonnen hatte, zeigte ſie nur da, wo es zur Erörterung einer geiſtigen Erſcheinung oder eines Problems dienen konnte, niemals um ſich ſelbſt zu beſpiegeln und fern von jeder kleinlichen Eitelkeit, von der ſo wenige auch der hervorragenden Frauen ganz frei ſind. Viele geiſtige Productionen, die in ihrer Nähe entſtanden, wuchſen durch ihren Antheil und durften an ihrem

Geiſte ſich abklären. Ihr unbefangenes und unbeſtechliches Urtheil verband ſich mit weiblicher Empfänglichkeit und mit einem ſo entgegenkommenden Verſtändniß für Menſchen und Bücher, daß ſie durch daſſelbe im Geſpräch kaum angedeutete Gedanken und Empfindungen zu voller Klarheit entwickelte. So gab ſie ſchwache Embryonen nicht ſelten als wohlgeſtaltete Kinder zurück, und ihr ſtets mitarbeitender Geiſt trug, wenn er durch einen Kernpunkt angeregt wurde, mehr Licht und Schönheit in viele Erzeugniſſe der Literatur als minder begabte Naturen herauszuleſen vermochten. Wie aus ihrem tiefſten Selbſt hervor klingt der Spruch des Dichters:

„Du mußt die fremde Welt in deinen Buſen faſſen,
Um als die eigne dann ſie ſchöner zu entlaſſen!"

Die Quelle der Schönheit ſprang in ihrem eignen Innern, und Alles dort Eingetauchte kam übergoldet wieder zum Vorſchein. Dieſe Naturnothwendigkeit der ſeltenen Frau erſchien oft wie ein liebliches Spiel, dem man nicht müde wurde zuzuſchauen.

Von den ſchönen Künſten war es am frühſten die Muſik, zu welcher Amalie durch eine natürliche Begabung geführt wurde. Sie blieb eine ihrer reinſten Lebensfreuden, auch nachdem in den erſten Jahren ihrer Ehe ein Aufenthalt in Dresden ihr das Verſtändniß der Malerei erſchloſſen hatte, und die gründliche Betrachtung der Mengsiſchen Abgüſſe mehr als die dortigen Antiken ſie mit einer hohen Ahnung von der Schönheit der alten Kunſt erfüllt hatte, für die ſich ihr Sinn auch durch ſpätere Reiſen noch entwickelte. Lange, ehe Immermann ſie kennen lernte, hatte aber auch die Poeſie Amalien ihr Reich aufgethan und ſie hatte ſelbſt in noch jungen Jahren die Mühe nicht geſcheut, ſich auf der Heidelberger Bibliothek durch die ſchwer leſerliche Handſchrift des Parcival durchzuarbeiten. Ja, die Erinnerung an die Freude, die ſie dabei empfunden, war

ſo lebhaft, daß ſie für Immermann ein Stück derſelben abſchreiben ließ, ehe die Dichtung in leichter zugänglicher Form das geiſtige Eigenthum Vieler geworden iſt.

Immermann rühmte von ſeiner Freundin, daß man ſich mit ihr unterhalten könne wie mit einem Manne, und bezeichnete damit auch die Kraft ihrer Seele, mit der ſie ſelbſt ſolche Dinge anzuſchauen wagte, von denen ſich weiche und weichliche oder gar prüde Naturen zurückziehen. Dieſe Unbefangenheit mochte Fernſtehenden bisweilen ſeltſam erſcheinen, entſprang aber eben ſowohl aus dem Ernſt des Forſchens, mit dem ſie nirgend das Natürliche und in der Wirklichkeit Vorhandene überſehen konnte, als aus der reinen Klarheit ihrer Seele, die nie durch Leidenſchaft oder das Spiel der Phantaſie ihrem ſchönen Gleichmaß entrückt, das Häßliche und Böſe nur in objectiver Entfernung ſah, ſo daß ihr eigenes Weſen nicht davon berührt werden konnte. Von zarter unſcheinbarer Geſtalt waren die tiefen, blauen, ſeelenvollen Augen die Dolmetſcher der edlen Natur, die in der ſchwachen Hülle verſchloſſen war, und die geiſtige Kraft, die aus denſelben ſprach hielt ſie mit ſeltener Energie bei der fortſchreitenden Abnahme ihrer Körperkräfte aufrecht.

Ruhte die Freundſchaft Immermanns für A. v. Sybel zunächſt auf der Anerkennung ihres hohen und reinen Charakters, ſo trugen die beſonderen Gaben, welche ihr die gütige Natur verliehen hatte, doch ſchöne Blüthen in dieſes Verhältniß. War er niedergeſchlagen durch mangelnden Erfolg, ſo erquickte ihn der ſichtbare Eindruck, den ſeine Dichtungen auf die Freundin machten, verbitterte ihn der Angriff der Parteien, ſo ſänftigte ihn der warme und milde Ausdruck ihrer Theilnahme, galt es äußere Schwierigkeiten beſiegen, wie namentlich in den Jahren von Immermanns Theaterführung, ſo half ſie rüſtig dieſelben beſeitigen und ſtärkte mit der eigenen Zuverſicht den Muth des Freundes.

Während der ganzen Dauer von Immermanns Bühnenleitung war sie es vornehmlich, die jede hervorragende Leistung derselben in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen wußte, und es verstand jeden unbefugten Angriff mit seinen geistigen Waffen zurückzuweisen. Als eignen Gewinn betrachtete sie jede neue Schöpfung, in welcher der Dichter dem Ziel der Vollendung näher trat, und ihr begeisterter Zuspruch hatte nicht geringen Antheil, wenn er mit schnellem Fuß von einer Stufe zur andern aufwärts schritt. Endlich und über Allem war in den schwersten Kämpfen und Schmerzen seines Lebens diese Frau sein starker Halt und seine kräftige Hülfe. Es war ihre Treue und ihr Muth, die ihm halfen die zarte Stimme des Gewissens nicht zu überhören, als auf dem letzten Wendepunkte seines Lebens die Versuchung hart war und als es galt in der Sehnsucht nach Befreiung, Milde, Schonung und Dankbarkeit zu bewahren. — Und selbst über das Grab hinaus konnte diese Freundschaft sich bewähren, denn sie bot der jungen Wittwe Immermanns und seiner unmündigen Waise die mütterliche Hand und ließ diese Beiden in dem Sybelschen Hause das früh verlorne Elternhaus wiederfinden.

Unter allen Umständen wäre ein solches Verhältniß ein Glück gewesen für den Dichter; in seiner besonderen Lebenslage war es dasselbe noch im höheren Grade. Hatte doch schon jetzt die Gestalt seiner häuslichen Gemeinschaft die Schatten gezeigt, die immer breiter wurden, und gerade der Winter, von dem wir erzählten, fing bereits an die Lebenswege der seltsam Verbundenen aus einander zu führen. Immermann bewegte sich in Kreisen, welche der Gräfin fremd blieben, er gewann dort Interessen, welche die Zurückbleibende nicht theilte, Manches konnte nicht mehr besprochen werden, ohne daß man auf diese und andere Mängel gestoßen wäre. So ward das Haus und Herz seiner Freundin, Amalie von Sybel, für Immermann die Stätte des Vertrauens und der unbefangenen

Mittheilung, und trotz der Neigung, welche dieſe auch mit der Gräfin verband, entzog dieſes Verhältniß der armen Frau ſchon ein wenig den künſtlichen Boden, auf dem ſie ſich geſichert glaubte. Wäre ſie Immermann geblieben oder geworden, was Frau von Sybel ihm war und blieb, wie viele Thränen und Herzeleid hätten geſpart werden können, wie viele Töne wären reiner und voller aus des Dichters Bruſt geſtrömt! —

# XIII.

## Kampf mit Platen. Tulifäntchen. Schluß der Düſſeldorfer Anfänge.

**Frühling 1829 — Sommer 1830.**

Unter den ſchöneren Blüthen des Frühlings 1829 ſproßte für Immermann eine böſe Giftpflanze. Ihm ganz unerwartet erſchien nämlich des Grafen Platen Romantiſcher Oedipus, ein Angriff ſo harter, bitterer und ungerechter Art, daß er mit Nichts zu vergleichen war, was öffentliche Stimmen bisher in auch nicht eben freundlicher Meinung wider ihn geſagt hatten. Daß ein ſolcher Angriff von einem Manne kam, für deſſen Geiſt und Begabung der Dichter gerechte Anerkennung empfand, dem ſich perſönlich zu nahen er ſogar das Verlangen gefühlt hatte, das machte denſelben doppelt empfindlich.

Einige Reime Immermanns, die 1827 im zweiten Bande von Heines Reiſebildern abgedruckt waren, hatten den Grafen wider ihn verſtimmt. Die in jener Zeit zuerſt hervorgetretene Theilnahme an orientaliſcher Literatur, die ſich auch in Nachbildungen öſtlicher Formen und in productiver Aneignung des vom Morgenlande aus gekommenen Materials geltend machte, hatte Immermann zu jenen epigrammatiſchen Verſen gereizt, in denen er über die Schwächen dieſer Richtung in folgender Weiſe ſcherzte:

„Groß Mérite iſt es jetzo, nach Saadis Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir weſtlich, öſtlich irren.

Sonſten ſang beim Mondenſcheine, Nachtigall seu Philomele,
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zuviel, die Armen, und vomiren dann Ghaſelen.

Da Platen zu den bedeutendſten Repräſentanten der bezeichneten Richtung gehörte, ſo war es nicht zu verwundern, wenn er ſolche Aeußerungen auf ſich bezog, aber daß ſie ihn in ſo maßloſer Weiſe reizen würden, war weder zu erwarten, noch iſt es zu entſchuldigen. Den Ruhm, der über ſeinem Grabe bei Syrakus ſprießt, den Platz in der Walhalla, den Immermann ſelbſt ihm freudig zuerkannte, als die Zeit Bitterkeit und Verdruß aus ſeiner Seele getilgt hatte, den hat nicht ſein romantiſcher Oedipus ihm eingebracht, andre Dichtungen ſind es, die Platens Namen in die Nachwelt tragen.

Immermann, der bisher auf jeden Angriff geſchwiegen, ergriff dies Mal die Feder, weil ihm der Gegner des Kampfes würdig ſchien, weil er zwiſchen ſich und Platen einen Gegenſatz fühlte, den er ausdrücken zu können hoffte, und weil endlich die Bekannten und guten Freunde durch ihre wohlgemeinte Theilnahme mehr aufregten, als beſchwichtigten. In ſeinen Maskengeſprächen legt Immermann das ſeltſame Geſtändniß ab, er habe den Oedipus Platens nie geleſen. Die Freunde ſchilderten die Satyre als ein Denkmal von der Begeiſterung des Haſſes, wie es noch nicht in deutſcher Sprache exiſtirt habe, und ſo ließ er ſich nur den Inhalt derſelben von ihnen erzählen, um die Schlachtordnung kennen zu lernen. „Ich wollte mir die Laune nicht verderben zu meinem Gepläukel", ſagt er, „ich meinte, es könne mir doch etwas Menſchliches begegnen, ſähe ich mich ſo ſeltſam abconterfeit, und darum ließ ich mir am Bericht vom Bilde genügen. Nun konnte ich ohne Verdienſt von meiner Seite bei der Sache leicht in Faſſung bleiben. Gemeinheit trifft nur den gemeinen Angreifer, der ſich tragiſch

überbäumende Haß lehrt durch ſeinen Purzelbaum dem Publico nichts von mir, ſondern nur die Poſitur des Grafen Platen, und wo er wirkliche Schwächen meiner Dichtungen berührt haben mag, kann er doch immer nur hinter meiner eigenen Selbſterkenntniß zurückgeblieben ſein."

Eine vierzehntägige üble Aufregung durchgemacht zu haben, geſtand er im Stillen dem Bruder zu, dann fing er an die Sache leicht und heiter zu betrachten und befreite ſich von allem inneren Mißbehagen völlig, indem er ſeinen, „im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier" ſchrieb. Eine literariſche Tragödie nennt er das kleine Heft, welches nach einer proſaiſchen Vorrede in 22 Gedichten Immermanns Gegencomplimente an Platen enthält. Alles Perſönliche, Moraliſche iſt darin ſtreng vermieden, das Aeſthetiſche deſto ſchärfer angegriffen, und zwar mit einer Handhabung der Sprache, die zeigt, daß auch er der Form mächtig iſt, wenn ſein Vers gleich nicht die glatte Politur und feine Rundung der Platenſchen Metrik beſitzt. Die Vorrede charakteriſirt die Beſtrebungen ſeines Gegners, und tritt mit erbarmungsloſer Schärfe dem falſchen Schein entgegen, der ſich für Poeſie ausgiebt, ohne doch deren Herzſchlag zu beſitzen. Nicht einmal die Form im höheren Sinne erkennt er Platen zu, ſo ſehr ſeine Trimeter und Tetrameter zu loben ſind. Denn die Form im künſtleriſchen Sinne gebraucht iſt die lebendigſte und conſequenteſte Darſtellung harmoniſcher Einheit und eines inneren poetiſchen Lebensgeſetzes durch die ganze Conſtruction eines Gedichtes, und dieſe vermißt Immermann durchaus in den Dichtungen des Grafen. Streng tadelt er ferner die Nachahmung der Antike und gerade des Ariſtophanes, desjenigen attiſchen Dichters, der ſich am allerwenigſten zur Reproduction eigne und ſpricht endlich der Polemik überhaupt das Recht ab als Poeſie zu wirken. Die Polemik iſt Negation, nur das Poſitive iſt das Element der Kunſt, die auch in ihren wunderlichſten und

verkehrteſten Geſtalten dieſe im Zuſammenhange mit der allgemeinen vernünftigen Ordnung der Dinge darſtellt. —

Daß es Immermann gelingt in ſeinen alſo eingeleiteten Sonetten und Trochäen der poſitiven Schönheit eine Stelle zu bewahren, iſt das vornehmſte Lob, das wir ihnen ſpenden können. Die höhnenden Worte, mit denen er die Schwächen des Gegners ſchonungslos herauszukehren ſucht ſind witzig, ſcharfſinnig, piquant, doch auch in ihnen iſt nur die Negation ausgedrückt, die der Verfaſſer ſelbſt als unpoetiſch bezeichnet hat. Zwiſchen die Züge dieſer Polemik ſtreut aber ſeine reiche Natur poſitive Klänge, wie ſie nur der warmen Dichterbruſt entquellen, und es erquickt uns, wenn wir in den Sonetten Verſe finden wie die folgenden:

## IX.

Wir andern ſingen, wenn das Herz uns voll;
Zufrieden, ſo das Lied, gleich einer Blume
Den Lenz der Seele kündet. Was vom Ruhme
Uns winkt, das komme, wie es mag und ſoll.

Du aber haſt verſtänd'gender Apoll,
Expreß dich reſervirt, im Heiligthume
Der Gröſſe, von dem deutſchen Publicume
Einzucaſſiren der Bewunderung Zoll.

Nun, unſerm Lied, dem ſannen roſige Dirnen
Und muntre Knaben nach, und Männerſtirnen,
Und tröſtend drang es ſchon in Kerkergrüfte.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

## XIII.

Nun hör' die Lection! Du haſt noch nie
Ein ſtark Gefühl der Menſchheit ſtark geſungen,
Und Deine Saiten ſind nur ſtets erklungen
Von Hochmuth und von welker Theorie.

Jetzt lerne was. So macht's die Poeſie:
Mit goldnem Eimer, leicht und kühn geſchwungen,
Zum tiefſten Grund des Weltborns hingedrungen,
Schöpft ſie der Ding' urächtes Was? und Wie?

Und bringt's herauf. Bringt Königsherrlichkeit,
Bringt Liebesglut, und Heldenzorn und Streit,
Und Allen bringt ſie, was wir Alle fühlen.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

## XIV.

Von allen Stengeln grüßen holde Blüthen,
Von jedem Baume glänzt die weiße Krone,
Die Sonne ruht auf Saphirblauem Throne,
Und ihren Lenz ſiehſt Du die Fürſtin hüten.

Graf Platen wandelt, wo die Vöglein brüten
In luft'ger Aeſt' umgrünten Pavillone,
Es glüht ihn an die Tulp' und Anemone,
Und aus den Kelchen flüſtern zarte Motben.

Und Engel ſtehen auf der Lilien Warten,
Und ſingen leiſ' in Tönen, ſüßen, linden
Die Wunder, die den Herren offenbarten.

Den Grafen nur verdreußt die ganze Sache,
Auf: „Frühling", quält er ſich, den Reim zu finden,
Und keinen, weh! giebt ihm die deutſche Sprache.

## XV.

Das Große reifet langſam. Viele Lenze
Bedarf Natur, die Eiche zu vollenden,
Lang ſchläft der Marmor in des Felſens Wänden,
Und wächſt Aeonen, daß zuletzt er glänze.

Am höchſten hangen ſtets der Anmuth Kränze,
Erreichbar nur geprüften Meiſterhänden,
Mit Kraft begannen, die mit Schönheit enden,
Und Reiz iſt ſtets der Kunſt, der wahren, Grenze.

Du, der du ſprangſt ſo fertig aus dem Nichts,
Geleckten und lackirten Angeſichts;
Gleichſt einer Spielerei, geſchnitzt aus Kerbe.

Schienſt gerne Marmor, ja, ich glaub's mein Sohn,
Allein zu raſch ging's mit der Formation;
Man riecht den Firniß, und man fühlt die Borke.

Die beiden Parabasen, welche die letzten Nummern ausmachen, sind ein wenig ausgesponnen, doch auch nicht ohne Schönheit, und wir heben aus ihnen noch die folgenden Verse hervor, in denen der Dichter seine eigne Stellung und Weise kennzeichnet.

In dem grünen deutſchen Walde ſtand ein grüner deutſcher Baum,
Aufgenährt mit Frühlingsſäften, aufgewiegt im Frühlingstraum.
Ehrfurchtsvoll blickt er emporwärts zu den großen heil'gen Eichen,
Deren Aeſte, Lauben wölbend, bis zum Stuhle Jovis reichen.
Niemals hat er ſich verglichen, wie gewiſſes dürres Holz,
Jenen Rieſen, nein, er grünet, ohne Ruhmſucht, ohne Stolz.

Aber was die Wurzeln sogen aus der Erde, strömt' hinauf
In den rauhen Stamm, und strömte klarer dann mit reinerem Lauf
Lud sich aus in sanfte Blätter, jauchzt' in bunter Blüthen Scheine,
Rauher Stamm, und sanfte Blätter, bunte Blüthen waren seine.
Also glich der Baum mit nichten dem pelzten Fabrikat,
War, wie die Natur nun einmal Lieb und Lust zu schaffen hat,
Die den Berg, den Baum des Waldes nicht bringt in die Schleifungsmühle,
Und doch dünken beid' im Ganzen schön dem richtigen Gefühle.
Herrlich freut' er sich des Schmuckes, aber gar nicht allzusehr,
Bildt es hübsch an Brüderstämmen, freut' er sich wahrhaftig mehr.

Immermanns Vertheidigung würde reiner gewirkt haben, wäre sie nicht von seinen Gegnern gestiffentlich mit der derben und rohen Spottschrift zusammengeworfen, welche Heine, der ebenfalls von Platen scharf mitgenommen war, gegen diesen erließ und leider Immermann zueignete. Es entspann sich ein wüthender Federkrieg für und wider ihn in den Journalen, und fehlte es gleich nicht an anerkennenden und lobenden Zuschriften, so hatte Immermann doch viel Widerwärtigkeiten und ungerechte Angriffe durch die Sache zu erdulden. So gern er endlich damit abgeschlossen hätte, konnte er nicht einmal vermeiden, daß er materiell von seinem Cavalier mehr beschwert wurde, als von irgend einer andern seiner Arbeiten. Die Schrift wurde von Campe in Hamburg verlegt; dieser wünschte aber der Beschleunigung wegen, daß Immermann

den Druck und die Versendung selbst besorge. So ward der Autor Corrector und Spediteur seiner Polemik und war herzlich froh, als der Fuhrmann ihm endlich das Zeug vom Halse schaffte, und er sich wieder heitereren Dingen zuwenden konnte. Und das gelang ihm bald, und nach kurzer Zeit finden wir ihn bei seinem liebenswürdigen Epos: dem Tulifäntchen aufs Beste beschäftigt.

Wir wissen, daß die erste Anregung zu dieser Dichtung bereits in Münster entstanden war, daß die geckenhafte Erscheinung eines kleinen Grafen damals die satyrische Laune Immermanns reizte, und sehen mit wahrem Vergnügen wie der Spott sich in harmlosen Humor gewandelt hat, und wie dieser in der glücklichsten Weise die Saiten der Dichtung durchklingt.

„Soll ich etwas über das Gedicht sagen", schreibt Immermann kurz nach seinem Erscheinen, „so würde ich aussprechen, es ist dem Stoffe nach das einzige Epos, das in unserer Zeit möglich war. Die Darstellung des sittlichen und geistigen Heroismus, ohne die geringste sinnliche Länge und Größe. Die alte epische Welt hatte diese zu jener, uns fehlt sie. Daher ist es Epos und Parodie des Epos zu gleicher Zeit. — Der Form nach aber unterscheidet es sich von ähnlichen Werken unirer Literatur dadurch, daß es nirgends hinausgeht in das Willkürliche einerseits, und in die philosophische Beziehung andrerseits, sondern wenn man einmal dem Dichter seinen ursprünglichen Ausgangspunkt und die Situation im Allgemeinen zugegeben hat, diese und nur diese naiv und plastisch fortspinnt. Es erbaut aus Elementen, die an und für sich ganz abgeschmackt aussehen, eine Welt, der man eine gewisse innere Natürlichkeit zugestehen muß."

Tulifäntchen ist die Geschichte eines Däumerlings, der äußerst ritterlich und tapfer gesinnt die größten Heldenthaten im Kleinen verrichtet, und dem endlich nach den Beschwerden

und Täuſchungen des Lebens ſich das Reich der Geiſter Giniſtan auftut, wo im ſeligen Reigen eine neue Welt ihn umgiebt. Dort findet er reichen Erſatz für alle Mühſale ſeiner Pilgerfahrt in dieſer harten Welt, und die zarte Liebe der holdeſten Elfe Roſalinde läßt ihn die Unbill vergeſſen, welche er im irdiſchen Leben durch die treuloſe Gemahlin erlitten hat.

In heiterer Betrachtung beſpiegelt das Gedicht die Welt, weil der Dichter ſelbſt mit dieſer Stimmung an ſein Werk gebt, weil der herbe Spott ſich löſte, und in das beſchauliche Lächeln überging, das über der Tiefe des ſtiller gewordenen Gemüths mit gleicher Ruhe ſpielt. Dieſe ſchöne Stimmung durchklingt das ganze Gedicht, das leicht und liebenswürdig auf heiterer Bahn dahin gaukelt, ſich nicht ſelten auf ſich ſelbſt beſinnt, lächelnd umkehrt, und ohne alle Haſt dem Ende zuſtrebt.

Auch die äußere Form des Gedichtes können wir vollkommen gelungen nennen. Der Ton der Romanzen iſt überall ſchön gehalten und die heroiſchen Wechſelreden, die an einigen Stellen die Erzählung unterbrechen ſind vortrefflich. Vielleicht blieb der gräfliche Gegner mit ſeiner metriſchen Strenge nicht ohne Verdienſt um dieſe Form, und regte Immermann zu einer Sorgfalt in derſelben an, die zu beobachten ihm bei ſeiner Arbeitsweiſe ſchwer fiel. Er trug ſeine Pläne meiſt lange in ſeinem Innern und kehrte immer wieder zu den einmal ergriffenen Ideen zurück, wenn die Weiſe, in denen er ſie auszudrücken ſuchte gleich unter wechſelnden Eindrücken ſchwankte, und die äußere Geſtalt ſich vielfach wandelte. Zuletzt drang durch allen Wandel die erſte Conception wieder hindurch, die aus einer Nothwendigkeit ſeiner Natur entſprungen war, und die ihm keine Ruhe ließ, bis ſie ſich von ihm abgelöſt hatte. War das geiſtige Kind in ihm erſt zur Reife gediehen, ſo gewann es unglaublich ſchnell die äußere Geſtalt, und in ſeiner Proſa ſchmiegte ſich das Wort um den Gedanken, wie das naſſe

Gewand um die Statue. In ganzen Bogen von Immermanns Manuſcripten iſt keine Correctur gemacht, und doch iſt ſein Styl ſo klar und durchſichtig als plaſtiſch geſtaltet. Weniger verträgt aber der Vers dieſe ſchnelle und leichte Arbeitsweiſe, und wo Immermann eine Form anerkannte dadurch, daß er ſich ihrer bediente, hätte er ſich derſelben mehr fügen, ſie ſorgfältiger behandeln müſſen. Ben Jonſon, der Zeitgenoſſe Shakeſpeares tadelt dieſen, weil ihm die Schauſpieler nachrühmten, er habe nie eine Zeile die er geſchrieben, ausgelöſcht und wünſcht, daß er es oft gethan hätte. Daſſelbe wünſchten wir auch Immermann, wünſchten, daß er Manches überarbeitet, ruhiger geprüft hätte, daß er die äſthetiſch gültige Behandlung des Verſes über die ſubjective Stimmung geſetzt hätte, die ſich ſo oft in ſeiner kühnen Handhabung deſſelben ausſpricht. Nicht ſelten gelingen ihm wohl kühne Wirkungen, ſein Wort klingt zuſammen mit den höchſten Ahnungen der Seele, es ſcheint als ſchüfe er ganz neue Töne, in den gewaltig dahin rauſchenden Worten und in einzelnen Momenten fehlt ihm auch ſüße Anmuth nicht, namentlich in ſeinen Sonetten; aber dennoch iſt er nicht der Meiſter des Verſes, wie er der Meiſter der Proſa iſt. Vielleicht fehlte ihm ein wenig die leiſe Unterſcheidung des Klanges im Wort, wie ſie ihm ganz entſchieden für die Laute der Muſik abging, von denen er nur allgemein behagliche und erquickliche Eindrücke empfing; und jedenfalls war es ſchwer auf ihn zu wirken, wo ſeinen Freunden Mängel in der Form ſeiner Verſe empfindlich waren. Ihren Angriffen gegenüber konnte er ſich ſogar mit einem gewiſſen Behagen an das hängen, was Andere tadelten und hie und da den Humor eines Reimes über ſeinen Klang ſetzen, in einer Weiſe die das Maaß der Schönheit überſchritt. Nahm er einmal aus eignem Antriebe Ueberarbeitungen vor, ſo blieb ihm der Gewinn derſelben zweifelhaft, und die Frage ungelöſt, „ob es nicht beſſer ſei, jedes Werk in ſeiner erſten Geſtalt zu geben, da wir doch

mit keiner Feile es zu einem vollkommenen machen können, und da alle Erzeugungen weiter Nichts sind als Fingerzeige, wie weit der Erzeuger damals gekommen war." Als das Tulifäntchen in heitern Sommerwochen schnell niedergeschrieben war, empfand er wohl selbst, daß sein Miniaturheld auch etwas mit der Sorgfalt der Miniaturmalerei ausgestattet sein müsse, damit Form und Gedanke gehörig harmonirten, und sandte das Manuscript darum zur Beurtheilung an Beer. Dessen kritisirende Bemerkungen ließen ihn auch Manches ändern und feilen und Unregelmäßigkeiten des Verses verbessern, und er glaubte nun zufrieden sein zu dürfen. Der Trochäus, in dem das Gedicht sich bewegt, hat einen eigenthümlichen Klang durch den häufigeren Gebrauch von Spondäen, besonders am Ende der Verse. „Dies ist absichtlich", schrieb Immermann, „um dem für leichte, lockre Sujets brauchbaren aber nur gar zu leicht ton- und charakterlos werdenden Metro, etwas mehr Consistenz und Masse zu geben. Die Assonanz ist als Emblem, wo sie sich ungesucht darbot,, und dann mitunter durch zwei oder gar drei Sylben fortlaufend, gebraucht worden, nicht als System. Eine Sprache, wie die deutsche, worin der Vocal so wenig herrscht, kann mit der Assonanz nicht viel wirken, sie muß, wenn sie durch den Gleichlaut Effect machen will, vollständig reimen. Es ist daher nicht wohlgethan, auf jene Form Mühe zu verwenden, da sie bei uns doch keine Norm werden kann."

Tulifäntchen fand aber noch einen strengeren Revisor als Beer gewesen war, in Heine. Dieser fand nämlich das Manuscript bei dem Verleger Campe und war so erfreut von der Anmuth und Lieblichkeit der Dichtung, wie überzeugt, daß dieselbe noch einer Verbesserung der Metrik durchaus bedürfe. Mit kühnem Griff entzog er die Handschrift den Händen des Druckers, und sandte sie in der liebenswürdigsten Weise an Immermann zurück. Hatte Heine diesem durch die Zueignung im dritten Bande seiner Reisebilder keinen besonderen

Dienſt erwieſen, ſo erzeigte er ihm hierdurch dagegen eine wirkliche Wohlthat. Denn weit entfernt ſich mit allgemeinem Lob und Tadel zu begnügen ſchrieb er ganze Bogen voll verſtändig eingehender Bemerkungen und ſchlug ſo glückliche Aenderungen vor, daß ſie Immermann nicht nur in den meiſten Fällen faſt wörtlich benutzen konnte, ſondern auch für ſeine künftigen Arbeiten Gewinn aus denſelben zog.

Tulifäntchen iſt Beer gewidmet, der die werdende Arbeit mit anregender Theilnahme begleitet hatte, und deſſen Freundestreue ſich bei dem Platenſchen Streite wieder in ihrer ganzen Zuverläſſigkeit bethätigt hatte.

„Aus dem Stübchen, eng, umgrünet
Von der Linde, der Akazie,
Aus dem Stübchen, das die Malve
Anlacht mit dem runden, rothen
Vollgeſichte, ſchickt der Vater
Mich zur großen Stadt Paris.“

heißt es in der Zueignungsepiſtel, in welcher Immermann ſeinem Hange ſich zuweilen ganz individuell gehen zu laſſen in liebenswürdigſter Weiſe genügte, und ſich ſelbſt in folgender Weiſe dem Freunde ſchilderte.

„Er ſei ganz und gar der alte
Grillenfänger, unter ſtrengem
Zauberbanne Wechſel duldend,
Jetzt in troſtlos — öde Wüſte
Hingeſchleudert, und zurücke
Dann mit einem Schlag geſchmeichelt
In das jüngſte Paradies.
Manch ein Edler will ihn anders,
Er will manchen Edlen anders,
Er bleibt er, ſie bleiben ſie.
Und ſo leben Welt und Dichter
In dem wunderbarſten Einklang.“

Als Tulifäntchen aber wirklich in die Welt hinaustreten sollte, hatte es viel mit der Zeiten Ungunst zu kämpfen. Der Verleger verzögerte lange den Druck und als das Gedicht endlich im Herbst 1830 erschien, war die Julirevolution ausgebrochen, durch welche der Buchhandel in Stocken gerieth, oder doch nur von politischen Schriften Erfolg zu hoffen war. Unter diesen Umständen konnte man nicht wagen das Gedicht illustrirt herauszugeben, wie ursprünglich die Absicht gewesen war, und wie es Immermann lebhaft gewünscht hatte. Ein Kreis der Düsseldorfer Künstler, von welchen Tulifäntchen mit der lebhaftesten Freude aufgenommen war, hatte nämlich Zeichnungen dazu entworfen, die alle nicht ohne Werth waren, und von denen einige sogar ganz ausgezeichnet schön sind. Leider sind sie in der Anlage nicht so übereinstimmend, daß man sie geeignet fand, bei einer späteren Illustration benutzt zu werden, obgleich die Namen Bendemann, Schrödter, Schadow, Lessing und Mücke sie zieren.

Als Immermann wie wir wissen im März den Cölner Carneval kennen lernte, hatte dieser ihm zwar keine besondere Freude gewährt; doch aber des Dichters Phantasie schöpferisch angeregt. Das bunte Treiben der Menschen und die alte dunkle und winklige Stadt, die scherzhaften Begegnungen auf Markt und Straßen, und der Eindruck einiger nächtlichen düstern Begegnungen hatten seltsame Gegensätze geboten, und in seiner Seele Bilder erweckt, welche sich allmälig zu einer Erzählung gestalteten. Noch in diesem Sommer wurde der Carneval und die Somnambüle niedergeschrieben, erschien aber erst 1830 mit dem neuen Pygmalion und der schelmischen Gräfin bei Cotta unter dem gemeinsamen Titel: „Miscellen“. Der früher besprochene Pygmalion besitzt den Vorzug einer einfachen Composition, der Carneval ist dagegen piquanter, geistreicher, spannender; durch die Schönheit des Styles sind beide gleich anziehend. „Die Erzählung ist nicht Novelle genannt“, schreibt

Immermann an Beer in Bezug auf den Carneval, „und wenn man daher den Anſpruch ſtrenger Geſchloſſenheit an ſie macht, ſo kann ſie ſich mit ihrem Titel entſchuldigen. Es ſoll ein Fragment aus Memoiren ſein, und wie Memoiren dahin und dorthin ſchweifen, hier verweilen, dort eilen, ſo thut es die Compoſition dieſem Gange nach, der ſich durch den Wechſel der Einkleidungen noch deutlicher in ſeiner Beſcheidenheit manifeſtirt. Uebrigens hat ſie denn doch ein Geſetz, welches ſich durch das Ganze zieht, und ſie beſteht nicht blos aus Details. Denn Alles dreht ſich um den Gegenſatz beſchränkter oder verbrecheriſcher Energie des Wollens, und unpractiſcher Weite des Sinns, die, welche wollen, bringen es nicht zu Reſultaten, und der, welcher nichts entſchieden will, bringt alle Schickſale hervor. — Aus dieſem Gegenſatze entſpringen alle Situationen und die Kataſtrophe.“

Dieſe Gegenſätze ſtellt der Dichter nun in den vier handelnden Perſonen der Erzählung dar. Der Held iſt eine der ächt deutſchen Naturen, in denen innerlicher Reichthum nicht nach außen zur kräftigen Geſtaltung durchdringt. Eine ohne tieferes Bedürfniß geſchloſſene Ehe verbindet ihn einer reich begabten, durch Leben und Erziehung mehr glänzend als gemüthvoll entwickelten Frau. Adolphine erkennt im Zuſammenleben den Werth des Mannes, aber ihre Ehe iſt keine befriedigende, weil dieſer dennoch nicht ihr Haupt und Herr iſt. In einer eiferſüchtigen Regung zerreißt die Frau beinahe das Band derſelben, indem ſie unbedacht die Vergangenheit in die Gegenwart hineinzieht. Eine Somnambüle hatte Guſtav, ſo iſt der Name des Mannes, vor Jahren Intereſſe eingeflößt, und wie er glaubte ihm ihr Herz geſchenkt. Das Dunkel, was über der Begebenheit ruhte, iſt ſeiner Frau durch Papiere erhellt, die zufällig in ihre Hand gekommen ſind. Ihre Eiferſucht zeigt ihr jene Sidonie, die verführt und betrogen, und von ihrem Verführer mißbraucht wurde, im Licht einer gemeinen

Verbrecherin. Sie will den Gatten prüfen, geheimnißvolle Worte locken ihn auf den Cölner Carneval, wo sie selbst unter täuschender Maske demselben begegnet. Aber das herausgeforderte Schicksal rächt sich. Von der Falschen verscheucht, findet Gustav an einsamer Stätte büßend die wahre Sidonie, dem Tode nahe. Leise Töne dringen zu ihm, die Kranke singt:

„Das Herz verblutet und zerrissen,
Die Seele voll von jeder Qual,
Mein Leiden und mein krank Gewissen
Bring' ich vor Deines Auges Strahl.
Ach keiner möchte solche Gaben,
Kein Mensch, der selber schwankt und irrt;
Du aber lächelst, nimmst erhaben
Was von der Welt verworfen wird."

Gustav tritt zu Sidonie, deren tragisches Geschick jetzt erst den Eindruck auf ihn macht, von welchem die Leidenschaft der Gattin sein Herz erfüllt glaubte. Trauer und Wehmuth im Herzen, kehrt Gustav, schwer verletzt in ihrem Gefühl Adolphine heim. Als sich entdeckt, daß der Verführer Sidoniens dereinst auch Adolphinens Herz besaß und betrog, wächst die gegenseitige Verstimmung, und es scheint nur der Ausweg einer Trennung da, die von Beiden vorbereitet wird. Aber die Heiligkeit der Ehe ruht so tief im deutschen Sinn, gleicht so mächtig alle Differenzen aus, daß im Augenblick des Scheidens die Gatten sich wieder in die Arme fallen und ein neues Leben miteinander beginnen. — Zwischen diesen ernsten Zügen fehlen Schnörkel und Arabesken nicht wie unser Autor sie liebt, und zeigen sich in einer Gruppe humoristischer Gestalten die gar nicht mit der Handlung verwoben sind. Manche Züge, die in die Erzählung hineinspielen, scheinen Reminiscenzen aus Immermanns kriminalrichterlicher Thätigkeit. Sorgfältig setzt er gerichtliche Untersuchungen wider die unglückliche Sidonie aus-

einander und giebt dabei Details, die kaum zur Entwickelung nothwendig wären. Auch dieſe Erzählung konnte leider wegen buchhändleriſcher Schwierigkeiten in Immermanns geſammelte Schriften nicht aufgenommen werden und iſt darum weniger bekannt geworden als ſie es zu ſein verdient.

Der Sommer verlief äußerlich wenig freundlich. „Der liebe Gott ſcheint in dieſem Jahre alle ſeine Reſervetonnen auszuleeren, wir ſchwimmen hier beinahe weg, ſeit dem Junius täglich Regen und Regen!“ ſchreibt Immermann in der zweiten Hälfte des Auguſt, und klagt daß er ſeit Monaten eine Zeit des Verdruſſes und Mißmuths durchgemacht habe, oft ganz hypochondriſch geweſen ſei, und an Schlafloſigkeiten gelitten habe. „Freilich“ ſetzt er hinzu „haben dieſe das Gute für mich gehabt, daß ich mehr geleſen, als ich wohl ſonſt gekonnt hätte. Manche Nacht iſt mir bei dem Buche vergangen.“ Leider mußte er auch in dieſem Jahre aus dem gewöhnlichen Grunde die Erfriſchung einer Reiſe entbehren, und ſich an den Abwechſelungen genügen laſſen, welche vorüberziehende Freunde in ſein ſtilles Leben brachten. Daß eine Krankheit Hermann Immermanns Ferdinand nöthigte ſeinen beabſichtigten Beſuch aufzugeben, nach welchem die Brüder gleich innig verlangten, war eine große Entbehrung. Erfreulich war dagegen wiederum ein längerer Aufenthalt Beers in Düſſeldorf, mit dem zugleich W. v. Normann ſich einfand, um die briefliche Bekanntſchaft durch ein perſönliches Zuſammenſein mit Immermann zu vervollſtändigen. Auch W. Alexis hielt ſich, von Paris kommend, ein Paar Tage in Düſſeldorf auf. „Wir haben ganz artig mit einander gelebt“, ſchreibt Immermann von dieſem Zuſammenſein, „eigentliche Berührungen hat es aber nicht abgeſetzt. Das iſt nun ein Kritiker von Fache, und überall, wo ich hintippte, fand ich literariſche Unkunde und Mangel an allem Syſtem. Ich Ignorant wurde im Stillen ganz hochmüthig, denn ich fand, daß ich doch noch mehr geleſen hatte

als der geſtrenge Kunſtrichter. Das ſind nun die Menſchen, die uns vorſchreiben, wie wir dichten ſollen. Nach jenem Beſuche wandte ich mich wieder einmal zu dem Studium der Leſſingſchen Dramaturgie. Der Alte hat vor 70 Jahren ſchon alles ſchlicht und vernünftig geſagt, womit ſich die neuſten Lichter in hochtrabenden Phraſen jetzt brüſten." Erſcheint das Urtheil über W. Alexis auf den erſten Blick hart, ſo wird es gemildert wenn wir an einer andern Stelle ausgeſprochen finden, wie hoch Immermann die Aufgabe des Kritikers anſieht. „Ich ſchätze die Würde der echten Kritik ſehr hoch", ſagt er, „ſie iſt auch für den Dichter unſchätzbar, denn indem ſie ihm dunkle Schwächen ſeines Innern aufdeckt, bringt ſie ihn in den Jahren, wo die höhere Kunſtſtufe für ihn beginnen ſoll, dahin, nichts mehr zu verſuchen, als was ſeinen Kräften gemäß iſt. — Das iſt das Beſte, was der Menſch gewinnen kann. Was hätte ich mir für äſthetiſche Sünden erſparen können, wäre ich bedachtſamer, beſonnener geweſen! Soll es denn überall ſo ſein, daß man immer erſt ein Bein bricht, um gehen zu lernen?" Härings Bedeutung erkannte übrigens Immermann nach andern Seiten gern an. Er lobte ſein Talent für Genremalerei, ſeine geſchickten Scenerien, die Beobachtung mit der er hübſch, wahr und kräftig nicht ſelten auch originell ſeine Figuren auf dieſem Gebiete zeichnet. Nur vermißt er in ihm den Sinn für die höhern Verwickelungen des Lebens.

Wichtiger für Immermann als der Zug vorübergehender Sommergäſte war, daß Friedrich von Uechtritz um dieſe Zeit eine Stelle am Landgericht zu Düſſeldorf erhielt. Es war eine entſchiedene Förderung für den Dichter, daß er in lebendige Beziehungen zu einem Manne trat, der wie er ſelbſt das literariſche und poetiſche Schaffen als Mittelpunkt ſeines Strebens betrachtete, mit dem er alſo ein gleiches Intereſſe hatte und als mit einem Eingeweihten verkehren konnte. Die gründlichen Kenntniſſe des ernſten, hochgeſinnten Mannes gaben

außerdem dem Gespräch immer einen geistigen Inhalt, und die Weise wie er sich in der Platenschen Angelegenheit zu ihm stellte, schuf den Beginn der Freundschaft, die beide Dichter lebenslang verband. In den öfter erwähnten Maskengesprächen hat Immermann nicht nur sein Urtheil über Uechtritz ausgesprochen, sondern wir finden diesen selbst in dem rothen Domino im Wesentlichen charakterisirt, wenn der Autor sich auch gegen die oft ausgesprochene Ansicht verwahrte den Freund dort geradezu portraitirt zu haben. Und da ebenso Uechtritz in seinem Buche über die Düsseldorfer Künstler jenem Freundesverhältniß ein schönes Denkmal gesetzt hat, und wir ihm in den Blättern für Literarische Unterhaltung einen werthvollen Beitrag zu dem Leben Immermanns, namentlich in Beziehung auf seine Theaterthätigkeit verdanken, so dürfen wir hier nur noch im Allgemeinen hinzufügen, daß diese Freundschaft eines der Bande war, welche Immermann immer mehr an das Rheinland und an Düsseldorf fesselten.

In diesem Herbste dachte Immermann ernstlich an eine Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften und verhandelte darüber mit Julius Campe in Hamburg, welcher sich dem Verlage derselben geneigt zeigte. Der Druck sollte im Jahre 1831 begonnen werden, und ein Prospectus für 10 Bände ward entworfen, in welchem mehrere Sachen verzeichnet sind, die nie zur Ausführung gekommen sind. So „der Mexikaner, Novelle", „Graf Schwarzenberg, Trauerspiel", „Der Schwanenritter, Epos." In dem ebenfalls erwähnten Romane, der abwechselnd „Hermanns Wanderungen" und „die Zeitgenossen" genannt wird, erkennen wir dagegen die Epigonen in einem früheren Stadium wieder.

Der Mexikaner scheint nur ein loser Plan gewesen zu sein, dessen Inhalt in den wenigen vorhandenen Notizen nicht einmal recht erkennbar ist. Zu dem Schwanenritter kehrte der Dichter, wie wir sehen werden noch wiederholt zurück und der Schwarzenberg beschäftigte ihn eifrig sobald das Manuscript

der Miscellen an Cotta abgegangen war. „Wir wollen nicht rasten“ heißt es in einem Briefe aus dieser Zeit, „sondern gleich wieder vorwärts. Man muß in der dichterischen, wie in der kriegerischen Laufbahn die Niederlagen nicht scheuen. Sieg und Schlappe führen am Ende, wenn der Kern nur was taugt doch ans Ziel, wie der alte Blücher, oft geschlagen endlich nach Paris kam. — Ich kann wenigstens nach meinem Naturell nichts ersinnen, sondern muß Alles erleben und erdichten.“ Der Held des Trauerspiels war Graf Adam Schwarzenberg, der Sohn des im Türkenkriege ausgezeichneten kaiserlichen Feldherrn Adolf von Schwarzenberg, der anfänglich in kaiserlichen Kriegsdiensten stand, später als Rath in die Dienste des Herzogs von Jülich trat, in welchen er in die 1609 ausbrechenden Erbstreitigkeiten verflochten ward, und endlich in den Dienst Brandenburgs überging. Aus Immermanns Briefen sehen wir, daß es mehr die Zeit und ihre Verwickelung war, was ihn zu dem Stoffe zog, als die Persönlichkeit Schwarzenbergs, der ein eigentliches dramatisches Interesse abzugewinnen, dem Dichter nicht gelingen wollte. Die folgenden Verse fanden sich zwischen den zahlreichen Vorarbeiten zum Schwarzenberg und mögen als ein Ausdruck patriotischer Gesinnung hier bewahrt werden.

„Das Brandenburger Land
Birgt Edelsteine nicht, noch Gold im Schooß,
Doch Männer zeugt es bieder, brav und stark.
Und immer dünkt mich das das beste Land,
Wo uns die besten Menschen grüßen.
Denn Gold und Edelsteine schuf der Herr
Am zweiten Tag; den Menschen aber schuf er
Erst an dem sechsten, als sein höchstes Werk.

Weil eine ernste geistige Aufgabe Immermann die beste Begleiterin durchs Leben schien, so wandte er sich sobald der

Schwarzenberg aufgegeben war gleich wieder einer ſolchen, nämlich dem Alexis zu, jener großen Tragödie aus der Geſchichte Rußlands. — „Man ſteht“, ſagt er, „ſo lange man mit einer ſolchen Aufgabe zu thun hat, wie im Dienſt und als Beauftragter einer höhern Macht, und iſt gleich andern chargés d'affaires eximirt von den Plänkeleien des umgebenden Alltags.“ Die eigentliche Ausführung der Arbeit gehört aber erſt dem Winter 1830—1831 an, und ehe wir ihm zu derſelben folgen, haben wir noch einen Rückblick auf die Stimmungen des vergangenen Sommers zu werfen, und die Linien des äußern Lebens bis zu dem Abſchluſſe der Düſſeldorfer Anfänge zu zeichnen.

Nach der Vollendung des Tulifäntchen empfand Immermann die gewöhnliche Niedergeſchlagenheit, die dem Abſchluß ſeiner Arbeiten zu folgen pflegte, und in welcher er wieder einmal ſchrieb: „Ich fühle mich deprimirt, und bedarf einer Erfriſchung. Es fehlt mir die Communication mit freien, ſelbſtſtändigen Naturen, ich ſuche Austauſch, Berührung im Geiſt, in der Wahrheit, in den ewigen, eines Mannes allein würdigen Intereſſen.“ Den ganzen October hindurch, verſichert er kaum einen Menſchen geſehen zu haben; war aber fleißig bei der Arbeit, und zwar bei einer Recenſion der Beerſchen Dichtungen. Indem er dieſe mit dem vollen Antheil der Freundſchaft würdigte, nahm er zugleich Gelegenheit über die hiſtoriſchen Anforderungen an den Dramatiker ſeine Meinung zu ſagen, und verſuchte zu beweiſen, daß hinter dieſe ſich wieder nur das Geſchrei um die gemeine Naturwahrheit verſtecke, welche er als eine gründlich falſche Forderung anſah, da das Kunſtwerk gerade die Aufgabe habe, über das Gewöhnliche zu erheben.

Die ausführlichen Berichte Beers über ſein Pariſer Leben reizten Immermann daneben zur Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Literatur. Dieſe nahm auch gerade jetzt in ihren Jour-

nalen Notiz von dem Dichter, besprach den Hofer verständig und ehrenvoll und machte auch auf andre seiner Arbeiten aufmerksam. „Ganz ungemein werden Sie mich erfreuen", schreibt er dem Freunde „wenn Sie so in Ihren Mittheilungen aus Paris fortfahren, wie Sie begonnen haben. — Die Herrn Franzosen scheinen en grand galop eine poetische Schule machen zu wollen, wie sie die Constitution vom Jahre drei machten. Sehr merkwürdig ist auf jeden Fall dieses Ringen um ein frisches poetisches Leben und man muß das Phänomen aufmerksam beobachten. Doch fürchte ich, kommt bei dem ganzen Spektakel nicht so viel heraus, als die Leute beabsichtigen — aber die Absicht, mit der man das Neue hinstellt, oder erreichen will, zeigt, daß der Verstand sehr und das Genie minder thätig dabei ist. Nicht aus einem dunkeln, tiefen und innigen Drange geht diese französische Romantik hervor, sondern aus der Langenweile, an den bis zum Ekel abgegriffenen und durchgeprobten alten Formen, ferner aus einer gewissen Ambition um auch auf einmal frei und vielseitig wie die Deutschen und Engländer zu sein." Und weiter heißt es an einer andern Stelle, nachdem Victor Hugos Hernani ihm bekannt geworden war: „Hernani ist, wie ich längst eine Tragödie von den Franzosen erwartet habe, wie Einer sich dem Teufel verschreibt. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen bereits schrieb, oder sagte, daß ich immer die Voremyfindung hatte, wir würden für die Verachtung, womit die Franzosen unsre gährende und sprudelnde Literatur früher betrachteten noch einmal vollständig gerächt werden, und zwar durch Werke ihrerseits, welche alles Deutsche in Extravaganz und Tollheit weit hinter sich ließen. Die Reihe solcher Werke beginnt nach meinem Gefühl Hernani. — Eine Ausgeburt der vollendeten innern Kälte, die sich glühend und wahnwitzig stellt."

Innere Kälte schien Immermann überhaupt ein Zeichen unserer Zeit, nicht nur der französischen Literatur, und es ist

charakteriſtiſch, wie er dieſelbe auch in der Neigung derſelben zu der Muſik zu erkennen meinte. Ein begeiſterter Bericht Beers über die Aufführung von Mozarts Don Juan in Paris gab Veranlaſſung zu folgender Auseinanderſetzung über dieſe Kunſt und ihr Verhältniß zur Poeſie. „Wenn Sie mich für einen Feind der Muſik halten, ſo thun Sie mir bitter Unrecht. Es giebt wohl nichts, was mich oft ſo von Grund aus bewegt, erſchüttert und beglückt hat, als gerade ſie. Ich verſtehe nichts von der Sache; aber ich bin ein muſikaliſcher Naturmenſch. — Doch will ich, daß Alles zu ſeiner Zeit und an ſeinem Orte vorgenommen werde. Verdrängt die Muſik das Geſpräch unter den Menſchen, zerſtört ſie den Sinn für die beſcheidne Wirkung der Poeſie, ſo führt ſie uns ſacht der Barbarei entgegen. Das Wort iſt die unterſcheidende Gabe des Menſchen; was dieſes Heiligthum verletzt, was dazu beiträgt, dieſen höchſten und theuerſten Schatz unſres Geſchlechtes in Mißkredit und Verachtung gerathen zu laſſen, das erſcheint mir als ein böſes, und die eigentliche menſchliche Bildung vernichtendes Princip. — Ich verſtehe unſre Zeit wohl in ihrer Neigung zu jener Kunſt — wenn man kalt iſt, ſo ſucht man ſich zu erwärmen — und ich glaube deshalb, daß jene Sehnſucht nicht unbedingt zu verwerfen iſt, ich ſchätze ſie vielmehr als den Moment einer Kriſis, die durch das Beſtreben der Natur, ſich zu helfen, herbeigeführt iſt; niemals aber wird das jetzige Charivari als ein ſelbſtſtändiger Culturmoment in der Geſchichte daſtehn. Es iſt ein Durchgangspunkt, und wir müſſen abwarten, ob er zur völligen Aſthenie, oder zur Regeneration unſrer Zuſtände führen wird.

„Ich könnte in Alles, was Sie über Don Juan Rührendes ſagen einſtimmen, und müßte dennoch leugnen, daß auch eine Reihe ſolcher Opern die Tragödie einem wahr und richtig fühlenden Volke entbehrlich machen würde. Die Tragödie, wenigſtens die moderne, geht durchaus auf Darſtellung des

Charakteriſtiſchen aus, deshalb ſteht ja eben Shakeſpeare als Vater der Gattung da, weil die Charakteriſtik bei ihm auf das Höchſte getrieben erſcheint, weil die Handlung jedes ſeiner Stücke ſo individuell und einzig iſt, daß ſie ſich gar nicht in andern Perſonen wiederholen kann. Dieſe große Individualität ſcheint mir der Typus zu ſein, aus welchem eigentlich nationale Tragödien in der neuen Zeit herausgearbeitet ſein ſollen. Kein Held, kein König, kein Mädchen, keine Frau, kein Böſewicht Shakeſpeares ſieht den andern gleich. Das plaſtiſche Princip iſt in der neuern Tragödie, wenigſtens in ihrem vollendetſten Muſter, ſichtbar. Frage ich, ſteckt ſich denn die dramatiſche Muſik dieſes Ziel ab, kann ſie ſich überhaupt dieſes Ziel ſetzen? Ich glaube nicht. Das, was ich charakteriſtiſch genannt habe, iſt ja der Muſik, die ſich ſo ganz in einem lyriſchen Elemente bewegt, fremd, die Empfindungen und Affecte, Zorn, Freude, Schmerz, Stolz, Rache u. ſ. w. drückt ſie mit wunderbarer ſinnlicher Stärke aus, es ſind aber immer nur allgemeine Ausdrucksweiſen, es ſind, daß ich mich des Ausdrucks bediene, Darſtellungen der Affectionen, noch nicht gebrochen durch das Prisma menſchlicher Individualität. Oder wie unterſcheidet ſich denn der Leichtſinn Don Juans vom Leichtſinn im Figaro? Wie unterſcheidet ſich die Darſtellung der Liebesverhältniſſe in den verſchiedenen berühmten Opern? So kann man die Sache durch ſehr Vieles verfolgen. Ich glaube deshalb, daß die Oper und das Trauerſpiel ſich in ganz verſchiednen Sphären bewegen. Ich glaube, daß das Trauerſpiel nie die lyriſche Fülle der Oper, die Oper dagegen auch nie die geiſtige Würde und Hoheit der Tragödie erſtreben kann und wird. Die Eindrücke beider Kunſtwerke ſind ganz ſpecifiſch verſchieden, die Oper löſet in uns, was ſtarr iſt, auf, die Tragödie ſammelt, was in uns ſich zerſtreuen will. Ein für die Schönheit wahrhaft empfängliches Volk müßte, wie mich dünkt, zu beiden Erſcheinungen die gleiche Neigung mitbringen."

Im November meldete ſich Immermann wieder zu einer Stelle beim General-Auditoriat in Berlin, und als die Ausſichten auf dieſelbe ſchwankend wurden, gab er ſein bisheriges Amt als Inſtructionsrichter auf, „ſetzte ſich mit der Civilpartie der Juſtiz in Berührung, und verdiente jetzt ſein Geld mit Sitzen in ſchwarzem Mantel und weißen Bäffchen.“

Bis zur Weihnacht verfloß das Leben ziemlich ruhig. Immermann hatte ſich von allerhand Verbindungen losgemacht, durch welche er ſeine Zeit zu zerſplittern fürchtete, und die größere Geſelligkeit pflegte in Düſſeldorf überhaupt erſt mit der Carnevalszeit zu beginnen. Aber mit Vergnügen nahm er an wöchentlichen Zuſammenkünften Theil, in welchen ſich die jungen Maler zu vereinigen pflegten, und machte dieſe allmälig mit den Hauptwerken der antiken Poeſie bekannt. „Ich habe mit dem Sophokles und dem Oedipus rex begonnen“, ſagt er, „und ſo ſoll denn nach und nach das Uebrige daran kommen. Man merkt recht wenn man ſo ex professo die Sachen wieder vornimmt, wie unendlich die Alten gegen uns arme Barbaren im Vortheil ſtehen. Alles durch Mythus, religiöſe Beziehung, patriotiſches Gefühl ſchon auf einen Gipfel gebracht, von welchem der Dichter dann ſich zu einer unendlichen Höhe zu ſchwingen vermag. Wir müſſen dagegen das beſte Theil unſerer Kräfte damit vergeuden, den Stoff nur erſt in eine Lage zu bringen, wo er menſchlich und raiſonabel ausſieht. Deshalb wird auch kein modernes Werk den Zug der Mühe los, von dem wir ſo gar nichts in den alten Sachen ſehen.“

Der Jahresſchluß war auch dies Mal kein heiterer. „Als Philiſter der ſtricten Obſervanz, pflege ich um dieſe Zeit die Vergangenheit aufzurechnen“, heißt es in einem Briefe an Beer, „und ſehe leider immer, daß die Summe nicht viel bedeutet. Noch tritt dies Mal der Umſtand hinzu, daß ich vor einer weitſchichtigen Compoſition ſtehe, Tag und Nacht

darüber ſinne, und zage und beinahe verzweifle, daß ich der Aufgabe gewachſen ſei."

Auch im Januar ging es noch ſtill zu in der Klauſe des Poeten, und er fing an ein wenig zu klagen, daß gar nichts Erfreuliches von außen zu ihm dringe, bald aber zog ihn der Carneval wieder in ſeine bunte Bahnen. „Tagtäglich haben wir Bälle und Aſſembleen, die nach dem neuſten hier eingeführten Tone vor ſechs Uhr Morgens nicht endigen dürfen"; ſchreibt er im Februar ſeinem Bruder Hermann. „Auf dieſe Weiſe gehts im Galop der Schwindſucht zu. Vorgeſtern gaben die Stabsofficiere dem Prinzen ein Souper, wo wir uns Schlag Eins zu Tiſche ſetzten und halb vier Uhr aufſtanden. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit meinen Nachbarinnen, wir ſeien irrig zum Souper eingeladen, es ſei vielmehr ein **déjeuner nocturne**. Ich bin, wie Du ſiehſt, auch in den Strudel hineingeriſſen, und ſtrapeziere mich ab. In gewiſſer Hinſicht iſt dergleichen einmal im Jahre gut für mich, ich werde wirklich ſehr fett und faul, dieſe Fatiguen bringen einmal die alten trägen Säfte in Umlauf. Neulich habe ich ſogar wieder angefangen zu tanzen, nach ſiebenjähriger Pauſe. Ich hatte bis halb zwölf zugeſehen, wie oftmals, da ward ich dieſer Statiſten-Rolle überdrüſſig, ſtürzte in den Kreis und ſchwenkte mich bis zum Frühroth wild herum. Anfangs ergriff die Damen ein Schrecken über den lebendig gewordenen Stockfiſch. Als ſie aber ſahen, daß die Sprünge gingen, und ſolchergeſtalt eine unbekannt geweſene, ſehr praktiſche Qualität mehr in mir entdeckten, bin ich bei ihnen im Preiſe geſtiegen, und die Mädchen holen mich zum Cotillon. Das Komiſche bei der Sache iſt, daß man dieſes plötzlich ausgebrochene Tanzfieber nur aus einem Liebesfieber zu erklären weiß, welches mir eine der Ballroſen einzuflößen gewußt. Ich bin deshalb ſchon von verſchiedenen Pfifficis überaus fein befühlt worden, habe aber immer erwiedert, ich würde mich erſt im nächſten Carneval decouvriren."

„Künftigen Sonntag ſpiele ich den Fallſtaff. Wir geben aus dem erſten Theile die Scene mit dem Prinzen, und die Scenen des zweiten Aktes im wilden Schweinskopf. Aus dem zweiten die Rekrutenſcenen, und das Gelag beim Friedensrichter Schaal im fünften Akt. Gott helfe mir durch dieſen Schweiß! Ich kriege wenigſtens 10 Pfund Wolle und Watte auf den Leib.“

„Die Scenen wurden mit Laune und Luſt gegeben; Schadow ſpielte den Prinzen und war zum Verlieben ſchön; aber die edle Societät, vor der die ſublimen Dinge vorgetragen wurden, ſchwankte etwas zwiſchen Grauſen, Entſetzen und gänzlichem Geiſtesbankerott bei dem Anblick von Fallſtaffs wüſtem Fleiſchkoloß und ſeinen entſprechenden Scherzen. Ordentlich melancholiſch und doch höchſt tröſtlich erklang durch die Wüſte des Schweigens das einſame Lachen Uechtritz's und der drei oder vier Menſchen, die die Sache begriffen.“

Dieſe Aufführung war die Spitze und der Abſchluß der Winterfreuden. Nach ihr ſagte der Dichter für lange Zeit jeglichem Tande ab, eine ſtrenge Clauſur wurde beobachtet, und er gab ſich ſo viel als möglich der Arbeit hin. Fleißige Vorarbeiten zum Alexis förderten dieſe Dichtung innerlich, dann ging Immermann an den Roman, den er ſchon ſo lange im Kopfe getragen hatte, und vollendete zwei Bücher deſſelben. „Er hat jetzt den Namen bekommen: „die Epigonen“, ſchreibt er im April an Ferdinand, „und behandelt, wie Du aus dem Titel vielleicht ahneſt, den Segen und Unſegen des Nachgeborenſeins. Unſere Zeit, die ſich auf den Schultern der Mühe und des Fleißes unſerer Altvordern erhebt, krankt an einem gewiſſen geiſtigen Ueberfluſſe. Die Erbſchaft ihres Erwerbes liegt zu leichtem Antritte uns bereit, in dieſem Sinne ſind wir Epigonen. Daraus iſt ein ganz eigenthümliches Siechthum entſtanden, welches durch alle Verhältniſſe hindurch darzuſtellen, die Aufgabe meiner Arbeit iſt. Das Schwierigſte bei derſelben iſt,

wie Du begreifſt, aus dieſem verwünſchten Stoffe ein heiteres Kunſtwerk zu bilden, denn der Abweg in eine trübe Lazarethgeſchichte liegt ſehr nahe. Oft verzweifle ich auch an dem Gelingen, beſonders da mein eingeſchränktes Leben mich Vieles nicht hat ſehen und erfahren laſſen, was doch nothwendig in den Kreis meiner Arbeit gehört, und wobei ich mich daher auf eine gewiſſe Divinationsgabe verlaſſen muß. Einmal hat ſie mir beim Hofer geholfen, gegenwärtig wird ſie nun freilich noch in viel ſtärkerem Grade in Requiſition geſetzt."

Gerade während dieſer Epigonen-Anfänge machte Immermann die perſönliche Bekanntſchaft A. W. v. Schlegels, den er in jenem Roman nicht gerade glimpflich behandelt hat. Zunächſt traten ihm die ſchwachen Seiten des bedeutenden Mannes ſo ſtörend entgegen, daß er zur Freude an dem geiſtigen Verkehr nicht durchdringen konnte, endlich gelangte er aber durch die eitle Schale zu dem tüchtigen Kern. „Ich habe in Schlegel einen doppelten Menſchen kennen gelernt", ſchreibt er. „In Geſellſchaft, und überall, wo er ſich charmant machen will, iſt er eine curioſe Figur, beſucht man ihn aber auf dem einſamen Zimmer, hat er die Axel ab, und den Schlafrock angethan, ſo kann er allerliebſt natürlich, intereſſant und belehrend ſein. Sein Sinn für Poeſie iſt durchaus nicht erkaltet, nur kennt er die neueſte nicht, weil ihn ſeine indiſchen Studien ganz beherrſchen. Ein mit ihm in der Einfachheit verbrachter Abend wird mir immer eine angenehme Erinnerung ſein. Er machte uns ſehr hübſche Mittheilungen aus ſeiner grünen Jenaiſchen Periode, woraus man lernen konnte, daß es in unſerer Literatur von jeher viel geheimen Streit gegeben hat, auch da, wo der Schein der größten Einheit waltete."

Im Mai verließen Immermann und ſeine Freundin die bisherige ſehr beſchränkte Wohnung im Hofgarten, und bezogen ein geräumiges Haus in Derendorf, auf Hellenbachs Gute.

Es war freier gelegen als das bisherige, und durch ſeinen ſchönen Garten von dem Geräuſch der Landſtraße geſchieden. Die Entfernung von der Stadt war nicht ſo groß, um unbequem zu werden, und die täglichen Wege dorthin waren der Geſundheit Immermanns ſehr zuträglich. Er richtete ſich in den Zimmern zu ebener Erde ein, und in dieſen Räumen entſtanden die meiſten ſeiner tiefſten und reifſten Schöpfungen, denn erſt bei ſeiner Verheirathung verließ er aus Rückſichten der Sparſamkeit die ihm ſehr liebe Wohnung. Sie war übrigens beſcheiden genug, niedrig und von mäßigem Umfange, dazu mit dem allereinfachſten Hausrath ausgeſtattet. Das Pult, an dem Immermann meiſt ſtehend arbeitete, war nur angeſtrichen, die Stühle mit Binſen geflochten, aber ein kleines Muſeum von allerhand Schätzen ſammelte ſich nach und nach um ihn. Die Künſtler beſchenkten den Freund mit Zeichnungen und Skizzen, zwiſchen ihnen fanden ausgeſuchte Kupferſtiche Platz, und die edlen Formen der Antike wie einige Gebilde des Mittelalters boten in guten Abgüſſen ſeinem Schönheitsgefühl Nahrung. Dazu brachte er allerlei Raritäten und Erinnerungen von den Reiſen mit, welche er in den nächſten Jahren unternahm, und allmälig wurde es ſo voll und eng in den kleinen Zimmern, daß nur die genaue Ordnung, die Immermann in allen Stücken eigen war, die Behaglichkeit in denſelben erhalten konnte, welche Jeden aus ihnen anwehte. Grüne Bäume, blauer Himmel und Nachtigallenſchlag begrüßten den Dichter beim Eintritt in die neue Wohnung, und machten denſelben zu einem ſehr glücklichen. Darum quälte er ſich auch nicht, als die Production im Genuß des Lenzes ruhte, und er einige Monate lang keine Feder, als zum Tagelöhnerwerk rührte, ja kaum eine poetiſche Idee hatte, ſondern ließ einmal die Sache gehen, wie ſie ging, las viel und erfreute ſich an der Ausſicht auf einen Beſuch Ferdinands. „Ich bin zehn Jahre jünger

geworden, als ich Dein Verſprechen las", ſchreibt er demſelben. „Ja wohl iſt es Zeit, daß man ſich einmal wieder ſieht, ſonſt kriegt man am Ende Falten und Runzeln im Geſicht, in die der Andere ſich dann nicht zu finden weiß. Wie ſehne ich mich Dich wieder zu ſehen! Wie Vieles iſt in dieſen drei Jahren über unſern Häuptern weggegangen, was ſich gar nicht beſchreiben, ſondern nur beſprechen läßt. Ich kann mich immer noch nicht von dem Gedanken losmachen, daß zum ganzen Menſchen ein Stück Herz, Liebe und Theilnahme an Andern gehört, darum erſcheine ich auch vielen ſo altfränkiſch und einfältig. Wiſſen, nichts als Wiſſen, Verſtand, nichts als Verſtand! ſo lautet jetzt die Loſung. Du ſollſt es hier recht hübſch und bequem haben, und wir wollen Tag und Nacht miteinander ſchwätzen. — Daß Du Arbeiten gefunden haſt, die Dich wahrhaft intereſſiren, freut mich herzlich. Geiſtig wirken und ſtreben heißt leben, es giebt kein anderes Unglück, als das Unbeſchäftigtſein. Wenn wir zuſammen wären, ſo würde ich mich Deinen Studien anſchließen. Ich muß mich doch nach irgend einer Seite hin begründen, und da ein mangelhafter Jugendunterricht mich im klaſſiſchen Alterthum gar zu ſehr ohne Weg und Steg gelaſſen hat, ſo wird es wohl am Beſten ſein ſich im Mittelalterlichen, Alt-Deutſchen feſtzuſetzen. Leider fehlt es mir, der ich nicht ſo recht zum einſamen Selbſtunterricht organiſirt bin, hier an einem Mitlernenden, auch an den Hülfsmitteln zur Arbeit."

---

In neuen, anmuthenden Umgebungen, mit froher Ausſicht auf ein ſchönes Wiederſehen, mit friſchem Blick in die großen Aufgaben ſeiner Zukunft ſehen wir den Dichter, nun wir ihn bis zu dem Zeitpunkt begleitet haben, den er den

Schluß der Düſſeldorfer Anfänge nennt. Der Ausbruch der Julirevolution war vor der Thür, mit ihr fand „das Sichgehenlaſſen im Angenehmen, dem die Reſtaurationszeit günſtig war, ſeinen Abſchluß". „Es war", ſagt Immermann, „der Moment gekommen, wo die Kritik, die Skepſis, der Materialismus unwiderſtehlich in alle Geiſter eintrat, ſie mochten ſich ſträuben, wie ſie wollten." —

# XIV.

## Die Julirevolution und der darauf folgende Winter.

### 1830 – 1831.

Gewaltsam riß die Julirevolution Immermann aus der sanften, befriedigenden Stimmung, in welcher wir ihn im Frühlinge sahen. Sein Freund Beer hatte die Katastrophe in der französischen Hauptstadt erlebt und in einem Briefe an diesen finden wir den Ausdruck der Erregung, in welchen sie unsern Dichter versetzt hatte.

„Nie hat ein Factum so gewaltig und erschütternd auf mich gewirkt als dieses," schreibt er am 15. August 1830, „es berührte mich wie ein Wunder, und ich habe in diesen Wochen vor Aufregung noch zu keiner Arbeit kommen können. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von 40 Jahren die Revolution wiederholt, nur noch imposanter als das erstemal, ist ohne Beispiel in der Geschichte, und zeigt die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Die Franzosen haben Recht, wenn sie die Katastrophe eine einzige nennen, denn sie ist nicht wie gewöhnlich, aus einer eigentlich physischen Noth, sie ist vielmehr aus einem geistigen Bedürfniß, und aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen. In dieser Begeisterung für etwas Uebersinnliches hat

das Ereigniß für mich Aehnlichkeit mit der religiösen Bewegung des Mittelalters, und vielleicht iſt auch das Agens unſrer Zeit das Politiſche, wie der Glaube damals.

„Man kann dem Tacte, der Sicherheit, dem Scharfblicke, womit bisher die Kammer und die übrigen Machthaber ſich benommen haben, Achtung und Ehrfurcht nicht verſagen. — Daß ſie ſich ſelbſt die Vollmacht ſchrieben in dem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloſchen waren, und auch keine Gewalt exiſtirte, welche man hätte aufſtellen können (denn 30 Millionen Menſchen konnte man doch nicht berufen, und dieſe und nur dieſe allein wären die einzige legale Behörde im ſtrengen Sinne des Worts geweſen), wird ihnen in der Geſchichte zum Ruhm gereichen. Sie hatten das Recht, ſich als die Elite des Geiſtes von Frankreich zu betrachten, und dieſe iſt nach dem göttlichen Rechte der Natur in ſolchen Kriſen allein befugt, zu ſehn, ne quid detrimenti res publica capiat. — Auch daß ſie die Bourbons bis zu den Unmündigen hinab geächtet haben, finde ich nothwendig begründet; es giebt Geſchlechter, die von allen Göttern verlaſſen ſind, und die man exſtirpiren muß. — Dazu gehörten die Stuarts, und gehören die Bourbons. — Auch wäre mit dem Kinde die Conſequenz des alten Princips ganz von ſelbſt wieder eingetreten, und dieſes zu vertilgen, war ja eben der Sinn der ganzen Bewegung.“

Der Nachklang der franzöſiſchen Ereigniſſe im deutſchen Vaterland trat wie wir wiſſen ſchnell hervor, und rief grade in der Frankreich benachbarten Rheinprovinz Befürchtungen der entgegengeſetzteſten Art, Sorgen und Vorſichtsmaßregeln hervor, die zum Theil ungeſchickt genug waren. Immermann hielt eine Zeitlang den Krieg für unvermeidlich, ſo wenig Vertrauen er auch auf den Sieg der Deutſchen ſetzte über eine einige tapfere und wilde Nation von 30 Millionen! „Die Monarchen ſind zu ſehr in's Geſicht geſchlagen,“ ſagt er, „da

ſteht das Gorgonenhaupt von 92 wieder koloſſal vor ihren Augen. Sie werdens nicht vermeiden können. Gott gebe, daß meine Ahnung falſch iſt! Denn von einem Kriege iſt freilich für uns nur Schmach und Schande, erhöhte Schuldenlaſt, und Verluſt von Provinzen zu erwarten." —

Die Maßregeln welche die Regierung ergriff, deuteten übrigens durchaus nicht auf feindſelige Abſichten, der König ſchien ſogar auf das Allerentſchiedenſte für den Frieden zu ſein, und ſein Stellvertreter, Prinz Wilhelm, ſprach ſich bei einem Beſuch in der Rheinprovinz überall in dieſem Sinne aus. Auch die Stimmung des Rheinlandes war faſt allgemein auf die Erhaltung des status quo, auf Ruhe und Frieden gerichtet. „Dennoch," ſchreibt Immermann wiederum im September, „bin ich leider feſt überzeugt, daß wir über kurz oder lang Krieg haben werden. Die Gewalt der Umſtände wird ihn machen, und der Wille der Regierungen wird nichts dagegen vermögen. Die beiden Syſteme ſind auf's Neue in einen Kampf auf Leben und Tod getreten, und nach dem allgemeinen Laufe der Dinge kann man nicht anders annehmen, als daß die Löſung der Frage endlich mit den Waffen geſucht werden wird."

In der Entwickelung der franzöſiſchen Ereigniſſe ſah er übrigens bald ein Herabſinken von der Höhe der erſten großen Thatſachen und ſchreibt: „Ich finde durch den Gang derſelben leider meine alte Ueberzeugung beſtätigt, daß man bei Einzelnen, wie bei Maſſen, immer nur auf Momente der Erhebung und Begeiſterung, nie aber auf eine gewiſſe Folge und Conſequenz im Sublimen rechnen kann. Man ſoll ſo hoch als möglich von der menſchlichen Natur denken, ſie iſt das Ungeheure zu leiſten im Stande; aber das eigentliche Element des Tages und Jahres iſt das Gewöhnliche und Gemeine. Wenn mir nun die Erſcheinungen, zu welchen es gar bald wieder an

der Seine gekommen iſt, wenig behagen, ſo finde ich dieſelben doch ganz natürlich.

„Die letzte große Bewegung wird gewiß immer in der Geſchichte als eine weſentliche Kriſis, wodurch die Welt ihre Wiedergeburt bezweckte, daſtehen. Es iſt offenbar, daß die alten Geſchlechter veraltet und hors de saison ſind. Mit dieſer Ueberzeugung verbinde ich freilich die, daß die gegen die bisherige Ordnung der Dinge eingetretene Reaction keineswegs durch ſich ſelbſt das Dauernde und des Beſtehens Würdige hinzuſtellen vermögen werde. Ich glaube vielmehr, daß ſie nur eines der Fermente iſt, welche durch Gährung in der Zukunft die neue Geſtalt erzeugen werden. Daß es mit der bloßen Majeſtät des Volkes, als erhaltendem Prinzip nicht ſo recht auslangen will, lehrt theils die Weltgeſchichte, nach der wenigſtens bei großen Völkern und Staaten die Emancipation immer in einer neuen Devotion ſich endigte, theils und ganz beſonders die Revolution ſelbſt. Und doch iſt, wenn man auf den Grund geht, kein anderer Grundſatz nach den letzten Begebenheiten bisher zu Tage gekommen."

Sehen wir ſo Immermann's Denken und ſein ganzes Weſen eine Zeitlang von den öffentlichen Dingen erfüllt, ſo tritt doch bald wieder in ihm das Bedürfniß hervor, in die Welt zurückzukehren, die ihm völlig eigen war.

Ein Jahr ſpäter ſagt er in ſeinem Reiſejournal: „wir erfahren von den Dingen nur, was wir ſelbſt den Dingen ſchon zubringen. Ich habe nun einmal die politiſche Ader nicht, und ein einziger Zug der Natur in einer Hütte abgelauſcht intereſſirt mich mehr, als eine durch ein ganzes Zeitungsheft durchgedruckte Ständeverſammlung." Manche andere Aeußerungen zwiſchen den bereits mitgetheilten, ſtimmen völlig zu dieſem Bekenntniß, welches auch die Familiencorreſpondenz wiederholt beſtätigt. Man hat den Dichter nach ſeinem Tode

hier und da als den Träger und Vorkämpfer eines modernen Liberalismus bezeichnen wollen; aber man hat ihn damit nicht verstanden. Er war ein freier Mann, frei im Denken und im Dichten, wie das Motto zu seinen Memorabilien sagt; fern von allem Servilismus, unbefangen in seinem Urtheil über die Großen der Erde, und erfüllt von der Theilnahme für sein Volk, wo er dies durch Engherzigkeit und Kleinlichkeit bedrückt sah. Aber jenem in seinem letzten Lebensjahr (1840) hervorgetretenen Liberalismus gegenüber, der wie ihm schien mit dem Volke coquettirte, und durch die Masse herrschen wollte, bekannte er sich als einen Aristokraten, und rücksichtslosen Neuerungen stand das patriarchalische Gefühl entgegen, mit dem er an das preußische Königshaus gebunden war. Sein ganzes Leben verfloß unter der Regierung Friedrich Wilhelm III., seine Jugendbegeisterung galt der Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft. Die Liebe die in jenen Tagen Volk und Herrscher in gemeinsamer Drangsal zu einer Familie verband, hatte etwas Unzerstörbares, und ging auch in Immermann nicht verloren, als die Politik, die man nach jener großen Zeit befolgte, oft seine Klagen laut werden ließ. Das Stagnirende, Gebundne, eigenartiges Streben Unterdrückende, wie es in den letzten 20 Jahren von Friedrich Wilhelms Regiment hervortrat, war ihm unerträglich, die kleinlichen Demagogen-Verfolgungen und viele andere Mißgriffe hat er mit Verdruß, Ingrimm und tiefem Schmerze empfunden und sehnsüchtig nach der Lösung des Bannes begehrt, unter welchem das geistige Leben seufzte. Aber als Friedrich Wilhelm heimging zu seinen Vätern, da erwachte wiedet jenes Familiengefühl für den geschiedenen Herrscher in ganzer Stärke, und sein letzter Gesang war „eine Strophe beim Tode des Königs." Das Gedicht preist alle Tugenden des Verblichenen im verklärenden Lichte der Erinnerung und schließt die mit den Worten:

„Friedrich Wilhelm wallet
Hinab zu den Vätern,
Seine ruhige Gruft,
Wird umgießen ein Licht, drin die Falschheit blindet,
Drin der Redliche lieſet urälteſte Gebete,
Dem Kinde klar.“

Es gehört ein gewiſſer Muth dazu in unſerer Zeit einem bedeutenden Menſchen die volle Theilnahme an der Politik abzuſprechen, weil wir gewohnt ſind, ihr alle andern Intereſſen unterzuordnen, und in der jetzigen Kriſis des Volkslebens ſteht den Trägern der Ereigniſſe das zweifelloſe Recht zu dieſe Löſung für die größte Aufgabe der Geſammtheit und die lebendige Betheiligung an derſelben für die Aufgabe jedes denkenden Menſchen zu halten. Dennoch iſt's eine falſche Forderung, daß productive Naturen, deren beſondere Kräfte und Gaben beſtimmten Zielen zuſtreben, dieſe nicht zu allen Zeiten, als den Inhalt ihres Lebens anſehen ſollten, und es iſt ungerecht, wenn man ihnen verargt, daß ſie Dinge ſich fern halten, die dem Drange ihrer eigenen Entwickelung hemmend entgegentreten. Immermann war ein geborener Dichter, er wollte und mußte als ſolcher wirken, und darum empfand er es ſchwer, als die volle Theilnahme, in der jede ſchöpferiſche Kraft ſich erſt ganz entfalten kann, durch das laute Rauſchen der Zeit dem ſtillen Heiligthum der Poeſie entzogen ward.

Wäre er nicht ſo voll und wahr ſich ſeines Berufes bewußt geweſen, ſo würde er mehr von den Dingen hingeriſſen worden ſein, die Alle erfaßt hatten. Zwar ſchreibt er noch im Auguſt: „die franzöſiſche Revolution iſt allenfalls das, was mir hier Menſchen und Dinge vertritt. Es iſt gut, daß man ſo etwas erlebt, man wird von unſern Tagen einmal nicht ſagen können: ſie waren glücklich; aber man wird ſagen können: der Menſch konnte in ihnen etwas lernen.“ Aber bald verſtimmte er ſich mehr und mehr gegen die Ereigniſſe, und

ſuchte ſie in ſtrenger Arbeit zu vergeſſen. Kleine Exceſſe, welche die Aufregung hervorrief, veranlaßten Maßregeln der Regierung, welche ſeine Stimmung wider dieſe auch nicht verbeſſern konnten. „Die allgemeinen Unruhen“ ſchreibt er, „ſind eine Suppe, die uns die Zeit einbrockt, und die wir auseſſen müſſen, ſo widerlich uns das Gericht auch zuweilen werden mag. Ich ſuche der ungeheuren Erſcheinung mit den Augen des Naturhiſtorikers mich zu bemächtigen und halte mich von allem Liberalismus und Serviliſmus möglichſt frei.“ — „Ich beneide Dich,“ ſchreibt er ferner dem Bruder, „um Deinen ſchönen Traum von Fürſtenwürde. Der totale Unglaube, der ſich bei mir gewaltſam eingedrängt hat, macht nicht glücklich, aber ich kann mich nicht davon frei machen.“ — „Endlich ergab ich mich,“ ſchreibt er an Beer, „in die Fügungen des Geſchickes, ſchwor mir ſelbſt einen theuren Eid, nun und nie in meinem Leben wieder an etwas Großes, was von der Maſſe ausgehen ſoll, zu glauben und bei meinem alten Symbol getreu zu verharren, daß das geiſtig Hohe immer nur von Einzelnen hochſtehenden Menſchen herrühren kann. In meiner Reſignation fand ich ein Gefühl jugendlicher Friſche und Thätigkeit wieder, wie es mich lange nicht beſucht hatte, ich war faſt immer harmoniſch und productiv geſtimmt.“

Gute fruchtbringende Wintertage folgten der politiſchen Aufregung des Sommers und führten Immermann wieder ganz in ſein eignes Selbſt und die Welt zurück, aus der ſein Leben ſtrömte. Einzelne Aeußerungen ſeiner Briefe ſind wohl hin und wieder trübe und niedergeſchlagen, aber dieſe drücken theils nur die wechſelnden Stimmungen eines Dichtergemüthes aus, oder waren die natürlichen und nicht zu bannenden Folgen ſeiner falſchen häuslichen Verhältniſſe, aus denen wiederum pecuniäre Schwierigkeiten hervorgingen, die ihn oft ſchwer bedrängten. In dieſem Jahre wurden ſie noch vermehrt durch den Einfluß der politiſchen Ereigniſſe auf den Buch-

handel, durch welchen manche ſicher erwarteten literariſchen Einnahmen ausblieben, und ſich die Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften zerſchlug, über welche er mit J. Campe in Hamburg verhandelt hatte. Auch die ängſtlichen Rückſichten der Berliner Theaterregie entzogen ihm einen Gewinn, auf welchen er hatte gemeint rechnen zu dürfen, denn die Bojaren, die er dem Intendanten Grafen Redern zuſchickte, wurden von dieſem nicht zur Aufführung angenommen, obgleich er kurz zuvor den Dichter dringend zur Einſendung aller ſeiner dramatiſchen Arbeiten aufgefordert hatte. „Nun bekomme ich zwar," ſchreibt er an Beer, „große thurmhohe Complimente, aber — in Betracht, daß Preußen ſo eine Art von Ruſſiſcher Provinz iſt, und daß die Ruſſiſche Wirthſchaft in dieſer ernſten Tragödie nicht als eine Oeconomie der Heiligen geſchildert wird, in Betracht ferner, daß der Verfaſſer durchblicken läßt, er halte die ganze Ruſſiſche Bildung für Lack über den Miſt (was denn wills Gott, im zweiten Theile noch ſchärfer hervortreten wird), iſt man in der größten Verlegenheit, man weiß nicht, wie man das Ding machen ſoll — man fürchtet, der Graf A.... werde am Abend der Darſtellung eine Staffette nach Petersburg ſchicken u. ſ. w.

„Wir wollen, wie es dem Dichter ziemt, großmüthig ſein, dem Grafen R. weitere Verlegenheiten, dem Grafen A. die Koſten der Staffette, und dem Kaiſer Nicolaus die ſchlafloſe Nacht erſparen, und unſere Handſchrift zurückfordern."

Ohne Verdruß gingen zwar ſolche Erfahrungen nicht vorüber, aber ſie hinderten wenigſtens nicht den Fortgang der begonnenen Arbeit, der die äußeren Lebensverhältniſſe gerade jetzt beſonders günſtig waren. Am 12. September hatte Schadow mit ſeiner Familie und ſeinen Schülern Hildebrandt und Sohn, eine Reiſe nach Italien angetreten. Dieſe Trennung, die Immermann ein Jahr früher ſehr ſchmerzlich geweſen wäre, ſah er jetzt mit ruhiger Empfindung an, „denn er war",

wie er Ferdinand ſchreibt, „in eine Periode getreten, worin er ſich zu Welt und Menſchen nicht in ein Verhältniß zu ſetzen wußte.“

„Vielleicht iſt da,“ ſetzt er hinzu, „die entſchiedenſte Einſamkeit die beſte Kur. Ein großes durchgreifendes Bildungsmittel thut mir Noth; die Natur will nur noch nicht ſagen welches.“ Die Einſamkeit, nach welcher der Dichter verlangte, ergab ſich durch die Abweſenheit der Freunde mit denen er am meiſten verkehrt hatte, von ſelbſt, und als Heilmittel gegen die Schwermuth, die ihm in derſelben wohl nahte, diente der Alexis. Noch immer war Immermann nicht ſo verwachſen mit dem Rheiniſchen Leben, daß er nicht von Zeit zu Zeit die Blicke verlangend in die alte Heimath gewendet hätte. Schon im September hatte er erfahren, daß binnen Kurzem eine Stelle im General-Auditoriate in Berlin erledigt werden würde, und ſich für dieſen Fall zu derſelben gemeldet. Ja, er war ſogar einmal von ſeiner Maxime abgewichen, keine Protection zu ſuchen, und hatte den Prinzen Friedrich um ſeine Verwendung bei dem Könige erſucht, die dieſer ihm auf das Freundlichſte und Beſtimmteſte gewährte. „Ich denke ja,“ ſchreibt er der Mutter, „daß ſich endlich einmal etwas Günſtiges für mich ergeben wird, nachdem ſo mancher Plan fehlgeſchlagen iſt. Ich wünſche ſehr, daß etwas daraus wird. Obgleich das Leben in Berlin gar nicht reizend iſt, ſo läßt ſich doch dort Alles in beſſerer Weiſe ordnen, in einer großen Stadt kann man ein neues vernünftiges Leben anfangen.“

Der Herbſt des Jahres 1830 brachte allerhand intereſſante literariſche Erſcheinungen, die Immermann mit großer Friſche und Lebendigkeit in dem Briefwechſel mit Beer beſprach. Einige ächt poetiſche Gedichte des neuen Muſenalmanachs, Tiecks Dichterleben, Wittes Ueberſetzung des Boccaz, gehörten beſonders zu dieſen. Als Beer Immermann einſt ein politiſches Gedicht ſchickte, bekannte dieſer zwar, daß er als Deutſcher und Künſtler für keine der geltenden politiſchen Meinungen Partei nehmen

könne und daß ihn nur da und dort, das Menſchliche, Natürliche, Pragmatiſche, was er in den Maſſen und Individuen beobachtete, hiſtoriſch berühre, ging aber auf den poetiſchen Werth mit Wärme ein und fügte hinzu: „Sie ſehen, daß mir jeder poetiſche Gehalt zugänglich iſt, wenn ich auch materiell anders denke und empfinde. Dies iſt kein Verdienſt; wir ſollen, ſo oft wir zu einer Dichtung treten, nicht uns, ſondern dem Dichter folgen, und wenn wir das nicht thun, wenn eine eigene Ueberzeugung uns nicht zum Genuſſe kommen läßt, ſo iſt das ein Zeichen, daß entweder der Dichter ſeine Sache nicht verſtanden hat, oder daß wir uns nicht in ſeiner reinen äſthetiſchen Stimmung befanden.“ Daß er dieſe aber nicht für ein paſſives Empfangen hält, bezeugt eine andere Aeußerung in demſelben Briefe, die ſich auf einen neuen dramatiſchen Plan Beer's bezieht. „Ich hoffe ſehr viel Gutes von Ihrem Stücke; beſtätigen Sie mir nur bald dieſe Hoffnung. Ich habe die Grille, Dichtungen, die mich intereſſiren, für mich im Stillen fertig zu machen, wenn mir der Plan mitgetheilt iſt, und ſo habe ich es denn auch mit dem Ihrigen gemacht. Es wäre aber ſehr ungeeignet, von meinen Phantaſien etwas verlauten zu laſſen, und ſie werden vergeſſen ſein, wenn Sie mich mit der Realität erquicken.“ Die Einſamkeit, nach welcher ſich Immermann geſehnt, befriedigte ihn ſchon im October gar nicht, wiederholt klagte er, daß er Alles aus ſich ſelber nehmen müſſe, und daß ihm von außen ſo gar wenig Anregung werde. Es däuchte ihm in ſolchen Augenblicken ſogar, als ob ſich die Reſſorts ſeines Innern abnutzten, doch fand jeder neue Eindruck die alte Schwungkraft bei ihm wieder. Die Edda, die er vornahm, ſchien ihm der Mühe werth, Beer dringend zur Lectüre derſelben aufzufordern. „Es ſind herrliche poetiſche Momente darin,“ ſchreibt er ihm, „der Tod Balders, die Götterdämmerung, die Eſche Igdraſyl und noch Mehreres gehört zu dem Prägnanteſten, das ich kennen gelernt habe. Ueberhaupt iſt

das ganze Gemiſch von Urſage und ſpäter hinzu gedichtetem Chriſtlich-Gnoſtiſch-Chiliaſtiſchem höchſt intereſſant, und es iſt bemerkenswerth, wie die heterogenen Beſtandtheile durch den Nordiſchen Nebel und Felsboden, worauf ſie zuſammengeſchmolzen ſind, doch eine gewiſſe Einheit erhalten haben. Das Ganze iſt übrigens reines Phantaſiegebilde, und es fehlt völlig der ethiſche Theil, daher man auch gar nicht von einer eigentlichen Religion der Edda reden kann."

---

## Aus der Correſpondenz mit Schadow.

„Ihren Brief, mein lieber Freund, würde ich ſchon früher beantwortet haben, wenn ich nicht immer noch auf einen zweiten gewartet hätte, mit dem ich Ihre Adreſſe zu erhalten hoffte. Ich will nun aber nicht länger zögern, und dieſen gegenwärtigen wie die Taube aus der Arche auf's Gerathewohl fliegen laſſen. —

„Die Nachrichten, die Sie mir von Ihnen und Ihren Begegniſſen geben, ſind ſo anſchaulich, daß meine Sehnſucht, mit Ihnen über Berg und Thal, durch Feld und Wald zu wandern, neu erwacht iſt. Vielleicht haben Ihnen ſchon Andere von der großen Wirkung erzählt, welche Ihre und Ihrer Schüler Arbeiten hervorgebracht haben. Indeſſen iſt mir die Sache zu angenehm, als daß ich nicht, auf die Gefahr, Bekanntes Ihnen vorzutragen, auch davon reden ſollte. Die Wirkung iſt durchaus vollſtändig und wirklich ganz gewaltig geweſen. Ein Chor des Beifalls, ja des Entzückens, wohin ich gehorcht habe. Ihre Schule ſteht nun anerkannt als die erſte Deutſchlands da, ja als eine ſolche, mit der die übrigen nicht zu vergleichen ſind. Auch in München hat Thierſch, der die Sachen in Berlin geſehen hat, Ihren Ruhm geſungen. Leſſing iſt für den Heros erkannt worden, der er iſt, Sohn und Hildebrandt ſind gebührend gewürdigt. Kurz, das Publikum hat

einmal ſeine Schuldigkeit gethan. Mit den Gründen, aus welchen die gedruckten Herren ihr Lob ableiten, muß man es freilich nicht ſo genau nehmen. Es iſt erſtaunlich, wie viel Unſinn heutzutage mit bloßer Klugheit zum Vorſchein kommt.

„In den Hallen Ihrer Thätigkeit ſieht es denn freilich gegen ſonſt jetzt ziemlich öde aus, indeſſen wird doch gearbeitet. Leſſing malt eine Landſchaft für die Frankfurter. Felſen mit grüngräulichem Moose bewachſen. Oben jagt der Wind eine Regenwolke hinüber, hinten iſt das Firmament ganz weiß. Sehr originelle Beleuchtung. Von Farbe, was eben Noth thut. Schirmer macht eine herbſtliche Waldpartie, Mücke ſeinen Eginhardt und Emma. Es iſt ſo hergebracht, daß die Frau den Mann trägt, nimmt ſich aber gemalt nicht ſonderlich aus. Leſſing hat acht Beſtellungen in Folge ſeiner Triumphe bekommen, wird auch noch ein Bild in Helterff*) machen. Wenn die Sachen erſt etwas vorwärts gekommen ſind, will ich näher referiren.

„Indeſſen Sie, mein lieber Freund, in allen Herrlichkeiten der äußeren Welt ſchwelgen, muß denn Unſereins an ſeiner inneren ſich genügen laſſen und an dieſer, ſoviel als möglich, fortbilden. Ich ertrage die Einſamkeit beſſer, als ich dachte, bin geſund, meiſtens friſch und arbeite viel. Der zweite Theil des Alexis neigt ſich zum Schluß. In dieſem Theile bin ich, wie ich wohl fühle, an die letzte Grenze des Erlaubten angeſtreift, indeſſen hoffe ich doch, nirgends in das Gräßliche verfallen zu ſein, ſondern auch das Stärkſte auf der Höhe des Pathos und des reinen Tragiſch-Furchtbaren gehalten zu haben. Man muß ſehen, ob es gelungen iſt.

„Ueber den erſten Theil ſind mir von Berlin aus die größten Complimente gemacht worden, und die Schauſpieler ſehnen ſich, darin aufzutreten. Aber — die Zeitverhältniſſe geſtatten in dieſem Augenblicke die Darſtellung nicht,

*) Landſitz des Grafen Eyer.

welche daher ajournirt iſt. Privatim hat R .... geſagt; er riskire, daß A .... am Abend der Repräſentation einen Courier nach Petersburg expedire. Sie ſehen, welch' ein gefährlicher Mann der Dichter iſt. Im Grunde hat doch dieſes Geſchlecht eine ganz cannibaliſche Furcht vor dem Geiſte.

„Einige Stunden lang hat mich die neue Miſerabilität verdroſſen, aber auch nur ſo lange. In mir lebt eine ſtille Zuverſicht, die mich nicht trügen kann, daß meine Perſon, ſoweit ſie es verdient, auch in jener hölzernen bretternen Welt ſich ihre Bahn brechen muß. Und was iſt daran gelegen, ob das heut oder morgen geſchieht? Endlich muß dann doch die Zeit kommen, wo man das Alberne und Dumme, was jetzt herrſcht, bis zur Neige ausgekoſtet haben wird. Dann tritt nach einem natürlichen Geſetze die Sehnſucht nach dem Echten und Wahren ein. Für den Tod des Achilles habe ich mir jetzt die Form gefunden; er muß ganz als phantaſievolle Mythe, ohne die Prätenſion, durch Ernſt überzeugen zu wollen, behandelt werden. Dies iſt die einzige Art, wie das Antike von uns Modernen wirkungsvoll ergriffen werden kann. In dem Achill denke ich das Ideal reinſter, keuſcheſter Jugendblüthe und Schönheit, in dem Paris die aſiatiſche üppige verführeriſche Schönheit darzuſtellen. Prächtige Figuren, dieſe beiden, und dann die Helena, Kaſſandra und die ſüße bräutliche Polyxena! Ach Freund! Nur ein Stückchen blauen Himmel, eine Naſe voll Orangenduft, und ein Auge voll Farben und Geſtalten, und das Ding ſollte ſchon gehen*).

„Aber unter dieſen nordiſchen Fratzen, unter den Beſſerungsanſtalten für Verbrecher, den gebildeten tugendhaften Frauen und edlen Seelen iſt Unſereins gar zu ſehr deplacirt.

„Michel Angelo hat keine Schüler gehabt, ſondern nur Nachahmer. Dagegen hatte Rafael Schüler. So lautet es in allen Kunſtgeſchichten. Ein Schüler eignet ſich aus dem Com-

*) Muß ſich auf einen Plan beziehen, der nicht ausgeführt wurde.

plex der Eigenſchaften, welche die Totalität des Meiſters bilden, eine und die andere an, und führt dieſe nach ſeiner Individualität geiſtreich und ſelbſtthätig weiter. Obſerviren Sie doch bei den Hauptſchülern Rafaels, welche Eigenſchaft des Styls und der Auffaſſungsweiſe ihres Meiſters Jeder derſelben vorzugsweiſe ſich angeeignet und ausgebildet hat. Z. B. Was iſt an Giulio Romano Rafaeliſch? und ſo fort.

„Ich ſtudirte im Herbſt auch etwas Baukunſt, name ..ich ſuchte ich mir an den Werken des Palladio klar zu ..achen, ob eine Nachahmung des antiken Styls heutzutage ä.ſ.hetiſch ſei? (Denn in der Realität iſt ſie, wie wir wiſſen, ſehr denkbar.) Ich ſage: Nein. Die Würde und Schönheit des antiken Styls beruht auf der Verbindung der Säulen mit dem Gebälk, ..nd der dadurch entſtehenden nur oben bedeckten nach den Seiten offenen Conſtruction. Dieſe halboffene Conſtruction, durch Lebensform und Klima bedingt, iſt das eigentliche Aeſthetiſche; der ummauerte Raum tritt als das Unbedeutendere zurück. Bei uns muß, gerade umgekehrt, der ummauerte Raum an öffentlichen und Privatgebäuden die Hauptſache ſein. Daher ſtellt ſich alles Antike bei unſeren modernen Gebäuden dem ſchärferen Auge als leerer Zierrath dar. Es iſt durch kein Bedürfniß indicirt. Daher rebütirt es ſo. Denn das Bedürfniß iſt in der Baukunſt das, was in den bildenden Künſten das Natürliche iſt. Von der Sorge für das Bedürfniß erhebt jene ſich zum Schönen, wie dieſe von der Nachahmung der Natur ſich dazu erheben. Ob man mit dieſen Anſichten bei unſeren Herren Architecten wohl Glück machen würde?“

„Von der Politik ſchweige ich, die Zeitungen werden Ihnen genug melden. Ich fühle immer mehr, daß man ſich auf ſeinen ideellen Kreis reſigniren muß; die Wirklichkeit iſt verworren und abſcheulich und nirgends ſehe ich einen Punkt der Beruhigung. Wenn der liebe Gott ſich nicht in's Mittel ſchlägt, ſo weiß ich nicht, was aus der Confuſion werden ſoll. Ich über-

lese meinen Brief, und finde, daß viel nordische Schärfe eingeflossen ist. Sie werden dieselbe zu ertragen wissen, wie Sie hier sie oft ertragen und verziehen haben. Ich werde mir an Ihrem Weine (für den ich Ihnen im Voraus herzlich danke) milde Gesinnungen zu trinken suchen; leben Sie wohl und glücklich, mein lieber Freund, und lassen Sie mitunter von sich hören. Die besten Grüße Ihrer lieben Frau, auch an Hildebrand. Ich umarme Sie von Herzen!

Düsseldorf, den 10. December 1830.

Ihr
Immermann."

## An Ferdinand.

„Gestern, mein liebster Ferdinand, habe ich meinen Alexis unter die Erde gebracht, und darum will ich mir heute einen guten Tag machen, und an Dich schreiben. Ihr Geliebten habt einen so schönen Weihnachtskasten zusammengepackt, daß die Augen nicht wußten, wohin sie vor Erstaunen sich wenden sollten; Alles wurde aufgekramt, in den gehörigen Lichterglanz gebracht, und nun ging es bis spät Abends an ein Bewundern. — Den herzlichsten Dank für alle Liebe und Güte. Ich bin ein altes Kind, und die Bonbons zu Weihnachten aus einer solchen Moosschachtel schmecken mir tausendmal besser, als die man zu anderen Zeiten nutscht. Durch der geliebten Mutter Bild ist mir eine außerordentliche Freude gemacht, ich danke ihr dafür auf das Innigste. Die lieben ehrwürdigen Züge schauen mich nun von der Dir bekannten Studierecke an, die Du der Mutter wohl beschreiben kannst."

„Der Plutarch kam eben so nach Wunsche. Sonderbar, daß ich noch in den letzten Tagen ein heftiges Verlangen darnach empfunden hatte, ein paar seiner Biographien zu lesen. Eine Uebersetzung bleibt ewig eine Uebersetzung. Nun werde ich mir in den nächsten Wochen ein Fest damit machen, denn

mich hungert nach dem Marke gedrungener Realitäten. — Aber wenn Du Dich nur nicht ſo über Deine Kräfte angegriffen hätteſt, das iſt ja ein ungeheuer theures Buch und der prachtvolle Einband dazu!“

„Ich werde mir nun ein vier bis ſechs Wochen alles Arbeiten verſagen, und lediglich leſen und ſtudiren. Ich hab's wohl verdient, daß ich mir etwas Ruhe gönne, denn dieſer letzten Tage Qual war groß. So eine Tragödie*) conſumirt das ganze bischen Docht der Kerze. Es geht damit gar nicht mehr ſo, wie in jungen Jahren. Es marſchirt immer ein Stück Leben zugleich mit. Es iſt aber nun auch ein ganz furchtbares und ſonderbares Werk geworden.“

„Was Du mir über Tuliſäntchen geſchrieben, hat mich innig erwärmt. Ich will mir nicht alles Lob anmaßen, was Du mir ſpendeſt, aber auch das Uebermaß der Liebe und Theilnahme thut Einem zuweilen Noth, damit man ſich bei Kräften erhalte. Hochmüthig werde ich dadurch nicht. Deine Andeutung vom Unterſchiede der Allegorie und des Symbols (bei Gelegenheit der Erſteigung der Liebesleiter) iſt ſehr practiſch und ſchlägt in das ganze Gebiet der Dichtkunſt ein. Während alle ſubordinirte Geiſter, wenn ſie überhaupt einmal bei ihren Arbeiten nachdenken, höchſtens bis zur Allegorie gelangen, iſt die echte Poeſie immer ſymboliſch. Ueber dieſen Punkt hat man bei uns gewaltig gefaſelt. Einfach möchte die Sache ſo ſtehen meo voto.“

„Allegorie entſteht, wenn der Begriffe bildende Verſtand vorherrſchend thätig iſt, die Phantaſie nur untergeordnet hilft, ſein Ergebniß zu umkleiden. Sie entſteht daher aus dem Zuſtande eines Mißverhältniſſes unter den Aeußerungen der Seelenkräfte. Symbol entſteht dagegen aus der Begeiſterung. In ihr findet ein Zuſammenbrennen aller Seelenkräfte ſtatt, und den Gegenſtand, welchen dieſe Gluth dann ergreift, ſtellt ſie zugleich

*) Der Alexis.

nach ſeiner ſinnlichſten individuellſten Geſtalt und nach allen ihm inwohnenden eodem momento von Verſtand und Vernunft aufgefundenen geiſtigen Beziehungen dar. Deshalb ſind Allegorien aufzulöſen, Symbole nicht. Da wären wir in die Theorie tief hineingerathen. Nun zur Praxis zurück."

„Der Mutter ſage, daß ich gewiß auch die herzlichſte Sehnſucht habe, ſie zu ſehen. Aber meine Schuldenlaſt darf ich doch nicht vergrößern, und ich hätte wieder zur Reiſe im Herbſt borgen müſſen. Ich rechnete (und durfte es doch wahrhaftig) auf die Einnahme von Berlin, und konnte auf ſolche Schwierigkeiten nicht gefaßt ſein, wie man mir zeigte. Da übrigens alle Mächte ſich aufſtellen, ſo werde ich mich auch dem Grafen R.... gegenüber als poetiſche Macht aufſtellen. Wovon zu ſeiner Zeit das Nähere."

„Haſt Du die Ariſtophaniſche Farce

(Wieder ein Ariſtophanes!
Sie wachſen wie der Hydra Köpfe nach)

die Winde geleſen? Sie geht auf die Hegel'ſche Philoſophie, und iſt im Einzelnen hin und wieder nicht übel. Dem Ganzen fehlt freilich der eigentliche Spiritus Rector. Auf unſeren Roſenkranz kommt ein ſehr hübſcher Einfall vor. Einer der Luftgeiſter ergreift nämlich einen Roſenkranz, und ſagt von ihm unter Anderem ungefähr:

„Er betet ſich ſelber jede Stunde
„Nach beſten Kräften in die Runde."

Sieh', das iſt auch ein Symbol. Man kann eine Maſſe von treffenden Beziehungen aus den paar Worten entwickeln."

„Du verſprichſt mir, weitere ausführliche Mittheilungen in nächſter Woche. In der Regel dehnt ſich dieſer Zeitabſchnitt für unſere briefliche Chronologie auf das Eilffache aus. Ich bin dadurch auf eine Conjectur gekommen. Wir rücken wahr-

ſcheinlich vom entfernteſten Planeten durch das Syſtem immer näher an die Sonne, um endlich in dieſer die letzte ewige Seligkeit zu gewinnen. Dir ſteckt nun vermuthlich von Deinem früheren Aufenthalte auf dem Jupiter (deſſen Umlaufszeit gerade das Eilffache derer von der Erde beträgt) etwas Erinnerung in den Knochen, und Du rechneſt nach Jupiterwochen."

„Nun Adieu, mein alter Ci-devant des Jupiters, verfahre, wenn es möglich iſt, irdiſch mit mir.

Den 29. Dezember 1830."

## An Ferdinand.

„Ich habe geſtern, mein liebſter Ferdinand, den zweiten Theil des Alexis für Dich per Fahrpoſt abgehen laſſen, der alſo, wenn er nicht in irgend einem Schneeloche des Sauerlandes liegen bleibt, gleichzeitig mit dieſen Zeilen, oder kurz nach denſelben bei Dir eintreffen wird. Auch die Bojaren liegen Deinem Wunſche zufolge in ihrer neueſten Geſtalt wieder bei."

„Um nun zuvörderſt das Geſchäftliche abzumachen, ſo erſuche ich Hermann, den exacten Praktiker, Dich zu erſuchen, a) das Gericht von St. Petersburg mit dem anliegenden Briefe an Redern ſpäteſtens drei Tage nach Empfang zu ſpediren; b) mir die Bojaren in möglichſt kürzeſter Friſt nebſt dem Briefe von Redern (den ich beigelegt habe, damit Du Acta vollſtändig kennen lernſt) zu remittiren; c) mir dabei nur mit einem einzigen Worte, als: 7. Februar zur Poſt, den Abgang nach Berlin zu notificiren. Ich muß die Bojaren ſchleunig zurück haben, weil ich einer Einladung des Prinzen, ſie ihm vorzuleſen, entgegen ſehe, und möchte das Datum des Abganges des zweiten Theils wiſſen."

„Unangenehm würden mir Mißverſtändniſſe ſein, wenn ich z. B. das Gericht von St. Petersburg mit dem Briefe von Redern, und dieſer die Bojaren mit ſeinem Briefe empfinge."

„Dein Urtheil über den zweiten Theil kannſt Du mir dann bei gelegener Zeit nach Gemächlichkeit melden. Du wirſt die Handſchrift des zweiten wohl mit einiger Bangigkeit entfalten; ich will nur wünſchen, daß ich in Deinem Sinne mich ausgelöſt haben möge. So wünſche ich auch, daß Dir mein Brief an Redern gefalle.“

„Mir geht es, ſeitdem wir uns ſchriftlich nicht geſprochen haben, ganz wohl und ſtill weg. Ich leſe viel im Plutarch und bin im Zuge, ſämmtliche Römer durchzunehmen, worauf ich den Salluſt leſen will. Auf dieſe Weiſe bekommt man wieder einmal eine friſche Anſicht von einer Seite der Welt.

Haſt Du die Nachträge zu den Reiſebildern von Heine geleſen? Es geht immer weiter mit ihm und die Ausfälle gegen Prieſterthum und ſelbſt Religion erſcheinen mir etwas geſchmacklos und veraltet. Einzelnes iſt in dem Buche wunderbar Scharfes und Treffendes, das ganze aufgeregte und geſpannte Geſchreibe hat aber keine angenehme Wirkung auf mich gemacht. Wenn ich jetzt zu einem Buche mich flüchte, ſo will ich einen Gegenſatz zu dem wilden Getreibe draußen finden, nicht eine Wiederholung deſſelben Lärms.“

„Lebe wohl, mein Liebſter, für heute. Grüße, herzliche an Mutter und Hermann. Ich habe nicht einen Augenblick Zeit mehr, ſoll die Poſt nicht verſäumt werden.

Den 30. Januar 1831.

Dein Karl.“

Ohne Datum.

## An den Grafen Redern.

„Hochgeborner Graf!

„Hochzuverehrender Herr General-Intendant!“

„Euer Hochgeboren günſtiges Urtheil über den erſten Theil meines Alexis, welches Dieſelben durch das verehrliche Schreiben

vom 17. November v. J. mir zu eröffnen die Gewogenheit hatten, mußte mir überaus erfreulich ſein. Die Meinung Ew. Hochgeboren über mein Werk iſt für mich äußerſt ſchätzbar und die gütige Mittheilung derſelben verpflichtet mich zum gefühlteſten Danke. Dieſer Beweis einer achtenden Geſinnung hat in hohem Grade dazu beigetragen, den Schmerz zu mildern, welcher eine natürliche Folge getäuſchter Erwartung iſt."

„Ich hatte an dieſes Gedicht die volle Wärme meiner Seele gewandt, den künſtleriſchen Fleiß bei der Ausführung nicht geſpart, und nach der Vollendung die Arbeit auch noch mit Rückſicht auf die Forderungen, welche die wirkliche Bühne mit Recht machen darf, einer ſtrengen Reviſion unterworfen. Warum ſoll ich es läugnen, daß ich mich mit der Erwartung trug, das Gedicht werde der dortigen Bühne nicht unwillkommen ſein, und begünſtigt von Ew. Hochgeboren förderndem Wohlwollen, ohne Hemmniß zu einer lebendig charakteriſtiſchen Darſtellung gelangen? Warum ſoll ich es ferner läugnen, daß, als mir dieſe Hoffnung genommen wurde, ich mich um ſo unangenehmer berührt fühlte, je weniger ich unter allen möglichen Umſtänden denjenigen, welchen ich erfuhr, vorauszuahnen im Stande geweſen war. Ich kann es bei der gemiſchten Natur unſeres Theaterpublikums begreifen, daß man Bedenken hegen mag, dramatiſche Dichtungen, welche entweder vaterländiſche Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit behandeln, oder gewiſſe Töne des Tages ſtark anklingen laſſen, auf die Bühne zu bringen. Ich ſelbſt habe bereits unter ſolchen Rückſichten zu leiden gehabt, als ich vor mehreren Jahren mein Drama: Das Trauerſpiel in Tyrol, dem früheren Chef der General-Intendanz mittheilte. Auch damals wurde die Aufführung der Zeitverhältniſſe wegen verlegt. Ich wußte mich hierüber zu reſigniren, obgleich ich es niederſchlagend fand, daß einem deutſchen Dichter nicht geſtattet ſein ſollte, ſeines Volkes überſtandenes Geſchick dieſem Volke vorzuführen, und obgleich ich die Sache von einem

gewiſſen allgemeinen Geſichtspunkt betrachtend, meinte, daß der Ernſt der wahren Tragödie zu groß ſei, um vorübergehende Tagesintereſſen aufzuregen und zu entzünden."

„Indeſſen mag die Erfahrung in anderer Weiſe entſcheiden. Jetzt aber iſt es mir nicht gelungen, eine Seite zu ergründen, von welcher aus der gegenwärtige Fall ſich als ein bedenklicher darſtellt. Ich habe ein Ereigniß dramatiſirt, welches in fremdem Lande ſich zutrug, ein Ereigniß, welches längſt der Geſchichte anheim gefallen iſt. Selbſt der Scharfſinn der Böswilligkeit wird in meiner Behandlung nichts zu entdecken vermögen, was auf die Bewegungen der Zeit nur im entfernteſten hinzudeuten wäre. Allerdings iſt der große Mann, welcher mich begeiſterte, abweichend von der allgemeinen panegyriſchen Art, in welcher man uns denſelben bisher hin und wieder auf den Brettern zu zeigen pflegte, aufgefaßt worden, ich konnte die Schatten des Gemäldes nicht hinweglaſſen, die Beimiſchung des Unnatürlichen, die an ſeinem gewaltigen Schaffen und Wirken haftet, nicht verhüllen, ſollte das Gemälde wahr und bedeutend werden. Aber die Poeſie trägt, nach meiner Anſicht, ihren Helden den Zoll der Bewunderung nur dadurch ab, daß ſie dieſelben ſo tief und allſeitig, wie die Natur einſt ſie hingeſtellt hatte, nachzuſchaffen verſucht."

„In der Offenheit, mit welcher ich dieſe Bemerkungen vorzutragen mir erlaubt habe, werden Ew. Hochgeboren hoffentlich zu meinen Gunſten den Beweis finden, wenn es überhaupt eines ſolchen Beweiſes noch bedürfen ſollte — daß neben dem Erſtaunen über das eingetretene Hinderniß, die Ueberzeugung von deſſen Exiſtenz für Ew. Hochgeboren, vollkommen unabhängig in mir beſteht, und daß ich, wie unangenehm mich die Sache ſelbſt überraſchte, gegen Ew. Hochgeboren nur das Gefühl des Dankes und der Verehrung bewahrt habe. Gewiß aber iſt es, daß, wenn die Erwägungen der Diplomatie in ſo weit gehendem Zwange das Gebiet der Dichtkunſt beſchränken,

bei den Wechſelfällen der erſteren bald kein Stoff mehr aus der neueren Geſchichte irgend eines europäiſchen Landes als unverfänglich erſcheinen dürfte. Und doch iſt gerade dieſe neuere Geſchichte von jeher die ergiebigſte Quelle kräftiger und wirkſamer dramatiſcher Gebilde geweſen.

„Innig durchdrungen von der Wahrheit, daß unſer Staat ſeine ſchönſte und eigentlichſte Bedeutung in dem Schutze der geiſtigen Freiheit findet, kann ich daher den Troſt nicht aufgeben, daß nur der gegenwärtig erregte Moment meinem Gedichte widrig geweſen ſei. Ich nehme mithin keinen Anſtand, und beehre mich Ew. Hochgeboren auch den zweiten Theil des Werkes vorzulegen, mit dem Wunſche, daß es demſelben gelingen möge, Ihre hochachtbare Stimme ebenfalls für ſich zu gewinnen. Beide Theile bilden ein Ganzes, und die Darſtellenden finden im zweiten Manches, was ihnen für die Auffaſſung der Charaktere im erſten nicht ohne Nutzen ſein wird.

„Da Ew. Hochgeboren nunmehr ſich im Beſitz des ganzen Werkes befinden, ſo werden Dieſelben im Stande ſein zu entſcheiden, ob eine Ausſicht für die dereinſtige Darſtellung bleibe, oder nicht. Im erſten Falle werde ich mein Gedicht mit Vergnügen in Ihren Händen laſſen und den Druck deſſelben nicht veranſtalten, damit das Publikum den friſchen und neuen Eindruck unverkürzt davon empfange. Sowie aber Ew. Hochgeboren das Werk zurückzuweiſen ſich entſchließen, bitte ich gehorſamſt die Handſchriften mir geneigteſt remittiren laſſen zu wollen.

„Wenn ich in dieſem Schreiben über die Grenzen allgemeiner conventioneller Aeußerung hinausgegangen bin, ſo hoffe ich durch den Gegenſtand entſchuldigt zu ſein. Die Kunſt iſt mir etwas Wichtiges und Heiliges, und ich kann mich nicht gewöhnen etwas, worauf ich jahrelange Studien gewendet habe, gleichgültig und leicht zu behandeln. Ew. Hochgeboren haben in mir ein Zutrauen erweckt, und mir die Hoffnung auf die

Möglichkeit eines Verhältniſſes mit der Bühne eingeflößt, zu einer Zeit, als ich beinahe ſchon jedem Gedanken an ein ſolches Verhältniß entſagt hatte. Ich konnte, nach meiner Individualität, mein Zutrauen nicht anders ausdrücken, als indem ich mir erlaubte über das Materielle der Sache ſelbſt zu Ew. Hochgeboren zu reden.

Genehmigen ꝛc. . . ."

Ohne Datum.

## An Ferdinand.

„Herzlich erfreuten mich Eure lieben Briefe nach ſo langem Schweigen, ſie machten mir einige gute Tage, und ich lebte mit Euch in Gedanken unter meinen blühenden Bäumen. Während nemlich bei Euch wohl noch kaum erſt der Winter ſich verabſchiedet, iſt hier der Frühling ſchon in voller Pracht eingezogen, die Nachtigallen ſchlagen, und die Welt ſieht ganz bunt und luſtig aus. Soviel macht die weſtliche Lage. Wie ſchade daß wir hier nicht einmal im Frühling oder Herbſt zuſammen ſein können; beide Jahreszeiten ſind hier wirklich ſehr angenehm.

„Dein Entſchluß, das theologiſche Examen zu machen, iſt mir ſehr lieb geweſen, Du bekommſt ein Ziel vor Augen, und ich glaube, daß der geiſtliche Beruf ganz für Dich iſt, daß Du ſegensvoll darin wirken wirſt, wenn ich gleich wünſche, daß Dein Talent, Dein Wirken auf die Jugend nie ganz bei Seite geſchoben werden möge. Alles das wird die Zeit ordnen und verbinden, für jetzt mach Dich nur friſch und fröhlich an die Sache, ich hoffe Dich noch glücklich und in Uebereinſtimmung mit Dir und der Welt zu ſehen. Ich wünſchte, ich könnte Dir etwas von meinem Leichtſinn geben, der mich durch Manches getragen, mich Manches beſiegen gemacht hat, und ſich, mir ſelbſt oft zum Verwundern, nach dem Drückendſten und Schwerſten, als urſprüngliche Lebenskraft einſtellt.

„Deine Blätter über meine Arbeit habe ich mit großer Satisfaction und innigem Behagen geleſen. Es geht nichts über die Freude, von einem zweiten Geiſte verſtanden zu werden, ich bin ſo organiſirt, daß ich erſt dann das Meinige beſitze, da das eigne Vergnügen an den Sachen mich in der Regel ſehr bald verläßt. So iſt es auch mit dem Alexis, der dumpf, ſchwer und todt hinter mir liegt, und ſich nur durch Worte, wie die Deinigen, wieder belebt. Daher entſpringt denn auch wohl meine Sucht zu ändern und umzuwerfen. Ich bin eine zu flüchtige und merkurialiſche Natur, beſtändig bereit, das Fixirte aufzulöſen, und in den Strom eines neuen Lebens zu leiten. Und ſo kommt es denn, daß mir eine Arbeit widerſteht, wenn ſie feſte Geſtalt gewonnen hat, und daß ich dann ein Gelüſt empfinde, daran zu bröckeln. Gewiß nicht zu vertheidigen, und ein Umſtand, der mich nie zum Künſtler im höchſten Sinne des Wortes, wird reifen laſſen. Das handelnde Element liegt bei mir im Kampfe mit dem äſthetiſchen; ich glaube, daß ich unter Römern oder im Mittelalter reiner Praktiker geworden wäre, mein äſthetiſcher Beſtandtheil würde ſich dort in dem formell Schönen, welches das Leben damals hatte, abſorbirt haben.

„Der Winter war zum Theil recht productiv. An den Roman iſt viel gedacht; ich hoffe, ich ſchaffe ihn im Sommer ein Stück weiter. Der Schwanenritter hat ſeine Tage gehabt, ich habe das ältere umgearbeitet und mir eine ganz neue Form geſchaffen, eine 11zeilige Stanze, die in 22 Verſen erſt ihr ganzes Geſetz erfüllt. Die Ottave rime ſind zu einförmig im Deutſchen. Meine Stanze klingt, wie es mir vorkommt, ſehr hübſch. — Eine dritte ganz wunderbarliche Compoſition iſt auch begonnen. Davon will ich aber nicht reden, glücklich bin ich, wenn ſie gelingt. Sie führte mich in den romantiſchen Altdeutſchen Kreis. Die Ideen des Titurel und Parcival ergriffen mich gewaltig. Da könnteſt Du mir einen Gefallen

thun. Giebt es nicht irgendwo eine prosaische getreue Darstellung des ganzen Inhalts beider Gedichte, oder wenigstens Eines von beiden? Etwa bei Adelung? Du würdest mich sehr durch eine baldige Nachweisung erfreuen.

„Das Altdeutsche vermittelte auch eine Bekanntschaft mit dem Tristan, den ich jetzt mit großem Entzücken lese. Das ist ein ganz herrlicher Gehalt. Es ist in mir der Plan entstanden, dereinst dieses Gedicht in neuer künstlerischer Form aufzuerwecken, und zwar so, daß nur der Stoff Gottfried von Straßburg, die Behandlung aber mir angehören möchte. Jammerschade, daß so prächtige Sachen unter den Gelehrten vermodern! man muß sie dem Volke schenken. Wenn ich nun hinzusetze, daß mir noch so manches Kleinere durch den Kopf läuft, so siehst Du, daß Werg genug am Rocken ist.

„In dieser Welt des Geistes muß man sich dann aber auch rein halten, soll man den Muth zu leben sich bewahren. Ich war in diesen letzten sechs Monaten nur dann zufrieden, wenn ich die sogenannte äußere Wirklichkeit vergessen hatte. Ich theile ganz Deinen Ekel und die Langeweile an den quatschen Franzosen, und den unsäglich widerlichen Belgiern. Ich habe einen theuren Schwur gethan, nun auch nie wieder mich betrügen zu lassen und je etwas Vernünftiges von Massen zu hoffen. Den Hunger und den letzten Druck abzuwenden — also für die rohesten Bedürfnisse des Menschen — steht ein Volk oft mit Größe auf, die Bewegung desselben für ein höheres, feineres Interesse des geistigen Menschen, ist allemal eine Chimäre oder eine infame Heuchelei. Der Polen Heldenkraft bewundere ich, die Todten preise ich selig, die Ueberlebenden werden, wenn sie's durchsetzen, auch nur als Narren sich darstellen. Welche Zeit! Mittelmäßigkeit überall. Wir sind mitten in der Völkerwanderung — die Gestalten verschwinden, und alles brauset elementarisch chaotisch durcheinander.

„Mir speciell haben die verdammten Revolutionen noch

den empfindlichſten Schaden geſtiftet und ich leide mit dem Gewerbsſtande. Kein Buchhändler hat Luſt etwas zu verlegen außer Politik, und ſo ſind mir die Einnahmen ausgeblieben, auf die ich ſonſt ganz ſicher rechnen konnte. Ich weiß noch nicht ob ich einen Verleger für den Alexis finden werde, will mir aber die Mühe nicht verdrießen laſſen. Glückt ſie, ſo habe ich Reiſegeld und komme im Herbſt. Ich freue mich unendlich auf dieſe Reiſe, nach gerade habe ich wohl einmal eine Veränderung verdient, die Bäume des Hofgartens kenne ich ſo ziemlich.

„Chamiſſos Gedichte habe ich noch nicht geleſen, höre ſie aber ſehr rühmen. Von Posgaru las ich — etwa 20 Seiten in ſeinem Germanos, da warf ich das unausſtehlich langweilige Buch weg, und will den Autor und ſeine Liebesgeſchichten nun vor der Hand auf ſich beruhen laſſen.

„Ich ſchreibe dieſen Brief zugleich für unſern Hermann, der mir es ja nicht übel nehmen wird, daß ich kein beſonderes Blatt für ihn anlege. Gott ſei Dank, daß es mit Dir gut vorwärts geht, mein Liebſter. Nun ſind es vier Jahre, daß ich bei Dir Mettwurſt aß und doppelten Oranger trank; wer hätte gedacht, daß ich Dich ſolange nicht wiederſehen würde? Um Deinetwillen muß ich hauptſächlich kommen, damit Du nicht in meiner Phantaſie ein Student bleibſt, nach dem Du längſt, Gott weiß was für ein Kerl geworden biſt.

„Ich habe Euch, meine Brüder, unendlich lieb, und denke immer nur mit Rührung an Euch. Da es mein ſonderbares Geſchick wollte, daß die erſten Geſellen meiner Jugend mir einſt fremd werden mußten, iſt es doch gut, daß ich Brüder habe, die ſich friſch halten, und mit welchen Freundſchaft und Verſtändniß für das Leben bleibt. Lebt wohl und haltet Euch brav und einträchtig zuſammen. Herzliche Grüße der Mutter."

Den ~~13. März~~ 15 April 1831.

Karl."

## An Schadow.

„Ich muß es darauf ankommen laſſen, mein lieber Schadow, ob dieſer Brief durch den Wald von Freiheitsbäumen, der nun auch jenſeits der Alpen plötzlich aufgeſproßt iſt, dringen, oder an irgend einem Zacken hängen bleiben wird. Antwort wollte ich Ihnen doch auf Ihre freundlichen Mittheilungen bald geben. Es iſt recht liebevoll von Ihnen, daß Sie doch auch in der Fülle, die ſie umgiebt, der Entfernten ſich erinnern. Ich glaube es wohl und kenne es leider vollkommen, wie Ihnen in gewiſſer Hinſicht vor der Rückkehr bange ſein muß, da der Contraſt zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit dann freilich wohl nothwendigerweiſe zu einer unbehaglichen Kriſis führen wird. In ſolchen Lagen hilft dann Thätigkeit am beſten weiter, und es iſt mir deshalb doppelt lieb, von Ihnen zu vernehmen, daß ſie dort nicht müßig geblieben ſind, daß Sie alſo Vorrath und Stoff mitbringen, der hier auszuführen ſein wird.

„Ihr Enthuſiasmus für Michel Angelo hat mich auf eine ſonderbare Weiſe berührt.

„Ich hatte gerade Gelegenheit gehabt, Umriſſe nach ſeinen Werken zu betrachten, die mir als treu genannt wurden. Ich habe ſie mit Aufmerkſamkeit ſtudirt, und die ungeheuere Virtuoſität des Mannes in der Auffaſſung und Darſtellung der Geſtalt, nach allen erdenklichen Richtungen und Aeußerungen derſelben bewundert. Die verwickeltſten Aufgaben dieſer Sphäre ſind ihm ein Spiel, er behandelt ſie mit einer Sicherheit und Genialität, die in Erſtaunen verſetzt. Das ganze Gebiet des animaliſchen Lebens (und ich nehme Leben in der höchſten Bedeutung) liegt ihm ſo aufgeſchloſſen da, wie vielleicht keinem Andern. Dagegen bleibt er, wie es mir erſcheint, in dem Ausdruck des Geiſtigen durchaus auf dem Punkte der Antike ſtehen, er bringt es nur bis zu einer allgemeinen typiſchen Bezeich-

nung, und jenes individuell Geiſtige, welches das Charakteriſtiſche der neuen Kunſt iſt, erblicke ich in niederem Maaße. Seinen Gebilden mangelt das, was ich im höchſten Sinne des Worts, Seele nenne. Und eben aus dieſem Mangel an Beſeelung habe ich für mich die Frage entſchieden, warum er keine Schule ſtiften konnte. Denn nur der Seelenvolle vermag eine echte geiſtige Fortwirkung in ſeiner Richtung zu erzeugen, weil nur jenes Element ein Unendliches und Indefinibles iſt. M. Angelos höchſte Bedeutung ſcheint mir die zu ſein, daß er der Kunſt für alle Zeit den ganzen Reichthum des Körperlichen darbrachte und vorhielt, und ſo ein ewiger Haltepunkt bleiben wird gegen die Verführungen des Skizzenhaften und Nebuliſtiſchen.

„Was werden Sie zu dieſen dreiſten Worten ſagen. Vielleicht belächeln Sie dieſelben, den Werken gegenüber. Es iſt ja ſehr möglich, daß kleine Copien von jenen gar keine Idee geben. Gewiß aber iſt es mir, daß (wie die Sache da ausſieht) der Sohn Gottes nicht ſo athletiſch unter die Verdammten dräuen, ſondern ſich in ſtillerer Majeſtät verhalten wird, daß auch die Apoſtel und Heiligen etwas demüthiger und in ſich gezogener ſtehen werden.

„Unſer Kunſtverein regt ſich jetzt wieder, und ich denke, daß wir beſtehen bleiben werden, wenn auch vielleicht mit etwas beſchränkteren Mitteln. Es geht nun der Generalverſammlung (Ende April) und der Ausſtellung (im May) entgegen. Wie man vernimmt, werden wir viel Auswärtiges von Berlin, Dresden und München erhalten. Hier iſt in Arbeit von bedeutenden Sachen:

1. zwei Waldlandſchaften von Schirmer mit Waſſer — Seeküſte beim Sturm (ſehr hübſch).
2. Scene aus der Leonore von Leſſing (die Rückkehr des Heeres) Carton. (Schroff, pittoresk, geiſtreich, die Köpfe fangen aber an ſich zu wiederholen. Leſſing muß bald

reiſen, damit er mehr in den Kopf kriegt als ein Paar Balladen, und der Geſichtskreis ſich erweitert.

3. Eine Alte und ein junges Mädchen beim Gewitter von Evers (wird wahrſcheinlich ſehr gut).
4. Ein Bärentanz von Sonderland.
5. Eginhardt und Emma von Mücke. Behandlung glänzend, aber ein ſo degoutantes sujet, daß ich fürchte, es wird nicht gekauft werden.

„Steinbrücks Hagar iſt eingegangen, hat großen Beifall gefunden, und verdient ihn auch meo voto in vollem Maße. Overbecks Brief haben wir empfangen, und hat derſelbe Aller Sinn gewonnen. Für den Plan mit dem großen Bilde im Kölner Dom herrſcht der größte Eifer, und es iſt Ausſicht vorhanden, daß der Erzbiſchof ſich thätig der Sache ebenfalls annehmen wird. Die Wahl des Gegenſtandes wird ſich auf die beſte und ſchicklichſte Weiſe nach den genommenen Verabredungen fixiren laſſen.

„Dägers kleine Grablegung iſt vortrefflich geworden und unanimiter angenommen.

„Dies wäre denn ſo das Wichtigſte. — Als ein Curioſum melde ich, daß ein Landpfarrer aus Weſtphalen bei uns für ſeine Kirche eine Auferſtehung oder ein Abendmahl für 4—6 Louisd'or höchſtens beſtellt hat.

„Sieht denn in Italien Alles gelb und roth aus? Auf Koch's Landſchaften ſieht es wenigſtens ſo aus.

„Was mich betrifft, ſo habe ich einen recht guten Winter verlebt, und mich faſt immer harmoniſch mit mir ſelbſt, lebendig und thätig befunden. Vielleicht trug die Aufregung der Welt dazu bei, mich ſelbſt zu ſteigern; das Gefühl der herannahenden Kataſtrophe, die denn auch über kurz oder lang hereinbrechen wird, legte mir die Pflicht auf, noch die paar guten Tage vor dem Sturme zu benutzen. Der zweite Theil des Alexis wurde ſchon vor Neujahr vollendet. Was meine Ra-

tur im Bewegten, Charakteriſtiſchen vermag, glaube ich darin geleiſtet zu haben. Etwas habe ich wohl darin gezeigt, daß nemlich auch das Furchtbarſte und Gräßlichſte durch die Behandlung des Tragiſchwürdigen und Schönen feſtzuhalten iſt. Sie würden bange werden, wenn ich Ihnen hier die nackte Intention einiger Scenen herſetzte. — Nach dem Alexis wurde ein epiſches märchenhaftes Gedicht: der Schwanenritter begonnen und damit der Spruch von der Zahl der guten und böſen Dinge wahr werde, ſo iſt denn jetzt auch die dritte Leinwand aufgeſpannt. Dies iſt aber eine Compoſition, ſo problematiſcher Natur, daß ich davon nicht reden will. Sie kann ganz vorzüglich werden, oder ſie mißglückt total. Zwiſchen beiden Extremen giebt es bei derſelben Nichts. Möge mir nur Stimmung und Kraft bleiben; das geiſtige Leben iſt doch das Einzige, was den Namen Leben verdient.

„Meine Verſetzungsangelegenheit ſcheint ganz eingeſchlummert zu ſein. Nach einem Schreiben des Königs an den Prinzen, ſehr allgemeinen Inhalts, iſt noch nichts weiter erfolgt, und ſo wird dann wohl nichts aus der Sache werden. Ich hätte freilich ſehr gewünſcht, in eine große Stadt zu kommen; denke ich aber an das Element der Zerſtreuung, der ſich durchkreuzenden Richtungen, der unſchönen Trockenheit, und ſo vieler Anmaßlichkeiten, welches recht eigentlich in B. ſeinen Sitz hat, ſo werde ich veranlaßt, die Sache ohne eigentliches Verlangen zu betrachten. Ich würde dort freilich manches Lehrgeld zu zahlen haben. Neulich hat ein dortiges Genie Namens M. Veit öffentlich ausgeſprochen und drucken laſſen: Talent ſei jetzt ſo etwas Gewöhnliches, daß keins zu haben ein bloßes Unglück ſei.

„Er läßt es in ſeinem Aufſatze unentſchieden, ob er ſich zu den Gewöhnlichen oder zu den Unglücklichen rechne. Wo nur die Menſchen all den Unſinn hernehmen?

„Hätte ich hier einen wahrhaft genialiſchen, fortſtrebenden

Genoſſen meines Fachs, einen Menſchen, mit dem ich mich gemeinſam beſprechen, an deſſen Werken ich mich erfreuen und erfriſchen könnte, ſo wäre ich hier ganz zufrieden, und würde nie an's Fortgehen denken. Aber die totale Einſamkeit, worin ich mich in dieſer Beziehung befunden habe, und befinde, hat oft ſchwer auf mir gedrückt, und iſt ein Unglück, welches mich in dem hieſigen Boden keine Wurzeln ſchlagen läßt. Doch wir wollen uns ſelbſt vergeſſen, und der Zeit gedenken, deren Charakter es iſt, den Völkern und Individuen die verwickeltſten Aufgaben vorzulegen. Man muß ſich durchfinden ſo gut es gehen will.

„Im Januar war die Prinzeſſin Wilhelm mit Gemahl und ganzer Familie hier. Sie erkundigte ſich ſehr lebhaft nach Ihnen, und ich mußte ihr von Ihnen erzählen, was ich wußte. Sie trug mir auf, Sie von ihr ſehr zu grüßen, und Ihnen zu ſagen, daß ſie es ſehr bedaure, Sie nicht hier getroffen zu haben. Wenn Sie ihr vielleicht von dortaus in ſchriftlicher Weiſe eine Aufmerkſamkeit erzeigen könnten, ſo würde es gewiß ſehr hoch aufgenommen werden. — Sie hatte mich verlangt, und ich wurde veranlaßt ihr eine Elite meiner Gedichte vorzuleſen, wozu ich das Ernſte, Reflectirende nahm, was ganz gut zu wirken ſchien. Im Ganzen eine recht würdige ſtattliche Erſcheinung. — Unſer Sereniſſimus dankt für Ihr Andenken und läßt Sie ebenfalls beſtens grüßen.

„An Schnaaſe haben wir ein gutes Mitglied für den Kunſtverein erworben. Er kennt das Fach ſehr im Zuſammenhange, iſt ein Mann, den die Sache bewegt und erregt, und wird daher erforderlichen Falls, wenn das Element der Gemeinheit ſich rührt, dieſem mit entgegentreten. Leben Sie wohl, mein Lieber, und laſſen Sie dem armen alten Papſt nicht zu viel Leid's widerfahren. Die Italiener werden wohl die Collegen der Belgier in der Tollheit werden. Von Herzen

Den 18. April 1831.

Ihr

Immermann."

Wie alle dieſe Briefe von dem friſchen Geiſtesleben Immermann's zeugen, ſo thun es auch die fleißigen Aufzeichnungen der Tagebuchblätter, welche er im Februar 1831 nach langer Pauſe wieder aufnahm. Hauptſächlich bewahren ſie den Gewinn, den Leben und Lectüre ihm für ſeine Arbeit gewähren, und zeigen daß er jede neue Anſchauung, jede Erweiterung ſeines Wiſſens dankbar anerkennt. Die Spuren des Plutarchſtudiums ſind deutlich zu verfolgen; aber auch eine Kinderredoute, die ihm wie eine lebendig gewordene Purpenſchachtel vorkommt, iſt ihm der Erinnerung werth und läßt ihn über die Tänze der verſchiedenen Nationen philoſophiren:

„Die aller übrigen Europäer ſtellen ein Suchen und Finden, Haſchen und Meiden der Geſchlechter dar, oder wenigſtens ein zierlich gemäßes Annähern und Ausweichen der Galanterie (Ecoſſaiſe, Francaiſe), der deutſche Walzer zeigt dagegen ein ehrbares feſtgeſchloſſenes Umdrehen im Kreiſe. Er iſt das Bild deutſcher Häuslichkeit, und hat mit dem langſamen früheren Takte denn auch noch das verloren, was dieſe und ihn auszeichnete, Gemeſſenheit und Würde."

Im Februar trat auch der Schwanenritter wieder in den Kreis von Immermann's Beſchäftigungen. Er bildete ſich für das Gedicht eine neue kunſtvolle Stanze, und hoffte Wohllaut und Abwechſelung durch das Metrum zu verbinden, zu dem er die erſte Idee in Novaliſchen Verſen gefunden hatte (Heinrich von Oſterdingen II. Theil Aſtralis). „Dieſes kleine Epos ſoll eine Phantaſie über Liebe und Schönheit werden," ſchreibt Immermann an Beer, „die Perſon des Rhapſoden kommt mit in Anſchlag, und eine Geſchichte, die er während des Vortrages des Gedichtes erlebt, bewegt ſich, dieſes ſanft contraſtirend, mit. Das Intereſſe an der Dichtung trat aber zurück, als er anfing ſich lebhafter mit dem Triſtan zu beſchäftigen, und der Schwanenritter iſt ein Bruchſtück geblieben, das nicht einmal bedeutend genug für die Veröffentlichung erſcheint, obgleich es

einzelne große Schönheiten enthält. Einige Blätter aus Immermann's Tagebüchern mögen noch in seinen eigenen Worten zeigen, wie er sich über die Erscheinungen des Lebens und der Kunst klar zu werden suchte, und wie auch die öffentlichen und politischen Dinge, von denen er sich abwenden möchte, nicht so leicht für ihn abgethan sind.

„Es ist viel Gerede unter den deutschen Gelehrten," schreibt er einmal, „über die politische Oberflächlichkeit der Franzosen, die immer Constitutionen und gesellschaftliche Einrichtungen im Großen machen, und den Gipfel bilden und schmücken, ohne für das Fundament zu sorgen. Insbesondere muß der Mangel der Communaleinrichtungen und die fehlende Sorge für den Unterricht befremden."

„Man verkennt bei diesem Raisonnement die Natur der Dinge und den Charakter der Nationen. Im Kleinen zu wirken, das Specielle zu bedenken, mag bei uns gut sein, da uns die Richtung in das Große und Allgemeine versagt ist; Anders steht es mit einem Volke, das eins ist, und seine Geschichte in großen Stadien durchlebt. Trotz allen Achselzuckens über unsre Nachbarn muß man doch eingestehen, daß die Revolution sie zu Bürgern gemacht, und sie zur Selbstständigkeit erzogen hat, ohne Städteordnungen und ängstlich ausgearbeitete Lehrpläne. Eine große politische Frage, die das Volk mit lösen hilft, giebt jedem Einzelnen das Paradigma für tausend kleinere Verhältnisse des Lebens, und wo das Leben immer fort bilden hilft, bedarf es eben weniger der Fürsorge für sogenannte Bildungs-Anstalten."

Nach einer Vorlesung des Egmont nennt Immermann das Gedicht eine sonderbare Mischung der Gattungen und einen schönen dramatischen Irrthum. Am meisten dramatisch vergriffen findet er die Scene zwischen Alva und Egmont. „Denn der Charakter der Gegenwart, die das Drama darstellt, ist die Unentschiedenheit, und jeder Moment desselben muß etwas

von letzterer haben. In jener Scene wissen wir aber, daß vorher alles ganz bestimmt ist, daher das Oede, Peinliche, Stagnirende derselben. Und gerade an diesen Irrthum hat Goethe die meiste Kraft und das feurigste Leben verschwendet." Neben dieser Kritik des großen Dichters steht dann aber auch wieder bewundernde Anerkennung seiner großen Persönlichkeit und nach einem Verzeichniß von Goethes sämmtlichen Werken klagt er über eine Art von Verzweiflung, die er bei der Durchsicht derselben durchgemacht habe. An die Thätigkeit und allseitige Receptivität, die aus den Lebensannalen hervorleuchtet, kann unser Einer nicht von fern reichen.

„Woher kommt es," fragt endlich einmal Immermann, mitten zwischen literarischen Referaten, „daß von Menschen, die uns gar nicht interessiren, doch jede schriftliche Notiz, die sie über sich, ihr Thun und Treiben, ja, über die geringfügigsten Gegenstände aufgesetzt, interessiren würde? — Jeder, auch der gewöhnlichste Mensch hat eine esoterische Seite, die für uns ein ewig spannendes Räthsel ist."

Und um in diese esoterische Seite Immermann's den Leser einzuführen, haben wir uns nicht gescheut scheinbar geringe Einzelheiten seiner Selbstgespräche mosaikartig neben einander zu stellen; denn eine jede derselben ist wenigstens ein kleiner Zug zu der Charakteristik des Dichters, den wir persönlich kennen müssen in seinem Ernst und Scherz, in seinem Suchen und Schaffen, in seiner reinen Gesinnung und seinem starken Willen, wenn wir seine Dichtungen recht verstehen wollen.

# XV.

# Alexis.

## 1831.

Der Alexis, an dem Immermann faſt den ganzen Winter von 1830—31 gearbeitet hatte, gehört zu ſeinen bedeutendſten, großartigſten Schöpfungen, und zu denjenigen ſeiner Dichtungen, an denen er ſelbſt nie das Intereſſe verlor. Durch die gewaltige Aufgabe dieſes Drama's hatte er ſich nach der Julirevolution wieder in ſein eigenes Leben zurückgefunden, und aufs Neue an die Arbeit gefeſſelt gefühlt. Schon ein Jahr zuvor hatte er ſich damit beſchäftigt, und ſich den Stoff zu einer fünfactigen Tragödie zurecht gelegt. „Aber," ſchreibt er am 27. Auguſt, „als ich wieder an mein Drama ging, ſah ich mit Schrecken, daß es ganz unmöglich ſein werde, den Prozeß und die ganze tragiſche Kataſtrophe des Alexis in fünf Acte zu preſſen, ohne ganz apheriſtiſch und ſkizzenhaft zu werden. Der Charakter des Alexis war in den erſten drei Acten kaum exponirt, die menſchliche Geſinnung in Petern, welche doch im folgenden das tragiſche Hauptmotiv bilden muß, kaum angedeutet. Ueberdies hatte die Verſchwörung der Bojaren in dem Bisherigen eine ſolche Extenſion, daß ſie wohl das Recht hat, für eine in ſich abgeſchloſſene Handlung zu gelten. — Mit dem Sturze und Tode der Bojaren würde ein neues Intereſſe begonnen haben, darum entſchloß ich mich zu dem Einzigen, was mir übrig blieb, nämlich den Plan zu erweitern, und ein

dramatiſches Gedicht in zwei Theilen zu liefern. Die Aenderungen und Umſchmelzungen des erſten Planes, welche dadurch nothwendig wurden, haben mich dann ſehr angeſtrengt beſchäftigt. Indeſſen iſt die Sache nun gethan, und die bisherigen drei Aufzüge liegen als Schauſpiel vor mir, welches den Namen: „die Bojaren“ führt.“

Einige Monate ſpäter genügte aber dem Dichter auch dieſe Geſtalt ſeines Drama's nicht mehr, und er veränderte daſſelbe in eine Trilogie, indem er einen dritten Theil hinzufügte, welcher ſich in Form und Auffaſſung ganz von den beiden vorhergehenden unterſcheidet.

Der erſte Theil: „die Bojaren“, behandelt die Intrigue und den Sturz der altruſſiſchen Partei, in deren Ränke Alexis faſt unſchuldig verflochten worden iſt. Rückſichtlich ſeiner führt ſie bis zu dem Punkte, von wo die ganze Eigenartigkeit ſeines Charakters erkannt werden mag, und das Thema ſeiner Kataſtrophe angegeben wird. Bei der Benutzung des hiſtoriſchen Ereigniſſes erlaubte ſich Immermann die Freiheit, die er der Dichtung in der Behandlung des geſchichtlich Gegebenen bewahrt ſehen wollte. Der Stoff, welchen der Hiſtoriker darreicht, beginnt nach ſeiner Meinung erſt dann für den Dichter zu exiſtiren, wenn ihn die Phantaſie nach ihren ganz eigenthümlichen Geſetzen ergriffen, verknüpft und umgeſtaltet hat. Die Verſchwörung von Suſdal gedieh nicht zu der abgeſchloſſenen Geſtalt, in welcher ſie das Drama zeigt, das uns in einen Kreis gigantiſcher, düſterer Geſtalten führt, die Alle in ihrem Innerſten von Peter gekränkt ſind, und deren Schilderung ein dichteriſches Meiſterwerk iſt. Es entrollt ein wildes Spiel der Herrſchſucht, den ſelbſtſüchtigen Kampf der alten Landeskraft, ſowohl gegen das mächtig gewordene Geſchlecht ſeiler Emporkömmlinge, als gegen die aufgezwungene Gewalt aus der Fremde, und gegen den Rieſengeiſt des Czaren. In der Unermeßlichkeit ſeiner ſchöpferiſchen Kraft überflügelt dieſer die träge, langſam

gebärende Zeit, überschreitet die enge Grenze der Landessitte, und will, befruchtet von der Weisheit aller Länder Europa's, ein neues Rußland schaffen. In der mannigfaltigsten Färbung stellt sich ihm Alt-Rußland in einer Reihe scharf markirter Charaktere entgegen. Dolgorucki, der Bojaren General, tückisch, kühn, verständig, aber kurzsichtig. — Lapuchin, der Bruder der verstoßenen Czarin, stolz, sittlich grollend, finster, fest, mit tiefem Blicke und doch thatenlos, einem gründlichen Unmuthe hingegeben. Neben ihm Dolthei, der Fürst der Kirche, vorsichtig, in salbungsvoller Mäßigkeit; und in der Mitte der Grollenden die verstoßene Czarin selbst: Eudoxia, das stolze, liebebedürftige Weib, in der Fülle ihrer Weiblichkeit verschmäht, verstoßen und vernichtet, in den schwarzen Nonnenschleier der Trauer gehüllt, ist sie eine tief tragische Gestalt. In ihrer leidenschaftlichen Wuth klammert sie sich an Glebof, der einsam steht unter den Genossen, und in seiner Kraft, Sicherheit und Kühnheit nur dem Czaren vergleichbar ist. Ein wüstes Possenspiel scheint ihm das Treiben der Welt, aber dämonisch aufgeschreckt im Besitz, jagt er heißhungrig neuen Zielen nach, und spielt das Spiel zu Ende, mit dem Bewußtsein, den störrigen, verrätherischen Gesellen im gleichen Tode zu folgen. Er ist es, der die Fäden der Verschwörung hält, in schlauer Klugheit jedem Genossen zeigt, daß er sein verborgenstes Wollen erkennt, und Eudoxia in seiner Macht hat. Ein von ihm ausgesprengtes Gerücht rief den Aufstand hervor. „Alexis" ist die Losung der Verschworenen, was Ruff' ist, steht zu ihnen.

Alexis lernen wir im Gespräch mit seiner Geliebten kennen, eine reiche, adelige, aber dem Siechthum preisgegebene Seele. Seine Gemüthseinsamkeit bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu der Ideeneinsamkeit des Vaters, welche sich in der Dichtung ausspricht. Aus tiefer Stille wird Alexis plötzlich in die erleuchtete Halle versetzt, in welcher die Mutter ihm Rurik's Reif im Kreise der Bojaren entgegenhält und diese ihm huldigen.

Ein Taumel ergreift ihn, wilde Zweifel durchſtürmen ſeine Bruſt und halb im Traum tritt er zu den Gegnern des Vaters mit den Worten:

„Das ruft, als wär' es außer mir, doch ſind's
Nur arge, liſt'ge Larven meiner Bruſt! —
Ich weiß, ihr ſchwindet, nah' ich mich, im Dunſt,
Doch ihr umſtrickt mich mit des Zaubers Kunſt!
Halt mich! Hier bin ich! Gebt mir meine Krone!
Denn wie dem Vater, eignet ſie dem Sohne!"

---

Auf dem Verdeck ſeines Schiffes, als Meiſter des toſenden Elementes, tritt Peter in die Handlung. Das Meer weicht und flieht als er das Ruder ergreift. Mitten im Sturme erſcheinen Katharina und Mentſchikoff auf dem Verdeck, ohne daß er ſie berückſichtigt. Aber Katharina iſt die große Genoſſin deſſen, der ſie aus der Niedrigkeit zog, hoch und kühn ſteht ſie neben ihm und über dem gefürſteten Sclaven, der ſie begleitet. Als Kronſtadt erreicht iſt, wendet ſich der Czar kaltblütig zu den Geſchäften, mit denen das Land ihn empfängt. Eine Lootſenſchule will er errichten, „ſobald der Czarewitſch enthauptet iſt." Unerſchüttert verfolgt er ſeinen Weg, tritt in nächtlicher Stille zu dem Feuer, an dem die aufrühreriſchen Bauern lagern und wandelt ihr Murren in demüthige Unterwerfung, ſobald er ſich zu erkennen giebt. Schmerzvoll klagt er: „nur ein König der Beſtien zu ſein", und die Ahnung, daß Alles eine Thorheit geweſen, Alles umſonſt, woran er ſein Leben geſetzt, taucht in ihm auf. Man will ihn vor fernerem Vordringen warnen, da die Stadt von treuen Truppen entblößt iſt, die Anführer im Kreml verſammelt ſind, und ihr ſtarker Anhalt lärmend mit Alexis Namen durch die Gaſſen zieht; aber nichts hält den Gewaltigen, er ſchreitet weiter und tritt endlich im

Kreml in die Verſammlung der dem Tode geweihten Bojaren, in deren Mitte er Eudoxia und Alexis findet. Der Prinz hat ſich geweigert, vor des Vaters Tod in das angeſtammte Recht zu treten und zerriß den Bund mit denen, die ihn von ſeinem Rechte ſcheiden wollen. Vernichtend trifft Peters Wort jeden Einzelnen, in knechtiſchem Schweigen bleibt Alles, bis die Reihe an Glebof kommt, der ſeinen Säbel zieht und die Bojaren zum Angriff auf den Wehrloſen führen will. Alexis tritt dazwiſchen, er rettet den Vater wider deſſen Willen. Im Augenblick der höchſten Noth erſcheint die Hülfe, die Ausgänge ſind beſetzt, die Truppen treten ein. In kurzen Worten entſcheidet Peter das Geſchick der Verſchworenen. Alexis wird von ihnen geſondert, Eudoxia nach Schlüſſelburg verwieſen. Einige Entflohene hat ſchon das Ende erreicht, welches die Anderen erwartet. Menzikoff meldet:

„Sandberg und Hackelſchein,
Der finſt're Mann, und ſein geſchliff'nes Beil,
Bereit und fertig iſt's im Hof, des Kreml!"

Man ließ den Czaren die Zeit nach ſeinem Tode ſchauen, und er lebt ſie zu wenden. Mit fluchenden oder drohenden Worten tritt einer der Bojaren nach dem andern den Weg zum Schaffot an. Der letzte iſt Glebof, der mit der Prophezeiung ſcheidet:

„Nun Dir den Thron
Von Millionen Schädeln, weh' Dein Kleid
Aus Alexanders Macht und Cäſars Gier'e,
Du wirſt vergeſſen um — 'nen Nicht." —

Dumpf und monoton klingt ein uraltes Lied, der Todesgeſang der Bojaren:

„Leg' in den Sarg mir mein grünes Gewand,
Luder, Luder! u. ſ. w."

Noch ehe die Töne verhallt ſind, wird Petern die Kunde vom Tode des Schwedenkönigs gebracht; „Welch' Geſchick!"

„Ach Karl, mein Bruder, wie ich Dich beweine!
Kein Menſch auf Erden hätte Dich geliebt,
Gleich Petern! mein großer, lieber Feind!
Beglückter Fürſt! Du führteſt freie Männer
Im Rath zur That, und ich — durchwate Blut!"

So klingt des Czaren Klage, der nun das Geſchick des Sohnes entſcheiden muß. Freiheit bietet er ihm durch Flucht; aber entſchloſſen weiſt Alexis ſolche von ſich und verlangt: Gericht. Als Mann dem Manne ſteht er dem Vater gegenüber, Liebe und Hoffnung ſind zurückgedrängt in ſeiner Bruſt, Gerechtigkeit nur will er und der erſtaunte Czar muß dem Sohne gewähren, was jeder Ruſſe fordern darf:

„Daß man vor ſeine Obrigkeit ihn ſtelle." —
„Gericht von Petersburg, nimm deinen Gang!"

Das iſt der Schluß des Bojarenſchauſpiels, und die Brücke zu der Tragödie, die den zweiten Theil der Trilogie bildet. Das dramatiſche Intereſſe derſelben beruht darauf, daß Peter ſich gezwungen ſieht, den Sohn um einer Schöpfung willen zu opfern, deren Nichtigkeit er ſelbſt von Act zu Act klarer einſieht. Alt-Rußland ſteht auf einem Gottesacker, klagen die Seufzer der bei der Morgenröthe auf den Bojarengräbern verſammelten Männer. Aaron, der greiſe Archivar von Moskau, trägt das Pergament, das dem Volke im Sohn des Czaren den Erben ſeines Thrones ſichert. Er iſt ihr Eigenthum, darum müſſen ſie Alexis von dem Gerichte retten, mit dem der Vater droht. — Der Czar ſteht auf der Höhe ſeiner Macht, Handelsſtraßen ſind zu Waſſer und zu Lande gebahnt, neu Geſetz iſt eingeführt, die Kirche nennt ihn ihren Patriarchen. Ein ruhmreicher Friede iſt mit Schweden geſchloſſen, nicht

mehr den Czaren, nein „Kaiſer, Selbſtherrſcher aller Reuſſen, des Vaterlandes Vater! ruft man ihn.“ Nur Tolſtoi, der Staatsrath, ſtimmt nicht in den Jubel der Großen, er verfolgt ſein geheimes Ziel. Ihm iſt das Gericht über den Czarewitſch übertragen, er weiß, daß dieſer ſchuldlos iſt, aber er will ſeinen Tod, und fürchtet, daß er begnadigt werde. Peter wünſcht nicht den Tod des Sohnes; deſſen wahres Weſen ihm der Kerker gezeigt hat. Katharina ſoll die Theilnehmerin ſeiner ausbrechenden Freude ſein, er ſucht ſie auf und unterbricht die Frau in leichtfertigem Liebeständeln, welche allein fähig wäre, ſeine großen Gedanken zu faſſen. Die Oede ſeines Lebens tritt immer erſtarrender hervor, Niemand iſt in ſeiner Umgebung, der nicht mit hohler Lüge gegen ihn wirkte, und Menzikoff iſt der niedrige Verbündete Katharina's. Sie ſelbſt ſchaudert einen Augenblick vor dieſer Gemeinſchaft, vor ſich ſelbſt und ihrem dunkeln Wege, und will ſich entſühnen von der Schuld, die hinter ihr liegt, indem ſie den Sohn dem Vater wiedergiebt. Mit ſicherer Zuverſicht erwartet Jener im Kerker das Gericht, den Ehrentag, das Siegesreis; es ſcheint ihm gewiß, daß er losgeſprochen werde. Aus eines Narren Hand erhielt er die geheime Geſchichte Rußlands, eine Kette von Verbrechen, die Peters Umgebungen brandmarken, und die Schande ſeiner Richter liegt in dieſem Heft in ſeiner Hand. Der Kanzler läßt Peter als Admiral in's Reichsgericht fordern, als Zeuge wider den Czarewitſch, und mit ſchauerlicher Freude folgt dieſer der Ladung, denn er ſieht die Formen, die er bildete, gewaltiger als ſich ſelbſt:

„Das Werk iſt ewig, das den Meiſter meiſtert,
Und die Gewißheit der Unſterblichkeit
Verdank' ich dieſer Stunde!“ —

Alexis iſt ſiegesgewiß; aber des eigenen Vaters Ausſage bezeugt eine Schuld des Angeklagten. Ihm ward einſt die Strafe

des Aufruhrs erlaſſen, ſofern er vollſtändig bekenne, und er verſchwieg den Antheil der Mutter an demſelben.

Eine ſchreckliche Erbſchaft empfängt der Czar als Antwort auf dieſe Beſchuldigung, die Schrift, die ihm die Fäulniß ſeiner Welt zeigt. Peter erfährt den Spruch des Gerichts, der Alexis zum Tode verurtheilt, fluchwürdig iſt der Sinn, der Schluß iſt gut. Daß der Sohn ſterben ſoll, weil er die Mutter geſchont, das erregt weiche Empfindungen in dem Herzen des Vaters; aber Katharina's liſtiger Haß in Worte der Liebe ſich kleidend, weiß ihm zu zeigen, daß Alexis verloren war, ſobald das Gericht eingeſetzt wurde. Trat er ſchuldlos vor die Schranken, ſo wurde er der Märtyrer, der Czar der Tyrann, darum muß Jener der Schuldige bleiben. Peter erkennt in dieſem Geſpräche die rückſichtsloſe Kraft, die Klugheit, mit der Katharina ihre Zwecke verfolgt, und fähig iſt, ſeine Gedanken fortzuführen, und ſieht ruhiger, wie ſein Schickſal ſchnell dem Ende zueilt.

Die Altruſſen, die im Beginn des Drama's auf den Bojarengräbern ſich rüſteten, um Alexis zu retten, geben die letzte Entſcheidung zu ſeinem Tode. Forderungen, die ſeinen Willen beugen wollen, kann ſich der Czaar nicht fügen, nur die Leiche des Begehrten finden die Bittenden. Mit wankenden Knieen reichte der Vater ſelbſt dem Sohne den Trank, der raſch ſein Daſein endet, und verkündet den herbeigerufenen Großen: „die Herrſcher Rußlands ſetzen künftighin nach eigenem Ermeſſen ſich den Erben.“ Er zeigt ihnen die Leiche des Czarewitſch, der am Schlagfluß geſtorben.

„Eudoxia ein Epilog“ bildet den dritten Theil der Trilogie, welcher den Zuſammenſturz von Peters Macht und ſein troſtloſes Ende enthält. Ein anderer Ton, ein anderer Vers charakteriſirt dieſes Drama, deſſen Fabel faſt ganz im Gebiet des Mythiſchen liegt, und in dem allein Katharina's Treubruch und die Verzweiflung von Peters letzten Lebenstagen der Geſchichte ange-

hören. Die erblindete Eudoxia hauſt in einem bemooſten Trümmerbau, den ſie täglich im Abenddunkel verläßt, um dem klagenden Volke den unaufhaltſam herbeieilenden Fall des Czaren zu verkünden. Katharina, die in Moskau gekrönt iſt, und der Kaiſer treten in dieſen Kreis, und höhnend läßt Katharina Eudoxien auffordern, ihr zu prophezeien. Das Wort der Sybille verkündet: Katharina werde morgen als Kaiſerin ausgerufen, Peter nicht mehr unter den Lebenden ſein. Einſam im Sternenlicht überſchaut Peter ſein Geſchick.

„Der weiten Länderſtrecken allerärmſter Mann!
Ich that das Unnatürliche, des Lebens Schein
Der Mißgeburt zu geben. — Mich bedünkt, es ſei
Der Ruhm, die Größe, wie die Macht zu Land und Meer,
Als deren Schöpfer mich der Menſchen Zunge nennt,
Auch durch Mechanik zu erhalten, Druck und Stoß,
Durch Waſſer, Feu'r. Und ſolches hab' ich eingetauſcht
Für das, wonach in ſeinem Himmel ſelbſt ein Gott
Sich einſt geſehnt. Gefühl des Vaters! Ich verließ
Das Menſchliche, nun leid' ich Uebermenſchliches."

Geiſtiges Leid und zerſtörender Körperſchmerz durchwühlen den Greis, da naht Eudoxia, die er befahl zu holen, um ſie nach Petersburg zu führen, wo ihr Geſchrei von lautem Gewühl übertönt werden wird. Sie harrte des Boten der zu ihr kam, bereits in fürſtlicher Kleidung, und als der Czar ſchaudernd ihre zerſtörte Geſtalt erblickt, ſtößt ſie furchtbare Worte aus. Seine geheimſten Qualen nennt ſie laut, ſeine gewaltigſten Thaten zeigt ſie ihm als fruchtlos, allen Jammer deckt ſie auf, der unter ſeinen Tritten ſproßte, und als ſie ſeinem Blicke endlich noch Katharinen als die Buhlerin von Mons vorführt, bricht der Starke ohnmächtig zuſammen. Das Treiben Katharinens iſt den Hofleuten kein Geheimniß, ihres Buhlen ſchneller Tod entzieht dieſen ihrer Rache und das

nahende Ende des Czaren, deſſen matter Körper ſchon lange nur vom Geiſt emporgehalten wurde, ruft zu anderen Dingen. Raſch vereinigen ſich die uns bekannten Großen Oſtermann, Jaguſchinsky, Theophanes u. ſ. w., um Katharina zur Kaiſerin zu machen, doch ſo, daß dieſe in ihrer Macht bleibt. Sie nahen dem ſterbenden Czaren, Menzikoff führt auch Katharinen zu ihm. Wer ſoll erben? tönt Gordons Frage, die der Czar ausweichend beantwortet. Man wähnt ihn todt, als er in Ermattung ſinkt, und ehe noch der letzte Hauch entflohen, ruft man Katharinen als Herrin aus. Da rafft ſich noch einmal der Czar auf: „Geb't Alles an — — —" ſind ſeine letzten Worte, mit ihnen vermacht er das Räthſel ſeiner Zeit, Rußlands Räthſel der Zukunft. Sein treuer Gordon, ein ſchlichter Schotte, iſt der Einzige, der ihm nahe bleibt und ihm die Augen zudrückt

„Ein Mann, der von den Wirren unſ'rer Welt ſo viel begreift,
Als des Entſeelten gläſern ſtummer Blick erſchaut."

---

Eigenartig, keiner andern ſeiner Schöpfungen vergleichbar, ſtellt ſich dieſes Drama zu den früheren Arbeiten Immermanns, ein Zeugniß von der Unerſchrockenheit, der Kraft, der Fülle eines Dichters, der es wagen durfte, in das Tiefſte und Höchſte zu greifen, worin ſich der göttliche Geiſt im wechſelnden Laufe der Zeiten offenbart hat. Ein faſt grauſendes Staunen, eine athemloſe Spannung begleitet den Leſer von einem Blatte zum andern durch großartig düſtere Bilder, durch das Entſtehen und Zerfallen einer Welt, deren irdiſcher Schöpfer ein Gott ſein, nicht in Gott ſich gründen wollte. Immermann fühlte ſelbſt, daß er an die letzte Grenze des Erlaubten im Gericht von St. Petersburg angeſtreift war, hoffte aber, daß er nicht in das Gräßliche verfallen ſei, ſon-

dern auch das Stärkſte auf der Höhe des Pathos, und des reinen, tragiſch Furchtbaren erhalten habe. — Daß ihm das gelungen, bezeugt die Wirkung des Stückes auf Alle, die ohne weichliche Sentimentalität, daſſelbe mit poetiſcher Empfänglichkeit aufzunehmen fähig ſind. Ort und Zeit weiſen uns freilich in ein etwas barbariſches Gebiet; aber die Tragödie gewinnt dadurch einen Boden, auf dem ſich die Gegenſätze reiner und kräftiger ausprägen ließen. Mit ruſſiſchen Geſtalten ließ ſich nicht zarter umgehen, als es geſchehen, dagegen iſt die Form hier und da rauher und eckiger als nöthig wäre. Dringt man aber durch dieſe in den Kern der Dichtung, in ihre geiſtvolle Conception und geiſtreiche Durchführung der Intentionen, ſo wird man immer höher den ſchöpferiſchen Reichthum eines Dichters bewundern, dem noch immer die volle Anerkennung nicht geworden, die er verdient. Denn er gehört zu denen, die bei einer flüchtigen Bekanntſchaft nicht durch einen leicht zu faſſenden Reiz feſſeln, dafür aber das genaueſte Eingehen in ihre Schöpfungen lohnen. Wir beſitzen in brieflichen Mittheilungen intereſſante Aeußerungen Immermanns über ſein Stück, welche weſentlich zu dem Verſtändniß deſſelben beitragen, und von denen hier zunächſt ein Auszug aus einem Briefe an Tieck folgt:

„Ich wurde in meinem Innern von dem Stoffe nur berührt und erſchüttert, ſofern er mir das Schauſpiel eines großen und ungeheuren Irrthums darbot. Vielleicht hat nie ein Menſch tiefer das Unendliche, welches im Menſchen liegt, gefühlt, als Peter der Große, und vielleicht war nie Einer durch eine feindliche Umgebung unglückſeliger gefeſſelt. Aus Slaven, denen von jeher das geiſtig Zeugende fehlte, will er ein weltbeſtimmendes Volk machen; er bleibt ſelbſt ein Slave, dem die Aufgabe auf Nachahmung und Aneignung hinausläuft — die Muſter aber muß er aus ſeiner Zeit nehmen, der ſchlechteſten die es geben konnte, weil ſie allen

organiſchen Zuſammenhang in Kirche, Staat und Lebensgeſtaltung verloren hatte. So ſchafft das gewaltigſte Wirken ein äußeres Gehäuſe von Macht und Größe, dem die Seele fehlt, und welches den Schöpfer ſelbſt am Abend ſeines Lebens mit Grauſen erfüllt. —

„In dieſen Gefühlen und Anſchauungen ging mir der Gegenſtand auf, und darnach hat ſich alles Einzelne bei mir umgebildet. In den Bojaren zeigte ſich mir der Held, unwiderſtehlich ſiegreich, ſo lange er es mit dem Elemente und der auch ſchon in ſich zerfallenden alt-ruſſiſchen Magnatenwelt zu thun hat, Kraft gegen Kraft zerſtörend geht. Wo es aber, wie im Gericht von St. Petersburg, einen lebendigen, ſittlichen Akt galt, da ſank er mir immer tiefer in die lächerlichen Widerſprüche ſeines eignen Machwerks. Der Sohn wird geopfert um etwas, deſſen Nichtigkeit der Vater ſelbſt zu ahnen beginnt, und die ſchlechteſte Geſtalt gängelt dieſen am Faden eines armſeligen dünnen Begriffs, den er denn aber doch nicht entbehren kann, will er bleiben, was er iſt. Die Harmonie dieſer Diſſonanzen fand ich endlich in dem völligen Zerfallen deſſen, was zu einem Scheindaſein zuſammengefügt worden war, wie es der dritte Theil hinſtellt.“

Anfangs November als Immermann in voller Thätigkeit bei dem Gericht von St. Petersburg war, ſchrieb er wieder an Ferdinand:

„Ich arbeite am zweiten Theile meiner Dramas; es geht aber damit ſehr langſam, ich habe noch nicht den zweiten Act vollendet. In dieſem Theile grabe ich mich wie der Bergmann in eine ungeheure Tiefe, immer tiefer, immer tiefer, nur von einem Grubenlicht begleitet. Es ſind ganz ſonderbare Anſchauungen während der Beſchäftigung damit gekommen, und nie hat ſich die Art, daß mir das Gedicht erſt unter den Händen zu etwas wird, deutlicher gezeigt. Die alt-ruſſiſche Maſſe wird ſich noch einmal in dieſem Theile gewaltig rühren.

Die Abgeordneten der alten Neſter, Smolensk, Wladimir, Kiew u. ſ. w. kommen zum Czar, und fordern von ihm das Leben des Sohnes, weil er nicht ihm, ſondern als Romanow ihnen gehöre. Von dieſen Figuren erwarte ich viel Gutes. Ich ſehe ſie immer auf meinen einſamen Irrgängen über moosbewachſenen Haiden im Abendroth oder bei Mondlicht vor mir hocken oder liegen. — Zuletzt wird das Gedicht in ein ganz wunderbares Element ſich tauchen. Du ahnſt wohl, daß Eudoxia ſo etwas von einer Sybille im Leibe hat, und daß ſie ſich gut qualificirt, das Mene, Mene, Tekel, dem Czaren an die Wand zu malen."

Als auch die Eudoxia vollendet war, ſchrieb er noch einmal: „Alle Elemente des erſten Werkes treten in dieſem in höherer Potenz auf. Die Welt Peters ſteigert ſich bis zur entſchiedenſten Unnatur; bis zu Gegenſätzen, die ſich in ſich ſelbſt aufheben. Das Alte erhebt ſich in der Eudoxia bis zu einer mythiſchen Höhe. Im fünften Akte werden dann die Contraſte vermittelt, dadurch, daß im Bewußtſein des Alexis das vorhergegangene Gräßliche als düſtere Fieberphantaſie erſcheint. Durch dieſes Motiv wird das Gedicht gleichſam von ſeiner eigenen Laſt befreit, es hebt ſich nun ganz in das Gebiet des Idealen, und die Kataſtrophe erſcheint nicht mehr als Werk der beſchränkten menſchlichen Leidenſchaft, ſondern als Product einer göttlichen Nothwendigkeit. Getragen wird dieſe ideale Geſtaltung denn auch dadurch, daß auch die ſogenannten ſchlechten Figuren durch Todesnoth in einen wilden Muth getrieben, ſich zuletzt geadelt zeigen, und daß an alle ſubordinirte Figuren das ganz allgemeine und rein Menſchliche ausgetheilt iſt. Sehr bedeutend treten gegen das Ende noch einmal die alten Pelze auf. Du ſiehſt, ich phantaſire über mein Werk, wie Du es wohl ſonſt liebevoll thuſt. Ich bin noch voll davon, wenn es weiter hin iſt, werde ich freilich kälter dagegen werden." —

Als endlich die Faſſung der Dichtung als Trilogie voll-

endet war, ſchrieb Immermann an Beer über den letzten Theil derſelben. „Das dritte Stück heißt Eudoxia, und unterſcheidet ſich weſentlich von den beiden erſten, überhaupt wohl von dem, was ich bis jetzt gemacht habe. Es iſt ein tragiſcher Nachgeſang, der alle Elemente der früheren Theile auf einem höhern Punkte wieder verſammelt, und die Töne in zuſammengefaßter Harmonie auf einander ausklingen läßt. Die äußere Fabel iſt die völlige Verfinſterung der letzten Lebenstage Peters, und ſein verzweiflungsvolles Sterben. Die innere Idee iſt: daß der Dämon des Verſtandes und der Aufklärung, wie er Petern ſo mächtig trieb, am Ende beſiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, wie ſich dort die auf's Aeußerſte gebrachte in mythiſcher Rieſengeſtalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederſchlägt.

„Aus der Idee ging hervor, daß ich dieſen Theil als einfache Situation genommen, und die vornehme, feierliche antike Form gewählt habe. Die ruhigeren Scenen ſind in Trimetern, leidenſchaftlich eilende in Tetrametern:

⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ –

Eine von mythiſchem Schwunge in Anapäſtiſchen Tetrametern:

⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – | ⏑ ⏑ – ⏑ –

geſchrieben; eine Volksſcene in dem Metro vieler alt-ruſſiſcher Lieder

– ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

„Ich machte mir hier, wo metriſche Strenge ein vernünftiges Geſetz war, dieſe möglichſt zur Pflicht, hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, freue mich aber doch, daß ich dies auch einmal gewagt habe. Man lernt dabei ſehr viel, und die Chicane der Form zwingt ganz von ſelbſt zum gediegenen Denken und Dichten. Von dem Hirngeſpinſt einer proſaiſchen Länge und Kürze nach dem Begriffe der Alten habe ich mich frei gehalten — alles beſtimmt ſich in dieſer Beziehung bei

uns durch das Mehr- oder Mindergewicht des Sinnes. Aber freilich muß man um dieſes Geſetz aufzufaſſen, ſelbſt poetiſchen Takt beſitzen, man muß auch Gedichte kunſtvoll zu leſen verſtehen, und mit beiden Dingen befaſſen ſich unſre Herrn Metriker nicht. Uebrigens wiederhole ich, daß die gewählte Form keine Spielerei war, ſondern aus der Natur des Gegenſtandes hervorging."

Nach einer ſo kritiſchen Betrachtung ſeiner Arbeit muß es überraſchen, daß ſich gerade in der Eudoxia manche Unklarheiten im Sinne und unerlaubte Härten in der Form finden, doch iſt dieſe Thatſache nur eine neue Beſtätigung der wiederholt ſich uns aufdrängenden Bemerkung, daß des Dichters innere Kraft bis in ſeine letzten Lebensjahre mit äußern Hinderniſſen zu ringen hatte und zeigt uns, daß er auch jetzt noch nicht zu ſeiner völlig harmoniſchen Höhe gelangt war.

# XVI.

## Sommertage und Herbſtreiſe. Winterleben.

### 1831 – 1832.

In den früher mitgetheilten Briefen finden wir ſchon wiederholte Hindeutungen auf die Arbeit, welche Immermann vorzugsweiſe in der nun folgenden Zeit beſchäftigte. Bevor wir aber dieſelbe, nämlich den Merlin, im Einzelnen betrachten, wollen wir zu verfolgen ſuchen, unter welchen äußeren Umſtänden dieſe größte ſeiner Dichtungen ſich allmälig im Gemüthe des Poeten entwickelte, und wie erregte Momente ſchnellen Schaffens mit großer Ermattung ſich während der Zeit ſeines Werdens ablöſten. Am 6. März hatte Immermann die erſte Hand an das Werk gelegt und am 9. war das Vorſpiel vollendet. Gleich dem vorhergehenden Winter verfloß der Frühling des Jahres 1831 von guten Geiſtern beſchirmt, manche perſönliche Aufmunterung und Theilnahme zeigte ſich ſelbſt in entfernteren Kreiſen, des Dichters Geburtstag ſchmückte ſein Zimmer mit einer Fülle von Blumen und anderen liebenswürdigen Gaben aus befreundeten Händen. „Meine Lage iſt jetzt ſo angenehm“, ſchreibt er der Mutter, „daß ich das als ein Zeichen anſehe, woraus ich ſchließe, daß ich bald von hier ſcheiden werde, denn es iſt bis jetzt immer ſo geweſen, daß

ich vom Orte abziehen mußte, wenn ich eben angefangen hatte, mit dem Orte anzuknüpfen."

Durch den Tod einer entfernten Verwandten fiel Immermann im Mai eine kleine Erbschaft zu, die ihn von einer schweren Sorge frei machte, denn leider hatte in den letzten Jahren die Ausgabe die Einnahme oft überschritten und augenblickliche Verlegenheiten waren durch Anleihen gedeckt, deren Zinsen wieder den Etat vermehrten. Daraus erwuchs ein Zustand, der ihn oft auf's Aeußerste bedrückte, und namentlich der Gedanke, „er könne sterben und die Gütigen und Liebevollen, die ihm auf sein ehrlich' Gesicht geliehen, seien dann um das Ihrige gebracht, hatte ihm nicht selten bei Tag und Nacht keine Ruhe gelassen." Nun kam die Hülfe um so mehr zur rechten Stunde, als noch immer die literarischen Einnahmen ausblieben, und Cotta selbst den Alexis zurücksandte, weil die belletristische Literatur augenblicklich so sehr darnieder liege, daß er den Verlag eines solchen Drama's nicht wagen möge.

Anfänglich sah Immermann diese unerwartete Ablehnung mit einer gewissen Ruhe und Resignation an und schrieb an Ferdinand: „Die Sache ganz schlicht betrachtet, kommt es mir wie eine etwas wunderliche Laune des Schicksals vor, für den Alexis keinen Verleger finden zu können, während Tromlitz, Spindler und die Schopenhauer ihre gesammelten Werke herausgeben. Ich denke oft, es ist ein übler Moment und weiter nichts. Sollte aber unser eigentliches geistiges Leben und der Sinn für das höhere Geistige im Allgemeinen für eine Zeit lang ersterben, so bin ich auch auf diesen Fall resignirt. Ich denke selbst mit einer Art von Behagen daran, so ganz in der Stille eine Reihe von Jahren zu lernen, zu sinnen und zu arbeiten; nicht zerstreut von irgend einem Hinblick auf die Außenwelt. Ich fühle, daß ich jetzt in die Periode eingetreten bin, wo ich das machen werde, wozu mich die Natur bestimmt

hat, und mit dieſer Empfindung werde ich mich zu begnügen wiſſen."

Viel gereizter ſagt er aber kurz darauf in einem Briefe an Beer: „Wir werden uns gewöhnen müſſen, musis et amicis zu ſchreiben, denn wenn auch die gegenwärtige Hauptkriſis vorüber iſt, ſo wird doch auf lange die innere und äußere Politik den Geiſt der Menſchen allein erfüllen. Literatur und Poeſie verlangen aber eine ernſte auf ſie in Sammlung gerichtete Seele. Dem an den roheſten Materialismus verlorenen Geſchlechte werden Ständegeklätſch und Miniſter-Anklagen die Götter ſeines Buſens ſein, und zur Erholung wird es Bilder angaffen und Muſik anhören, wozu es keines Verſtandes bedarf."

„Hat man den gräulichen Moment nur erſt überſtanden, ſo wird auch Alles gehen. War man wirklich begeiſtert, rang man mit der ganzen Kraft ſeiner Seele nach einer wahren Aus- und Durchbildung der Elemente, die die Natur in Einen gelegt hatte, ſo ſtand man ja doch ſchon bisher ganz einſam in der furchtbar kalten, ſeelenmörderiſchen Zeit, die über ihre innere Verweſung ein ſo hübſches Modekleid zu werfen weiß. Warum denn alſo nicht dieſem Tode den Rücken wenden?"

Es iſt nicht zu verkennen, daß die Mißſtimmung, welche aus dieſer und anderen üblen Erfahrungen entſprang, ſich immer tiefer in den Dichter grub und daß die Reſignation, die ihm anfänglich leicht ſchien, immer mehr zu einer ſchweren Aufgabe wurde. Auch müſſen wir den Urſprung der Geringſchätzung des Publikums, der gereizten ironiſchen Auffaſſung vieler Dinge, die ſich leider noch durch einige von Immermanns gereiften Werken zieht, zum großen Theile in ſolchen Erfahrungen ſuchen. Gewiß, es war eine ſchwere Aufgabe, immer wieder zu ſehen, wie viel Geringeres über ihn geſtellt wurde, wie glänzend die Erfolge waren, welche gerade um dieſe Zeit den Künſtlern, unter denen er lebte, zu Theil wurden, oft nur ſehr mäßigen Talenten. Wenn dieſe Stimmungen auch zu beklagen bleiben,

ſo ſind ſie nur zu wohl zu begreifen, und es iſt zu entſchuldigen, wenn die Ungunſt der Umſtände auf das Gemüth des Dichters wirkte, und ſelbſt ſeine Schöpfungen beeinträchtigte. Er war ſich bewußt, daß er nicht in eiteler Selbſtbeſpiegelung, ſondern mit ernſter Treue die Gaben verwaltete, die der Genius ihm vertraut hatte, „liebte ſein Volk, wie nur Einer es lieben kann, hatte Dinge, die kein Anderer ihm geben konnte, und doch lag das Volk brünſtig vor Götzen auf den Knien und überſah die Geſtalten ehrlicher Wahrheit, die er ihm aufrichtete.“ Alle Kränkungen der Welt wären aber dennoch leichter zu tragen geweſen, hätte dem Dichter nicht noch immer der Hort der Familie, der Frieden einer Häuslichkeit gefehlt, an der die Pfeile von außen abprallen und in deren milder Wärme die Wunden des Herzens heilen, welche die Kälte des Lebens uns ſchlägt.

Bis in den Juni hinein zog ſich die Beſchäftigung mit dem Alexis, deſſen einzelne Theile wiederholt überarbeitet wurden. Als die Arbeit endlich zum Abſchluß gekommen war, ruhte Immermann aus, wie er ſagt und ſtudirte Neanders Kirchengeſchichte, ein Buch, aus dem er reiche Belehrung empfing, und deſſen Gehalt die Mühe, ſich durch die ſchwerfällige und geſchmackloſe Darſtellungsart hindurchzuarbeiten, lohnte. Wie gründlich dieſes Durcharbeiten geſchah, zeigen die vielen Bogen von Auszügen, die er aus dem Buche machte, und in welchen er unter Anderem alle unterſcheidenden Lehren der hervorragendſten Sekten notirte. Man fühlt aus dieſen Aufzeichnungen heraus, welche geiſtliche Eigenthümlichkeiten beſonders auf ihn gewirkt haben, und wie aus dieſen Studien zum Theile die ſpiritualiſtiſchen Geſtalten des Merlin, Satan und Lucifer hervorgingen. Von der Kirchengeſchichte wandte ſich Immermann zum Erwin von Solger und vertiefte ſich mit voller Hingebung in die Gedanken des Philoſophen, von deſſen Studium ſpäter die Aphorismen des Reiſejournals angeregt wurden.

Durch dieſe Beſchäftigungen geiſtig erfriſcht, nahm er nun eine ganze Reihe mittelalterlicher Gedichte vor, welche ihm den Kreis ſeines Merlin abrundeten, der mit ihm ging, bald näher, bald ſeinem Auge ferner tretend, aber unaufhörlich an ſeine Vollendung mahnend.

Ulrich von Zazichovens Lancelot vom See las er in der Erwartung, etwas über Lancelots Liebe zu Ginevra zu finden, aber ſie fehlt in dieſem Gedichte, deſſen unendlich verſchlungene Erzählungen Immermann im Auszuge zuſammenſtellte, und aus denen er Manches bei der Schilderung von Artus Hofe benutzte. Nach dem Lancelot las er den frommen Gral des Sängers Ulrich (15. Jahrhundert). Aus ihm nahm er den Stammbaum der Könige im Gral und die meiſten Einzelheiten, welche er im Reiſejournal aus dem Sagenkreiſe erzählt, und aus ihm entlehnte er faſt wörtlich die Erzählung des Minſtrels im Merlin: —

„Einſt hört in salva terra Perillus ſüß Getön u. ſ. w.“

In eingehender Weiſe beſchäftigte Immermann ſich auch endlich noch mit Wolframs Parcival, dem Lohengrin und manchem Anderen.

Während das friſcheſte Forſchen und reichſte Empfangen ſo des Dichters einſame Stunden beglückte, gewährte ihm auch ein neuer Freundesverkehr die ſchönſte Anregung. Karl Schnaaſe war etwa ſeit einem Jahre in Düſſeldorf, als die Dichtung des Merlin ihn zuerſt mit Immermann in nähere Beziehung brachte, und als das Verhältniß entſtand, welches beide Männer bis zu Immermanns Tode auf's Innigſte verband. Warm und voll klingt dieſe Freundſchaft durch die Worte, in welchen die Maskengeſpräche den Beginn derſelben ſchildern! „Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Luſt des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preiſen und die Liebe, und das von Rechts wegen. Aber was der Frühling und die Liebe der Jugend iſt, das ſind die Stunden, in denen

zwei mit einander Gedanken erzeugen und ausschaffen, dem Mannesalter. Ein blos persönliches Wohlgefallen ist zwischen Männern mehr nicht, als ein schöner Schein; wie die Ehe vollkommen wird durch das Kind, so bedarf die Freundschaft des Objekts. Zeugen ist nach Platon die That der Liebe; auch Männer müssen im Wahren, Gegenständlichen diese That mit einander vollziehen, soll ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben." Eine Freundschaft, die in so ernstem, tiefen Sinn erfaßt und gegründet war, mußte die Quelle des Lebens in sich tragen, aus der sie immer frische Nahrung schöpfte; was sie Beiden bedeutete, ist in des Dichters Worten aber so umfassend ausgedrückt, daß jeder Zusatz nur wie ein matter Nachklang scheinen würde. Lange war und blieb der Merlin der Gegenstand inhaltvoller Gespräche, doch wandten sich diese daneben vielfach zu anderen Gebieten, namentlich zu den Problemen der Kunst, die Schnaase zu lösen bestrebt war. Fast alle Aphorismen, die im Reisejournal als Grillen im Wagen zusammengestellt sind, wurden durch Gespräche mit Schnaase hervorgerufen.

Zwischen dem 19. Julius und dem 9. August wurde endlich das erste Stück vom Merlin vollendet. „Entsetzliche Aufregung und Abspannung bei und nach der Arbeit; völliges Ausgeleertsein und Ekel an Gott und Welt", bekennt das Tagebuch einige Tage später, und aus diesem Seufzer über den eigenen Zustand entspringt wohl zum Theil der herbe Ton, in welchem Immermann sich im Selbstgespräch über die öffentlichen Dinge auslässt. Die Wahlen der Minister Ancillon und Kamptz erschreckten ihn als drohende Zeichen eines hereinbrechenden Berliner Despotismus, dem gegenüber er im Volk eine Begeisterung des Gehorchens fand. Vereine für den Fall eines Krieges, die Hinterbliebenen zu unterstützen, sah er schon jetzt bilden, während ein echter Patriotismus überall aussprechen sollte, daß man den Fall eines Krieges gar nicht für möglich halte, weil er nur der abscheulichste aller Kriege, ein Krieg für ein Prinzip sein

könne. Bei Gelegenheit des Königlichen Geburtstages hatte die Schmeichelei eines Feſtredners ſich ſo weit verſtiegen, auszuſprechen: daß die etwaigen Tugenden der Preußen nur Hohenzollerniſche, ihnen eingeimpfte Qualitäten ſeien. Ein Brief an ſeinen Bruder Hermann zeigt uns dieſelbe Stimmung. Er ſchreibt am 3. Juli:

„Der Anblick der Zeit iſt höchſt unerfreulich. Der deutſchen Cultur, dem, worin wir eigentlich etwas bedeuten und wozu wir allein Anlage haben, droht die Gefahr, die Niebuhr ganz richtig vorausgeſehen hat. Die politiſche ſogenannte Begeiſterung iſt uns etwas Neues, wir werden nach unſerer alten Weiſe in dieſes Element toll und blind hineinſpringen, an nichts anderes denken und uns vielleicht ein halbes Jahrhundert um ein Gut abmühen, was doch nicht unſer werden kann, weil alle Bedingungen, die daſſelbe in England hervorbrachten und in Frankreich vielleicht hervorbringen werden, bei uns fehlen. Darüber werden wir die eigentlichen Palladien des Landes: Philoſophie, Poeſie und deutſches Wiſſen, verabſäumt haben, der ſchon ſo oft zerſchnittene Faden deutſcher Bildung wird ſo von Neuem unterbrochen werden. Dieſe Beſorgniſſe ſind nicht leere. Während die Mode- und Galanteriehandlungen noch gute Nahrung, Bosco und Paganini vermehrten Zulauf haben, iſt dem deutſchen Buchhandel nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der Kundigen ein wahrer Todesſtoß verſetzt worden. Man ſieht alſo, daß dieſem Geſchlechte die Quellen und Urkunden des Geiſtes das zuerſt Entbehrliche dünken.

„Was mich betrifft, ſo wird mich der Druck der Gegenwart natürlich nur noch mehr in die reine und freie Region des Geiſtes treiben. Ich werde das, was die Natur in mich gelegt hat, auszubilden bemüht ſein, ohne Rückſicht auf Aeußerliches meines Amtes warten und die Anderen ihr Weſen treiben laſſen."

Aus demſelben Briefe erfahren wir auch, daß ſich die

Verſetzung nach Berlin zerſchlug, um welche Immermann ſich im Winter beworben hatte. „Der Auditeur F., der meine Verſetzung nach Berlin bereits proclamirt hat," ſagt er, „meint es beſſer mit mir, als das Kriegsminiſterium, von dem ich vor wenigen Tagen die Nachricht erhielt, daß die vacant gewordene Stelle wenigſtens für jetzt nicht wieder beſetzt werde. Dies war das letzte Schiff, was ich auf der See hatte, und es iſt denn alſo auch geſcheitert, ich kann nun von Neuem friſch zu wagen und zu handeln beginnen. Ich bekam in den vergangenen Wochen faſt täglich eine Nachricht, die eine beſcheidene Hoffnung niederſchlug."

In dieſem Sommer zog das Geſpenſt der Cholera zum erſten Male durch Deutſchland und wer jene Zeit erlebt, wird ſich auch erinnern, welches Grauen damals der Seuche vorauf-ging, welche Schrecken ſie mit ſich führte. Auch Immermann blieben ſchwere Gedanken nicht fern, die er vergeblich durch poetiſche Geſtaltung von ſich abzulöſen ſuchte, indem er die überall eilig hergeſtellten Contumazanſtalten zum Plane einer Novelle benutzte. In der Langenweile dieſer Anſtalten tröſtete man ſich damals wohl an den ſonderbaren Genrebildern, die aus dem Zuſammenfluß der heterogenſten Elemente entſtanden und heitere, wie komiſche Züge wurden von den endlich Befreiten mitgetheilt. Aus ſolchen und aus der Frage, wie man ſich am Beſten in einer gleichen Lage zu benehmen habe, und welchen Gewinn man aus ihr ziehen könne, floß der folgende Plan zuſammen:

## Die Quarantaine.

„Mitten in der Nacht ſind die von Danzig gekommenen Reiſenden auf eine Zeitungsnachricht hin feſtgehalten und dem Contumazhauſe übergeben. Viele der Unglücksgefährten waren ſchon vorher Mitreiſende, die Geſellſchaft iſt bunt durcheinander gewürfelt. Regierungsrath, Naturforſcher, Mineraloge, Offi-

zier, Schauſpieler, Sängerin, Kaufmann, zwei junge Leute, die ihrer Bildung wegen reiſen, Tanzmeiſter u. ſ. w. Was anfangen? Der Regierungsrath iſt am längſten gereiſt und hat durch Mäßigung und Weltverſtand ſchon unterwegs eine Art von Superiorität über einen Theil der Geſellſchaft bekommen.

„Man war darüber ſchon auf der Reiſe miteinander einverſtanden, daß es ſehr übel in der Welt ſtehe, und Jeder hatte Mittel und Wege gewußt, die, wenn man ſeinem Rathe nur folgen wollte, dem Unweſen die Thüre verſchließen würden.

„Der Regierungsrath greift dieſe Stimmung auf, zeigt daß einestheils kein großes Unglück ſei, in einer ſolchen Zeit von der übrigen confuſen Welt auf zwanzig Tage in einem wohlgelegenen, bequemen Hauſe mit hübſchem Garten abgeſperrt zu ſein, und daß anderntheils hier nun der Ort ſei, zu zeigen, daß, was die Welt im Großen nicht vermöge, doch ein Dutzend vernünftiger Leute zu Stande bringen könnten, nämlich einen ruhigen Zuſtand ungeſtörter Ordnung und friedlichen Behagens. Er ſchlägt vor, daß ad modum Boccaccii Jedes der Mitglieder zu beſtimmten Geſellſchaftsſtunden die Unterhaltung der Uebrigen auf ſich nähme.

„Der Plan wird mit Freuden angenommen. Es kommt zu Tagen der Sängerin, des Schauſpielers, des Naturforſchers u. ſ. w., wo Anekdoten, wiſſenſchaftliche Aphorismen, lyriſche Sachen, Recitationen, Ueberſetzungen wechſeln. Zwiſchen dieſem friedlichen Zeitvertreibe entwickeln ſich aber im Kleinen und Komiſchen alle Gährſtoffe, die die Welt im Großen beunruhigen Interventionen und Nichtinterventionen, gegenſeitiger Haß bei gegenſeitigem ſich nicht entbehren können, Selbſtſucht unter ſchönen Phraſen, Alles kommt zum Vorſchein und untergräbt den ganzen Zuſtand. — Eine heftige Leidenſchaft eines Offiziers zu einer Sängerin, der es zur Entführung treiben will und Andere mit in's Complott verwickelt, bringt die Dinge bis nahe an eine gewaltſame Kataſtrophe,

die nur dadurch verhindert wird, daß die Behörde Alle unerwartet entläßt, weil man in Erfahrung gebracht hat, daß die eigentliche Peſt in dem Orte, woher die Geſellſchaft kam, nicht herrſche.

„Die Klügſten nehmen die Ueberzeugung mit, daß die Menſchen nirgends zu einem ordentlichen Zuſtande paſſen, und daß der Teufel überall, auch in einem Quarantainehauſe ſein Weltſpiel treiben kann.“ —

Ernſtere Arbeiten hielten Immermann von der augenblicklichen Ausführung dieſer Erzählung ab, ſpäter benutzte er das allerdings ſtark an Boccaz erinnernde Motiv in ſeinen Reiſeerinnerungen anderweitig, und die einzelnen Situationen verloren ihren Zuſammenhang.

In dieſem Herbſte ſollte endlich der langgehegte Plan, eine größere Reiſe zu machen, zur Ausführung kommen, weder die Cholera, noch ſonſtige Hinderniſſe ſollten denſelben ſtören, denn nachdem Immermann vier Jahre ſteif an derſelben Stelle geſeſſen hatte, konnte er die Sehnſucht nach der Heimath und nach einer Auffriſchung durch fremde Erde und neue Geſichter nicht länger bewältigen. Die jährlichen Gerichtsferien und ein ſich daran reihender Urlaub gewährten einige Monate Freiheit, und es ſtanden angemeſſen literariſche Einnahmen in Ausſicht, die Koſten der Reiſe zu decken.

In froher Erregung ſchrieb Immermann am 3. Auguſt an Ferdinand: „Ich freue mich außerordentlich auf die Reiſe und hoffe, wir werden ſehr glücklich und vergnügt zuſammen ſein. Ich hoffe, Du überzeugſt die Mutter, daß man ſich viele Stunden an jedem Tage ſehen kann, ohne in einem engen Quartiere zuſammen zu kriechen; doch muß freilich Alles nach ihrem Wunſche und Willen geſchehen, weil die Gütige auf keine Weiſe gekränkt werden darf. Du giebſt ihr wohl von meinen Reiſeplänen Nachricht. —

„Dein Plan, mit nach Berlin zu reiſen, iſt mir ſehr tröſt-

lich. Ich dachte ſchon mit Schrecken an dieſe Epiſode meiner Herbſt-Odyſſee, weil mir gerade jetzt das ganze dortige Weſen über alle Maaßen unerfreulich iſt, und doch eine Art von Pflicht erfordert, den Ort einmal wieder mitzunehmen, wenn ich ihm ſo nahe bin. In Deiner Geſellſchaft werden nun die paar Tage auch ganz heimlich und freundlich verfließen. Zuſammen ſtudiren wollen wir auch etwas, damit wir ein monumentum cohabitationis in spiritu sancto ſetzen. Was das Heldenlied betrifft, ſo hätte ich nur zum Triſtan Luſt, der mir ſehr im Sinn liegt, der eignet ſich aber nicht recht zum lauten Leſen, iſt auch zu lang. So wird denn wohl der Spinoza daran kommen.

„Die letzten Wochen ſpendeten ganz unerwartet manche angenehme Ausſicht. Erſtlich habe ich mit dem hieſigen Schaub einen notariellen Contract über eine Ausgabe meiner Schriften in acht Bänden abgeſchloſſen. Wird alles, wie bedungen, gehalten, und geht es ohne Verdruß ab, ſo werde ich viel Freude davon haben. Ich bringe Contract und Proſpekt mit. — Sodann hat uns Kamptz verſprochen, alles mögliche zu thun, um den Rheiniſchen Gerichten Rang und Namen der Oberlandes-Gerichte zu verſchaffen. Es iſt dies freilich nicht mehr als recht und billig, da wir mehr Gerichtseingeſeſſene und Jurisdictionsbefugniſſe haben, als manches Oberlandes-Gericht. Kamptz iſt jetzt am Rhein, kommt auch hier her und wird dann von uns gehörig becomplimentirt werden. (Uebrigens iſt ſeine Wahl in ſolcher Zeit gerade, wieder ein ſeltſames Zeichen der oben herrſchenden Richtung.)

„Dies bringt mich auf den politiſchen Theil Deines Briefes, über den ich bedeutend den Kopf geſchüttelt habe. Freilich theile ich mit Dir die Ueberzeugung, daß aus einem bloßen Berechnen der gegenſeitigen Kräfte nie ein organiſches Staatsgebilde hervorgehen kann, und die in aufgeregten Perioden ſich laut machenden Volksſtratzen ſind mir auch ein Gräuel. Aber da, wo

Du eine Art mythologiſcher Beruhigung findeſt, kann ich ſie nicht antreffen, dagegen ſprechen doch wirklich die Anſchauungen zu laut.

„Ich würde über dieſes Kapitel Bogen vollſchreiben müſſen, um mich zu expectoriren, und es iſt ein gar zu trübes Geſchäft, die unangenehme Ueberzeugung, daß Keiner was taugt, weitläuftig auseinanderzuſetzen. Wir wollen alſo lieber das Geſpräch mündlich führen. Wenn ich von den Menſchen wenig erwarte, und am allerwenigſten von denen von Gottes Gnaden, ſo vertraue ich dagegen auf Gott, der in der Cholera ſichtbar ſeinen Finger über die Welt ſtreckt, und die Verhältniſſe ordnen wird, wie keine Partei in ihrem beſchränkten Sinn ſich's träumen läßt."

Am 27. Auguſt wurde die Reiſe angetreten, deren Geſchichte mythiſch in dem Reiſejournal zu leſen iſt und auf welcher ihn Gräfin Ahlefeld mit einer Pflegetochter anfangs begleiteten. Wir wollen ihren Verlauf hier nur kurz verfolgen, da wir die Wiederholungen des Gedruckten vermeiden müſſen, ſonſt würden wir gern Manches aus dem unterweges geſchriebenen Tagebuche anführen, wo der unmittelbare Ausdruck oft viel friſcher die Stimmung des Reiſenden zeigt, als die ſpätere abgerundete und reflectirte Zuſammenſtellung der Erlebniſſe. In dieſen Blättern belauſchen wir das erſte Entſtehen mancher ſpäteren Dichtungen. Der Grundton derſelben iſt zuerſt die Freude an Allem, was die Fremde Immermann zeigt, auch dem Kleinſten; denn jeder Strohhalm, den er an einem anderen Orte ſieht, vertraut ihm wunderſame Dinge, wie ſollte es da nicht die ſchlimme Mauer in Frankfurt thun, an der ihn die Abenddämmerung erreicht! Faſt unbewußt ſpäht er emſig an derſelben nach dem verſchwundenen Pförtchen, und empfängt den erſten Keim zu einer Erfindung, die aus natürlichen Elementen und im Anſchluß an Goethe's Jugenderzählung entſtanden, in das Reiſejournal verflochten iſt. Wir lernen

dort die Geſtaltung dieſes Embryo kennen, und eben ſo das Heidelberger Schloßmärchen, das er ſich am Fuße des grünſten Hügels am Neckar erzählte, wo es ſich ihm aus dem Kerne einer wälſchen Nuß entwickelte. Zwiſchen den Neckarbergen fügte ſich auch das Gedicht, welches Immermann zu einem Blatt von Schrötter zu machen verſprochen hatte: Die Flaſche. „Dort," ſagt er, „will ich in einem Mohnfelde (deren es unzählige giebt) zwiſchen Wein und Obſtwachs einſchlafen, und den Traum von der großen Flaſche träumen, worin ſich all das närriſche Zeug entwickelt und die zuletzt nichts Anderes iſt, als die Welt ſelbſt."

Gleich im Anfange der Reiſe mußte der urſprüngliche Plan derſelben verändert werden, weil nach verſchiedenen Seiten die Contumazlinien ihre Schranken zogen. Langſam und unbehindert war man bis Frankfurt gekommen; aber hier, wo in der Unruhe des Meßlärmens dem Dichter überdies zu Muthe ward, wie einem Falken, der zur Dreſſur im Ringe geſchaukelt wird, und wo er darum keinen unabhängigen Gedanken faſſen konnte, empfand man das Fortſchreiten der Cholera ſchon beängſtigender und die Damen beſchloſſen nur noch eine Strecke nach Süden zu gehen und dann zurückzukehren. Auch mußte Immermann den Gedanken aufgeben, über Weimar zu reiſen, und damit überhaupt die Hoffnung den greiſen Goethe noch vor ſeinem Ende Auge in Auge zu ſchauen. Nach einem gemeinſamen Beſuche von Heidelberg, Mannheim, Carlsruhe und Worms trennten ſich die Reiſegefährten in Mainz. Es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Trennung Immermann nicht unwillkommen war, denn wenn er auch auf der einen Seite die liebenswürdige Empfänglichkeit vermißte, mit welcher ſeine Freundin alle Eindrücke des Schönen aufnahm und ſeine eigenen Genüſſe mit ihrer Theilnahme ſteigerte, ſo hatte er doch ſelbſt in den leichten Berührungen der Reiſe die Halbheit und Unnatur ſeines Verhältniſſes ſchmerzlich empfunden.

Nach einem zweiten kurzen Aufenthalte in Frankfurt reiſte Immermann von dort über Caſſel nach Magdeburg. In Caſſel hatte er die Schnellpoſt verſäumt und mußte die theuere Extrapoſt wählen, wollte er nicht unnütz einige Tage in der leeren Schönen verweilen, wie er die Stadt auch diesmal nennt. Man machte ihm bange vor der Weiterreiſe nach Oſten, und als er in der Nähe von Witzenhauſen an der heſſiſchen Grenze Arnſtein, ſein vermuthliches Contumazquartier im October, hoch in den Lüften anſah, kam es ihm hart vor, daß wenn ein armer Kerl ſich einmal auf eine beſcheidene Reiſe begiebt, ſolche Streiche ihm in die Quere kommen müſſen. Durchs Eichsfeld gings über Heiligenſtadt, wo er aus dem Felde zurückkehrend einſt des Vaters Tod erfuhr, und wo er ſich wie immer dort ganz öde und verlaſſen fühlte; dann zeigte ſich der Harz, die Stätte guter Erinnerungen. In dieſem Gebirge lebte er gute Tage, „eine wahre Idylle ſeines Lebens, dahin will er flüchten, wenn es ihm einmal ganz ſchlecht gehen ſollte.“ Endlich nahte er von Sehnſucht zu Furcht, von Trübſinn zu Heiterkeit geſchaukelt, der Heimath; die große gleichgültige Magdeburger Kornebene that ſich auf und Wünſche und Hoffnungen, Unruhe und Herzklopfen löſten ſich in ein ſtilles geduldiges Erwarten. „Vor dem Sudenburger Thore“ ſchreibt er, „ſehe ich im Abenddunkel hinter Bäumen ein bekanntes Haus und die alten Spazirgänge, zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart ſonderbar geſpalten, bin ich vorüber, ehe ich die Eindrücke ordnen kann, der Wagen rollt durch die Fürſtenſtraße, ich laſſe den Schwager in's Horn ſtoßen, die Meinigen ſtehen vor der Thür und ich bin zu Hauſe.“ — Mit dankbarem Herzen genoß Immermann dieſes Zuhauſeſein bei der Mutter und unter den Geſchwiſtern. Noch war die Cholera in Magdeburg nicht ausgebrochen, aber ſie herrſchte in Berlin und die Reiſe dorthin mußte aufgegeben werden. Indeſſen war das leicht zu verſchmerzen, denn Ferdinand war auch be-

reit, den Bruder nach Dresden zu begleiten, was Beide am 24. September erreichten und wo Immermann vom Anblick des Schönen und Vollkommenen, was ihn hier überall begrüßte beglückt, erſt ſein wahres Leben zu finden meinte. Gleich in den nächſten Tagen wurde Tieck aufgeſucht, und ſchon bei der erſten Begegnung war man ſchnell über allgemeine Phraſen weg und in einem Geſpräche. Der Umgang mit dem von Immermann hochverehrten Manne bereicherte ihn mit mancher neuen Idee, namentlich ward ihm die Geſtalt der Altengliſchen Bühne durch Tieck klar und führte ihn zu einem tieferen Verſtändniß Shakeſpeares. Die Vorleſungen des Dichters intereſſirten ihn nebenbei ſehr, und weil jeder Vortrag einer dramatiſchen Dichtung von einem feſten Geſichtspunkte aus den Grundgedanken in größter Deutlichkeit hinſtellte, ſo erweckte derſelbe ihm eine Vorſtellung von der inneren Einheit der Dichtung, wie ſie keine theatraliſche Leiſtung der gegenwärtigen Art zu geben vermag. Das Theater wurde dennoch fleißig beſucht, ebenſo die Gallerie, in der er ſich ganz heimiſch fühlte, während die Antike diesmal weniger zu ihm ſprach. Auch die Schönheiten der ſächſiſchen Schweiz wurden genoſſen und erſt nach einer Reihe inhaltsvoller, gehobener Tage in Dresden, trieb das Verlangen, noch einmal die Seinen zu ſehen ihn endlich zum Aufbruch. In Halle erfuhr Immermann, daß die Cholera in Magdeburg ausgebrochen ſei, entſchloß ſich aber dennoch ſich in den giftigen Kreis zu begeben. Kaum war er jedoch in denſelben getreten, ſo empfand er auf's Empfindlichſte den drückenden Einfluß der Atmoſphäre, die über der Stadt lag und ſich bei Vielen geltend machte. Eine krankhafte Beklommenheit bemächtigte ſich ſeiner, „ein wahres Prinz Homburgsfieber," wie er ſelbſt ſagt, kam über ihn, und bald genug zog ſeine Aufregung ihm ein Unwohlſein zu, das man als den Anfang des ſchlimmen Uebels anſah. Der in der Nacht herbeigerufene Arzt, zufällig Immermanns künftiger Schwiegervater, erklärte

jedoch den Zuſtand für völlig unbedenklich, und wirkte, trotz einer unverhehlten Verdrießlichkeit über die unnütze Störung ſeines Schlafes, durch die gewichtige Ruhe ſeiner lakoniſchen Ausſprüche auf das Beruhigendſte. Es ſchien jedoch nicht rathſam, länger an einem ſo übel influirten Orte zu weilen, und in den letzten Tagen des October trat Immermann mit ſeiner Rückreiſe in die letzte Periode ſeiner Wanderungen. Er theilte dieſelbe nämlich ein in: die Naturperiode, die häusliche, die Kunſt- und Literatur- und die Choleraperiode, und fühlte ſich in der fünften, in der Periode des Amtmann Baumann, als er in einer ſchwerfälligen, etwas hinfälligen Gevatterkutſche Magdeburg verließ und wie der Amtmann einſt zur Meſſe nach Braunſchweig, jetzt durch das Hannöverſche Land fuhr. Man hielt dieſe Reiſeart in ſo bedenklichen Zeiten für die ſicherſte, und die Sorge der Mutter hatte ſogar nicht eher geruht, als bis er einen Menſchen zu ſeiner Begleitung mitnahm. Der alte Kaſten, welcher als Reiſewagen erſtanden war, ächzte und ſtöhnte im Harze ſo gewaltig, daß Immermann um ſeinetwillen die gute Chauſſee über Hannover wählen mußte; aber es war ihm doch ein ſchönes Gefühl zum erſten Male in einem eigenen Wagen zu ſitzen und er dünkte ſich ſo „ein ganzer Kerl.“ In Halberſtädt der Peſtregion entronnen, fühlte er ſich gleich wohler und überlegte noch einmal, ob es möglich ſei, jetzt Weimar zu berühren. Aber Heſſen ſperrte zu, und ſo reiſte er über Hildesheim nach Hannover, wo er ſich einige Tage ſehr am Verkehr mit ſeinem Freunde Kohlrauſch und deſſen Familie erfreute. Bei herrlichem Wetter ging es dann weiter nach Lemgo, wo wieder ein alter Freund aufgeſucht ward, welcher darauf in Detmold die Bekanntſchaft Immermanns mit Grabbe vermittelte. So wenig Beſtechliches in dem ſonderbaren, aber urſprünglichen und ungemachten Weſen des Mannes lag, erregte Grabbe doch Immermanns Theilnahme und jenes erſte Begegnen wirkte ſpäter auch auf Immermanns Entſchluß

ſeinen Aufenthalt in Düſſeldorf zu ermöglichen, und war alſo für Beide nicht ohne Bedeutung. Paderborn und Iſerlohn boten die letzten Nachtquartiere auf der allmälig ermüdenden Fahrt. „Beide ſind Städte," ſagt Immermann, „von denen jeder Reiſende mit Entſetzen ſpricht. Ich theile dieſe Empfindung nicht, und bin mit Behagen durch dieſe verfallenen Straßen, durch altes Gemäuer, Sumpf, Grasflecke, Grünes geſtrichen. In beiden Orten giebt es zwiſchen dem Waſſer, Mauerwerk und Baumgewächs Plätze, die zum tiefſten Nachdenken auffordern."

Was dieſe ganze Rückreiſe als unerträgliche Beigabe begleitete, waren die an jeder Wirthstafel herrſchenden Cholerageſpräche, die dem Ermüdeten und Hungrigen alle Mahlzeiten verleideten und ihn ſehnſüchtig nach dem Ziel der Reiſe verlangen ließen, welches endlich glücklich erreicht ward. Es war hohe Zeit, ſich wieder in der eigenen Umgebung zurecht zu finden, da die Aſſiſen vor der Thür waren, die in Immermanns Leben eine ſchwere Plage bildeten.

Auch diesmal lagen viele große Sachen vor, und er fürchtete ſich vor den angreifenden, bis zum ſpäten Abend dauernden Sitzungen, vor dem langen Aufenthalte in der heißen, von Menſchenathem verpeſteten Luft um ſo mehr, als jenes körperliche Unbehagen, welches man in Magdeburg auf den Einfluß der Cholera ſchob, ſich von Zeit zu Zeit wieder einſtellte. Zwar gingen die Aſſiſenſitzungen ohne beſondren Anfall vorüber, aber ein nervöſer Kopfſchmerz beläſtigte ihn unaufhörlich und machte ihn zu jeder geiſtigen Arbeit untauglich und zu dieſem geſellten ſich von Zeit zu Zeit heftig auftretende Beklemmungen. Durch Schadow wurde Immermann bei dieſem Leiden auf die Homöopathie aufmerkſam gemacht, welche damals Aufſehen machte, und er wandte ſich an einen homöopathiſchen Arzt. In ſeinem Tagebuche zeigt ſich ſeine Forſchbegierde in faſt komiſcher Gründlichkeit bei ſeiner Betrachtung der homöopa-

thiſchen Grundſätze. Er ſucht ihre Richtigkeit zu prüfen, aber trotz des guten Erfolgs, den er an ſich ſelbſt wahrzunehmen glaubt, bleiben ihm viele Bedenken über die Folgerichtigkeit des Verfahrens. Ein Aeußerliches der Sache machte ihm dabei viel Vergnügen, nämlich die Diminutiv-Apotheke, die er bei dem Arzte kennen lernte. „So ein homöopathiſcher Apparat," ſchreibt er „iſt wirklich das Niedlichſte, was man ſehen kann. In einem Etui von der Größe eines Octavbandes ſtecken an 200 Fläſchchen, ſo groß wie eine Federpoſe und in denſelben die homöopathiſchen Mittel, in Geſtalt weißer Körnerchen wie die Zuckerkügelchen, die auf den Chokoladenbonbons liegen."

In einem Briefe an Ferdinand, Ende November, erzählt er von der neuen ärztlichen Behandlung und giebt außerdem die folgende Schilderung ſeines Lebens.

„Zum Arbeiten habe ich noch nicht gelangen können, meine geiſtigen Organe ſind wie gelähmt. Ich fing an, mein Reiſetagebuch umzuſchreiben, aus dem ich gern ein kleines halbpoetiſches Ganzes machen wollte, auch damit hat es nicht flecken wollen. Beim Landgericht bin ich in die erſte Kammer verſetzt, wo es mehr zu thun giebt, und mein alter Präſident fängt an, mich mit Blicken zu beſchießen, die auf ein verhängnißvolles Zutrauen zu meinen juriſtiſchen Kräften zu deuten ſcheinen. Dazwiſchen examinire ich Referendarien, Notarien u. ſ. w. Du ſiehſt ich bin in einem hübſchen philiſtröſen Train. Am wohlſten iſt mir, wenn ich Abends meine Pantoffel anziehen kann, und um zehn Uhr im Bett liege."

In allen Aeußerungen dieſer Zeit iſt noch immer die Wirkung erſichtlich, welche die Cholera auf Immermanns Stimmungen übte. Auch in Düſſeldorf machte man große Anſtalten dem Uebel zu begegnen und gerade dieſe Vorbereitungen erweckten nicht ſelten vermehrte Befürchtungen. Ein Brief an die Schweſter verſpricht Ueberſendung homöopathiſcher Mittel

und zeigt die Beſorgniß, die er noch immer im Gedanken an die Seinen hegt. „Ich ſitze hier“ ſchreibt er, „und lege eigentlich bloß die Hände in den Schooß. Der Abſtich gegen die vergangenen Wochen iſt zu groß, ich habe keine Luſt zur Arbeit bisher gehabt, auch noch keine rechte Freude an Dingen und Menſchen um mich her. Das muß und wird gewiß anders werden; zum müßigen Träumen und Brüten ſind wir ja nicht in die Welt geſetzt. Bleibt Ihr nur Alle recht geſund und wohl, das wird für mich auch die Hauptſache ſein. — Ich kann Euch nicht ſagen, welche milde und ſchöne Erinnerung mir die bei Euch zuletzt verlebten Tage ſind. Ich habe ſo einen ruhigen Blick in Eure reine und friedliche Häuslichkeit gethan, lebe mit Euch ganz wieder in der Gegenwart, und ſitze mit Euch in dem traulichen Kinderſtübchen alle Abend bei dem guten Waſſerfürxlein. Ach, wird denn doch noch einmal eine Zeit kommen, wo der arme gequälte Menſch wieder frei aufathmen kann? Wir wollen es wenigſtens hoffen. Ich habe doch nun auch bei der Gelegenheit geſehen, daß Ihr dem alten Querkopf noch gut ſeid und ihm ſeine Thorheiten und Verkehrtheiten nicht nachtragt! So ſoll es zwiſchen uns bleiben. Und zu ſo etwas iſt die ſchlechte Zeit im Allgemeinen gut. Man lernt einſehen, welch' ein erbärmlich ſchwacher Wicht man iſt, und wird viel ſanfter über die Menſchen geſtimmt.“ — Freundliche Aufmerkſamkeiten und liebevolle Fürſorge hatten Immermann bei der Rückkehr begrüßt, dankbar empfand er dieſelben und doch blickte er ſehnſuchtsvoll in die beſcheidene Häuslichkeit der Geſchwiſter, denn er fühlte nach dem Zuſammenleben mit ihnen um ſo ſchärfer, was ſeinem Leben fehlte.

Wie glücklich fügte es ſich, daß eine überaus erfreuliche Begegnung Immermanns Gemüth erquicken durfte, als er einer ſolchen eben beſonders bedurfte! In den letzten Tagen des November führte ihm nämlich Schadow Felix Mendelsſohn zu, und die liebenswürdige, jugendliche Erſcheinung verbannte

alle jene Alltagsmächte, die den Dichter seit seiner Heimkehr umfangen hatten. Der reizende Jüngling, die frische Empfänglichkeit, der feine poetische Sinn und das herrliche Talent, was aus Felix Spiel hervortrat, gewährten ihm die reinste Freude. Wie ein Kind stand der kaum zweiundzwanzigjährige Künstler dem gereiften Dichter gegenüber, mit glänzendem Auge seinen Worten lauschend, und seine Mittheilungen mit offener Seele aufnehmend. Täglich kam er gegen Abend in Immermanns stilles Arbeitszimmer, und täglich mußte dieser ihm vorlesen, namentlich wurde er nicht müde den Schwanenritter zu hören und den Jugendspruch: „O Jugend, Jugendlust und Jugendglück!“ Mittags ging dann wieder Immermann zu Mendelssohn, und dieser spielte ihm Stundenlang vor. Ueberall klangen aus den Compositionen des jungen Tondichters Naturell und Genie. Die Ouvertüre zum Sommernachtstraum, verschiedene Sachen eines Liederspieles, kleinere einzelne Lieder entzückten das Ohr Immermanns. Zwar war seine musikalische Empfindung nicht in künstlerischem Sinne ausgebildet und er haßte „Redereien über Musik,“ wie er Gespräche über dieselbe zu nennen pflegte, wie die Sünde, doch machte dieselbe einen wunderbaren Eindruck auf ihn. „Ich bin wirklich,“ schreibt er einmal, „während ich sie höre wie im dritten Himmel, ganz den gemeinen Dingen des Irdischen entrückt, ein selig entfesselter Geist, es fallen mir da Sachen ein, die gewiß schön wären, wenn ich sie gleich aufschreiben könnte; aber sowie die Töne verhallt sind, so ist auch diese entzückte Stimmung verflogen, ich schrecke wie aus einem himmlischen Traume auf, und falle von Aetherhöhen auf die Erde. Es bleibt Nichts nach bei mir, wie von Poesie, Natur, bildender Kunst oder den Erzeugnissen des Geistes.“

Völlig verjüngt fühlte sich der Dichter durch die Berührung mit dem jugendlich warmen Gemüthe Mendelssohns und gab sich völlig der beginnenden Freundschaft hin, welche durch

mehrere Jahre eine immer frische Freudenquelle blieb, bis leider geschäftliche Differenzen das Verhältniß trübten und äußerlich ganz zerstörten. Doch blieb in Immermann der dankbare Rückblick auf die früheren Zeiten in reiner Empfindung lebendig und steigerte sich in seinen letzten Jahren zu der innigen Sehnsucht, den Freund zu versöhnen, welcher seinerseits dasselbe Verlangen hatte. Leider trat Immermanns Ende ein, ehe sie einander wieder die Hand gereicht hatten. „Es waren himmlische Stunden, die ich mit Mendelssohn verlebte", schrieb Immermann noch kurz vor seinem Tode, „und wenn auch erst der spätere Aufenthalt desselben in Düsseldorf das Verhältniß reifte, so trug doch schon diese erste Berührung den Keim alles Schönen in sich." Felix war eigentlich Immermanns wegen an den Rhein gekommen, denn er sollte für München eine Oper schreiben und hatte den Wunsch, von ihm ein Textbuch dazu zu bekommen. Immermann sah die Möglichkeit, eine poetische Oper zu schreiben und etwas dabei zu lernen. Es wurde daher ein Plan entworfen, dessen Sujet der Sturm war.

Während seiner Anwesenheit in Düsseldorf componirte Mendelssohn auch den Sterbegesang der Bojaren, welcher bei dem Druck des Dramas demselben beigefügt ist und vortrefflich die Stimmung des düsteren Momentes trifft. — Als er darauf am 4. Dezember abgereist war, fehlte Immermann überall etwas. Er flüchtete sich aber in das Studium, um nicht in weichlichem Gefühl der Entbehrung die gewonnene Erquickung einzubüßen, und legte wieder die Hand an den Merlin. In kurzer Zeit stellte er den ganzen Plan fest, schloß sich dann von der Welt ab, wie ein Anachoret und ging am 8. Dezember mit Furcht und Zittern an die Dichtung. „Ich wollte, ich wäre fertig", schreibt er am zwölften seinem Bruder Hermann, „denn es schreibt dies Niemand sonst. Die Tafelrunde fängt nun an, sich zu machen. Man steht doch oft vor den simpelsten Dingen, wie die Kuh vor'm neuen Thor. Ich wollte die Artuswelt in

vornehmer feierlicher Form verführen, um dieſer fremdartigen Sphäre ein Analogon in der Darſtellung zu geben. Es widerſtand mir aber, und ich ließ deshalb im Sommer die Hände ruhen. Endlich fiel mir ein, daß man das Seltſame, Excentriſche, durch eine recht trauliche Form allein dem Gefühle näher bringen könne, und ſo habe ich denn wieder den treuherzigen goldenen Balladenton angeſtimmt, in dem es nun vorwärts geht." In dieſem kam denn auch die Sache bald in Fluß und ſchritt raſch vorwärts. Die herrliche, problematiſche Welt umfing den Dichter, beherrſchte ihn ganz und machte ihn ſogar von ſagenhaften Helden träumen. Er ſah im Traum Karl den Großen die bei Roncesval gefallenen Paladine beklagen und war ſo verſunken in ſeine Aufgabe, daß ſelbſt die ſchlimmſten Plagen des Menſchen, die heftigſten Zahnſchmerzen, den Fortſchritt ſeiner Arbeit nicht hemmten. „In der Neujahrsnacht", ſchreibt er an ſeinen Bruder Hermann, „hatte ich Muße, die Geiſter der Zukunft zu ſchauen, denn ich durchwanderte ſie, die ſchmerzende Backe haltend. Vierzehn Tage plagte mich das Ungeheuer, da faßte ich mir ein Herz, ließ einen Kerl mir ausreißen und den anderen ausbrennen, und nun habe ich Ruhe."

„Aber das Originellſte bei der Sache iſt Folgendes: Merlin ſchwebte in ultimis terminis, als das Leiden begann. Meine ganze Seele ruhte auf der Arbeit; ſollte ein tückiſcher Zahn ſie hindern? Ich erwog alſo, daß Zahnweh etwas rein Zufälliges iſt, die Vollendung des Merlin aber eine abſolute Nothwendigkeit war, und ſchrieb das ganze Werk mit Nachſpiel zwiſchen Kräuterkiſſen, Kampherſpiritus und Flanellbinden zu Ende. Die Situation hatte etwas von der bekannten im Benvenuto Cellini, wo er im Fieber den Perſeus gießt. Auch darin thu' ich's ihm nach, daß ich mir's nach der Herſtellung und der Arbeit wohl ſchmecken laſſe." Die Freude über die Vollendung derſelben hielt jedoch nicht vor. „Es trat bald," ſchreibt er kurz darauf in ſeinem Tagebuche, „die gewöhnliche

Troſtloſigkeit nach vollbrachter großer Arbeit ein, die natürlich iſt, wenn gar kein friſcher Lebensreiz Einem von außen aufhilft. — Mitunter denke ich, ſo wie ich lebe, kann es nicht lange fortgehen, dies muß das letzte Jahr ſein, und dann fällt mir wieder ein, daß gerade ſolche marasmatiſchen Zuſtände diejenigen ſind, welche ſich fünfzig Jahr lang fortſchleppen können."

Der Gedanke, er werde ſchnell und früh ſterben, tritt immer wieder in Immermanns Selbſtgeſprächen auf, bald ſieht er drohend das baldige Ende als eine Strafe manches Leichtſinns an und ein Grauen bemächtigt ſich ſeiner, bald findet er in körperlichen Zuſtänden eine ernſte und ſanfte Mahnung, ſich auf den Abſchluß vorzubereiten, dem er denn auch ohne Bangen und im vollen Vertrauen in die göttliche Liebe entgegengehen will. Marasmatiſch waren ſeine Zuſtände nie, aber die Reizbarkeit ſeiner Seele wirkte empfindlich auf ſeinen Körper zurück und jedes leichte Uebel ſteigerte ſich durch dieſelbe. Der kleinſte Anlaß zog ihm Fieberanfälle zu, die oft in bedenklicher Heftigkeit auftraten und ihn ſehr erſchöpften. Außerdem fing er an, von Rheumatismen zu leiden, ſeitdem er in den erſten Jahren ſeines Rheiniſchen Lebens ſchnell und ſeinen Freunden beängſtigend, ſehr ſtark geworden war, ſich leicht beim Gehen erhitzte und in Folge deſſen erkältete. Seine Natur war von Hauſe aus eine ſehr kräftige, befähigte ihn, große, geiſtige und körperliche Anſtrengungen zu überwinden und duldete Jahre lang die Unregelmäßigkeiten ſeiner Lebensweiſe, in denen er ſich gehen ließ. Erſt nach einigen harten Krankheitsanfällen wurde Immermann vorſichtig, lebte mehr wie es ſeiner Conſtitution zuträglich ſchien und in der ſpäteren Zeit konnte nur die rheiniſche Gewohnheit bedenklich ſcheinen, den leichten jungen Wein reichlich zu genießen, der keine Kraft giebt, wohl aber das Blut aufregt.

Uebrigens war die Niedergeſchlagenheit, in der jene Todesgedanken entſtanden, bald überwunden und ſtrenge Beſchäftigungen wurden wieder aufgenommen. Spinoza's Ethik feſſelte

ihn zunächst und er schrieb dem Bruder: „Dieser Spinoza ist ein Mensch, der aus dem Vollen lebt. Mit der Speculation möchte man wohl über ihn nicht hinauskommen und wirklich scheinen mir alle neueren Systeme, so weit ich sie kenne, nur veränderte Ausdrucksweisen des Seinigen zu sein. Das Größte an ihm ist mir, daß er nicht aus Allem Gott, sondern Alles aus Gott construirt. Meine Denkungsweise, sofern ich wagen darf, von der Sinnesart eines neben Laien zu reden, fällt in ihrem innersten Grunde sehr mit der des alten Heros zusammen. Auch darin bin ich Spinozist, daß ich den Begriff des sogenannten äußeren Glückes fast verloren habe. Selbst das Schwerste, was mich hin und wieder hart bedrängte, verliert nachgerade seinen Stachel für mich.“ —

Der St. Simonismus, den Immermann in den Darstellungen von Carové kennen lernte, gab in dieser Zeit ihm Manches zu denken, so toll ihm die Ideen ihres Stifters von der Schule desselben gesteigert erschienen und so lästerlich er die Apotheose des von demselben versuchten Selbstmordes fand. — Börne's Briefe aus Paris erfreuten ihn nur in Einzelheiten, und zu der Fahne einer Partei, die in solcher Weise auftrat, konnte sich Immermann nicht halten. Als sich immer bewährendes Heilmittel gegen Dürre des Gemüthes wirkte nach dieser Lectüre aber wieder Novalis.

Lohengrin und Tristan wurden daneben über Kreuz gelesen. Lohengrin fiel dem Dichter auf wegen des vielen Essens, Messelesens, und der Nelke, die Bürger und Städte schon spielen. „Die Dichtung kann den Brabantischen Boden, worauf sie erwuchs, nicht verleugnen und hat gegen den Tristan etwas Steifes, Schweres, Histerisches, was nicht anspricht. Das Verhältniß des Artus zum Gral tritt sonderbar in ihr auf und die Tafelrunde scheint eine Art von Saturnusring um das Heiligthum zu bilden.“ Aus dem Tristan machte Immermann jetzt die gründlichen Excerpte, auf welchen er bei seiner Bearbeitung

des Gedichtes fußte, und durchdachte und theilte ab, was ihm dabei dienen konnte. Das erste Werden der schönen Ballade: „Das Amen," gehört ebenfalls in diese Zeit, obgleich sie in der Form noch nicht vollendet wurde. Jene Geisterandacht, in welcher der junge Geistliche das Amen spricht, dessen sich seine Lippen vor Menschen nicht entledigen können, steht noch in einem innerlichen Zusammenhange mit dem Merlin und streift dessen Gebiet, indem es dem Göttlichen im Irdischen seinen vollen Ausdruck und Abschluß zu geben wagt.

Neben den Motiven zur Ballade ist mancherlei notirt, als: Material zu Fabeln und Märchen, „rechten Märchen," wie er sagt, „in denen hohe Weisheit und Wahrheit in kindlich scherzender Hülle auftreten soll." Dazwischen findet sich zum ersten Mal eine Spur vom Münchhausen in der Frage: „Ob nicht auch ein neuer Münchhausen möglich wäre," und neben ihr ist eine wunderliche Notiz verzeichnet, die in dem Anfange des Romans benutzt ist. „Es soll in Südamerika Völkerstämme geben," sagt er ohne die gewöhnliche Quellenangabe, „bei denen der Tod zu einem Akte der Willkür geworden ist. Wenn ein solcher Mensch sterben will, so legt er sich auf seine Matte, nimmt Abschied von den Seinigen, heißt sie gehen und stirbt wann er will." Diese fabelhafte Erzählung ist zweifellos die Veranlassung für die Schilderung des Zustandes der seltsamen Ebene Apapurin Cassiquinitisch-Chiquisaqua, in der man nur ein ganz tolles Hirngespinnst der dichterischen Phantasie zu finden meint.

Grimms Heldensagen gaben Immermann schöne Balladenstoff ein: „Schmidt Wieland, der Zauberer Virgilius, Dietlieb." Besonders interessant war ihm die Sage von den Drachen, einem ungeheuren, der menschlichen Stimme beraubten Geschlecht. Der Genuß eines Krautes gab ihren Voreltern die Kraft sie zu zeugen, und von diesem Kraut lebt das Geschlecht.

Ueberraschen muß es uns, daß Immermann erst jetzt ein-

zelne Stücke von Shakespeare kennen lernte und zwar nicht nur das Wintermärchen, was ihm ein prächtiges Ding mit prächtigem Unsinn scheint, sondern sogar den Coriolan. Er nennt ihn eine große Bekanntschaft und es fällt ihm ein merkwürdiger Unterschied des Drama's von vielen anderen Shakespeare'schen Sachen auf. Alles ist sehr herb und strenge, direct auf's Ziel losgehend und wenig Humor. Shakespeare tritt ihm in dem Gedicht als ein eingefleischter Aristokrat entgegen, und er selbst findet in sich etwas, was der Aristokratie des Römers verwandt ist, weshalb er das Drama später mit besonderer Vorliebe und sehr gut vertat.

Ueber das äußere Leben dieses Winters sind nur wenige Notizen vorhanden. Schadow und die jüngeren Künstler waren zurückgekehrt; aber man nahm die früheren geselligen Lustbarkeiten nicht mit dem Eifer wieder auf, mit dem man sie vor der Reise betrieben hatte. Immermann entzog sich zwar nicht den geselligen Zusammenkünften, doch gewährten sie ihm wenig Freude und ermüdeten ihn körperlich mehr als sonst. Wie ergiebig aber der Umgang mit Schnaase blieb, zeigen auch jetzt die Tagebuchblätter, die sich fortwährend auf die mit dem Freunde gepflegenen Gespräche beziehen. Einige derselben mögen uns den Dichter in den Beschäftigungen seines stillen Studirzimmers zeigen.

---

Von einem göttlichen Rechte der Herrscher zu reden, nachdem die Herrscher selbst alle Beziehungen zur Kirche aufgehoben haben, ist eine wahre Ungereimtheit.

---

In Rußland erhebt nach Polens Untergang die Aristokratie ihr Haupt. Der Kaiser muß Concessionen machen und seine Bojaren werden wahr. Dieser Anblick eines großen Weltgesetzes erhebt unter aller Trübsal der Zeit.

---

Auch Polen ſpricht eine große Wahrheit aus. Das Ritterthum iſt zu Ende und Polen ſein letzter fallender Repräſentant. Sie werden ſich zerſtreuen durch alle Lande und eine Art politiſcher Juden werden. Man hat viel davon geſprochen, daß ſie den Bauern hätten emancipiren müſſen. Damit wären ſie an ſich ſelbſt zum Lügner geworden und hätten ihrer Revolution die Wurzel abgeſchnitten.

---

Frankreich wird zerfallen. Das Einzige, was Norden und Süden noch zuſammenhält, iſt der Umſtand, daß ſie Belgien noch nicht haben. Sobald ſie es haben werden, wird jene Trennung vorgehen. Dann werden im Oſten auch wieder die Großfürſtenthümer Kiew, Wladimir und Nowgorod entſtehen und in der Mitte wird ſich ein einiges Deutſchland erheben.

---

# XVII.

# Merlin.

## 1831.

Immermann nennt Goethe's Werther den eigentlichen Sohn des Mannes, das Buch, das Werk ſchlechthin, und dieſes Wort iſt auch im vollſten Sinne auf ihn und ſeinen Merlin anzuwenden. Keines ſeiner Werke hängt ſo mit dem ganzen Weſen des Dichters zuſammen, ſtrömt ſo unmittelbar aus den Tiefen ſeiner großen Natur, iſt ſo im höchſten und eminenteſten Sinne Selbſtbekenntniß als dieſe Schöpfung. Das Doppelantlitz des Lebens, den Streit zwiſchen den Forderungen des geiſtigen und den Verſuchungen des natürlichen Menſchen, die Sehnſucht der Liebe, die nach den höchſten Zielen ſtrebt und die Schwäche des Herzens, das ſich von weichen Feſſeln zur Erde ziehen läßt, zeichnet und bekennt Immermann im Merlin als die Erfahrungen der eigenen Bruſt. Aber nicht im unmittelbaren Spiegelbilde ſeines Ich ſtellt er dieſe Erfahrungen hin, ſondern er faßt ſie in einer Erſcheinung zuſammen, die weit über ihn ſelbſt, über die Grenzen des einzelnen Menſchen überhaupt, hinausragt, und Alles in ſich ſchließt, was die Menſchheit von Räthſeln und Fragen in ſich bewegt, was ſie als Segen und Fluch in ihrer Totalität empfindet. Aus dem gewaltigſten Wogen und Wallen ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ging dieſe Dichtung hervor,

die in ihrer Eigenartigkeit keinem anderen ſeiner poetiſchen Gebilde vergleichbar iſt, und von deren Art und Weſen er kaum in Worten Rechenſchaft zu geben wußte. —

Die Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond, der ſchien oder ſich hinter verhüllenden Wolken verbarg, Himmel und Lüfte mußten ihm als Dolmetſcher dienen, als er zuerſt ſeinem Freunde Schnaaſe die Intentionen der Dichtung klar zu machen ſuchte, die er im Gefühl, nicht in Worten in ſich trug. Sein tiefſtes, von ihm ſelbſt nicht ganz begriffenes Weſen, ſprach ſich prophetiſch in derſelben aus.

Eine Mythe nennt Immermann den Merlin, und deſſen Inhalt: die Tragödie des Widerſpruchs. Dieſer ſchwebte ihm als das Unglück der Welt vor, und er betrachtete ihn als etwas von der Sünde Verſchiedenes. Als die Conception der Dichtung ſich in ſeiner Seele zu regen begann, bangte ihm, ob er nicht den Fauſt oder den wunderthätigen Magus mit derſelben wiederholen werde; aber der mächtige Drang ſeiner Bruſt, das Weltgeheimniß, ſo wie er es in ſich empfand, mit des Sängers Worten zu geſtalten, beſiegte dieſe Furcht. Das Grundthema des Magus, Fauſt und Merlin, iſt freilich daſſelbe, denn es iſt die Frage nach dem ewigen Zuſammenhange der Dinge, zu welcher die Menſchheit ſo lange wieder zurückkehren wird, als ſie ſtrebend und forſchend nach ihren Zielen ringt.

Goethe hat im Fauſt ſein Thema mit der glücklichſten Benutzung volksthümlicher Geſtalten behandelt, Immermanns Merlin bewegt ſich in mitteralterlichen Sagenkreiſen, welche bei ſeinem Erſcheinen kaum außerhalb der Gelehrtenwelt bekannt waren. Sind ſie ſeitdem auch durch größere Verbreitung der mittelalterlichen Literatur populärer geworden, ſo ſind ſie doch ihrer Eigenthümlichkeit nach nicht geeignet, einem größeren Publikum vertraut zu werden. Zu der Dunkelheit der Geſtalten geſellt ſich aber noch die zum Theil ſehr aphoriſtiſche Behandlung und eine Ueberfüllung von überſinnlichen Anſchauungen,

welche dieſelben belaſtet, und darum die Compoſition zu keiner durchſichtigen dichteriſchen Klarheit gelangen ließ. In dieſen Fehlern glaubte der Dichter ſelbſt zum Theil den Grund zu finden, warum ſein Werk, das wir eine der größten Erſcheinungen der neueren Poeſie nennen dürfen, noch immer nur eine kleine Gemeinde gewonnen hat.

Schon als Kind war Immermann durch Friedrich Schlegels Erzählung vom Zauberer Merlin tief ergriffen worden, ſpäter war ihm die Sage während ſeines Aufenthalts in Münſter wieder nahe getreten, und lange hatte er den Stoff auf dem Herzen getragen, ehe die Dichtung ſich in jenen Märztagen, von denen wir erzählt haben, unter heftigen Geburtsſchmerzen an's Licht rang.

Merlin iſt der Sage nach der Sohn Satans, welcher ſich durch dieſen die ihm durch den Sohn Gottes entriſſene Welt wieder erobern will. Der Satan, den das Gedicht Immermanns uns vorführt, iſt dem Demiurgos der Gnoſtiker verwandt, mit deren dunkeln Lehren der Dichter ſich viel beſchäftigt hatte, beſitzt aber eine individuelle, von der gnoſtiſchen Auffaſſung abweichende Färbung. Wie dieſe entſtand, erſehen wir aus einem Briefe Immermanns an Tieck, in dem es heißt: „Mir war Satan, Lucifer, Beelzebub, oder wie man ſonſt das Weſen nennen will, welches uns auf jedem Schritt und Tritt fühlbar wird, nie das Ungeheuer mit Klauen und Schweif, oder der liſtige Kammerdiener, der ſeinem Herrn die Dirne ſchafft. Er ging mir vielmehr mit Nothwendigkeit aus Gottes Weſen hervor, und um die Ketzerei mit einem Worte auszuſprechen: der Teufel war mir der in der Mannigfaltigkeit geoffenbarte Gott, der durch dieſen Akt ſich ſelbſt in ſeiner Einheit verloren hatte. Weil aber dieſer Zuſtand eodem momento, wo er geboren war, ſich in Gott wieder aufheben mußte, ſo war mit der Manifeſtation als Satan, zugleich die als Logos verbunden, oder vielmehr beide fielen zuſammen. Die Function

des Letzteren war mir nun, das Vielfache, Vergängliche, in den Abgrund des Einen und Unvergänglichen hinabzustürzen. Gott pulsirte für mich in jedem Augenblicke nach beiden Richtungen durch das Weltall. Hierdurch war mir Sünde und Tod, der Satz des Widerspruchs und das Werk der Erlösung erst recht verständlich. Ich wurde mit den Geheimlehren der Kirche bekannt, Spinoza kam hinzu, und so rann aus Fremdem und Eigenem der Satan zusammen, der im Merlin auftritt."

Als Schöpfer der Welt und des Menschen erscheint nun dieser Satan. Aber nicht in eigener unabhängiger Kraft hat er sie geschaffen, sondern als Knecht des Höchsten, und brennt darum, die Fesseln abzuschütteln, in denen er widerwillig einen Herrn über sich empfindet. Der ganzen Welt Stärke sucht er wider diesen zu wenden, und hatte wenigstens den Schein der Herrschaft an sich gerissen, als die Erscheinung des Gottessohnes auf Erden einen neuen Keim in die Menschheit pflanzte. Des Satans Gewalt ist dadurch so bedroht, daß er zu dem Entschluß getrieben wird, welcher den Ausgangspunkt der Immermann'schen Dichtung bildet.

Er fürchtet die Welt zu verlieren, die er so herrlich schuf, und ergießt nicht in müßigen Klagen seinen Zorn, sondern wie Gott sich im Sohn in die Menschheit senkte, so will auch Satan:

„Sich zeugen den Erben.
Der Mensch ist nur durch den Menschen zu werden!"

Doch schmerzt es ihn:

„Daß ihm nichts bleibt als nachzuäffen,
Er hat das Erfinden, hat das Treffen! —"

Candida, die stolze, keusche Jungfrau wird sein Opfer. Sie ist die Tochter eines Christen, der fröhlich sich der Kindschaft Gottes freut, während ihre Seele sich krankhaft aus

dem unſchuldigen Genuß des Lebens fortſehnt. In die Einſamkeit der Wüſte flüchtet ſie zu Placidus, dem Einſiedler, der nach den überſtandenen Stürmen des Lebens ein Recht auf die Stille hat, in die er ſich zurückzog. Er warnt das Mädchen vor der Schwelgerei der Frömmigkeit; doch geiſtlicher Stolz und Sicherheit geben die Arme in die Hand des Böſen. Furchtbare Erſchütterungen der bebenden Erde durchbrauſen die Nacht einer ſchauerlichen Empfängniß, aus welcher Candida erwacht, die Bruſt von reuiger Verzweiflung zerriſſen, aber trunken von der Luſt der Sünde. Ein bitteres und doch ſüßes Leid entſtrömt ihr in Worten, die kein Dichtermund ergreifender ausſprechen könnte, und mit dieſen Schmerzenstönen ſchließt das Vorſpiel. — Gramvoll trägt die Elende in ihrem Schoß den Sohn zum Leben aus, den ſie unter entſetzlichen Schmerzen gebiert. Durch Buße und Gebet hat ſie das Kind ſchon vor ſeiner Geburt dem Vater abgewonnen, und während es von dieſem die zauberkräftige Beherrſchung der Natur beſitzt, gab ihm die Mutter die Sehnſucht nach Gottes Gnade zu eigen, die ihr Leben ausmachte. So iſt er der Träger widerſprechender Elemente, aus deren Zuſammenſtoß die tragiſche Entwickelung der Dichtung entſpringt. Sobald der Knabe die Augen aufſchlägt, erſcheint er wunderbar. Placidus, der treue Pfleger Candida's:

„Kann bei ihren Blicken leſen,
Was vor Jahrtauſenden geweſen,
Das Sonſt, das Jetzt, der Zukunft Gabe,
Und Weltenalt ſchien ihm der Knabe.
Er brachte Zähne mit und trank
Der Mutter Bruſt nicht, all' ſein Drang
War nach der Taufe! So tauft' ich ihn,
Wie er mir ſelbſt befahl: Merlin!" —

Fromm übt der Knabe ſeine Sohnespflicht, und ſchützt die Mutter vor Unbill, bis der Tod ſie von den Schmerzen des

Lebens befreit. Dann bringt er ihre Leiche nach Britannien, und errichtet ihr zu Stonehenge ein prächtiges Denkmal. Aber demüthig bittet er den Schiffer, den Leichnam zu führen, den Rieſen die Steine zum Denkmal zu thürmen, und gebraucht die Wunderkraft nicht, mit der er ſich die Natur dienſtbar machen, Wolken und Wellen zum Gehorſam zwingen könnte. — Sobald er der Mutter die letzte Liebe erwieſen, legt er die Hülle des Knaben ab und geht als Mann an ſein Tagewerk. Sein Geiſt brauchte keine Entwickelung durch Welt und Zeit, er iſt von ſeiner Geburt an derſelbe, keinem menſchlichen Einfluſſe unterwürfig. Alle Verſuchungen überwindet er; denn er trotzt nicht auf ſeine Stärke, und ſeine Freiheit beſteht in der Hingebung an den heiligen Gott. Aber die Stunde ſeines Lebens naht, als er am Grabe der Mutter ſich mit dem Vater, mit Satan meſſen muß. Als ſchöner Fürſt der Welt tritt dieſer ihm entgegen, und nennt den ſein eigen, der das Leben der frommen Mutter in ſich fühlt.

„Ich bin Deiner und ihrer.
Deiner im Wiſſen, vielleicht im Wähnen,
Ihrer im Gebet, in Demuth und Thränen!
Du biſt der Sterblichkeit mächt'ger Regierer,
Aber Du redeſt zu dem Erdenbürt'gen,
Dämen, mußt Du den Dämon würd'gen.
Wie im Aug' erſt auflebt des Malers Tuch,
Wie der Schriftzug im tiefſinnigen Buch
Von dem Leſenden ſeine Seele gewinnt,
Hab' ich, unglückliches Doppelkind,
Mich erſt gewonnen im Schooße der Armen,
Und Merlin iſt des Satans Sohn
In der Gnade der Mutter durch Gottes Erbarmen.
Deine Beute, ſie iſt Dir entflohn,
Und über Dein verfehltes Wagen
Haſt Du Dich nur bei Dir zu beklagen."

So lauten Merlins Worte an den Vater. Dieſer erkennt die eigene Kraft in dem Stolze des Sohnes, und weil er ihn ſich ebenbürtig findet, ſo ſtrömt er gegen ihn ſeinen Haß aus wider den ewigen Lichtſtrahl Gottes. Frech heißt er den Höchſten Lügner, der ihm die Welt entzieht, die er übermüthig als ſein Eigenthum betrachtet. Von ſolchem Frevelmuth empört, vergißt ſich Merlin und benutzt zum erſten Male die vom Satan empfangene Wunderkraft, indem er ſie wider dieſen wendet. Er läßt die Wolken ſich theilen und die Herrlichkeit des Himmels ſich vor dem Böſen aufthun, der ihren Glanz nicht erträgt, und doch in ihrem Lichte erkennen muß:

„Du kamſt ja nur von ihm, und warſt der Diener deſſen,
Der Dich zum Werke günſtig auserkoren.

Denn weil in ſeiner überſchwell'nden Güte
Er ſich nicht einſam mochte nur genießen,
Drum ließ er aus dem göttlichen Gemüthe
In Dir den Funken ſeiner Allmacht ſprießen.
Und was in ſeinem Reichthum ewig fertig,
Das wollt er ſein aus dürſt'ger Hand gewärtig.

Es werde das Geheimniß nicht verletzet
Durch rohen Laut! Nur Eines noch:
Er hat in Dir ſich als den Haß geſetzet,
Weil überſchwenglich ihn die Liebe zog.
Frei ließ er ſchalten Dich in ſeiner Habe,
Damit, was außer ihm, das volle Leben habe."

Als Merlin in weiteren Worten die Verklärung des Irdiſchen im Ewigen in heiligen Bildern ausgeſprochen hat, ſchwindet die Viſion bei den Worten:

„Sieh hin! denn ach, ich ſtammle nur,
Und meine Rede klingt wie Spott.
Sieh, mächt'ger Gott in der Natur,
Sieh droben die Natur in Gott!

Das Licht des Empyräums iſt in des Teufels Trugge-bäude gedrungen, und mit der Lüge durch die er den Sohn täuſchen wollte, zerbrach ſeine Macht. Er ſchwört Merlin nicht mehr zu hemmen; aber er ſieht ihn bereits auf dem Wege, auf welchem ſie einander wieder begegnen werden. Nicht mit rechten Waffen iſt er gefällt; und indem Merlin mit der dämo-niſchen Kraft die er an ſich riß, des Satans Gewalt über-wand, ſtellte er ſich auf die Seite deſſen, der ſein will: gleich Gott. Nicht er war berufen den Himmel zu öffnen, den Gott noch verſchloſſen hielt, und indem er der ewigen Weisheit vor-griff, widerſetzte er ſich ihr. Von da ab verwandelt ſich der Segen der bisher ſeinen Spuren folgte in Fluch:

„Als Du das Räderwerk der Schöpfung mir gewieſen.
Da hat er Dich auf ewig weggeſtoßen." —

ſpricht Satan zu Merlin, als er dieſem in dem Abgrunde des Weh's wieder naht, zu welchem er nun ſchnell herunterſinkt.

---

Auf zwei abgeſonderte Lebenskreiſe beginnt Merlin nach ſeiner Begegnung mit Satan zu wirken. Es iſt die Tafel-runde und die Gemeinſchaft der Gralwächter, mit denen er in Berührung tritt. Die Tafelrunde des Bretonenkönigs Artus iſt als der Sitz hoher Ritterehre bekannt, und ihr Weſen iſt leicht verſtändlich; dunkler ſind die Geſtalten des Parzival und ſeines Königshofes im Graltempel, und wir fügen zu beſſerem Verſtändniß derſelben einige Seiten aus Immermann's Reiſe-journal ein, in welchen die Erzählung „vom frommen Gral" alſo zuſammengefaßt iſt.

„Als Chriſtus am Kreuze hing, trat der Kriegsknecht zum Stamme und öffnete mit dem Speere die Seite des Menſchen-ſohnes. Joſeph von Arimathia aber, der verhüllt ſich in der

Nähe verborgen, überwand bei dieſem Anblicke ſeine Furcht und fing das Blut in dem Kelche auf, aus welchem das Teſtament des neuen Bundes im Abendmahle geſtiftet worden war. Dieſes körperlich im Kelche vorhandene Blut iſt der Gral. Er ward Mittelpunkt, Regent, Heiligthum einer unſichtbaren Gemeinſchaft, die des Wunders der Wandlung nicht bedarf, um mit dem Gotte verbunden zu ſein. Joſeph trug den Gral in eine dunkle Kluft, und verſcholl im Gedächtniß der Menſchen. Seine Kleider veralteten nicht, er bedurfte nicht irdiſcher Nahrung, ein Licht ging vom Kelche aus und erhellte die Wände der Höhle. Er hat gelebt, bis der Schutt von Jeruſalem die Kluft bedeckte, dann iſt er geſtorben, und der Gral iſt zum Himmel emporgeſchwebt.

„Nach vielen Jahren hörte ein Mann von fröhlicher Gemüthsart eines Tages die ſüßeſten Klänge, und ſah in dünnen Wolken eine Herrlichkeit, die alſobald wieder verſchwand. Er dachte noch im Alter mit Freuden daran: es war ihm aber nur ein heiteres Abenteuer. In hohen Jahren erzählte es der Ahn, Perillus hieß er, dem Enkel Titurel. Dieſen ergriff die innigſte Sehnſucht, des Großvaters Viſion auch zu erleben, er ging nach dem Klange und dem Geſichte durch alle Lande der Erde. Mühſelig war die Pilgerſchaft, weiß war ſein Haar geworden, er verzweifelte, des Wunſches theilhaftig zu werden. Da, in einem öden Orte, erſchienen ihm zwei Engel, die den Gral vom Himmel herniedertrugen. Am Kelche erſchien in Flammenſchrift das Gebot, ihm Burg und Tempel zu bauen. Der Plan liegt vor den Füßen Titurels, er baut Montſalvatſch, auf einem Onyxfelſen, er wird der Pfleger des Grals. Die Wunderſchrift am Kelche beruft die Templer von nah und fern. Nun beginnt ein Daſein, welchem nur die begeiſterte Anſchauung nahen kann. In der Kuppel des Tempels ſchwebt, von eigener Kraft getragen, der Gral, er verkündet ſeine Gebote in feurigen Zügen, die am Kelche erſcheinen. Bei Nacht

erleuchtet das Heiligthum die Kuppel mit roſenrothem Scheine zum Wegzeichen für die draußen wandernden Templer. Zart und geheimnißvoll iſt dieſes Leben; Montſalvatſch kann nicht geſucht, es muß gefunden werden, und es finden's nur die, welche der Gral beruft. Im Tempel bedarf es keiner irdiſchen Nahrung, am Charfreitage ſchwebt eine weiße Taube hernieder, legt eine Oblate auf den Rand des Kelchs, und Alle ſind für ein Jahr geſpeiſt. Schickt der Gral die Templer hinaus in die Welt, ſo darf Niemand nach ihrer Herkunft fragen, ſonſt müſſen ſie zurück."

Der Gedanke der freien Gnade iſt der Puls dieſer Sage, nicht Tugend, nicht Sehnſucht dringen gewaltſam in das Heiligthum der Berufenen. Ich habe Euch erwählet, dies Wort des Herrn iſt die Loſung, und der Glaube vor dem die eigene Gerechtigkeit ſchweigt, gewährt den Eingang in den heiligen Tempel auf Montſalvatſch.

Nachdem Merlin zum erſten Male der ewigen Weisheit vorgegriffen hat, will er eigenmächtig die ganze Herrlichkeit Gottes der irdiſchen Welt offenbaren. Der Gral, der in der Hut Titurels und ſeiner Zunft beſchränkt und bange iſt, ſoll würdigere Schützer und Vertreter finden, die Glorie des göttlichen Geheimniſſes der ganzen Menſchheit leuchten, nicht mehr das Eigenthum weniger Auserkorener ſein. Zu ſeinen Gefährten erwählt Merlin König Artus und ſeine Tafelrunde; mit ihnen will er den Gral ſuchen. Es ſind die Würdigſten in der Schätzung der Welt; der höchſte Edelſinn herrſcht in Artus, der ſelbſt gerechte Eiferſucht um das ſchönſte Weib mit Vertrauen überwindet. Reinſte Frauengüte und Würde wohnen in Ginevra der Königin, und um ſie ſtehen Lanzelots keuſcher, adlicher Minnedienſt, Ereks ernſte beſonnene Kraft, der fröhliche Gareis, der ritterliche Gawein, der Minſtrel mit ſeinem anmuthigen Geſange, wo wäre auf Erden eine Gemeinſchaft dieſer vergleichbar? Aber die äußerliche Ehre des Ritterthums, kein

ſchlichter Ernſt herrſcht in dieſen Kreiſen, weht durch dieſe Lüfte. Selbſt das Heiligſte eignet ſich die Ritterſchaft ſpielend an, Genuß iſt ihre Signatur und

„Morgenröthlich gaukelt ihr Leben
Hin unter Bäumen auf blumiger Wieſe.“

„Mit Reimen, leichten, loſen“ ſpricht der Minſtrel den König frei von frevelhaftem Leichtſinn, und Ginevras und Lanzelots Liebesgeſpräch, eine köſtliche Perle der Poeſie, vergeiſtigt zwar die ſinnliche Leidenſchaft, aber zerſchneidet nicht ſtreng ihren Zauber, ſondern wandelt Entſagung in Genuß. Hohen Zielen zugewandt, täuſcht ſich die Maſſoney doch über ihre Kraft, und geräth ins Elend, weil ſie mit leichtem Sinne glaubt das Heiligthum erobern zu können. Schon ehe Merlin ſich ihr als Führer zum Gral erbot, war ſie durch eine Prophezeiung des Zauberer Klingſor aufgeregt, und auf etwas Außerordentliches „auf das Erſcheinen des Kindes ohne Vater“ vorbereitet worden.

Klingſor, eine dunkle Geſtalt der mittelalterlichen Sagen, erſcheint bei Immermann als das Gegenbild der Artusritter, ernſt abgeſchloſſen, in ſtrenger geiſtiger Größe, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt, aber frei von eitler Selbſtbeſpiegelung nach einem Größeren begehrt. Erfüllt von der Sehnſucht nach dem Höheren, dem er ſich hingeben und unterordnen könnte, ſteht er einſam da, das ihn umgebende Geſchlecht weit überragend, über das ihm die Herrſchaft gebührt. Als das vaterloſe Kind ſein Erſcheinen in der Urſprache der Menſchheit, die Niemand als Klingſor verſteht, ankündigt, da fühlt er das Nahen des Größern, nach welchem er ausgeſchaut hat, und der Gram ungeſtillten Verlangens, ſchwindet aus ſeiner Seele. Der künſtliche Bau ſeines Lebens, das wunderbare Caſtel Merveil bricht unter den mächtigen Klängen ſeines Geſanges zuſammen, ſein irdiſches Daſein löſt ſich, als die im Kreis ge-

ſchloſſene Schlange, die ſein Orakel war, in Staub zerfällt. Von ſich ſelbſt befreit, findet er ſich in höherem Leben wieder und ſeine letzten Worte ſind ein Siegeshymnus:

„Denkſt, Junge, ich ſterbe vor Herzeleid,
Weil's die Götter mit mir ſo gefüget? —
O Liebſter, ich ſterbe vor Seligkeit,
Daß Du mich, mein Jüngling, beſieget."

Es iſt unverkennbar, daß Immermann die Geſtalt des Dichtergreiſes Goethe vorſchwebte, als er ſeinen Klinſor zeichnete, daß er an das reiche, Alles um ſich verſammelnde, in ſich einigende Leben deſſen dachte, dem alles Sichtbare nur ein Gleichniß war, und der erkannte, „daß wer immer ſtrebend ſich bemüht" das Pfand der Erlöſung in ſich trage. Doch muß man nicht die Einzelzüge genau verfolgen wollen, wo nur die Totalität des Eindrucks wirkte, und manche momentane Empfindungen das Bild des Ganzen hin und wieder verſchoben hatten.

---

Wir haben den Kreis der menſchlichen Geſtalten durchlaufen, mit denen Merlin in Berührung tritt. Den Rittern der Tafelrunde war ſchon im Traume Montſalvatſch erſchienen, und ſie waren mit ſtürmiſchem Verlangen nach der Wonne des wunderbaren Tempels erwacht, als Merlin ihnen mit der Verheißung naht, ſie zu dem hohen Ziele zu führen. Verändert ſehen wir ihn wieder, von einer fremden Macht beherrſcht. Er, der bisher außerhalb der eigentlichen Menſchheit ſtand, „vom weichen Oel der Schwäche nie gelindert, von Liebe nicht beſtimmt, vom Haſſe nicht gehindert" iſt der volle Sohn der Erde geworden, denn er liebt, liebt mit voller irdiſcher Liebe, eine lockende nichtige Erſcheinung, die keine Ahnung von der Größe deſſen hat, den ſie mit frevelndem Uebermuth zu ihren Füßen ſieht. Man be-

griffe nicht, wie Merlin von dieſer Niniana berückt werden könnte, wenn man nicht die rächende Nemeſis in dieſem Geſchick erblickte, in dem erkannt werden ſoll, daß wer ſich dem Ewigen nicht unterordnet, der wird gebunden von dem Endlichen. Dieſe thörichte Liebe beraubt Merlin nicht nur ſeiner übermenſchlichen Kräfte, ſie läßt ihn auch das Maaß der menſchlichen verkennen, und ſeine Vermeſſenheit überſteigt alle Schranken. Nicht mehr als menſchlicher Führer will er vor den Rittern herſchreiten, in die göttliche Trias ſtellt er ſich hinein:

„Drei ſind es, welche zeugen. Zwei erſchienen,
Der Ein' im Leben, und im Tod der Zweite,
Der Dritte ward verheißen. Ob er da iſt,
Fragt eurer Herzen Klopfen! — — —
. . . . . .

Ich bin der Geiſt! Euch führt der Paraklet! Das iſt der letzte Schritt zu ſeinem Untergange. Vermeſſen richtet der ſich ſelbſt, den ſchon das untrügliche Wort des Gral als Antichriſt bezeichnet hat, und dämoniſch reißt ſeine ſinkende Kraft Alle mit in den Abgrund, die ſich ſeiner Leitung vertraut haben. Ein Feuerzeichen im ſchäumenden Kelche des göttlichen Blutes hat die Hüter des Grals vor der nahenden Gefahr gewarnt, ſein Gebot zerſtreut die Templeiſen und Luftgetragen flüchtet das Heiligthum nach Indien, wo ihm ein neues reines Prieſterreich geſtiftet wird. Vergeblich forſcht die Tafelrunde nach einem Ziele, das nicht mehr vorhanden iſt. Verderben folgt ihren Tritten, kläglichen Hungertodes ſterben die Helden, die ſchwarze Fahne der Vernichtung weht, wo das blühendſte Leben herrſchte. In kindiſchen Gaukeleien und Spielen läßt indeſſen Niniana Merlin die Wunderkraft mißbrauchen, deren er ſich im Dienſt der Kindesliebe fromm enthielt, und nicht einmal den Zorn über ſolche Schmach in ihm aufkommen.

Endlich iſt er ſchwach genug an dieſes Weibes Schwur und Beſonnenheit ein grauſiges Zaubergeheimniß zu vertrauen, das kaum geſprochen, ihn zum Aermſten der Sterblichen macht. In Wahnſinn gehüllt, ſcheint ihm die Weißdornhecke an der er ſitzt, eine unüberwindliche Kerkermauer, tönt der Hülferuf der ſterbenden Ritter ihm wie fernes Dohlengeſchrei.

---

Mit der Verzweiflung Merlins endet das Drama, dem nun noch ein Nachſpiel folgt. Der Fall des Sohnes bringt den Vater ihm wieder nah. Satan giebt dem verwirrten Geiſte ſeine Klarheit zurück, und bietet dem ſo Befreiten höchſte Huld. Gott hat Merlin verlaſſen, ſcheint den zu verſtoßen, deſſen Seele ein Sehnſuchtshauch war. Aber noch immer zieht er ihn zu ſich, in der Sehnſucht, die ihm in ſeinem Jammer geblieben, nur nicht dem Böſen verſtändlich in dieſer Innerlichkeit. Verſuchend klingen die Worte des Fürſten der Finſterniß:

Sei Er in Furcht und Schweigen denn geehrt!
Allein mit mir wird menſchlicher verkehrt.
Ich habe das voraus: ich bin verſtändlich;
Für Freundlichkeit, Zutraun und Lieb' erkenntlich.
Ich nehme Dich mit allen Deinen Wunden,
Zermalmet, wie Du biſt, von tauſend Laſten,
Du ſollſt an meiner breiten Bruſt geſunden,
In meinem Schatten Dich zu Kräften raſten.
Genug des Lehrgelds haſt Du wohl gezahlt,
Jetzt endlich darfſt Du von Dir wiſſen.
Sei denn durch Einen, der nicht ſchwätzt und prahlt,
Der Schimpfgedrückten Knechtſchaft froh entriſſen!
Nun keſte Freiheit, Geiſt, Zuſammenhang
Im ſel'gen, labenden Ueberſchwang!
Auf! Werde mein! Drei Schritt' geh hinter Dich!
Verleugne ihn, und glaub an mich!"

Ein kurzes, ſchlichtes: „Nein! der Laut der einzige blieb ſein:“ iſt Merlins Antwort. Zwar iſt er

„Gelöſcht im Buche der Gnaden
Geſetzt aus der Kinder Erbe!
Ich bin eine trockne Scherbe!
Das Spottlied der Buben
In den Dirnenſtuben,
Auf den Kupplergaſſen!
Er hat mich geſperrt zu den Hunden,
Da wimmer' ich, Blutriefend, geſchunden!
Kann nicht von ihm laſſen. —“

Auf des Satans entrüſtete Widerrede tönen noch erhaben die erſten Worte des Vaterunſers aus dem Munde des Sterbenden, dann entflieht ſein Leben mit dem Rufe:

„Geheiliget werde Dein Name!“

---

Dieſe Worte bilden den Schluß unſeres Gedichts: aber ſind noch kein eigentlicher Abſchluß der Gedanken, welche daſſelbe angeregt hat, keine Löſung der Fragen und Probleme, welche es im tiefſten Gemüth anklingen ließ. Mit unwiderſtehlicher Gewalt berühren uns ſeine geheimnißvollen Bilder, und etwas Unausſprechliches weht uns an, wenn das geiſtige Auge in ihr Weſen zu dringen ſucht. Jene letzten Laute des Merlin erheben aber die Seele, thun hoffnungsreich eine Zukunft auf und geben uns die Ahnung des Lebens das hervor bricht aus dem Schein der entſetzlichſten Vernichtung.

Einige Briefe Immermanns, die bereits im Druck erſchienen ſind, führen uns in die Stimmungen, aus denen das Gedicht entſprang. Wir ſehen aus ihnen, daß innerliche Ahnungen und Anſchauungen zu ſehnſüchtigen Fragen wurden, welche

die ſchöpferiſche Phantaſie zu Geſtalten verdichtete; aber wir finden darin keine Löſung der Räthſel, die dieſe uns vorlegen. Sie alle tragen den Widerſpruch in ſich, den der Dichter in ſeiner eigenen Bruſt empfand, und den ihm auch die Erſcheinung wiederſpiegelte.

Schmerzvoll ſah er die ſchöne Welt von unauslöſchlichem Weh durchzuckt, den Keim des Todes allem Großen und Herrlichen eingepflanzt. Der Egoismus trat ihm überall entgegen, der dem Einzelnen zur ganzen und vollen Entfaltung nothwendig iſt, und der doch dem Nebenſtehenden den Raum beſchränkt, und ein Gefühl tiefer Wehmuth ergriff ihn bei dem Anblick der Hinfälligkeit und Verderbniß der ſchönſten Schöpfungen. Warum und woher das allgemeine Leid, und wie ſoll man davon frei werden? Das waren die ihm vorſchwebenden Fragen, und wenn die dichtende und ſymboliſirende Phantaſie gleich nicht wagen durfte, ſie ohne Weiteres zu beantworten, ſo verſuchte ſie wenigſtens die angeregten Gedanken an beſtimmten poetiſchen Geſtalten herauszuarbeiten, und zur vollen Entwickelung zu bringen. Den Urſprung des Uebels aus der Sünde zu erklären, hätte der chriſtlichen Lehre entſprochen, aber der chriſtliche Begriff der Sünde liegt außerhalb des Gebietes, welches die Phantaſie beherrſcht, und die Aufgabe der Poeſie iſt nicht ein Dogma zu lehren. Die Geſtalten der Dichtung bewegen ſich auf einem Boden, der von einem ſolchen ganz unabhängig iſt. Sie ſind Träger der Schönheit, die dem Untergange geweiht iſt und erwecken die Wehmuth, die dieſer Untergang hervorruft. Und weil ſie als Träger beſtimmter Gedanken erſcheinen, ſo hat der Dichter ſie als Typen bezeichnet, nicht perſönlich und tiefer pſychologiſch entwickelt. In ihnen Allen ſtellt ſich der Widerſpruch dar, das Uebel, welches dem Dichter als ein gewiſſermaßen nothwendig Vorhandenes erſcheint, das nicht durch Willen und Entſchluß zu bannen iſt. Dieſes Unglück war ihm um ſo dunkler, weil

ihm gewiß war, daß ein ewiger und unwandelbarer Gott das All in ſeiner ſtarken Hand halte, und weil er dieſen Gott nicht in ſpiritualiſtiſcher Ferne, ſondern überall und in Allem ſah. In der Mitte der von ſeinem Hauche befruchteten Welt fühlte und fand er ihn, ahnete ihn, ſelbſt da, wo das Irdiſche und Ewige ſich als unvereinbare Mächte entgegenzutreten, oder wenigſtens zu beeinträchtigen ſchienen. Den Bruch zwiſchen beiden Mächten auszufüllen, die Einheit zu ergründen, die über jener Trennung die Welt beherrſcht, trieb ihn ſein tiefſtes Bedürfniß; denn

„Unerſchüttert in geheimen Stand
Verborgener Dinge ſchauen, dazu ſchuf
Sein Stern ihn in der Laune ſeiner Bahn."

Und nie iſt er müde geworden, ſein Gemüth in die tiefſten Räthſel des Lebens zu verſenken. Allmälig aber wuchs die Zuverſicht, daß im Lichte Gottes Alles offenbar werden würde, was wir jetzt dunkel ahnen, und wie er der eigenen Erlöſung immer gewiſſer ward, ſo hoffte er auch getroſt, daß die Welt frei werden würde von allem Uebel. Zwar blieb er dem Dogma der chriſtlichen Lehre fern, und der lebendige Chriſtus, den er als ſeinen Erlöſer bekannte, war nicht der Chriſtus der Kirche. Wir werden noch Gelegenheit haben, aus ſeinen eigenen Worten zu hören, wie er ſich durch den Eintritt des göttlichen Seins in die Erſcheinung und in ſein Ich von der Unruhe des Vergänglichen befreit fühlte, die ihn gepeinigt und gequält hatte, wie ſchlicht und einfach er ſich die Erlöſung perſönlich aneignen zu können glaubte. Er ſprach in ſpäteren Jahren wohl davon, daß er noch einen erlöſten Merlin ſchreiben möge, ſetzte aber dann hinzu: „Das Wie muß ich abwarten." Und zeigte die Dichtung nicht in Wahrheit ſchon den erlöſten Merlin? Lag nicht in dem Tode des Dulders, in dem völligen Aufgeben ſeiner ſelbſt an den Ewigen zugleich ein ſeliges Wiederfinden

in ihm, darin ſich alle Widerſprüche löſen, daraus das Leben in voller Einheit quillt?

Wenn Immermann an eine Fortſetzung des Merlin dachte, ſo ſchwebten ihm die Gedanken vor, die durch ſeine chiliaſtiſchen Sonette klingen, und wenn er die Dichtung noch einmal aufgenommen hätte, ſo müßte es geſchehen ſein durch eine Anknüpfung an dieſe. Noch einmal würden ſeine Saiten geklungen haben von dem Welterlöſer, von dem er einſt ſang:

„Ich ſchau' in unſ're Nacht, und ſeh' den Stern,
Nach dem die Zukunft wird ihr Steuer richten,
Bei deſſen ſchönem Glanze ſich die Pflichten
Beſinnen werden auf den rechten Herrn.

Einſt geht er auf, noch aber iſt er fern,
Es ſollen unſ'res jetzigen Tag's Geſchichten
Zu Fabeln erſt ſich ganz und gar vernichten,
Dann wird gepflanzt der neuen Zeiten Kern.

Dann wird der König, den ich meine, kommen,
Und um den Thron, den ich erblicke, wird,
Monach geſtrebt das allgemeine Ringen,

Und was die Größten einzeln unternommen,
Was wir erkannt, worin wir uns geirrt,
Als leichter Arabeskenkranz ſich ſchlingen!

---

Wenn ſich, mein Fürſt, vor Deiner Sohlen Spangen
Dereinſt vom Weg empor ein Stäubchen ſtiehlt,
Und jubelnd vor Dir her im Lichte ſpielt,
So iſt's der Staub des Menſchen, der vergangen.

Und wenn zu Deinen ſchönen Götterwangen
Sehnſüchtig wehend ſich ein Lüftchen hielt,
So iſt's mein Seufzer, der nach Dir gezielt,
Eh' Du erſcheinſt, hinter Kerkerſtangen.

Gerade ein Jahr war verfloſſen, ſeitdem Immermann die erſte Hand an den Merlin gelegt hatte, da nahm er noch einmal das ruhende Saitenſpiel wieder auf und dichtete die Zueignung an Schnaaſe. Dieſer war, wie wir wiſſen, der Erſte geweſen, welcher Etwas von der Idee des Merlin erfahren hatte, und auf eine Weiſe an derſelben Theil nahm, ohne welche ſie Immermann vielleicht nie auszuführen vermocht hätte. Seine Dankbarkeit auszuſprechen, trieb ihn ſein tiefſtes Bedürfniß, und er ſuchte demſelben mit jenen ſchönen Eingangsſtrophen zu genügen, die geheimnißvoll, wie das Gedicht, zu dem ſie gehören, doch klar von der innigen und innerlichſten Gemeinſchaft zeugen, in welcher er ſich mit dem Freunde fühlte.

Von einer blühenden Roſe geführt, welche die vorüberflatternde Fabel dem Dichter aus ihrem güldenen Füllhorn zuwarf, und die ein gründlich Hoffen auf reichere Gaben in ihm weckte, gelangt er an eines hohen Tempels Schwelle:

„Und trat in Kirchenhallen
Vom allergrößten Style.
Auf ſolche Formen fallen
Kennt' Einer nicht! ſie fanden, bauten Viele.
Den Einzelnen umfah'n der Willkür Reye;
Doch zu nothwend'gem Ziele
Verſchlangen hier im Stein ſich die Geſetze."

In dieſen Hallen findet der Eintretende die Fabel zu den Füßen einer hohen Frau, auf deren Knieen „ein Buch ſonder Ende" liegt, in dem die Göttliche das zeitliche Mägdlein leſen lehrt. Wie der Dichter das „ewige Weib, das thronend ſaß in kühngewölbter Halle," mit keinem Namen nennt, ſo dürfen wir ſie auch mit keinem ſolchen begrenzen, aber heilige Wahrheit entſtrömt dem Munde der Prieſterin, göttliches Licht, das aus ihrem Auge ſtrahlt, erfüllt den Tempel. —

Drei edle Genoſſen nehmen Theil am Segen der Lehr-

ſtunde, welche die Fabel empfängt. Wolfram von Eſchenbach, „der gottverworrene Mund von deutſchem Samen," der große Dante, „Gedanken aufgezehrt, faſt ein Gerippe," und Novalis, „der Fremdling in dieſem nüchternen Jahrhundert." Jedem wird aus dem Munde der Lehrerin offenbart, wonach er begehrt. Aber der Dichter iſt nicht allein unter jenen verklärten Geiſtern, die vom Prophetenkleid umfloſſen ſein Auge ſchaut, auch der Freund hat den Zugang zu der heiligen Stätte gefunden.

Du lehnſt am nächſten Pfeiler,
Gleich mir ehrfurchtbezwungen!
Anbetender Verweiler,
Wo wir dem Weſen ſah'n den Schein entſprungen.
Durch eine and're Thür warſt Du gekommen,
Von anderm Wunſch durchdrungen,
Ein Tempel aber hatt' uns aufgenommen.

Was ferner dort geſchehen,
Das bleibt wohl unſer Eigen,
Wenn der Verwandlung Wehen
Auch ſonſt des Tags Geburten an uns zeigen.
Doch ſtill von unſerm Glück im Heiligthume!
Denn aus des Abgrunds Schweigen
Wächſt dort geſchloßnen Kelches jede Blume.

---

In jener Tempelhalle, wo ſie „das Weſen ſahn dem Schein entſprungen," erkannten ſich die Freunde, und fanden den ewigen Schatz, der in ſie verſenkt blieb, was auch die verrinnende Zeit ihnen ſonſt geben und nehmen konnte. — Wenn einſt das volle Licht aus dem Auge der göttlichen Wahrheit der Menſchheit ſtrömt, ſo wird in ſeinem Schein das Ziel gefunden werden, nach dem ſie ringt, und ſie wird ſich in dem einen Tempel vereinigt finden, an deſſen Pfeilern die Berufenen jetzt ſchon bauen. Noch ſteht der erhabene Bau unvoll-

endet, noch iſt zerſtreut Geſtein von allen Seiten durcheinander geworfen, aber hier und dort erhebt ſich eine ſchlanke Säule und wächſt ein Pfeiler empor, deren Linien ſanft ſich neigen, bis ſie in hoher Wölbung einſt zuſammenfließen und das Ganze vollendet iſt.

---

Alles, was Immermann früher oder ſpäter über den Merlin geſagt hat, zeigt, daß ſein Verhältniß zu demſelben ein eigenartig geheimnißvolles blieb, man kann bisweilen ſogar ſagen, daß ſeine Verſuche, das Gedicht zu erklären, daſſelbe faſt noch dunkler erſcheinen laſſen. Beſonders tritt uns das in einem längeren Briefe an Tieck entgegen, der in der Holteiſchen Sammlung von „Briefen an Tieck“ erſchienen iſt, und in dem er durch ſeltſame Fragen des Freundes angeregt, ſich in Auseinanderſetzungen verliert, in denen uns kein Anhalt zum Verſtändniß des Gedichtes geboten wird. Und wo der Dichter ſelbſt ſo wenig Erklärendes ſeinem Werke hinzuzufügen weiß, da wird ein eigentlicher Commentar deſſelben nie gegeben werden können. Auch die vorſtehende Betrachtung der Dichtung hat ſich von allen Verſuchen der Auslegung fern gehalten, und nur ihren faßlichen Inhalt den Leſern nahe zu bringen geſucht. Es ſind aber noch einige andere Beſprechungen des Merlin vorhanden, die zu einem tieferen Eingehen auf denſelben behülflich ſind, und bei der Lectüre einen ſchönen Anhalt gewähren.

Zuerſt ſchrieb Schnaaſe bald nach dem Erſcheinen des Gedichtes einen Aufſatz in den damals von Häring (Willibald Alexis) redigirten Freimüthigen (1833. Nr. 99.). — Später haben Kinkel und Schücking in den von Freiligrath geſammelten Erinnerungen an Immermann Beiträge über das Gedicht geſtiftet, und endlich brachte ein Oſterprogramm des Hamburger Johanneums eine ſchätzbare Arbeit des Dr. G. Röpe.

---

# XVIII.

## Goethes Todtenfeier. Reisen. poetische Herbsttage.

### 1832.

Die große Aufregung des Gemüthes, in welche Immermann durch den Merlin versetzt worden war, wirkte auch auf sein körperliches Befinden. Ein allgemeines Unwohlsein beschwerte ihn während des Frühlings von 1832, die Beklemmungen, an denen er im Herbste schon gelitten hatte, stellten sich heftig wieder ein, ernste Todesgedanken bemächtigten sich seiner. In solchen Stimmungen erfuhr er am 27. März Goethes Tod, und dieses Ereigniß machte eine ungeheuere Wirkung auf ihn, berührte ihn in einer Weise, die er selbst nicht erwartet hatte. „Es fehlt mir," schreibt er an seinen Bruder Hermann, „wie ein Stück zu meiner Existenz, ich empfinde eine Lücke, die mich Alles schaal und zerbrochen sehen läßt. Das Scheiden eines Jungen, Strebenden kann uns gewaltsamer treffen; tragischer, durchdringender ist der Verlust eines solchen bis auf die letzten Fäden abgesponnenen großen und bedeutenden Daseins. Auch das Vollkommene, Ganze, es ist denn doch nur ein Fragment, es muß auch dahin — das ist die Empfindung, die einen dabei mit sonderbarer Gewalt erfaßt." — „Nichts schien mir mehr versichert zu sein, nichts mehr festzu-

ſtehen," ſchreibt er ferner im Tagebuch. — „Viele Gefühle, Anſchauungen, Betrachtungsweiſen, deren ich, als der meinigen, mich bisher gefreut hatte, ſahen mir nun aus, als wären ſie nur ſein, als wären ſie zu Grabe getragen. Ich konnte mich in kein ſonſt ſich ſo leicht einſtellendes, tröſtliches, myſtiſches Gefühl hineinfinden. Er verweſte mir im eigentlichen Sinne des Wortes und mit ihm verweſte mir eine Welt. — Auf den angekündigten Nachlaß vermochte ich mich kaum zu freuen. Es wurde mir klar, daß der Schriftſteller und Dichter, wenigſtens abgetrennt von ſeiner Perſönlichkeit mich nicht ſo mächtig zu ihm hingezogen hatte, ſondern daß dieſe runde, volle, glückliche, altväteriſche Perſönlichkeit, mit dem blauen Bibliothekzimmer und dem alten Wachholderbaum es geweſen war, wovon der tiefe Eindruck ſich herſchreibt."

Immermann wurde von dem Director des Düſſeldorfer Theaters gebeten ihm zu einer würdigen Todtenfeier Goethes behülflich zu ſein und ſagte ſeine Betheiligung zu. Ein Epilog, den er zu dichten verſprach, ſollte der Aufführung des Clavigo folgen, der mit beſonderer Sorgfalt unter Immermanns Leitung einſtudirt wurde. Einfach und würdig, frei von allem Prunken und Bildern, das ihm immer, aber zumal bei ſolcher Gelegenheit verhaßt war, wurde die Feier gehalten, mit welcher der Dichter am 24. April ſeinen eigenen Geburtstag beging. „Das Proscenium, der Vorhang und die Logen des Schauſpielhauſes waren mit ſchwarzen und weißen Feſtons, zwiſchen denen Lorbeerkränze ſchwebten, geſchmückt, und in der Mitte zeigte ſich eine Lyra, vom Sternenkranze umgeben. Auf dem Proscenio ſtanden zwei ſchwarze mit Silber decorirte Tabourets mit Egmont, Taſſo, Iphigenia, Fauſt, Hermann und Dorothea, Werther, Meiſter, den Gedichten in coloſſalen Bänden. Im Stücke ſpielten alle mit Zeichen der Trauer. Die Feierlichkeit, die ſchwarzen Schleier und Flore thaten das ihrige zur Hebung der Stimmung, die Leute kamen über ſich ſelbſt hinaus

und ſpielten viel beſſer als gewöhnlich.“ Immermann konnte mit der Darſtellung des Ganzen zufrieden ſein. Nach dem Schluß des Clavigo ſpielte das Orcheſter die Beethovenſche Muſik aus dem Egmont, welche Clärchens Tode vorhergeht. Bei den letzten Takten derſelben erhob ſich der Vorhang wieder. An derſelben Stelle wie in der Tragödie war ein verhüllter Sarg aufgeſtellt, von Candelabern mit angezündeten Kerzen umgeben. Vier Marſchälle, Stäbe mit Flor in den Händen, ſtanden zunächſt dem Sarge, hinter demſelben im Halbkreiſe das Perſonal der Bühne in Trauer. Der Darſteller des Carlos, Porth, ſpäter Mitglied der Königlich ſächſiſchen Hofbühne, ſprach den Epilog in würdiger Weiſe:

„Noch einmal dieſer Sarg? Ging nicht zu Ende
Das trübe Spiel? Wollt Ihr Mariens Schmerz,
Den tödtlich quälenden, vor uns verew'gen?
Wenn Ihr uns ſo befraget, Theure, ſchau'nd
An ſeiner vor'gen Stelle dies Gerüſt,
So würde ſtille Ahnung, wie ich meine,
In eurer eignen Bruſt die Antwort leis
Sogleich ertheilen. — Ja! die Stelle blieb,
Doch an der Stelle ſteht ein andrer Sarg,
Und anders, als ich war, erſchien ich wieder.
Ab legt' ich mein geborgtes Kleid, worin
Ich weltverſtändig zum Verderben rieth,
Jetzt red' ich, wie ich muß, wie ich's empfinde.

Es gleicht der Dichtung Schmerz dem Farbenſpiel,
Das tauſendfach der Herbſt im Laub entzündet.
Wie herrlich glänzt der röthlichgelbe Wald!
Wie lieblich däucht dem Aug' das ſchöne Bild!
Doch unter jener bunten Decke hört
Ein tiefer-horchend Ohr das dumpfe Nagen
Der emſigen Zerſtörung. — Treulich gingt
Heut Abend Ihr mit uns den ernſten Weg
Bis zu des Mädchens Bahre! Reichlich ſchmückte

Der hohe Dichter dieſen Pfad! Ihr freutet
Euch jeder Zier, die er nach ſeiner Art
So ſchicklich, fein und maaßvoll hingeſtellt.
Euch aber, gleich wie uns, erfüllt' ein zweites,
Ein ſeltſam-laſtendes Gefühl das Herz.

Nur der ergreift uns, der ergriffen iſt.
Das Sterbliche, Vergängliche vermögen
Nur Sterbliche, Vergängliche zu ſchildern.
Clavigo's Wandlung und Mariens Tod,
Wer konnt es zeichnen, ſtark, wie Ihr's geſchaut,
Als Einer, welcher tief in ſich gewußt,
Das Alles wandelbar, und daß er ſelbſt
Doch nur gekommen ſei, um einſt zu ſcheiden.
Nun hat er das Geſetz erfüllt! Dem Einz'gen
Fiel jetzt das allgemeine Loos! Der Freie
Ward Sklave der Nothwendigkeit! Hier ſchnitt
Die Parze nicht vor'm Knäu'l den Faden ab,
Das fertigſte, vollendetſte Geſpinnſt
Zerriß, weil doch auch da der Widerſpruch
Hineingewirkt ward, welchem Erd' und Sterne,
Und Tag und Nacht gehorchen. Dieſes hielt
In ſtrengen Banden unſre Seele feſt,
Der's ſchattenhaft, geſtaltlos vorgeſchwebt.

Von ſolchem Druck uns zu befreien, laßt uns
Der Wahrheit in das Antlitz ſchaun. — Der Fall
Iſt viel zu hoch für ſchwärmendes Verſchönern!
Hier ſpreche Wirklichkeit! Sagt ſie nicht Alles?
Erhebt die Decke! Tretet, meine Theuren,
Mit mir zu unſres Goethe Katafalk!

Auf einen Wink des Redenden nahmen die Marſchälle die Decke von dem Sarge. Dieſer, getreu der Beſchreibung des Goetheſchen nachgebildet, war mit dem goldnen Lorbeerkranze, mit Ehrendiplomen und Ordenszeichen geſchmückt, Wappen und Name vorn.

Ich ehre dieſe Stunde. — Worte ſei'n
Geſpendet, wo das Mark der That gebricht.
Doch allem Höchſten und Gewaltigſten
Ziemt ſchweigender Empfang. Des Königs Rah'n
Macht den Beredtſten ſtill. Das Schickſal aber
Tritt auch zuweilen wie ein König auf.

Zwei Worte halten ihm die Leichenrede:
Er lebte! — Was ein Leben heißen kann:
Des Kinds, des Jünglings voller Unſchuldstraum,
Des Mannes allerebernd Umſichgreifen,
Des Greiſes Ruhe und Behaglichkeit.
Und nun zu dem das Beſte. Oft verglich
Der Künſtler ſeine Stirn der Jupiters.
Zum mindeſten hat Jupiter das Siegel
Der Gunſt der Stirne aufgeküßt: Das Glück!
Sein Daſein war ein Fürſtliches! Die Sterne
Halten ihm Wort: er ſtirbt und — ruht bei Fürſten.

Drum wirft bei ſeiner Aſche keine Furcht,
Kein preſſendes Verzagen uns danieder!
Der Heros hat vollendet. Auferbaut
Ward ſeine Weihegruft! Da drängt ſich's zu
Von Jungen, Friſchen, Kämpfern, Ringenden!
Sie rühren frommverehrend ſeinen Staub,
Der Halle Küſte zittern von Gelübden,
Und aus dem Dunkel tritt die reif'ge Schaar
Mit neuem Muth hinaus an's Sonnenlicht.

Soll'n alſo Thränen fallen, ſei'n es ſolche,
Wie ſie im Lenz der Zweig, die Rebe weint,
Wenn ſie uns Traub' und Frucht verheißen wollen!
Denn warum riefen die Allmächtigen
Aus ihren Tiefen einen Strahl wie dieſen,
So er, vorüberzuckend, hinter ſich
Nur Nacht und Oede laſſen ſollte? Nein!

Der Reichthum ſoll den Reichthum zeugen; Leben
Bethätigt ſich in ewiger Geburt.
Das Nicht'ge iſt von ihm hinweggethan;
Nun ward er unſer erſt. Jedwede Schranke,
Die zwiſchen ihm und unſrer Liebe ſtand,
Fiel vor dem Hauch der letzten, ernſten Stunde!

So leucht uns denn voran, verklärte Kraft,
Des deutſchen Volkes hehrer geiſt'ger Held,
Auf lichten Wolken ſchwebend, fort und fort,
Und ſchirme das durch dich befreite Wort!

Die ganze Feier machte einen tiefen Eindruck auf alle für die Poeſie empfänglichen Gemüther, aber der Zeitungsklatſch, der Immermann manches Halbwahre und Unwahre nachgeſagt hat, unterließ auch diesmal nicht, ihm eine Kränkung zuzufügen. In der Allgemeinen Zeitung ſtand bald darauf; er habe unſchicklicher Weiſe Goethe als Leiche auf dem Theater ſehen laſſen, noch ehe er im Grabe kalt geworden ſei, eine Notiz, die, wie er ſpäter zufällig erfuhr, vom alten Böttiger in Dresden ausgegangen war. Während die Vorbereitungen zu der Goethefeier allerhand Unruhe mit ſich führten, Beſuche von Schauſpielern und dergleichen in ihrem Gefolge hatten, gelang es Immermann jedoch ſich der Redaction einer neuen Gedichtſammlung zu widmen, welche den erſten Band der Schriften bilden ſollte. Ueber die Arbeit wie über ſonſtige Beſchäftigungen dieſer Periode berichtet ſein Tagebuch Folgendes:

„In dieſer Zeit ſtellte ich das erſte und zweite Buch meiner neuen Gedichtſammlung zuſammen. Ein Grauen befiel mich, als ich die alten Sachen vernahm, es gelang mir aber, mich in die früheren Stimmungen zurückzufinden, und

ich lebte wirklich ein Stück von meiner Jugend auf's Neue. Indeſſen griff mich der Wechſel der Zuſtände, der etwas von einer Laterna Magica hatte, ſeltſam an.

„In den Liebesgedichten ſteckte etwas, was mich unwiderſtehlich fortriß, ſo manche Erinnerung oder Träumerei noch jetzt zu fixiren. Ich machte alſo binnen vierzehn Tagen und ex post decennio elapso, einige zwanzig neue, die, wie es mir wenigſtens vorkommt, wie auf friſcher That entſtanden, ausſehen.

„Mit Schnaaſe wurden die Annalen des Tacitus begonnen. Wir leſen funfzehn bis zwanzig Kapitel ſehr curſoriſch. Dunkelheiten machen uns nicht übermäßig zu ſchaffen.

„Rumohrs Denkwürdigkeiten aus alten Papieren amüſiren mich ſehr. Ranke's neue politiſche Zeitſchrift iſt eine höchſt anregende Erſcheinung, ſeine Anſicht über die Charte iſt mir beſonders intereſſant."

## Aus Geſprächen mit Schnaaſe:

„Wir kommen bei einer Unterredung über Goethe, den man den antiken oder objectiven Dichter ſo fälſchlich nennt, und nur deshalb ſo nennt, weil man von der antiken Welt blos die Schaale, die äußere Ruhe und Glätte aufgefaßt hat, darauf: daß bei jeder Richtung, die die moderne Welt einmal anſchlug, faſt immer ſich ein Irrthum beimiſchte, der an etwas Antikem ſeinen Stützpunkt fand.

„In dieſer Zeit verfolgte mich auch wieder die Geſtalt der Shakeſpeareſchen Bühne und die Luſt, einmal mit den hieſigen Dilettanten ein Stück von ihm auf einer Nachbildung ſeiner Bühne zu geben. — Wie ich ferner darüber nachdachte, fiel ich darauf, daß jedes Stück aus dem einfachen Gegenſatze von Innen und Außen zu faſſen wäre. Außen: Straße, Garten, Vorhof, Gegend vor einer Burg u. ſ. w.

Innen: Saal, Zimmer, Kerker — oder auch, wo es heißt: Andrer Theil des Schlachtfeldes.

„Wäre das möglich, so ließe sich eine solche Bühne leicht aufstellen. Zwei Zimmer, die durch eine, aber sehr große und breite Thür mit einander communiciren. In dem einen das Proscenium und die Zuschauer, die Thür des anderen geschlossen durch etwas, was zu der vorgeschobenen Scene stimmt, Thür, Luftperspective, Zeltvorhang u. s. w. Dahinter das Innere, nur decorirt durch eine Hinterwand. Das Aeußere spielt vor jener und hat besondere Zugänge aus der das Proscenium umgebenden Draperie. Ich theilte diese Idee Schnaase mit, der darauf sehr einging. Es würden sich gewiß unendliche Folgen ergeben, wenn man die Sache erst einmal durch die Praxis sich zur Anschauung brächte.

„Nach der Vorlesung mehrerer dramatischer Werke in geselligen Kreisen wurde der Plan gefaßt, künftigen Winter vor einigermaßen größerer Versammlung einige rein akademische Leseabende zu geben, wofern ein passendes Local sich ermitteln läßt.

„Den 16. April sah ich den Kaufmann von Venedig. So wie Porth den Shylok spielte — besser verlange ich überhaupt keine Darstellung mehr. Verständig, klar, den Sinn des Dichters hervorhebend. Alle Genialitäten sind mir bei Schauspielern verhaßt geworden, sie haben nach und nach den Ruin der Bühne herbeigeführt.

„Mich verwundert über die ungeheure, draftische Kraft der Gerichtsscene. Das Publikum nahm Theil daran, wie an einem wirklichen Vorgang. Auch macht sich der fünfte Akt bei der Darstellung gar nicht als Hors d'oeuvre, wie man es beim Lesen manchmal hat finden wollen. Die Spannung wird durch das Spiel mit den Ringen noch gelinde unterhalten, und durch das Vorangegangene, die seltsamen neben einander herlaufenden Händel, die Aussicht auf Marktgewühl, Meer und Handel, ist

man ſchon beſtimmt, von der Erwartung auf eine ſchärfere, ſchließendere Kataſtrophe zu abſtrahiren.

„Den 17. April: Ich komme mit Schnaaſe in ein Geſpräch über Corporationen, Orden, Belebung der Freimaurerei im Geiſte der Zeit. Meine Grundüberzeugung iſt, daß die Hauptſache jetzt nur iſt, die Menſchen zu aſſociiren, daß in dem bloßen Vereinigen derſelben etwas ſteckt, was uns zum Ziele führt, und daß man ſich nicht darin durch die Betrachtung abſchrecken laſſen darf, daß der ausgeſprochene Zweck beſchränkt oder ſelbſt falſch ausſieht.

„Freimaurerei im Geiſte der Zeit und im Gegenſatz zu dem früheren Humanitäts-Princip. Ausbildung des echten Egoismus, des Beſchloſſenſeins in den dem Subjecte angewieſenen Schranken. Vorträge, die alle die Tendenz haben, die ſcharfe Sonderung in den menſchlichen Thätigkeiten (wie ſie für den gewöhnlichen Menſchen, und nur auf dieſen kann ja ein Orden berechnet ſein) hervorzuheben, und Aehnliches wäre für den Lehrlingskreis auszubilden. Für den Meiſterkreis müßte ein Hauptmoment ſein: die allmälige Bildung einer ſelbſtſtändigen im Stillen wirkenden Meinung über Staat, Dinge und Perſonen zu fördern durch vielſeitige Discuſſion über jeden wichtigen Gegenſtand des umgebenden, praktiſchen Lebens. Idee einer geiſtigen Vehme, einer Uſurpation im Gebiet des Intellectuellen.

„In dieſen Tagen von Neuem die Idee zu den Sonetten an den, der kommen wird, an den myſtiſchen Kaiſer aufgefaßt. —

„Am 19. April. Die Oper für Felix Mendelsſohn angefangen; am 22ſten die beiden erſten Acte des Sturmes vollendet.

„Den 27. April. In dieſen Tagen die Reviſion aller Briefe vorgenommen. Einige hundert Stück verbrannt, beſonders die von Schl..... aus der verhängnißvollen Periode,

die ich auch wohl aus meinem Leben wegbrennen möchte. Sonderbare Empfindung, wenn man so in das ganz Vergangene hineinblickt. — Es soll nun der Reſt geſichtet und nach Perioden geordnet werden.

„Ich leſe das Buch von Ranke über die Verſchwörung gegen Venedig im Jahre 1618. Die Unterſuchung lebhaft kritiſch, an Leſſing erinnernd. Auch darin Aehnlichkeit mit ihm, daß das eigentliche Reſultat im Grunde unbedeutend iſt, und die Hauptſache die Sachen ſind, die ſich ſo auf dem Wege dahin ergeben. Schöne und lebhafte Darſtellung.

„Den 30. April. Die Räuber geſehen. Von Perth den Franz Moor. Im Anfange und ungefähr bis zum Tode des alten Moor wieder durch das Frappante und Geniale ergriffen. Späterhin ſehr unangenehm hingehalten. Bei den Gewiſſensſchaudern Franzens phyſiſch unwohl. — Das Unnatürliche iſt denn doch gar zu ſtark darin, und wäre es nun nachgerade Zeit, es von den Brettern zu bringen.

„Den 6. Mai. Es geht mir mitunter ſchlimm, die Launen und Befangenheiten im Hauſe werden oft ſehr drückend, und nöthigen mir häufig ein ganz negatives Verhalten auf, um die Tage im Elemente des Erträglichen zu halten. Ich bleibe aber doch meiſtens ruhig dabei; es iſt eben die Ernte, die aufgeht, und weiter nichts. Wer A geſagt hat, muß ſich nicht wundern, wenn das B nachkommt, und ſo weiter bis zum W.

„Geſtern Abend hatte ich einen Anfall, daß ich meinte, ich würde hinfallen. Ein Schwinden des Bewußtſeins, freilich nur für einen Moment. — Ich wünſchte nur zu wiſſen, ob ich vor dem vierzigſten Jahre ſterben ſoll oder nicht.

„Den 10. Mai. Den dritten Akt der Oper geſchrieben, und damit das Opus vollendet. — Viel böſe Elemente zu überwinden im Hauſe, dazu die Aſſiſe und ſcheußliches Wetter, darüber könnte man ſchon toll werden.

„13. Mai. Nachmittags Sitzung des Kunstvereins, wobei hübsche Sachen gesehen. Abends Gespräch mit Schnaase, wo mir im Reden allerhand Divinationen kommen, z. B. vom künftigen Propheten, der ein natürlicher Mensch sein wird.

„Neben dem ausgesprochenen Nihilismus in Worten und Entschlüssen, läuft das Leben in seiner Fülle und Gedrängtheit her, taucht aus jenem wie aus einem Fatum auf und versinkt in denselben."

---

Mit diesen Worten beschließt Immermann für eine Weile seine Selbstgespräche, und notirt in den nächsten Monaten nur in kurzen Worten seine Beschäftigungen.

Warme Regengüsse ließen Anfangs Mai den Frühling in voller Pracht einziehen, des Dichters Garten war wie ein Bouquet in dem Schmuck rothblühender Bäume, und er fühlte sich dankbar von der grünenden, duftenden Umgebung erquickt; aber den ganzen Sommer hindurch drückten ihn üble Gesundheitszustände. Allerhand Nervenzufälle, namentlich Beklemmungen und Brustkrämpfe vermehrten seine natürliche Reizbarkeit, und eine hypochondrische Aufmerksamkeit auf den Körper erzeugte viele trübe Gedanken. Verschiedene Mittel, die angewendet wurden, blieben erfolglos; es unterhielt aber den Kranken, die Wirkung der Medikamente zu beobachten und schriftlich zu notiren. Als das beste Heilmittel erwies sich zuletzt ein mäßiges Leben, und viel Bewegung in der freien Luft. Nicht selten ging Immermann im Abendschein auf den Friedhof, der „liegt ruhig am grünen wallenden Strom," wo „die Wolke fliegt leise über der Linden Dom" und kehrte milder und leichter gestimmt zurück, wenn er die Schlummerstätte der Todten gesehen hatte. Auf diesen stillen Gängen entstanden die Gedichte des Frühlingscapriccios, in denen wir die Todesgedanken wieder-

finden, die ihn damals beschäftigten und mancher Mißklang in seiner Brust löste sich sanft in jenen Liedern. Am vollsten zeigt sich das in den folgenden Versen:

„Wenn die Menschen mich zum Hasse
Aufgestachelt und zum Groll,
Geh' ich durch das Gras, das abendnasse —
Nach dem Friedhof schwermuthvoll.

Wand'le durch der Gräber Gasse,
Seh' die Schrift an jedem Stein,
Und gleich ist die Brust von bösem Hasse
Sanften Bad's gewaschen rein.

Kunde ja die Steine geben,
Daß der Tod das Herz betrübt,
Daß ein Jeder hat geliebt im Leben,
Daß ein Jeder ward geliebt."

Uebrigens arbeitete Immermann trotz seines Unwohlseins emsig weiter, und die herannahende Herausgabe seiner Schriften machte ihm viel zu thun. Die einzelnen Bücher der Gedichtsammlung wurden zusammengestellt, Vieles geändert oder ganz umgeschrieben; dazwischen entstanden einige neue Kleinigkeiten und Tulifäntchen wurde noch einmal durchgesehen.

Zu den unerfreulichen Momenten des Sommers gehörte ein Brief Mendelssohns, der zwar in der liebenswürdigsten und freundlichsten, aber doch entschiedensten Weise aussprach: er könne die Oper so nicht componiren, wie Immermann den Text behandelt habe. In dem sichtbaren Wunsche, den Freund nicht zu verletzen, wollte er zwar seine Einwürfe selbst in musikalischer Hinsicht nur als eine persönliche Empfindung hinstellen, konnte aber nicht verschweigen, daß den musikalischen Forderungen, welche er in Bezug auf die Form und Abtheilung zu berücksichtigen hat, nicht in dem Buche genügt sei, und daß er mit

demſelben nichts anzufangen wiſſe. Folgte gleich dieſen Auseinanderſetzungen die lebendige Anerkennung einzelner dichteriſcher Schönheiten, und der empfundene Ausdruck von Freundſchaft und Verehrung, ſo konnte das Alles doch nicht über das Thatſächliche, die Ablehnung, wegheifen. Immermann antwortete Mendelsſohn, daß er auf ſeine ſchriftlichen Andeutungen nicht ändern oder umarbeiten könne, und ſchlug ihm vor, nach Düſſeldorf zu kommen, wo man mündlich ſich über die Ausführung eben ſo gut einigen werde, wie man ſich früher über die Intentionen im Geſpräche geeinigt hatte. Mendelsſohn verhieß ſeinen Beſuch gegen das nächſte Frühjahr, und wenn Immermann nicht den Text anderweitig benutzen wolle, hoffte er dann mit ihm alle fraglichen Punkte zu erledigen. Es iſt nicht zu dieſer Einigung gekommen, und Immermann hat ſpäter ſein Buch Julius Rietz gegeben, welcher einige Parthien ſehr hübſch componirt, das Ganze aber auch nicht vollendet hat.

Im Juli erſchien der Aleris, da aber die näheren Freunde, welche ſich für das Gedicht intereſſirten, es kannten, und ihren Antheil an demſelben bereits ausgeſprochen hatten, ſo unterbrach keine Aeußerung des Tadels oder Beifalls in ſeiner näheren Umgebung das Grabesſtillſchweigen, mit welchem die Kritik ſowohl dieſes Drama, als den kurz darauf erſcheinenden Merlin aufnahm. Doch brachte letzterer ihm noch zwei phantaſievolle Abende, in welchen er Schadow das Gedicht vorlas, und ſich ganz aus der glatten Wirklichkeit in eine goldene Ferne gerückt fühlte, bei dem gewaltigen Eindruck, den es auf den Freund machte.

Immermann hoffte durch Reiſen endlich von ſeinen körperlichen Beſchwerden frei zu werden, und da das Nahen der Cholera wiederum größere Unternehmungen verhinderte, machte er im Herbſt einige kleinere Ausflüge. Der erſte derſelben, auf welchen Schnaaſe Anfang September den Freund begleitete, ging in die kleinen Nebenthäler des Rheins, und Immermann erzählt davon in dem zweiten Bande ſeiner Schriften, unter dem Titel

Ahr und Lahn. Nach kurzem Aufenthalt in Cöln und Bonn lernte er das Ahrthal kennen, eine Gegend, die für ihn nichts beſonders Anziehendes hatte. „Wenn mich die Natur feſſeln ſoll," ſagt er, „ſo muß in ihr eine gewiſſe frohe Mannigfaltigkeit ſein, ein Charakter heiterer menſchlicher Gegenwart, und vor allen Dingen darf dem Gebirge der Wald nicht fehlen. Auch muß man das Gefühl haben, was ich: im Quadrate ſich befinden, nenne."

Das Wetter war den Reiſenden weder an der Ahr noch auf der ſpäteren Rheinfahrt nach Coblenz günſtig, aber gute Geſpräche und Betrachtungen halfen über die Stunden weg, in denen man auf Wirthshauszimmer oder den unteren Raum des Dampfſchiffes beſchränkt war. Immermann recapitulirte die verſchiedenen Stimmungen, in denen er den Rhein befahren, und mittelte aus, daß ſeine erſte Rheinfahrt vor zehn Jahren ein romantiſches Epos geweſen ſei, die zweite vor fünf Jahren eine grüne muntere Idylle, im vergangenen Jahre ſei ſie als bürgerliches Schauſpiel verlaufen, und heute gehe ſie im Style der Abhandlung vor ſich. Die einförmigen Felſen und Rebendecorationen machten dies Mal gar keinen Eindruck auf ihn. Einige Reiſebegegnungen aus dem gelehrten Stande gaben um ſo willkommener ſeiner Neigung zur Reflexion Nahrung, und führten ihn zu der Beobachtung, daß heutzutage ſelbſt die Gelehrten vor den ungeheuren Maſſen von Stoff bange werden, welchen unſere Zeit nicht müde wird, herbeizuſchaffen. Er ſelbſt empfand vor demſelben ein ſolches Grauen, daß er ſich oft mit dem Problem beſchäftigte, wie das künftige Geſchlecht ſich der wachſenden Maſſe gegenüber verhalten werde. Tröſtlich ging ihm dabei die Ahnung im Bewußtſein auf, daß, wie der einzelne Menſch, wenn er ſich am Materiellen, viel Geſpaltenen, müde geſucht hat, mit geſtähltem Sinne ſich in der reiferen Periode ſeines Lebens im Nächſten und Nothwendigſten bewegt; ſo würde, wenn die Tagelöhnerarbeit der Gegenwart ſich er-

ſchöpft habe, ein neues Geſchlecht einmal plötzlich daſtehen, einfach, praktiſch, und in ſich zuſammenhangend. Der aufgeſpeicherte Vorrath würde vergeſſen, und nur ſeine Wirkung im vermehrten Blut- und Nervengeiſt mittelbar noch ſichtbar ſein. Die Kluft, welche zwiſchen dem Schulwiſſen und dem innerlichen Wachſen durch das Gewußte, liegt, erſchien ihm jetzt ungeheuer; der Gelehrte wächſt durch alle ſeine Anſtrengungen nicht im Innern, die ſehnſuchtsvollen poetiſchen Naturen gehen daher den entgegengeſetzten Weg, auf dem das Wiſſen ihnen zu einem Erleben wird. Es liegt darin freilich die Gefahr, daß das Univerſellgültige in die Wandelbarkeit der Individualität hineingeriſſen werde, und Immermann erkennt, daß er ſelbſt ſich in dieſer Gefahr befinde. „Mir löſt ſich," ſchreibt er, „gleich jede Kenntniß in eine poetiſche Anſchauung, oder in ein Ereigniß auf. Dadurch habe ich nun zwar den Vortheil, daß das Einzelne auf mich ſehr friſch und energiſch wirkt, aber alle dieſe Eindrücke ſtehen einzeln und unvermittelt in mir. Ich weiß, daß ich Momente habe, in welchen auch der Kluge etwas von mir lernen kann, gleich darauf aber erſcheine ich vielleicht dem ſubalternſten Menſchen gegenüber wie der beſchränkteſte Schulknabe. Wenn das Leben aus Begeiſterung beſtände, da ließe ſich gut leben, aber dicht neben dieſen hellen Punkten liegt dann die Trivialität des gemeinen Alltags, und das mittlere Element des geordneten Lernens und Wiſſens fehlt mir."

Von der Ahr ging es zur Lahn und nach Wetzlar. „Ich hatte Oſtern, als ich Goethes Tod erfuhr," ſagt Immermann in ſeinem Tagebuche, „die ſtille Abſicht dorthin zu wallfahrten, mit der Andacht des Pilgers die Plätze ſeiner Jugend aufzuſuchen, und den Werther an Ort und Stelle zu leſen."

„Damals wurde nichts daraus, ſechs Monate ſpäter habe ich hier einen ſonderbaren, mythiſchen, aber lieblichen Tag erlebt. Jedes große Menſchenwerk baut ſich mit einer gewiſſen Verwandtſchaft zu dem Boden, auf dem es wird, auf, die

Localität giebt ihm in vieler Beziehung Farbe und Geſtalt. Welch ein Vergnügen, dieſe Bezüge zwiſchen Natur und Kunſt zu verfolgen, und wo ſie entdeckt ſind, ſie in reiner Seele, rein und unverfälſcht zu bewahren. — Als ſich das Wetzlaer Thal öffnete, hatten wir einen unſäglich reizenden Anblick. Die reinſte Abendſonne erweckte in dem Grün der Wälder und Pflanzungen, das ſich ſchon herbſtlich zu färben begann, reiche und doch ſo ſanft verſchmolzene Farbentöne, die Linien der Hügel und Berge gingen gelinde gegeneinander, die Lahn war wie ein Silberband durch die Gegend geflochten, und über dem Ganzen wehete ein Hauch des Friedens und der Anmuth, der ſich nicht beſchreiben läßt. Meine Seele durchlebte mit dem großen Dichter ſeinen Morgen; ich ſang für mich in der Stille aus dem Merlin:

Ach die Roſen blühten lieblich, und die Nachtigallen ſangen,
Liebeselig, ſtill und fröhlich biſt Du durch den Hain gegangen,
Alle Roſen nickten Küſſe, Nachtigall die Flügel ſchlägt;
Und da haſt Du ſanft und bieder mich in meine Gruft gelegt.

„Und ich fühlte, daß ich auch ein Stückchen Poeſie in mir trage.“

Ein empfindſamer Spaziergang führte Immermann an alle durch den Werther geheiligte Stellen. Die alte Stadt mit ihren vernutzten und verbräunten Möbeln, ihrer gutherzigen deutſchen Philiſterei, der abgelegnen Mühſeligkeit, mit der ſie an den Berg, an dem ſie liegt, hinankriecht, erzählte ihm wunderbare Dinge, er begriff, daß hier, und nur hier jene einzige Dichtung entſtehen konnte.

Nachdem die Freunde mit einander Wetzlar durchwandert, auch das Archiv und den Dom geſehen, trennten ſie ſich. Schnaafe ging weiter nach Franken, Immermann kehrte auf dem geraden Wege nach Hauſe zurück, auf welchem er noch einen Bauſtein zum Münchhauſen fand. Ein unglücklicher

Elementarlehrer leiſtete ihm Geſellſchaft, und erzählte ihm unter andern Leiden, wie es ihm bei einer Probelection nicht gelungen ſei das O zur Zufriedenheit ſeiner Oberen beim Lautiren von ſich zu geben. Er ſchied von dem Dichter mit dem Wunſche ſeine humoriſtiſche Feder möge einmal das trübe Loos eines Elementarſchullehrers behandeln. Ob der gute Mann wohl ſpäter einmal in dem Münchhauſenſchen Schulmeiſter, der über dem reinen Urlaut J zu Grunde geht, dieſen Wunſch erfüllt geſehen hat?

Kaum heimgekehrt, rüſtete ſich Immermann zu einer zweiten Reiſe. Die Cholera rückte zwar wieder von allen Seiten näher, aber die Familie wollte der Sehnſucht nach einem Wiederſehen durch eine Zuſammenkunft in Caſſel genügen, wohin er am 24. September abreiſte. Spät Abends am 26. traf er dort mit der Mutter und Schweſter, wie mit beiden Brüdern zuſammen, und man verlebte vertraut und anmuthig einige Tage miteinander, bis ſich am 1. October die Anweſenheit der Cholera auch hier nicht länger verheimlichen ließ, und dieſe Schreckensnachricht die Familie auseinander ſprengte.

Die ſchönen Rembrandts und Van Dycks der Caſſeler Sammlungen machten auf Immermann großen Eindruck, ja ſie erfüllten ihn mit einem wahren Entzücken und erſt hier meinte er dieſe Meiſter kennen gelernt zu haben. Die Wilhelmshöhe zeigte ſich im ſchönſten Herbſtwetter ſehr hübſch, an einem Sonntage wo die Waſſer ſprangen. Die Löwenburg ekelte ihn an und in den Schlöſſern fiel ihm überall der Mangel aller Spuren einer edlen fürſtlichen Beſchäftigung auf.

Ueber Arnsberg und Elberfeld erreichte er am 4. October wieder die Heimath, und ſchon in den nächſten Tagen nahte die Muſe ihm mit ſo reichen Gaben, daß der noch übrige Theil des Herbſtes in der ſchönſten Thätigkeit verfloß, und der Winter ſich erquicklich an die guten Herbſttage reihte.

Seine körperlichen Uebel waren großentheils verſchwunden. Lange hatte er ſich nicht ſo harmoniſch in ſich geſammelt gefühlt, und ſelbſt leichte Mißtöne, welche durch Dritte in dieſe Einigkeit kamen, wurden in dem häuslichen Behagen überwunden, welches dieſen Herbſt ganz beſonders charakteriſirte. In heiterer Stimmung, und mit neuer ſchöpferiſcher Kraft wurden eine Reihe Gedichte vollendet. Zuerſt fünf chiliaſtiſche Sonette, deren Werden wir ſchon in des Dichters Tagebuchblättern beobachtet haben. Sie ſind der Ausfluß häufig ihn erfaſſender Träume und Ahnungen, die auch in ſeinen Aphorismen klingen. Die Wiederkehr des Herrn, nicht in weltertödtender Geſtalt, ſondern in weltverklärender Herrlichkeit, iſt der Inhalt der Gedichte, und der Ausdruck einer nie verſiegenden Sehnſucht in ſeiner Seele. Nach den Sonetten entſtanden in ſchneller Folge die Balladen: „der Zauberer Virgilius, das Amen, der Bettler, Dietlieb und Schmidt Wieland.“ Sie wurden beim mündlichen Vortrage an verſchiedenen Stellen mit großer Freude aufgenommen, und der Geiſt des Schaffenden fühlte ſich durch ſolchen Antheil aufs Schönſte ermuthigt. In dem folgenden Brief an ſeinen Bruder Hermann, finden wir die Stimmung ausgedrückt, welche dieſe Zeit charakteriſirte.

„Wenn ich Dir, mein Hermann doch auch ein jüngeres und luſtigeres Blut ſchaffen könnte! Glaube mir nur ſicherlich, das Leben iſt an und für ſich ein unſchätzbares Gut, werth, daß man es mit allem Danke genieße, man muß nicht dies oder jenes ſpeciell davon haben wollen, ſondern die Dinge ruhig an ſich kommen laſſen, denn die ungeſuchten ſind die beſten.

„Ich hatte vor zehn Jahren noch den Sinn, immer Marzipan eſſen zu wollen, und jetzt bin ich ſchon froh, wenn mir nur des Leibes gewöhnliche Nahrung wird. Nun bedaure ich die friſchen vermögenden Jahre, die mir unter herben einſeitigen Anſtrengungen hingegangen ſind, und wie ich meine, frei-

lich zuweilen beſſer zu nutzen geweſen wären. Einen bewährten Rath kann ich Dir bei trübſinnigen Stimmungen geben, wenn Du Dich recht ernſtlich an Beſchäftigung mit Realien machſt, ſo werden ſie wenigſtens temporair hinweg ſein, ohne daß Du weißt, wo ſie geblieben."

Berlin, Druck von Guſtav Schade.
Mauerſtraße No 30

# Karl Immermann.

## Sein Leben und seine Werke,

aus Tagebüchern

und Briefen an seine Familie

zusammengestellt.

(Herausgegeben von Hunken zu Putlitz.)

Zweiter Band.

1234

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)
1870.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

# Inhalt


| | | Seite |
|---|---|---|
| XIX. | Erste Musteraufführungen und Bildung des Theatervereins. Das Reisejournal. Dürerfest. Semmerbeschäftigungen | 1 |
| XX. | Herbstreise | 28 |
| XXI. | Vorarbeiten zur Umgestaltung des Düsseldorfer Theaters. Reisen nach Süd-Deutschland und Holland | 56 |
| XXII. | Eröffnung des Theaters. Mendelssohns Rücktritt. Grabbe. | 78 |
| XXIII. | Fortgang des Theaters. Rücktritt in den Justizdienst. Fest für den Kronprinzen | 102 |
| XXIV. | Die Epigonen | 133 |
| XXV. | Der letzte Winter des Düsseldorfer Stadttheaters unter Immermanns Leitung | 158 |
| XXVI. | Oktavenda. Fränkische Reise. Das Freiwilligen-Fest in Cöln. Anfänge des Münchhausen | 188 |
| XXVII. | Reise nach Magdeburg. Verlobung | 220 |
| XXVIII. | Aus Briefen | 251 |
| XXIX. | Halle. Verheirathung. Häuslichkeit | 297 |
| XXX. | Tristan und Isolde. Letzte Lebensmonate | 319 |

## Berichtigungen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Seite 41 | Zeile 6 | lies | Heiligen | statt Heiligen. |
| „ 73 | „ 16 | „ | derſelben | „ der Burg. |
| „ 98 | „ 7 | „ | Schaumſuppen | „ Schaumpuppen |
| „ 120 | „ 26 | „ | ihr | „ ihm. |
| „ 169 | „ 22 | „ | Bauernfeld | „ Bauerfeld. |

## XIX.

# Erſte Muſtervorſtellungen und Bildung des Theatervereins. Das Reiſejournal. Dürer-Feſt. Sommerbeſchäftigungen.

**Winter 1832 — Sommer 1833.**

Ganz neue Aufgaben brachte Immermann der Winter von 1832—33, in welchem er zuerſt in eine praktiſch künſtleriſche Thätigkeit für die Bühne gezogen wurde. Es bildete ſich nämlich auf ſeine Anregung ein Theaterverein, deſſen Wirkung auf die Düſſeldorfer Bühne bald ſo bedeutend wurde, daß von ihm einige Jahre ſpäter Immermann's Leitung derſelben ausging. Während des Sommers war das ſtädtiſche Schauſpielhaus neu und geſchmackvoll ausgebaut, alle Welt intereſſirte ſich für den Bau, aber nur Wenigen mochte einfallen, daß damit nicht viel für die Kunſt gewonnen ſei, wenn nicht dem hübſchen Gefäß auch ein würdiger Inhalt verliehen werden könne.

Als Immermann eines Tages allein, wie er es liebte, die verſchiedenen Theile des Gebäudes durchſtrich, die ſich anmuthig zu ſchmücken begannen, kam ihm die Vorſtellung plötzlich ganz unerträglich vor, daß, nachdem der Architekt das Seinige gethan, die Poeſie gar nichts thun ſolle. Die Qual dieſes zu fürchtenden Contraſtes rief den Gedanken in ihm hervor, einen veredelenden Einfluß auf die Bühne zu gewinnen, ſonderbarer Weiſe zu einer Zeit, wo, wie er ſagt: „Die Luſt für die Bühne

ſelbſt etwas zu arbeiten, vielleicht für immer in ihm erloſchen war, und ſein ganzes Weſen ſich mehr der Betrachtung und dem Epiſchen zuneigte.“ Es war ein gewagtes, faſt unausführbar ſcheinendes Unternehmen, denn er war fremd am Rhein, dem großer Publikum kaum bekannt, bei der Bühne ohne Hebel und Handhabe, und Manches was er Andere lehren wollte, das ſollte er ſelbſt erſt noch lernen. Indeſſen er war ſich bewußt, daß ſolche Entſchlüſſe, wie durch eine verborgene Nothwendigkeit ihm bisweilen kamen, und hatte ſchon mehrmals erlebt, daß immer aus ihnen ein Reſultat hervorging. Noch an demſelben Abende rief er einige Freunde zuſammen, die freudig auf ſeinen Vorſchlag eingingen, und ſchrieb darauf ein Programm über die Verbeſſerung der Düſſeldorfer Bühne. Von den Vorſchlägen die es enthielt, zeigten ſich freilich manche für dieſen Winter unausführbar, denn der Impreſſario war bereits zu weit in ſeiner ſelbſtſtändigen Thätigkeit vorgeſchritten und hatte Rechte erworben, die geachtet werden mußten, ſo unbequem ſie auch waren. Namentlich konnte man nicht mehr auf die Wahl der bereits gemachten Engagements wirken, und mußte ſich begnügen, auf die Leiſtungen der vorhandenen Kräfte, ſo viel als möglich Einfluß zu gewinnen.

Trotz dieſer Schwierigkeiten kam dennoch ein Verein unter dem Protectorat des Prinzen Friedrich zuſammen, aus fünfzehn Männern hervorragender Bildung beſtehend, die zum Theil den vornehmen Kreiſen angehörten. Glücklich überwanden dieſe allmälig den Widerſtand der Freunde des Alten, und die Widerſprüche des ſolchen Veredlungsverſuchen abgeneigten Direktors; aber die ſchnell anwachſenden Aktenhefte zeigen, welche Energie, Immermann anwandte, um dieſen Sieg zu erkämpfen. Die erſte Aufgabe war, auf das Repertoir zu wirken, welches der Direktor bei jedem beginnenden Abonnement den Mitgliedern des Vereins vorzulegen verſprach, und welches in einzelne Stücken zu ändern, dieſem das Recht zuſtehen ſollte.

Am 8. December ward die Bühne mit einem Prologe von Immermann und der Donna Diana eröffnet. Für Ersteren hatte der Dichter zwei Pläne erwogen, einen humoriſtiſchen und einen ernſten, doch kam es weder zur Ausführung des einen noch des andern, da der Beginn des Theaters mit allerlei Verwirrung eingeleitet wurde und endlich über Hals und Kopf angefangen werden mußte. Schon nach den erſten Vorſtellungen überzeugte man ſich in erfreulicher Weiſe, daß achtungswürdige Künſtler und jüngere Talente unter der Geſellſchaft waren, welche ſich in gehöriger Schule zum Beſſern auszubilden verſprachen. Es waren alſo Elemente vorhanden, aus deren geſchickter Verwendung dramatiſche, wahrhaft künſtleriſche Darſtellungen hervorgehen konnten. Da das Gelingen einer ſolchen aber nach Immermann's Anſicht weſentlich auf dem Zuſammenſpiel beruht, welches den vollen Gehalt eines Dichterwerks zur Erſcheinung bringt, ſo wollte er ſuchen, auf eine kleine Anzahl klaſſiſcher Werke für welche ein beſondres Abonnement eröffnet wurde, ein gründliches Studium und ſorgfältige Vorbereitungen zu verwenden.

War gleich Immermann der eigentliche Mittelpunkt dieſer künſtleriſchen Beſtrebungen, ſo bedurfte er doch eines äußerlichen Rückhalts, einer würdigen Vertretung der Sache, vor dem Publikum, und dieſe wurde ihm im vollſten Maaße durch den Theaterverein gewährt. Einzelne Mitglieder deſſelben, vor Allen Uechtritz unterſtützten ihn aber auch in äſthetiſcher und praktiſcher Weiſe. Vier Subſcriptions- oder „Muſtervorſtellungen," wie ſie im Publikum hießen, wurden im Laufe des Winters in das Repertoir eingeſchoben; von dieſen leitete Uechtritz die zweite: „Stille Waſſer ſind tief," und auf Immermann kamen: Emilia Galotti, der ſtandhafte Prinz, und der Prinz von Homburg. Die Größe der Opfer an Zeit und Kräften, welche er für die Erreichung ſeines Wunſches brachte, wird Niemand begreifen, der nicht ſelbſt einmal die Hand an eine

ſolche Arbeit gelegt hat. Die Eigenthümlichkeit ſeiner Stellung kam in dieſem Falle noch als beſondere Schwierigkeit hinzu; er war durch dieſelbe mehr von dem guten Willen des Einzelnen abhängig, als er es in irgend einem amtlichen Verhältniß hätte ſein können. Zwar waren die Schauſpieler in ihren Contrakten zu den beſonderen Studien verpflichtet, die ihnen jene Muſtervorſtellungen auferlegten, und man verhieß denen, die ſich auszeichnen würden, Prämien; aber kaum glauben wird man, daß dieſe Ausſicht wirkſam war, wenn man erfährt, daß die Mittel, über welche der Verein verfügen konnte, die kleine Summe von 413 Thaler nicht überſtiegen und von dieſen gingen noch ungefähr 40 Thaler für Unkoſten ab. Auch hatten ſich die Schauſpieler nicht entfernt auf ſolche Forderungen gefaßt gemacht, als Immermann's Eifer ſie ſtellte. Von der Ueberzeugung ausgehend, daß, wie des Dichters Werk aus einem Haupte entſpringe, auch die Reproduktion deſſelben vernünftiger Weiſe nur aus einem Haupte hervorgehen könne, ſuchte er dieſe Anſicht den Schauſpielern gegenüber durchzuführen. Den Satz von der künſtleriſchen Freiheit der darſtellenden Individuen verneinte er zwar nicht ganz, ließ ihn aber nur eine ſehr beſchränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern des Freiheits-Prinzips hatte nach ſeiner Meinung die Verwilderung der Bühne herbeigeführt, und er hatte nicht ſelten große Talente das Gedicht zerfleiſchen ſehen, deſſen correct zuſammenwirkende Darſtellung den wahren Kunſtfreund erfreuen ſoll. Um nun eine ſolche zu erreichen, las er jedes Stück den Schauſpielern zuerſt vor, und hielt dann mit den Einzelnen Special-Leſeproben, aus denen ſich die allgemeine Leſeprobe aufbaute. Ertönten in dieſer noch Disparitäten des Ausdrucks, ſo wurden die ſchadhaften Stellen ſo lange nachgebeſſert, und wo nichts anderes half, vorgeſprochen, bis das Ganze in der Recitation als fertig gelten konnte. Die Action ſtellte er darauf zuerſt in Zimmerproben feſt, damit die Darſtellenden in nackten, nüchternen Wänden

ihre Phantaſie um ſo mehr ſpannen lernten, und die Dämonen des Geſpreizten, Rhetoriſchen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit nicht verwirrend auf ſie einwirkten. Stand das Gedicht ohne alle illuſoriſche Nothkrücke fertig da, dann ging Immermann erſt mit den Leuten auf das Theater. Gegeben wurde ein Stück nicht eher, als bis Jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, ſeine Rolle wenigſtens ſo gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verſtatteten. Zu den Leſeproben hatte Schadow mit freundſchaftlicher Bereitwilligkeit eine kleine, klöſterlich abgelegene Zelle auf der Akademie eingeräumt. Man mußte an allerhand Polterkram vorbei durch die unbeſuchteſten Gänge wandern, und war in dem engen Gemache wie von aller Welt abgeſchieden. Unter den Fenſtern rauſchte der Rhein, die Sonne röthete die weißen Wände, und bei dem Klange der Wellen und dem roſigen Schein wurden Sylben gemeſſen, Accente feſtgeſtellt, die Schattirungen der Rede ausgearbeitet.

Emilia Galotti war die erſte Muſtervorſtellung, die am erſten Februar 1833 über die Bühne ging. Das Diarium zählt außer den Specialproben mit Einzelnen, nach der Vorleſung und der Leſeprobe, vier Zimmer- und zwei Theaterproben. Die Vorſtellung war denn auch ein Ereigniß für die Stadt. Alles war wochenlang darauf geſpannt geweſen, man wußte nicht, was bei dem Dinge ſo eigentlich herauskommen ſollte. Das Spottwort „die gelehrte Bühne," welches nachmals von Immermann's Widerſachern zum ſtehenden Typus ihrer Angriffe gemacht wurde, ward da zuerſt geſprochen.

Als der Vorhang vor dem gedrückt vollen Auditorium aufrollte, ſaßen die Leute anfangs ganz erſtaunt darüber, daß die da droben nicht ſo ſchrien, predigten, durcheinander ſtrudelten und ſtolperten, wie ſonſt, ſondern wie Menſchen ſprachen und ſich betrugen, und zwar wie Menſchen, welche die Handlung, die ſie darſtellten, Etwas anginge. Nichts regte und rührte

ſich im Publiko. Von dem Diſput zwiſchen Appiani und Marinelli aber an, entzündeten ſich die Zuſchauer und wurden frei vom Zwange, der ſie eingeſchnürt gehalten hatte. Von Scene zu Scene ſteigerte ſich der Beifall, der endlich bis zu dem Jubel ſtieg, in dem Alle hervorgerufen wurden. Ihr Sprecher erkannte Immermann die Ehren des Abends zu, und der Credit der Sache war gegründet.

Nachdem unter Uechtritz's Leitung am 2. März „Stille Waſſer ſind tief," mit großem Beifall gegeben war, wurden die Vorbereitungen zum ſtandhaften Prinzen aufgenommen, und dabei der erhöhten Schwierigkeit der Aufgabe gemäß verfahren.

Noch ehe Immermann das Stück vorlas, ſuchte er die Schauſpieler in einem förmlich ausgearbeiteten Vortrage auf die Eigenthümlichkeiten aufmerkſam zu machen, welche das ſpaniſche Drama überhaupt, und das vorliegende im Beſondern zu beachten fordere. Er hob dabei hervor, daß das Metrum verlange, alle Töne rein, ſcharf und beſtimmt und zugleich als ein muſikaliſch rhythmiſches Ganzes wirken zu laſſen.

„Es kommt darauf an," ſagt er, „daß in dem Zuhörer das Bewußtſein erhalten werde, er höre Verſe, und zwar ſehr künſtliche und complicirte, jedoch ſoll die Rückſicht auf die Betonung des Verſes nicht die Deutlichkeit der Modulation in dem Sinne des Gedichtes beeinträchtigen. Den Anweiſungen über die Behandlung des Ganzen, fügte er noch eine Charakteriſtik jeder einzelnen Rolle bei, und zeigte wie dieſelbe in das Enſemble des Dramas eingreifen müſſe, um daſſelbe harmoniſch zu geſtalten. Er hatte das Stück für die Aufführung in fünf Akte bearbeitet, und auf ſeinen Wunſch componirte Mendelsſohn die darin vorkommenden Muſikſtücke. Es waren zwei herrliche Sklavenchöre und ein ganz eigenartiger Marſch bei der Erſcheinung des Geiſtes. Auch andere Freundeshülfe unterſtützte den Dichter bei ſeiner Aufgabe. Schirmer entwarf

den Prospekt von Fez, Hildebrand stellte Gruppen für die Ausschiffungs- und Krönungsscenen. Die Zeichnungen des Costüms hatte sich Immermann aus Berlin zu verschaffen gewußt, wo im Jahre 1825 das Stück gegeben war. Wolf hatte damals den Fernando gespielt, und man hatte eine Einrichtung von Goethe für die Darstellung benutzt. Als am 9. April der standhafte Prinz in Düsseldorf auf die Bretter gelangte, fehlte der äußeren Ausstattung Nichts, was zu der Wirkung des Trauerspiels beitragen konnte. Alle Mitspielenden aber zeigten sich von der Größe ihrer Aufgabe durchdrungen, und die Darstellung war eine durchaus correcte zu nennen, wenn auch das freie Schöne, welches sich auf dem Boden des Regelrechten erheben soll, hin und wieder fehlte, und die Methode, der Unterricht noch durchsah. Immermann konnte mit einem sehr frohen und feierlichen Gefühle sich der Verkörperung der wunderbarsten Poesie freuen. Es war ihm gelungen, würdig ein Werk lebendig zu machen, in welchem wie er sagt: „der große Spanische Dichter nicht nur sich selbst übertroffen, sondern sich in eine Sphäre geschwungen hat, in die auch die unermeßlichen Kräfte Shakespeares nicht hineinreichen.“ Im großen Publiko war die Wirkung eine sehr verschiedene. In den ersten beiden Akten war es förmlich verduzt und litt von der Dichtung, in den folgenden ward Vielen die große Kraft derselben fühlbar, und unter lautem Beifall schloß die Vorstellung; hinterher wogten die Meinungen durcheinander, wie die Wellen nach einem Gewitter. Am meisten Auffassung für die Schönheit des Dramas bewies das Volk. Die Leute auf der Gallerie waren mäuschenstill, und hörten zu, wie bei einer Predigt.

Das Nahen des Frühlings, mit dem das Theater aufhörte, trieb zur Eile, sollte die vierte Mustervorstellung noch herausgebracht werden, und daher fing Immermann schon während der Vorbereitungen zum standhaften Prinzen an, den Prinzen von Homburg einzustudiren, den sich die Schau-

ſpieler als letzte Aufgabe erbeten hatten. Am 25. April wurde die Bühne mit dieſer Vorſtellung geſchloſſen, an welche ſich noch ein Epilog im Charakter des Kottwitz reihte, den Immermann gedichtet, jedoch nicht ſo in der Form abgerundet hatte, daß er ſich für den Druck eignen würde. Das Kleiſtſche Drama ſchlug durch, wie keine der früheren Aufführungen, die Wirkung war ſo groß und entſchieden, daß davor Alles verſtummte, was etwa von Zweifelſucht und Mißwollen den Beſtrebungen des Theatervereins noch entgegengeſtanden hatte.

„Selten“ ſchreibt Immermann, „iſt wohl eine Bühne freudiger geſchloſſen worden. Meine Bekannten haben mir erzählt, daß noch weit durch die Straßen in den Reden der Heimkehrenden der Strom des Entzückens fortgerauſcht ſei. Die Richtigkeit meiner Methode ſteht mir jetzt unumſtößlich feſt, denn das Alles iſt im Laufe weniger Monate mit einer zuſammengelaufenen Geſellſchaft, wobei ſich kein einziges ausgezeichnetes Talent befand, möglich geworden.“

Es war erreicht, was für dieſen Winter zu erlangen war, nun galt es auf den gelegten Fundamenten weiter fortzubauen, und der Sache eine kräftigere Geſtaltung zu erwirken. Wie das geſchah, werden wir ſehen, wenn wir zuvor Immermann zu den Beſchäftigungen begleitet haben, die während des verfloſſenen Winters neben den Theaterarbeiten ſeine Zeit ausfüllten.

Schon im Frühjahre 1832 war, wie wir erinnern, in ihm der Gedanke erwacht, die Vorleſungen von dramatiſchen Gedichten, welche er von Zeit zu Zeit in engerem Freundeskreiſe gehalten hatte, einem größeren Publikum zugänglich zu machen; das geeignete Lokal, welches damals ſchwer zu finden ſchien, verſchafften ihm im Beginn des Winters ſeine Freunde, die Maler. Ein geräumiges Atelier im alten Churfürſtenſchloſſe, worin die Künſtler ſonſt hauſten, wurde eingeräumt, mußte aber vor jeder Vorleſung erſt in den kerzenhellen Salon ver-

wandelt werden, der die beſte Geſellſchaft der Stadt verſammeln ſollte. War das Lokal nicht elegant, ſo war es dafür akademiſch feierlich, geſchmückt durch große Gemälde, die den Theil des Saales umgaben, wo ſich der erhöhte Sitz des Vorleſers befand. Gute Beleuchtung durch Wand- und Hängelampen machte es ſehr heiter, und der Raum war ſo akuſtiſch gebaut, daß der leiſeſte Ton noch in der fernſten Ecke anklang. In einem gedruckten Programm zeigte Immermann an, daß er an acht verſchiedenen Abenden dramatiſche Werke vortragen würde, und lud einen ausgedehnten Kreis von Bekannten dazu ein. Iphigenia in Tauris, der Blaubart, König Johann, der ſtandhafte Prinz, die Geſchwiſter, Demetrius, Romeo und Julia, der Prinz von Homburg, König Oedipus waren die zur Vorleſung beſtimmten Stücke.

Es war dies Unternehmen keine Zerſplitterung von Kräften in Betreff der Theaterſache, denn gerade dieſe Vorträge erregten den Wunſch, von dem, was in lebhafter Hörbarkeit vorüberging, auch Etwas zu ſehen. Einige hundert Menſchen wurden allmälig die Zuhörer des Dichters, und wenn darunter gleich manche nur kamen, weil die Vorleſungen damals Mode waren, ſo gewannen ſie doch auch den wahren Antheil Vieler, und er ſelbſt dachte mit dankbarem Vergnügen an dieſelben zurück.

„Das Recitiren eines dramatiſchen Gedichtes iſt von Tieck zu einer Kunſt gemacht, Holtei und Andere ſind ihm gefolgt, ich ſchloß mich gleichfalls ſolcher Richtung an," ſagt er im Rückblick auf ſeine Vorleſungen, „und hin und wieder iſt mir der charakteriſtiſche Vortrag eines Werkes gelungen. Es bleibt freilich immer eine Zwitterkunſt, und der Geſchmack daran kann ſich nur in Zeiten finden, denen die Partitur verloren iſt. Die Darſtellung nämlich iſt die volle Inſtrumentalmuſik, ein gutes Spiel auf dem Flügel aber eine derartige Vorleſung, und zwar im allerglücklichſten Falle, der auch nur eintritt, wenn Organ und Individualität des Vorleſers ganz beſonders zum Gedichte paſſen.

Eine Klippe des Gelingens ſind faſt immer die weiblichen Rollen, bei deren Vortrag eine gewiſſe Affectation kaum zu vermeiden iſt. Leicht wird auch die zarte Grenzlinie, welches dieſes Genre von der Action ſcheidet, überſprungen."

Wer die Vorleſungen Immermanns oder Eines der von ihm Genannten gehört hat, wird ſeinem Urtheil völlig zuſtimmen müſſen, ſo dankbar die Erinnerung an große poetiſche Eindrücke auch bewahrt bleibt. Zu den allgemeinen Schwierigkeiten geſellte ſich bei unſerm Dichter noch eine perſönliche, die in ſeiner großen Reizbarkeit lag. Denn er bekannte, daß ein fades oder theilnahmloſes Geſicht, welches er unter ſeinen Zuhörern entdeckte, ihn ganz aus der Stimmung bringen konnte; weshalb der Vortrag ihm auch immer am Beſten gelang, wenn er in engſter Häuslichkeit, beim Schein der traulichen Lampe den Eindruck der Dichterworte an einem empfänglichen Antlitz wiederglänzen ſah. Am wirkſamſten war ſein Vortrag im Heroiſchen und Pathetiſchen, wo der ſchöne Klang ſeiner Stimme, die Tiefe ſeiner Auffaſſung, die edle Beherrſchung des Verſes zu voller Geltung kamen, und wo er kaum von Anderen erreicht iſt. Unvergeßlich bleiben ſeine Vorleſungen von Julius Cäſar, Coriolan, Alexis und derartigen Stücken ſeinen Zuhörern, und ebenſo können wir antike Sachen, in denen er die Chöre zu hoher Geltung brachte, als ſein eigentliches Feld bezeichnen. Auch die Calderon'ſchen Dramen las er gut und gern, und arrangirte dieſelben für den Vortrag mit ſehr geſchickten Kürzungen. Weniger gelangen ihm komiſche Sachen, obgleich er für dieſelben eine beſondere Vorliebe hatte, denn er überſchritt dabei leicht die Grenzlinie, welche er ſelbſt zwiſchen Action und Leſen zu ziehen für richtig hielt, und trug hin und wieder die Farben zu grell auf. Zwar konnte er zu erſchütterndem Lachen reizen, aber ſelten war bei ſeinen humoriſtiſchen Vorträgen jenes gründliche Behagen zu gewinnen, welches Tieck ohne allen Aufwand und ohne Künſtelei hervorrief, ſo oft mit anmuthiger

Leichtigkeit der ſprudelnde Scherz ſeinem Munde heiter entquoll. Eigenthümlich war Immermanns Behandlung der Frauenrollen, bei denen er alles künſtlich Weiche und Zarte im Tone vermied, womit andere Vorleſer dieſelben zu charakteriſiren ſuchen und den allgemein geiſtigen Inhalt mehr als die Individualität der Perſonen hervorhob. Es ging dabei natürlich etwas verloren; aber die Wirkung blieb rein und würdig und der Eindruck des Kunſtwerks als eines Ganzen trat immer auf das Schönſte bei ihm heraus. Dieſen hervorzubringen, die Compoſition zur Geltung zu bringen, ſah er auch als das Weſentliche an, und legte weniger Werth auf die ſcharfe Sonderung der Perſönlichkeiten als auf die rechte Betonung des Verſes, und den Ausdruck der poetiſchen Stimmung, welche in der Dichtung herrſchte.

Für die halb öffentlichen Vorträge dieſes Winters nahm er jedes Stück ſo ſorgfältig durch, daß nirgends eine Lücke in ſeiner geiſtigen Durchdringung deſſelben blieb. Die Theilnahme der Zuhörer erhielt ſich, ja ſteigerte ſich den ganzen Winter hindurch, ſo daß Immermann den vielſeitigen Anforderungen genügend, am Schluß deſſelben dem Programm noch eine Vorleſung des Hofer hinzufügte.

Manches Zeichen von Dankbarkeit ward dem Dichter am Schluſſe der Vorleſungen zu Theil. Unter Anderm verehrte ein Kreis gewogener Zuhörerinnen ihm in liebenswürdiger Weiſe einen ſchönen Engelskopf, den Stilke gemalt. Dergleichen war um ſo erquicklicher, als er bei manchen Bedenken, welche ſeine Thätigkeit für das Theater auch unter den Naheſtehenden hervorrief, einer ermunternden Theilnahme ſehr bedurfte.

Seine literariſchen Arbeiten hatten während des Winters auch nicht geruht. Der Druck der Schriften ſchritt rüſtig fort, und als im October der erſte Band abgeſchloſſen war, mußte an die Redaction des zweiten gedacht werden. Den Hauptinhalt deſſelben ſollte das Reiſejournal bilden, deſſen Umarbeitung im

November begonnen wurde und ihn bis gegen den Februar beſchäftigte. Als der Dichter die auf der Reiſe geführten Tagebuchblätter und ſeine Briefe zur Hand nahm, ſchrieb er dem Bruder: „Ich wollte nur ein mäßiges Heftchen zuſammenſtellen, aber da drangen Anſchauungen, Lectüre, Reflexion, Reminiscenz, Spitzbüberei der Erfindung ſo gewaltig zu, daß ein ganzer Band daraus wurde, und es ſteht mancherlei darin, mehr als ich verantworten kann.“ Und einige Jahre ſpäter ſchrieb er ſeiner Braut: „Das Reiſejournal gewährte mir in ſeinem Entſtehen viel Freude. Jeder innerlich ausgeſtattete Menſch macht die Erfahrung, daß er ſein inneres Leben nicht völlig nach außen hinauszuleben vermag, ſondern daß da immer Brüche bleiben. Bei meiner Lebhaftigkeit, Phantaſie und Luſtigkeit müßte ich eigentlich ganz erſtaunlich bunte Abenteuer erleben. Nun aber ſteht zwiſchen mir und den Menſchen meine Schwerfälligkeit, mein ungelenkes, heftiges und zuweilen grobes Weſen, ſo daß die Begegniſſe ärmer ausfallen, als ſie ausfallen könnten. Dieſen Bruch zwiſchen Innen und Außen zu löſen, ſchrieb ich das Reiſejournal, ich entfaltete mich darin gleichſam zum Immermann in der Idee, die Reiſe hatte wirklich Manches geboten, ich machte aus dem Manchen ein Vieles, wie es meinem innern Menſchen gar leicht hätte begegnen können.“

Während des Schreibens regte ſich ihm bisweilen eine gewiſſe Beſorgniß, er möge durch die Kühnheit, mit welcher er das, was möglich geweſen wäre, als wirklich behandle, ſelbſt denen, welche ihm nahe ſtanden, fremd erſcheinen; aber es gelang ihm doch auf dieſe Weiſe am völligſten, ein Zeugniß von der Geſtalt ſeines inneren Lebens abzulegen, und durch eine Selbſtdarſtellung ſeines wahren Weſens hoffte er mancher üblen Nachrede zu begegnen, welche ihn im öffentlichen Urtheil gekränkt hatte. Durch dieſe beſtimmte Abſicht verloren zwar die Reiſebilder etwas von der leichten Unbefangenheit, die den Reiz ſolcher Schilderungen ausmacht; aber das Buch gewann an

Reichthum von Gedanken und Stoff. Es zeigte den Dichter in der Vielseitigkeit seiner Interessen, und stellte in seinen Urtheilen den sittlichen Ernst seiner Natur, die Unabhängigkeit seines Charakters in umfassendster Weise dar. Kühn spricht er seinen Antheil aus, an Erscheinungen, die Andern zweifelhaft sind, und wendet sich von Dingen ab, für die er keine Sympathie besitzt, mögen sie auch noch so hoch in der Geltung stehen. Diese Freiheit des Urtheils und eine überall hervortretende Abneigung vor jeder Parteistellung, standen aber bei seinem Erscheinen dem Buche ebenso entgegen, als die mangelnde Leichtigkeit der Darstellung. Es wurde wenig günstig vom Publikum aufgenommen, zog Immermann den Ruf eines tadelsüchtigen Autors zu und rief namentlich in Süddeutschland starke Mißstimmungen wider ihn hervor. Ganz frei von Schuld war er nicht bei diesen Vorwürfen, es ist wenigstens nicht zu leugnen, daß seine Urtheile an einzelnen Stellen scharf waren, namentlich, wo er über die süddeutsche Politik redet. Als er, noch ehe das Buch erschienen, in Stuttgart in den Kreis der Männer trat, deren constitutionelles Streben er besprochen hatte, und die dortigen Zustände durch die Anschauung kennen lernte, hätte er gern einen vermittelnden Ton in seine Schilderungen gebracht, Manches gern anders ausgedrückt. Wenigstens empfand er nach der liebenswürdigen Aufnahme, die er bei Gustav Schwab gefunden, die Nothwendigkeit, diesem seine unliebsamen Urtheile über den Liberalismus der süddeutschen Kleinstaaten, den unberechtigten Preußenhaß u. s. w. persönlich zu übersenden, und die folgende Antwort desselben zeigt, daß sein Schritt richtig gewürdigt wurde.

„An Ihrem Reisejournal habe ich mich zum Theil herzlich erquickt, zum Theil (warum soll ich es leugnen) auch Aergerniß genommen. Vor das Forum dieses Briefes gehört indessen nur das, was Sie selbst davor bringen.

„Nachdem ich die Sprache, die Sie gegenüber von Paul

Pfizer führen, vernommen habe, muß ich doppelt bedauern, daß vielleicht gerade die Art, wie Sie über ihn geſprochen hatten, Ihnen ſeine perſönliche Bekanntſchaft nicht wünſchenswerth machte; Sie hätten eine hohe Perſönlichkeit in ihm kennen gelernt, und ihm im Herzen gewiß nicht Ihre Gegnerſchaft (die wohl geblieben wäre), aber jenen Ton der Wegwerfung abgebeten, den er ſo wenig, und noch weniger als wir übrigen Schwaben, welche Sie alle miteinander als eine Heerde mittelmäßiger Köpfe tractiren, verdient haben. Unſerem Uhland habe ich Ihren gütigen Brief und Ihr ungütiges Buch mitgetheilt. Er empfand das Nämliche darüber, wie ich, ſagte trocken, daß er wünſchte, Sie hätten ſich genauer mit unſeren Verhältniſſen bekannt gemacht, ehe Sie ſo über uns herführen, und im Ganzen ließ ſich ſeine Antwort in die zwei Zeilen faſſen, die Sie ſelbſt längſt von ihm kennen:

„Ich trau' auf keinen einzelnen Mann,
Denn Einer bin auch ich!

„Gern ſondern wir unſer politiſches Weſen von unſerm poetiſchen; aber es iſt unmöglich, dieſen Dualismus ſoweit zu treiben, daß unſer eines Ich ganz gleichgültig bleiben kann, wenn das andere mit Mißachtung behandelt wird. Im Uebrigen wird die Zeit zwiſchen uns entſcheiden. Ich glaube, daß mir Ihr Buch weher gethan haben würde, wenn nicht die Hochachtung, die ich vor Ihnen als Dichter längſt empfunden, durch Ihre würdige perſönliche Erſcheinung zur vollen Neigung geſteigert worden wäre, deswegen nahm ich auch den ungerechten Tadel nur wie aus Freundes Mund auf, und er machte mich nicht unfähig, alles Wahre und Schöne, was Ihr Journal enthält, ungetrübt zu empfinden und zu genießen."

Wir kennen den äußeren Gang der Reiſe, deren Schilderung uns übrigens zeigt, wie weit die Zeit, in der ſie gemacht wurde, ſchon hinter uns liegt. Die Wichtigkeit, mit der die Fremde

sich überall geltend macht, ist unserer nivellirenden Gegenwart fast unverständlich, und wer würde jetzt romanhafte Abenteuer zu erleben glauben, wenn er von Düsseldorf bis Cöln gereist ist! Aber für den Dichter beginnt schon hier die Reihe derselben, die sich immer seltsamer um ihn schlingt, bald anknüpfend an wirklich erlebte Momente, bald in völlig freien Erfindungen der Phantasie, doch so im Einzelnen ausgeführt, daß auch Nahestehende die Wirklichkeit in den wunderlichen Begegnungen zu erforschen versuchten. Diese zeigt sich aber nur verschleiert und in sehr unsicheren Umrissen. Selbst in dem Buche, welches Heimath und Heimkehr genannt wird, liegen kaum Anklänge an äußerlich Erlebtes, außer in der Cholerafurcht, die zum Anlaß eines Boccazischen Spieles wird, in dessen Rahmen Immermann eine Reihe von Novellen, Anekdoten, Einfällen, Sagen von sehr verschiedenem Werthe fügt. Am bedeutendsten und am sorgfältigsten ausgeführt ist eine Novelle: „Die verschlossene Kammer." Sie behandelt das Unglück, in welches jeder gemachte, künstliche Zustand zuletzt die edelsten Naturen führen muß. Außerdem hebt sich die Erzählung vom frommen Gral unter leichteren Sachen hervor. Ein feiner poetischer Geist zeigt sich in der Besprechung der Mythe und legt uns die Bedeutung derselben auseinander.

Grillen im Wagen, aphoristische, zum Theil sehr tiefe Gedanken machen den Schluß, und bringen in vielen Einzelheiten so charakteristische Züge von Immermanns Natur, daß wir manche derselben schon angeführt haben. Klarer noch als in diesen zusammengeworfenen Sätzen spricht aber der Dichter sich über sich selbst in einer Art von geistigem Testament aus, in welchem er seine Gesammtansicht von der Strömung der Zeit und sein persönliches Verhältniß zu derselben zusammengefaßt hat.

In seiner ganzen innerlichen Selbstständigkeit tritt er in diesem Bekenntniß den Forderungen der Parteien entgegen,

und verdirbt es dadurch nach allen Seiten mit der Mehrzahl die nicht gewohnt, und nicht fähig iſt, die Kraft einer ſolchen Unabhängigkeit zu begreifen. Von vorn herein bekennt er, daß ſeine Anſichten und Urtheile ſich auf manchen Punkten widerſprechen, führt aber zu ſeiner Rechtfertigung den Widerſpruch an, in dem die Dinge ſelbſt zu einander ſtehen. Je größer die Gewalt des Einzelnen iſt, deſto entſchiedener tritt daſſelbe dem neben ihm Stehenden entgegen; Jeder, der zum Bewußtſein kam, wird dieſes Verhältniſſes inne, und die geiſtige Phyſiognomie des Individuums hängt davon ab, wie daſſelbe ſich nach dieſer Wahrnehmung faßt. Der Streit der Dinge entſpringt nun aber nicht aus ihrer Verderbniß, ſondern aus ihrer Selbſtſtändigkeit, und die Tragödie der Welt liegt darin, ſagt Immermann, „daß die vollkommenen Erſcheinungen der Dinge einander ausſchließen. Dem Denker mangelt die Anſchauung, der Frömmigkeit die ſinnlich-freudige Kraft; allempfängliche Humanität iſt nur durch den Mangel eines beſonderen Talentes möglich, und ſo fort. Die Betrachtung ſucht wohl ihrem Weſen nach den Kreis zu ſchließen, aber es gelingt ihr nicht, weil die Urkraft der Realität die umfaſſende Linie immer zerſtört. Dem aus dieſer Erkenntniß ſich erzeugenden Schmerze ſuchen die Menſchen auf zwei Wegen zu entrinnen, ſie werfen ſich in Parteiſucht oder Abſtraction. Die Erſte haßt und verachtet der Autor, die zweite muß er gelten laſſen, obgleich ihre Anhänger der Gewalt der Wirklichkeit fremd bleiben. Was ihnen als ſolche erſcheint, iſt ſchon ein abgezogener Begriff, darum ſind die Fehlſchlüſſe der Philoſophie ſo alt als dieſe ſelbſt. Tritt aber ein Syſtem an die Stelle der Realien, ſo entſteht daraus eine Feindſchaft gegen alles Perſönliche, und die Arbeit des Geiſtes zeigt ſich als ein Nivelliren, in welchem die Geſchichte ungefähr auf eine Erzählung der Culturverhältniſſe hinausläuft, und vor welchem die Aeſthetik verſchwindet. Denn dieſe entſteht aus der Verbindung von Schönheit und Gefühl, und

wenn die Sachen sich richtig verhalten, so behüten Verstand und Vernunft das Rendezvous. Zeigt sich nun so die Abstraction als die Feindin der Dinge, so besinnen sich diese auf ihre Natur und Würde ihren Angriffen gegenüber, und treten mit um so größerer Entschiedenheit dem Geiste des Menschen wieder näher." Und weil Immermann kühn genug ist, der Philosophie die Nothwendigkeit einer ewigen Fortdauer nicht zuzuerkennen, so sieht er keinen Grund sich ihren Consequenzen unterzuordnen, und fühlt sich berechtigt ihr gegenüber bei seiner Denkungsweise und den aus ihr hervorragenden Widersprüchen zu bleiben.

Dieselbe Freiheit der Auffassung wendet er auch auf das politische Urtheil an, und verwahrt auch dieses gegen die Forderung der Consequenz. Auf diesem Gebiete kann er sich nur an die Facta halten, diese sucht er einzeln zu beurtheilen, auf welcher Seite sie sich auch ereignen mögen. Bereitwillig kann er in der Masse ein richtiges Gefühl anerkennen, auch wenn ihr Benehmen dabei nicht reglementsmäßig ist, und ebenso dem Gewalthaber das Recht zugestehen, wenn derselbe hier und da stark einschreitet.

Sein politisches Glaubensbekenntniß will Immermann überhaupt nur auf wenige bestimmte Punkte beschränken. Die Geschichte ist für ihn die Biographie der Helden, Könige, Genies und Propheten, denn jeder wahre Impuls, den die Menschheit bekommen, ist immer aus dem Haupte eines Einzigen geboren, nie aus der gemeinschaftlichen Wirkung der Mittelmäßigkeit. Die Masse ist da, um zu empfangen, der Idee Leib zu geben, zu verehren, oder der Willkür eine Schranke zu setzen, doch ist schon diese Aufgabe eine bedenkliche, und der Zustand, den sie hervorruft, ist fast wieder so schlimm, als der unter der Willkür. Zu dem Gewinn einer constitutionellen Freiheit hat der Dichter kein Vertrauen, er fürchtet, sie werde zu einer nüchternen Negation, oder zu einem Entbinden der untern Mächte

führen, von denen das Chriſtenthum uns hat erlöſen wollen. Indem es das Individuum, den Menſchen für ſich erſchuf, wies es auf die Monarchie als die einzige ihm gemäße Staatsform hin. Die materiell patriotiſche Macht ſchuf im Alterthum die Republik und in ihr den Höhepunkt, den jede Gemeinſchaft beſitzen muß; die durch das Chriſtenthum hervorgebrachten Perſönlichkeiten konnten ihre Einheit nur in einer höchſten Perſönlichkeit finden, und dieſe iſt der König. Schranken wird er haben, dadurch iſt er erſt eine Perſon, aber ſie werden mit dem Begriffsſpiel, was jetzt getrieben wird, wenig zu ſchaffen haben. Endlich geſteht Immermann noch eine Sorge, die er für ſein Volk empfindet. Kein anderes iſt ſo tief vom Chriſtenthum angeregt, in keinem anderen die Richtung zur Individualität ſo zum Weſen geworden. Alles Parteiweſen iſt demſelben fremd, und wo ſich der Schein eines ſolchen zeigt, wird ſchnell das Beſtreben hervorbrechen, zu zeigen, daß Niemand ſei wie ſein Nebenmann. Darum fürchtet er, daß der letzte Reſt eines Geſammtwillens auf dem Wege ihn darzuſtellen, verſchwinden werde, und daß eine Verwüſtung der Geiſter bevorſtehe, die ſchwer auf der Nation drücken werde. „Das iſt ein trüber Gedanke, und für das Praktiſche bleibt faſt nichts übrig, als ſich an die nächſte Tagespflicht zu halten.“ Zum Schluß ſagt er: „Für die Contemplation iſt ein Zeitpunkt eingetreten, wo Andre unter den Ruinen von Balbek und Perſepolis umherſtören. Wenn ich die Trümmerwüſte deutſcher Menſchheit durchwandere, genieße ich eine herzliche Freude, wenn unter dem Schutte ein noch erkennbares Fragment ſich findet, oder gar ein unzerſtört gebliebenes Kleinod emporleuchtet. — Mit den Wölfen vermag ich nicht zu heulen, reicht das hin, um ein Ghibelline zu ſein, ſo bin ich Einer.“

Hätte Immermann wenige Jahrzehnte länger gelebt, ſo würde er nicht bei dem ſtehen geblieben ſein, was in den vorliegenden Blättern ausgeſprochen iſt. Hier und da werden in

der Gegenwart seine Worte beschränkt und ängstlich klingen, und sie wird sich weit erhaben dünken über solche Gedanken, und doch spricht ein Geist aus ihnen, der hoch über der Menge stand, und sie tragen nur das Zeugniß in sich, daß auch der Bedeutendste in der Atmosphäre seiner Zeit befangen ist. —

Kaum hatte er sein Reisejournal vollendet, so nahm er den Hofer vor, und schrieb ihn in der Weise um, die wir schon früher besprochen haben, und in welcher wir ihn in den Schriften finden. Als er diese Aufgabe gelöst hatte, empfand er bei sich selbst eine große Befriedigung, denn er hatte nach seiner Ueberzeugung eine poetische Sünde abgebüßt. „Ich habe gestern den neuen Hofer vollendet," schreibt er an Frau von Sybel, „und bin recht froh, daß es damit gegangen ist. Er lag mir Jahre lang mehr auf dem Herzen, als ich mir habe merken lassen, und oft verzweifelte ich im Stillen, daß mir die frische Kraft kommen werde zu dieser Arbeit, wo ich zugleich Etwas und Nichts vor mir hatte. Nun ist sie über meine Erwartung rasch und leicht geglückt, und es kommt mir vor, als sei es gut gewesen, daß Anfangs allerhand Unkraut und verkrüppeltes Gebüsch das junge Wachsthum der Stämme überdeckend geschützt habe, die nun in die Höhe geschossen sind."

Um Weihnacht und Neujahr hatte er wiederholte Aufforderungen von der Redaction der Europe littéraire erhalten, für ihr Journal einen Aufsatz über deutsche Malerei zu schreiben, und die Aufgabe reizte ihn, da er in dem Blatt ein treues Bild des in Frankreich herrschenden Geistes in Kunst und Literatur fand, und dasselbe fleißig las. Noch im Winter bereitete er die Arbeit vor, die im Frühling zu einem ziemlich starken Heft anschwoll, und in französischer Uebersetzung in der Europe erschienen ist.

Das Osterfest sollte Immermann in diesem Jahre durch einen schmerzlichen Verlust getrübt werden. Am Charfreitage den 5. April erfuhr er ganz unvorbereitet aus der Hamburger

Zeitung den Tod von Michael Beer, der am Todestage Goethes in München gestorben war. Er hatte diesen Freund wahrhaft geliebt, weil er wußte, daß derselbe einen Fond edler Wärme und unverwüstlicher Gemüthskraft besaß, und weil er bei ihm der Erwiederung eingehender Theilnahme immer gewiß war, die er selbst dem Geschiedenen im vollsten Maaße zugewandt hatte. Aber die persönliche Empfindung konnte ihn doch nicht von der Theilnahme an einer Feier losmachen, welche sich in diesem Augenblicke in Düsseldorf vorbereitete.

Schon während des Winters hatten die Besprechungen über das Fest begonnen, welches Schadow zum Ehrengedächtnisse Dürers im großen Saale der Akademie geben wollte. Immermann hatte seine Mitwirkung bei demselben zugesagt. Man wollte bei dieser Gelegenheit lebende Bilder stellen und dieselben mit theatralisch musikalischen Darstellungen verbinden. Musik und Bilder zu beschaffen, wetteiferten die Maler mit großer Virtuosität, das bezügliche Festspiel: „Albrecht Dürers Traum" schrieb Immermann, und da der Künstler, welcher den Dürer spielen sollte, sich nicht recht in die Rolle zu finden wußte, so übernahm er diese selbst. Das Drama zeigt uns den Maler in den Gegensätzen von Licht und Schatten, welche dem Leben des Künstlers mehr als dem der übrigen Menschheit das Gepräge geben. Von Zweifeln an seiner Befähigung für die Aufgaben seiner Kunst bedrückt, leidet Dürer auch schwer im Kampfe mit dem materiellen Leben. Da wirft das launenhafte Glück, das ihn erst karg entbehren ließ, ihm plötzlich verschwenderisch Gut, Anerkennung und äußere Ehre zu. Aber nicht von Außen soll dem rechten Künstler die Befriedigung werden, und während der von Sorge Ermattete in Schlummer versank, ist ihm bereits die Muse genaht und hat vor seinem geistigen Auge die „Melancholie" und den „Hieronymus" erscheinen lassen. Mit der Sehnsucht nach ihrer Gestaltung erwacht, versenkt er sich völlig in das Glück des Schaffens und bemerkt

nicht wie rothes Gold, die Bürgerkrone Augsburgs und der kaiſerliche Adelsbrief ſich um ihn ſammeln, und der Freund, der ihn geſtern ſchwer bedrängt traf, und nun vom Silberblick aller Güter umglänzt ſieht, muß erkennen:

„Du ſiehſt ſie wieder nicht, und bleibſt Dir ſelbſt Dein Glück,
Dein Schmerz von geſtern war ein eitles Wähnen,
Ich glaube, feſter ſteht Dein heut'ges Sehnen,
Der Traum der Wirklichkeit iſt flücht'ger Dunſt!
Und ewig wahr bleibt nur der Traum der Kunſt.

---

Am 2. Mai wurde das Feſt gegeben, über welches der folgende Brief Immermann's an Ferdinand berichtet. „Die Künſtler hatten eine allerliebſte Bühne hergerichtet, grüne Gardinen mit goldnen Schnüren und Troddeln verziert, bildeten die Umrahmung des Prosceniums, hinter demſelben verhüllte ein ſchwarzer Vorhang mit dem großen goldnen, Eichenlaub umkränzten Namenszuge Dürers den Schauplatz. Sein Atelier, in welchem das Feſtdrama ſpielt, war ſehr charakteriſtiſch und phantaſievoll gemalt. Gothiſche Zierrathen und Malergerümpel aller Art ſchufen eine Decoration, zu welcher ſich unſere Altdeutſchen Mäntel und Schauben wohl ausnahmen, und welche zu dem ſonderbaren, halb märchenhaften Inhalte des Dramas eine gute Grundlage machte. Die Traumerſcheinungen wurden durch große Transparente, welche aus der ſich öffnenden Wand hervorleuchteten, repräſentirt. Es ging Alles gut, obgleich die Zahl der Mitwirkenden gegen achtzig Perſonen betrug. Die Geſellſchaft war von dem Feſte entzückt. Den größten Eindruck machte jedoch mein Drama, und ich glaube, daß es dieſes Schickſal verdient hat, weil es von den Gelegenheitsſtücken gewöhnlichen Schlages wohl ganz abweicht, und den alten Meiſter in voller Rundgeſtalt, und in einer eignen räthſelhaften Be-

leuchtung verführt. Ich kann keinen Auszug davon geben, die Behandlung ist hier, wie überall die Hauptsache. Ich spielte den Dürer mit Behagen und erregte großes Erstaunen. Ich merke, daß ich immer noch als Schauspieler mein Brod verdienen könnte.

„Dieser Abend hat denn nun die Reihe der bunten äußerlichen Erscheinungen beschlossen, die Hand und Sinn seit einigen Monaten so gewaltsam in Anspruch nahmen. Wir sind nun wieder auf den stillen Lebensgang literarischer Anachoreten verwiesen und müssen gewahr werden, daß, während wir meinten, mit unserm Schifflein auf einer und derselben Höhe zu kreuzen, wir, von der Fluth getrieben, an ganz anderer Stelle landen. – Ich habe mir gleich eine Beschäftigung zurecht gemacht und den Parcival angefangen zu lesen (nach der Heidelberger Handschrift), der mir aber nach dem heitern, vielgestaltigen Tristan dunkel und eintönig vorkommt. Ein Theil des Mißbehagens mag in der Schwierigkeit des Textes liegen, ich verstehe sehr Vieles nicht. Wahrscheinlich entscheidet sich's in mir binnen wenigen Wochen, daß ich die Epigonen vornehme, und dann daran fortschreibe, bis ich zu Ende bin. Noch erzittre ich, wenn ich diese veralteten Hefte betrachte.

„Wäret Ihr nur während meiner Arbeiten hier gewesen, oder auch nur jetzt hier. Es ist eine Pracht von Blüthen in meinem Garten und die Nachtigallen schlagen bei Tag und Nacht." —

In den Genuß dieser Frühlingsfreuden fiel leider wie gewöhnlich die Plage der Assisen und rief den Dichter aus der frisch um ihn blühenden ländlichen Umgebung in den heißen Appelhofsaal. Doch wußte er die langen Sitzungen sich noch auf seine Weise nutzbar zu machen, und las in müßigen Stunden die kürzlich erschienenen ersten Bände des Goetheschen Nachlasses durch. Zu seiner großen Freude fand er in den Weimarschen Theateraufsätzen und in dem Codex für die Schau-

ſpieler viel für ſeine Theaterbeſchäftigungen Brauchbares und manche höchſt angenehme Beſtätigung ſeiner Ideen. Außerdem wirkte der älteſte Goetz höchſt anziehend auf ihn, während der zweite Theil von Fauſt ihn zwar nachhaltig beſchäftigte, aber ohne ihm eine eigentliche Befriedigung zu geben. Nur Helena erſchien ihm ganz eigen und ſchön, und er bezeichnete ſie als etwas im wahren Sinne Neues, Poetiſches. In den Scenen am Hofe des Kaiſers trafen ihn namentlich die hübſchen Einzelheiten; ſonſt blieb ihm Manches ſteril und in die Art der Löſung wußte er ſich gar nicht zu finden.

Nach den Aſſiſentagen umwehten den Dichter die Lenzesläfte mit neuer Luft, und in raſcher Folge ſchrieb er während des Mai den größten Theil der kleinen Gedichte, welche als „Frühlingscapriccio“ im zweiten Bande ſeiner Schriften erſchienen ſind. Sie folgen dem Reiſejournal und ſtehen nicht glücklich zwiſchen dieſem und andern Reiſeblättern, ohne weſentlichen Zuſammenhang, wohl nur nach der Zeit des Entſtehens hier eingeſchoben. Vierzig, meiſt ganz kurze Gedichte zeigen in verſchiedenſter Stimmung bunt zuſammengeworfene Bilder, und ſind ſchon anziehend durch ihren reizenden Wechſel. Immermann eignete dieſe Frühlingslieder der im Mai gebornen Freundin Frau von Sybel mit einigen Verſen zu, in denen es heißt:

„Die kleinen krauſen Lieder
Erſann ich unter Träumen
Von Blumen und von Blümen,
Umſchwirret vom Gefieder
Der ausgelaſſnen Vögel.“

Und wirklich ſpürt man das Weben des Frühlings, die Zauberwirkung des Lenzes, von der ſchon Gottfried von Straßburg ſingt, in den „krauſen Liedern,“ hört darin das kleine Waldvögelein und die ſelige Nachtigall flöten, ſieht das Blumenkleid der Au' und das grünende Dach des Baumes, „den Schat-

ten bei der Sonnen, die Linde bei dem Brunnen," fühlt die sanften weichen Winde den Dichter umweben, und alle Töne des Naturlebens sich zu spielenden Kindern seiner Muse gestalten. Zwar klingt auch durch die Lenzes-Träume der Ernst und die Schwere von Immermann's Natur, und es treten zwischen leichte Genrebilder dunkle Momente; aber eine holde Gegenwart verscheucht sie bald wieder und das Ganze ist eine zwar nicht großartige, aber echt dichterische Gabe, die bekannter zu werden verdient, als sie noch jetzt ist.

Unter den Klängen des Rheinischen Musikfestes, welches in diesem Jahre in Düsseldorf unter Mendelssohns Leitung gefeiert wurde, war das Capriccio fertig geworden, und die Festwirkung tönte in die Verse hinein:

„Geht man zu Beckers Saal hinein,
So hört man's herrlich schallen;
Doch ist das Fest am Niederrhein
Auch bei den Nachtigallen.

Der Felix in den Händen führt
Den Feldherrnstab auf's Beste,
Felicitas, die dirigirt
Die Nachtigall'n im Neste.

Der Felix, die Felicitas
Das klang' ein Pärchen geben!
Für alles Gute wünsch' ich, daß
Sie folge seinem Leben!"

Mendelssohn's Anwesenheit war diesmal besonders bedeutungsvoll für Immermann, denn sie gab einem schon früher entstandenen Gedanken neue Nahrung. Die Wirkung der unter seiner Leitung ausgeführten Instrumentalmusik war eine so vorzügliche gewesen, daß sie dem jugendlichen Meister reiche Lorbeeren eingetragen und den Antheil an seiner liebenswürdigen Persönlichkeit zu einer wahren Begeisterung gesteigert hatte.

In Folge dieſer Eindrücke ſprach ſich von vielen Seiten der Wunſch aus, ſo ſeltene Gaben Düſſeldorf zum feſten Gewinn werden zu laſſen, und man trug dem Künſtler die Stelle eines ſtädtiſchen Muſikdirektors an. Mendelsſohn nahm dieſelbe unter der Bedingung an, nur für einige Jahre gebunden zu ſein, und verpflichtete ſich für dieſe Zeit die katholiſchen Kirchenmuſiken und den Singverein zu leiten. Immermann, der um dieſe Verhandlung wußte, ſuchte dahin zu wirken, daß man Mendelsſohn gleichzeitig auch für das Theater zu gewinnen ſuche, aber es gelang ihm in der Unruhe der Feſtzeit weder die Sache ſelbſt mit Jenem genügend zu beſprechen, noch den Eifer der Freunde dafür anzuregen. Man behielt die weitere Entwickelung der Bühne zwar fortgeſetzt im Auge, und gab Immermann darin Recht, daß ſie nur in geeigneter Weiſe fortgehen werde, wenn es gelänge auch das Orcheſter und die Oper zu heben, doch verſäumte man den Augenblick, in dem's möglich geweſen wäre, auf die geeignete Weiſe etwas dafür zu thun. Große Virtuoſen konnte man nicht bezahlen, auch war von ihnen kein wahrhafter Gewinn zu erwarten; Alles mußte von der richtigen Leitung und Ausbildung mäßiger Kräfte abhängen. Wer wäre für eine ſolche befähigter geweſen als Mendelsſohn? Trotz der augenblicklichen Verſäumniß gab Immermann die Hoffnung übrigens nicht auf, dieſen für das Unternehmen zu gewinnen, und betrieb um ſo dringender die Bildung des großen Theatervereins, auf welchen der bisherige nur proviſoriſch hingearbeitet hatte. Es ſollte derſelbe das Theater aus einem Privatunternehmen zu einer ſtädtiſchen Anſtalt machen, und man hoffte mit Unterſtützung der ſtädtiſchen Behörde eine Art von Regel und Aufſchwung in das Inſtitut zu bringen. Bei dem Intereſſe, welches Immermann für die Sache zeigte, lag der Gedanke nahe, ihm eine feſte Stellung bei dem Theater anzubieten, und man fragte unter der Hand an, ob er ſich zu einer ſolchen verſtehen werde. Ihm ſchien aber

noch nicht der Augenblick gekommen, sich darüber auszusprechen, sondern er meinte, das Unternehmen müsse reifen und sich abklären, ehe er über die Ausführbarkeit eines solchen Schrittes entscheiden könne. Neben andern Gründen wirkte dabei auch das immer noch wiederkehrende Verlangen nach dem Leben in einer größeren Stadt, und es schienen sich jetzt wieder einige Fäden anzuspinnen, durch welche er hoffen durfte in Berlin eine ihm zusagende Thätigkeit zu finden. —

Im Juni hatte Immermann ein Programm zur Bildung der Bühne als einer öffentlich städtischen Anstalt ausgearbeitet, welches in einer Conferenz dem provisorischen Theaterverein vorgelegt und angenommen wurde. Man beschloß durch Actienzeichnungen einen Theaterfonds zu bilden und im kommenden Winter wieder durch eine Reihe von Mustervorstellungen die Theilnahme des Publikums an der Bühne zu steigern, um endlich eine durchgreifende Veränderung derselben eintreten lassen zu können.

Nahmen diese Angelegenheiten Immermann gleich mannichfach in Anspruch, so füllten sie ihn doch nicht genügend aus, und er klagt in seinen schriftlichen Aufzeichnungen viel über den Mangel einer großen, ihn durchgreifend beschäftigenden Arbeit, wie über das aus diesem Mangel hervorgehende Gefühl von Unbehaglichkeit. Ritter's Geographie (Band über Afrika) und Cuvier's Umwälzungen der Erdrinde boten ihm in dieser Stimmung eine sehr anziehende Lectüre. Einige neue Dramen, die ihm dazwischen in die Hand fielen, und die Darstellungen einer in Düsseldorf gastirenden englischen Schauspielergesellschaft, die allerhand zu denken gaben, erweckten wieder dramatische Pläne, die seit lange geschlummert hatten. Es waren die Opfer des Schweigens und Erich XIV., die ihn innerlich in Bewegung setzten und zur Ausführung lockten, aber die Epigonen trugen in den Schwankungen, womit zu beginnen, den Sieg davon, und Immermann mußte, von einer inneren Nothwendigkeit ge-

trieben, endlich an die Vollendung des Werkes gehen, das ihn nun ſchon durch zehn Lebensjahre in mannichfach wechſelnder Geſtaltung begleitet hatte. Anfang Auguſt nahm er die alten Blätter wieder vor, arbeitete die beiden erſten Bücher noch einmal durch, und fing an, das dritte Buch zu ſchreiben, welches er bis zur Verlobung des Helden mit Cornelie fortführte und vor einer größeren Herbſtreiſe in die Geſtalt goß, in welcher es geblieben iſt. Durchreiſende Gäſte belebten wie gewöhnlich den Spätſommer, und brachten auch in dieſem Jahre manche angenehme Abwechſelung und Anregung. Graf Redern, damals Intendant des Berliner Theaters, verweilte einige Tage in Düſſeldorf, und forderte Immermann auf, dichteriſch für ſeine Bühne thätig zu ſein, der es an guten neuen Stücken mangele. Nach ihm kam Schinkel, deſſen lebhafter Geiſt und Gedankenreichthum ſich in vielfältig intereſſanten Mittheilungen ausſprach, und der mit erfreulicher Theilnahme die neueſten poetiſchen Erzeugniſſe Immermanns aufnahm. Auch Häring fand ſich einmal wieder ein, zeigte ſich brav und gut in ſeiner Weiſe und tauſchte allerhand Literariſches aus. Zwiſchen dieſen Beſuchen gingen Schauſpieler ab und zu, die ſich für den künftigen Winter melden wollten, und endlich kehrte Mendelsſohn aus London zurück, wohin er nach dem Muſikfeſte gegangen war. Er erfreute Immermann durch Jugend und Friſche, und als dieſer ihm bei einem Nachmittagsbeſuche das Theaterproject mittheilte, zeigte er ſich ſehr günſtig dafür geſtimmt. Wenige Tage vor ſeiner Ankunft war in einer Generalverſammlung des Theatervereins der Ausſchuß gewählt worden, und die Sache alſo wieder um einen Schritt weiter gekommen, ehe ſie durch eine längere Abweſenheit Immermanns etwas in Stillſtand gerieth.

# XX.

## Herbſtreiſe.

### 1833.

Durch die Herausgabe einer Auswahl ſeiner geſammelten Schriften waren Immermann in dieſem Jahre ſo reichliche literariſche Einnahmen zugefloſſen, daß er ſich die Erfriſchung einer größeren Reiſe gönnen durfte. Schon ſah es herbſtlich aus, als er ſich dazu rüſtete, denn nach kühlem und windigem Sommerwetter und langer Dürre, war noch ſpät große Wärme eingetreten und die Blätter waren ſo früh abgefallen, daß Ende Auguſt die Bäume ſo kahl ausſahen, wie ſonſt im October.

Schon lange hatte den Dichter die Sehnſucht nach Tyrol gezogen, wo er die Stätten begrüßen wollte, in denen er ſich poetiſch heimiſch gemacht hatte, Tyrol ward alſo das Ziel ſeiner Wanderung und „der Blick in's Tyrol" iſt das literariſche Produkt derſelben. Mehr als zwei Monate durften für dieſelbe verwendet werden, und wurden ſo reich durch verſchiedene Anſchauungen und Erlebniſſe ausgefüllt, daß einiges dazwiſchen laufende kleine Mißgeſchick in der Erinnerung bald verſchwand. Mit großer Treue führte Immermann fortgeſetzt ſein Tagebuch, aber der geringe Erfolg des früheren Reiſejournals ließ die Veröffentlichung einer ähnlichen Arbeit nicht gerathen erſcheinen, ſo Vieles ihm der Beſprechung werth ſchien. Ein ſonderbares Spiel des Schickſals ließ ihn, den Verächter der Themis, nicht

nur in Geſellſchaft von zwei juriſtiſchen Freunden reiſen, ſondern führte ihn noch im Schnellwagen mit Londoner Advocaten zuſammen, ſo daß er ſich bald genöthigt ſah, eine Geldſtrafe auf jedes juriſtiſche Geſpräch zu ſetzen. Nun erſt wurden die Reiſegefährten vortrefflich mit einander fertig, und vertrugen ſich, ſo lange ſie beiſammen blieben, auf's Beſte. Noch einmal fuhr Immermann den Rhein hinauf, leider bei ungünſtigem Wetter, noch einmal umſchwirrte der Meßtrouble Frankfurts ihn einige Tage lang, dann wandte man ſich über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart, und er war zum erſten Mal im Herzen Süddeutſchlands, im fröhlichen Schwabenlande. Das trat ihm in ſeinen Perſönlichkeiten zwar ein wenig derb und maſſiv, aber geſund und naturwüchſig entgegen, die Gegend entzückte ihn, und die hübſchen Mädchen, die in Sachſen auf den Bäumen wachſen ſollen, liefen hier unter den Bäumen umher.

Auch poetiſch redete die Landſchaft zu dem Dichter; am Rande des Kirchenbrunnens, der Heilbronn den Namen gab, begegnete ihm in der Dämmerung ein allerliebſtes Abenteuer, das er folgendermaßen erzählt: „Ich ſtieg die Stufen hinunter zu der Quelle, und ſah am Rande des Beckens ein nebelbleiches Weib ſitzen, deren Gewänder in Waſſertropfen zerrannen. Natürlich war es die Brunnennixe, und da ſie wußte, daß ich mit ihrer Couſine, der Heidelberger Schloßnymphe, gut bekannt bin, ſo wurde ſie gegen mich geſprächig und ſagte mir, warum der Brunnen nicht mehr ſo reichlich fließe als ehemals. Von den ſieben Röhren, aus denen er ſonſt ſtrömte, ſind nämlich nur noch einige gangbar. Es liegt dies auch an den Zeitläuften, die nicht blos über der Erde ihre Wirkung äußern; aber das Nähere darf ich davon nicht entdecken.“ — So poetiſch ward er nicht über die Zeitläufte belehrt, als er in Stuttgart in die Ständeverſammlung kam, wo er Uhland, Pfizer, Menzel reden hörte, und wo man ſich über die Verbeſſerung der Gehalte der

Geiſtlichen nicht einen kannte. Die Verſammlung gewährte Immermann eine Anſchauung, die in ihrer Neuheit etwas unendlich Intereſſantes und Aufregendes, aber auch Düſteres hatte, weil die Stimmung, welche ſich über die Regierung ausſprach, ſich nur oppoſitionell zeigte. Dieſer Eindruck, der bei wiederholter Anweſenheit in den Verſammlungen ſich nur ſteigerte, begleitete ihn noch auf der Reiſe: immer wieder erſchütterte ihn der Anblick eines im Innern aufgeregten Volkes, und ſtand wie ein dunkles Märchen vor ihm. Ein Beſuch bei Guſtav Schwab führte den Reiſenden aus dieſem ernſten Schauſpiel in die freundlichſte Idylle. Schwab geleitete ihn zu Dannecker in deſſen Werkſtatt, und lud ihm zu Ehren für den Abend die Leute ein, deren Bekanntſchaft Immermann erwünſcht ſein mußte: Uhland, Grüneiſen und Andre. Es ging unter dieſen Notabilitäten ſo einfach, anſpruchslos und natürlich zu, daß es dem etwas in der Fremde durchfrorenen Wanderer gar wohl in ihrer Geſellſchaft zu Muthe ward.

Im Theater gab Seydelmann leider nur unbedeutende Rollen, in denen es dem Künſtler jedoch gelang, ſein Talent zu offenbaren. Bei einem Beſuche, den Immermann ihm machte, wurde von dem Düſſeldorfer Theaterprojecte geſprochen; Seydelmann verſprach junge Talente zu recommandiren und erklärte ſich mit Vergnügen bereit, Gaſtrollen zu geben, wenn die Sache zu Stande komme. Zuletzt ſuchte der Dichter noch Uhland in dem Hinterſtübchen auf, welches dieſer für die Dauer des Landtages gemiethet hatte. Eine unbeſchreibliche Perſönlichkeit trat ihm entgegen, unbeholfen, linkiſch, einſilbig, und doch unendlich anziehend, weil man ſah, an dem ganzen Menſchen iſt nicht ein falſches Haar. Die ſchönſten, himmelblauen Augen, die er je geſehen, ſchauten den Beſucher an.

Mit Empfehlungen nach Ulm, Augsburg und München von Stuttgart aus verſehen, wurde am 11. September die Reiſe fortgeſetzt. Das Gefühl für die ſchwäbiſchen Kaiſer, welches er

einſt mit vielen Zeitgenoſſen theilte, war längſt in ihm entſchlummert, doch als der Hohenſtaufen ſich am Wege zeigte, deſſen Kuppe freilich keinen Stein mehr trägt von der Burg des berühmten Geſchlechtes, hätte Immermann dieſelbe gern beſtiegen, denn ſie bietet die herrlichſte Ausſicht über einen großen Theil von Schwaben. Die Zeit war aber zu kurz für ſolche Abſchweifungen. An lieblichen Scenen, die in poetiſcher Stimmung zu Idyllen geworden wären, fehlte es nicht auf dem wunderſchönen Wege über die Vorberge der ſchwäbiſchen Alp; aber es kam keine dichteriſch productive Anwandlung, der Reiſende blieb, behaglich die Welt in ſich empfangend, nur Auge und Ohr. Als Ulm paſſirt war, wo der Münſter mit Bewunderung betrachtet wurde, trat die Gegend aus dem lieblichen Charakter des ſchwäbiſchen Landes; und indem man zum bairiſchen Hochplateau aufſtieg, wurde Augsburg erreicht, das viel reichere Ausbeute gab, als Immermann erwartet hatte. Der Aufenthalt, den man auf wenige Stunden berechnet hatte, mußte um einen Tag verlängert werden, wollte man nur den allgemeinſten Eindruck von den hier vorhandenen Merkwürdigkeiten mitnehmen. Die Kirchen, das prächtige Rathhaus, die großen ſprudelnden Brunnen mit den ſtattlichen Erzfiguren, Fuggers Haus und die Fuggerei, unter Allem faſt am meiſten die merkwürdige Straßenmalerei feſſelten das Intereſſe, und der reiche Tag verging unter den wechſelndſten Bildern. Zuletzt wurde ſogar die Alpenkette im Abendſtrahl am fernſten Horizont wolkenartig ſichtbar. Immermann ſchließt den Bericht in ſeinem Tagebuch mit folgenden Worten:

„Nach dem Nachteſſen mir ſelbſt zurückgegeben, ſtand ich noch lange Zeit am Fenſter und überſah bei klarem Sternenhimmel die ſchöne breite Straße, und die mannigfach wechſelnden Giebel und Dächer. Der Mercuriusbrunnen und der Herkulesbrunnen rauſchten durch die Stille, und ich gedachte der bunten Geſtaltungen, die mir die deutſch-italieniſche Stadt bis zu dem

mit Figuren ausgelegtem Straßenpflaster gezeigt hatte. Eine Empfindung kam über mich, daß ich mich in den Abend hineinlebte, wo Heinrich von Oſterdingen mit der Mutter in das Haus ſeines Großvaters Schwaning gelangt. Mit einem klaren, durchſichtigen Gefühl legte ich mich zur Ruhe."

---

Das Stromgebiet des Rheins war nun entſchieden verlaſſen. „Die Donau ſah ich ſchon bei Ulm," ſchreibt Immermann, „grün, leidenſchaftlich und ſtrudelnd der nordöſtlichen Fläche zuſtürzen; alle Nebenflüſſe, die ſie aufnimmt, eilen, zu dieſer dunklen, heftigen Königin zu gelangen." Immer mehr trat die Gebirgswelt dem Reiſenden näher; hatte in Augsburg die Abendſonne ihm die erſte Ahnung von dem Zauber der Alpenwelt gegeben, ſo ſah er die wunderbaren Linien auf dem Wege zwiſchen Augsburg und München in ihrer ganzen Größe, und ſie machten einen unausſprechlichen Eindruck auf ihn. In denſelben verloren, wirkte die flache Umgebung der bairiſchen Hauptſtadt zunächſt ſehr ernüchternd; aber die Größe der hier entſtehenden Kunſtwelt feſſelte bei jedem Schritte mehr, und die fünf Tage, die man für München beſtimmt hatte, waren viel zu kurz, um zum eigentlichen Behagen zu gelangen. Man konnte ſich während derſelben nur mühſam durch die aufgeſtapelten Schätze durchwinden. Alles war äußerlich damals im Entſtehen, an Düngerhaufen vorbei oder durch Bretterverſchläge gelangte man zu Säulenhallen und Paläſten, nur die Ludwigsſtraße und etwa der Maxplatz waren fertig. Waren manche Mißgriffe in den Unternehmungen ſichtbar genug, ſo empfand Immermann doch Ehrfurcht vor dem Sinn des Herrſchers, der den Luxus der Majeſtät dem bleibend Schönen verſchwenderiſch zu Gute kommen ließ. Die einzelnen Dinge, die er bei ſeinen Wanderungen beſchreibt, ſind bekannt genug. Die Arkaden, die

Glyptothek, die noch im Bau begriffene Pinakothek und Residenz, die Leuchtenbergiſche Gallerie und die Schleißheimer Sammlung wurden betrachtet, aber Immermann geſteht ſeine oft eintretende Unfähigkeit ein, das Durcheinander einer großen Gallerie zu genießen. Es iſt ihm häufig mehr eine Arbeit als ein Vergnügen, ſoll er ein Kunſtwerk recht aufnehmen, ſo muß es für ſich und allein auf ihn wirken; denn jedes echte iſt eine kleine Welt. Perſönliche Bekanntſchaften halfen die kurze Anweſenheit in München möglichſt ausbeuten; von Klenze war Immermann ein liebenswürdiger Führer durch die unter ſeiner Leitung entſtehenden Neubauten; Melchior Boiſſerée und Bertram zeigten ihm ihre Schätze, Schelling empfieng ihn auf's Artigſte und feſſelte ihn durch inhaltvolle Geſpräche. Am wenigſten vortheilhaft präſentirte ſich das Theater, Immermann ſah keinen der bedeutenden Schauſpieler, Eßlair war auf dem Lande, die Schröder trat nicht auf, verſprach aber Gaſtvorſtellungen in Düſſeldorf, obgleich ſie bei dem Geſpräche über die dortigen Muſtervorſtellungen ganz böſe ward, weil man ſich herausnehmen wolle, den edlen darſtellenden Künſtlern das Gute und Schöne einzutrichtern.

Am letzten Nachmittage, den Immermann in München zubrachte, fuhr er nach der Gruft Michael Beer's heraus, und fand das Grab von der Hand des Wächters ſchön mit Blumen geſchmückt, von denen er einige brach.

Am 20. September trat er mit einem begleitenden Freunde, der zweite war ſchon früher heimgekehrt, die Reiſe nach Tyrol durch das bairiſche Hochland an. Es hatte ſchon einige Tage geregnet und man rieth in München ernſtlich ab, unter ſolchen Umſtänden in das Gebirge zu gehen. Dieſen Rath nicht achtend, hatten die Wanderer leider zu erfahren, was Wolken und Gewäſſer in jener Gegend vermögen, denn Tage lang fuhren ſie ohne Ausſicht hinter geſchloſſenen Wagenledern, auf oft von der Gewalt der herabſtrömenden Fluthen zerſtörten Wegen. Trotz

dieſer Hemmniſſe hoben ſich die in jenen Bergen verlebten Tage über den Kreis der ſonſtigen Reiſe-Eindrücke hervor. Mit der Treue und Andacht des frommen Pilgers ſuchte der Dichter nach den noch im Munde des Volkes lebendigen Erinnerungen an Hofer. „Die Lieder von ihm waren freilich verboten, aber die Regierung raubt dem Volk ſein Epos nicht. Die Geſchichten von 1809 fand ich überall in Mark und Blut übergegangen, die kleinſten Knaben wußten davon zu erzählen, freilich in den verſchiedenſten Lesarten. Der Eine hob den, der Andere jenen hervor, nur über Hofer war eine Stimme. Er erſchien ſchon jetzt eine Art mythiſcher Perſon, ſie nannten ihn den Herrn Sandwirth.“ Die Wirklichkeit des Landes und Volkes beſtätigte Immermann die Ueberzeugung, daß ſich von jenen ſonderbaren Begebenheiten eine Geſchichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes gar nicht ſchreiben läßt; nur die Poeſie vermag ſie in ihrer Eigenthümlichkeit zu faſſen. Alles, was ſich auf Hofer bezog, war für ihn von beſonderſter Bedeutung, ſein Grab in der Hofkirche zu Inſpruck, die Reliquien auf dem Muſeum, unter denen er ſeine letzten handſchriftlichen Dokumente, einige Briefe fand, welche, von den bäuriſchen Ausdrücken abgeſehen, und mit Gefühl geleſen, dem Dichter groß, unbeſchreiblich wahr, naiv und rührend erſchienen. In klarem Abendlichte, mit dem der Himmel endlich die Standhaftigkeit der Wanderer belohnte, beſtieg er, im Innerſten aufgeregt, den Berg Iſel, und empfing dort die erfreuliche Ueberzeugung, daß ſeine Schlacht im Weſentlichen richtig disponirt ſei. Am folgenden Tage machte er in der Umgegend Verſuche, eine ſeiner poetiſchen Figuren, Etſchmann, den Wirth zum Schupfen, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen; aber vergeblich, er war von den Stellen verzogen, die als ſein Aufenthalt angegeben wurden, und Immermann mußte ſich mit dem Gedanken beſchwichtigen, das Schickſal meine es vielleicht wohl mit ihm und verhülle weislich die Realitäten mit einem Schleier.

Als man von Inſpruck aus in göttlichem Sonnenſchein Hall

erreicht hatte, wurde die fromme hiſtoriſch-poetiſche Wallfahrt fortgeſetzt. Oberhalb Hall bei Rinn ſteht Speckbachers Haus, worin er die gräulichen Drangſale ausgeſtanden hat. Nicht ohne Schwierigkeit konnte daſſelbe erreicht werden; den Weg, der hinführte, nennen ſelbſt die Leute dort zu Lande den Katzenſteig, und dem nordiſchen Wanderer ging auf demſelben Hören, Sehen, Athem und Geiſt aus, ehe er im ſcharfen Abendwinde vor dem geräumigen Alpenhauſe ſtand, das nicht mehr im Beſitz der Familie iſt, in welchem er aber bei der Schweſter des Wirthes gefällige Aufnahme fand. Speckbachers Grab in der Pfarrkirche wurde auf dem bequemeren Rückwege aufgeſucht, dann die Wohnung der Frau Speckbacher in Hall, in der aber nur eine Tochter anweſend war, die ihm die Portraits ihrer Eltern zeigte.

Spät Abends wanderte der Dichter von hier aus einſam nach Schwatz. Es war ihm ſehr wohl und harmoniſch zu Muthe, als er neben dem rauſchenden Inn ſich ſelbſt und ſeinen Gedanken überlaſſen dahin ging und nun ſo ganz und ſtark fühlte, daß er ſich leiblich den Boden erobert hatte, der ihm bis dahin ein fabelhafter geweſen war. Um ihn ſtanden die Berge, deren Schneehäupter im taghellen Strahl des Mondes ſilberbläulich glänzten. Als er um 10 Uhr Schwatz erreicht hatte, und an dem Fenſter ſeines Zimmers ſtand, war der Ausblick über den Strom nach den Felſen jenſeits herrlich. In dieſes Bild verſenkt, gegen die Erinnerungen des jüngſt Erlebten durch ſeine Seele, noch einmal bewegte er im Gemüth, was Poeſie und Geſchichte in verſchlungenen Zügen ihm in den letzten Tagen vertraut hatten, und ein eigenthümliches Bekenntniß entrang ſich ihm: „Andere Menſchen," ſchreibt er in ſeinen Gedenkblättern, „reden viel von den religiöſen Empfindungen, welche ihnen die Natur einflöße. Ich habe auch diesmal wieder bemerkt, daß ich in dieſem Punkte mich von Vielen unterſcheide. Die Natur giebt mir immer nur ein gewiſſes ſinnlich äſthetiſches Vergnügen, oder ſie erfüllt mich mit einer Art von magiſchem

Grauen. Für mich iſt Gott nur nahe in der Geſchichte, im Moraliſchen, in der Liebe, die ich zu Andern hege, oder die Andere zu mir hegen. Auch in dieſer wunderbaren Scenerie des Alpenlandes beſtätigte ſich mir dieſe Particularität meines Weſens. Es hat mir keinen einzigen Moment gewährt, den man hätte einen frommen nennen können.“ Es ſind dieſe Aeußerungen nicht die einzigen, in welchen wir Immermann über ſein Verhältniß zur Natur reflectiren hören, und wir erſehen aus ihnen, daß er nur da von dem Zauber der Außenwelt ergriffen wird, wo ſie ſich ihm als der Rahmen des menſchlichen Lebens darſtellt, und wo er deſſen Spuren in ihr findet. Er hat geſtanden, daß ihn der couliſſenartige Wechſel der Rheinfahrt ermüde, und daß er an der Ahr den Charakter heiterer menſchlicher Gegenwart vermiſſe; und als er genöthigt iſt, das Salzkammergut aufzugeben, iſt dieſe Entſagung für ſeine Individualität weniger groß, als ſie für manche andere Menſchen wäre. „Jene übermächtige, aus allen Schranken tretende Natur kennen gelernt zu haben,“ ſagt er, „iſt mir zwar unſchätzbar, doch iſt ſie nicht die, welche mich auf die Dauer beglückt, und ich hatte von dieſem ſcharfen und ſeltſamen Reize nunmehr eigentlich genug. Einige Mal hat mich, wenn die Sonne hinter die Berge geſunken war, und die Schneegipfel nun ſo ſonderbar leichenhaft erblaßten, eine tiefe Angſt und ein Grauen, wie vor einem weiten unermeßlichen Nichts ergriffen; das, dachte ich, iſt der Gott des Spinoza, ein allgegenwärtiger, ewiger und allmächtiger Todter. — Der Menſch iſt dazu da, zu lieben und zu haſſen, ſich auf ſich und ſeinen himmliſchen Urſprung zu beſinnen und den kleinen Kreis in Thun und Leiden auszufüllen, zu dem ſich unſer enges Selbſt zu erweitern vermag, deshalb kann ich nur mit der Natur Freundſchaft ſtiften, der ich es anſehe, daß menſchliche Kräfte leicht und frei auf ſie einwirken können. Was aber iſt der Menſch und ſeine Kraft den Alpen gegenüber?“ —

In einer ähnlichen Stimmung ſchrieb Immermann noch kurz vor ſeinem Tode. „Die Natur macht mir im Allgemeinen eine heitere Freude, ich fühle mich mit ihr ſelbſt bis zu einer Art von magiſcher Empfindung innigſt wahlverwandt, und denke ich über ſie nach, ſo erſcheint mir in ihr etwas göttlich Feſtes, unergründlich Regelmäßiges, aber ſie führt mich nicht unmittelbar zu Gott, nicht in das Reich der Freiheit und der Liebe, das ſich mir nur in der Verſenkung in mein eigenes Bewußtſein, in der Vertiefung in menſchliches Sein und Handeln erſchließt.“

---

Die Wege und Stege des Tyrolerlandes, auf denen poetiſche und geſchichtliche Geſtalten Immermann begleitet hatten, lagen hinter ihm. Die tiefſten Saiten ſeiner Bruſt ſchwiegen, gleichmüthiger zog er die Straße weiter über Wörgl Salzburg zu. Tyrol gab ihm aber keinen freundlichen Abſchied, denn als er in St. Johann, dem letzten Nachtquartier, glücklich der Nachbarſchaft einer Bauernhochzeit entgangen war, die ſtatt des gehofften Vergnügens ihm nur einen unerträglich wilden Lärm zu hören gab, weckte ihn in ſeiner ſchlechten Herberge ein empfindlicher Schmerz am rechten Fuße, vor dem er ferner kein Auge zuthun konnte. Im Pantoffel und bei fortwährenden Schmerzen fuhr er am andern Morgen nach Salzburg, und genoß die Schönheit des Weges mit etwas bewölkter Seele, weil der kranke Fuß ihm Sorge machte. Nach dem vergeblichen Verſuche, noch umherzugehen, mußte in Salzburg ein Arzt gerufen werden, der das Uebel für einen Anfall von Gicht erklärte, zugleich aber die beruhigende Verſicherung gab, daß der Kranke in einigen Tagen wieder hergeſtellt ſein werde. Vom 25. bis zum 30. September mußte er aber im Bett aushalten bei Waſſer, Brod, verdünnter Milch und Semmelſuppe, bei welcher Koſt auch der Geiſt auf eine Hungerkur geſetzt war. Denn außer dem Muſen-

Almanach und dem Heinrich Voſſiſchen Briefwechſel, den Immermann bei ſich hatte, war nichts zu erlangen als Komödien von Kotzebue, von denen er dann etwa zwanzig Stück durchlas. „So ein Krankenlager in einer wildfremden Stadt, wo man keine menſchliche Seele ſein nennt, hat etwas Fatales," ſchreibt Immermann von dieſer Epiſode, „indeſſen bin ich doch eigentlich nie verdrießlich geweſen und ergab mich in mein Schickſal. Ein Glück war es überdies, daß ich in dem Mädchen, welches mir aufwartete, eine exemplariſche Krankenwärterin hatte. Sie hat mir die vielen Dienſte, deren ich bedurfte, mit der unermüdlichſten Sorgfalt geleiſtet, mir die Sache, wie ſie konnte, erleichtert und mich in der Seele erquickt durch ihr grundgutes, hülfreiches Weſen."

Da eine volle Woche verging, ehe der Arzt die Weiterreiſe geſtattete, und außerdem alle forcirten Touren von dieſem untersagt wurden, mußte Immermann den früher gehegten Plan, nach Wien zu gehen aufgeben, und ſchlug den Weg über Linz und Prag nach Dresden ein, ohne von den eigentlichen Wundern der Gegend, von den großen Salzwerken bei Golling, vom Waſſerfall der Schwarzbach, den Oefen u. ſ. w. etwas geſehen zu haben. Nur von der Stadt Salzburg und der nächſten Umgebung gewann der Geneſende einen allgemeinen Ueberblick, und durfte am 1. October ſich auch nach Berchtesgaden und auf den Königsſee wagen, deſſen herrliche dunkelgrüne Fluthen ihn entzückten. Dort ſah er noch einmal zum berüchtigten Untersberge auf, in welchem der gebannte Kaiſer Friedrich II. mit ſeinem ganzen Heere ſitzt, und ſich bis in die neueſten Zeiten durch Gepolter, Schießen, Waffenlärm und Feldſignale kund gethan hat. Immermann erreichte nach zweitägiger Fahrt Linz, wo er Abends das Theater beſuchte, und die berühmte Klingemann in Kotzebues „Unvermählte" in der Titelrolle ſah. „Ich hatte ein kleines, ärmliches Haus erwartet," ſchreibt Immermann, „und war nicht wenig überraſcht, als ich in einen anſtändigen, hell beleuchteten

Saal trat, in welchem eine glänzende Damenreihe Putz und Geſchmeide zur Schau ſtellte. Linz iſt eine Stadt von 10,000 Einwohnern und hat ein ſo hübſches Lokal, und die Landſtände erhalten das Theater, welches Jahr aus, Jahr ein, Sommer und Winter in dieſem wenig volkreichen Ort bleibt. Es iſt aber ſo; in Süddeutſchland iſt das Theater ein wahres Volksbedürfniß, ebenſo nöthig als das tägliche Brot, und bei uns bleibt es ein künſtlicher Genuß, den Jedermann zu entbehren vermag, weil er ſich Abends ebenſo wohl, oder vielmehr wohler fühlt, wenn er mit dem Herrn Gevatter ſeinen Robber Whiſt ſpielt, oder ein tiefſinniges Theegeſpräch zu Stande bringt. Die Freude der Leute, das Mitſpielen des Publikums, der gänzliche Mangel an aller Kritik, den ich hier fand, hat etwas unendlich Kindliches und Unſchuldiges. Ein dicker öſterreichiſcher Officier neben mir vergoß wie mein Rieſe Schlagadodro ſieben Eimer Thränen, und was mich betrifft, ſo habe ich auch rechtſchaffen geweint. Dieſe „Unvermählte" iſt eine Art Iphigenia im ſchwarzſeidenen Ueberrock, und ein recht gutes Stück, trotzdem, daß es Kotzebue geſchrieben. Hätte Sand ihn nicht todtgeſtochen, ſo hätte er noch manches Vortreffliche geſchrieben, denn gerade erſt in hohen Jahren fing er an, in den paar ernſtgehaltenen Sachen, die er da lieferte, das Beſſere zu leiſten."

„Uebrigens brauche ich nicht einmal ein ſo gutes Stück, um bei Kotzebue zu weinen. Ich weine faſt in allen ſeinen Sachen, ich weine in den Stricknadeln, im Menſchenhaß, in unſer Fritz, worin habe ich nicht ſchon ſonſt geweint? Es giebt in jedem Menſchen einen Punkt, der zum Pöbel gehört, dieſen Punkt in mir trifft Kotzebue jederzeit mit Sicherheit. Der Ariſtokrat in mir deteſtirt den Mann, aber der Plebejer läßt ſich von ihm rühren."

Der Eilwagen brachte von Linz aus den Reiſenden quer durch Stockböhmen über Budweis und Tabor nach Prag. Als der Gebirgsſtock überwunden war, der Böhmen auf dieſer Seite

von Oeſterreich trennt, gelangte er in den großen weitlichten Keſſel, in welchem ſich der ſlaviſche Stamm vor grauen Jahren ablagerte, der ſich noch jetzt als ein andres Volk in Sprache, Sitten und Phyſiognomie erhalten hat. In Kaplitz ſchlugen die erſten Laute der fremden Sprache an ſein Ohr. Es that ihm leid in dieſem höchſt merkwürdigen Landſtriche, dem eigentlichen Kerne von Böhmen nicht etwas verweilen zu können! Bei Tabor kam er Nachts vorüber und ſah im Mondlicht die Mauern und Befeſtigungswerke, die Ziska auf dem Berge angelegt, glänzen. Wie gern wäre er darin umhergekrochen!

---

„Vier Dinge," ſchreibt Immermann aus Prag, „haben auf dieſer Reiſe bis jetzt den Kreis meiner Anſchauungen wahrhaft vermehrt; die Würtembergiſche Ständekammer, die große Münchener Kunſt, die Alpenwelt, und nun das wunderbare Prag. Drei Wochen, nicht drei Tage hätte ich hier bleiben müſſen, um den Eindruck, der einzig in ſeiner Art iſt, zu verwinden. Bei meiner kurzen Anweſenheit iſt es mir mehr wie ein ſeltſam-ſchauerliches Räthſel erſchienen. Wenn man die Zeitungen nicht läſe, ſo würde man hier glauben, man ſei im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert. Die nächſte Verwandtſchaft hat die Stadt mit Cöln; nur mit dem Unterſchiede, daß die Natur hier einen hervorſtechenden Charakter zeigt, während ſie dort ganz null iſt, und dann, daß hier ein fremdes Mittelalter, das ſlaviſche, nur germaniſirt uns entgegentritt.

„Es iſt ſchwer, von der ganzen Stadt einen genügenden Ueberblick zu gewinnen; am beſten ſieht man ſie vom Hradſchin und vom Volksgarten. Dann liegt die große Häuſermaſſe ausgebreitet vor den Blicken in der Tiefe da. Die Paläſte der Magnaten gewähren in dieſem Gewirre große ſolide Ruhepunkte, und ein Wald von Thürmen ſteigt aus dem niedrigeren

Bauweſen empor. Am ſchönſten zeigte ſich die Stadt im Abendroth. Der letzte Strahl der Sonne brannte durch einen graurothen Dunſt, und ſpendete den düſtern Mauermaſſen die tiefſten Farbentinten. Alles ſtimmte in den wunderbaren Trübſinn, der über dem Ganzen ſchwebt: die kaffeebraune Moldau, die ernſte Brücke mit ihren heiligen Bildern, die ſtumpfen melancholiſchen Höhen ringsumher."

Es iſt erſtaunlich, wie Vieles Immermann trotz des noch immer hemmenden Fußes während weniger Tage in Prag ſah und beobachtete, und wie er auch noch Zeit fand, das Alles auf dem Papiere zu bewahren. Seine Aufzeichnungen bekunden wieder ſein ſcharfes geiſtiges Auge, ſeine Fähigkeit bei Allem und durch Alles zu lernen; aber es würde vielleicht ermüden, wollten wir die dicht beſchriebenen Blätter alle wiedergeben, die noch dazu zum Theil von Dingen reden, die ſeit mehr als dreißig Jahren ihre Phyſiognomie verändert haben. Die Fremdartigkeit des ganzen Zuſtandes erregte vor allem das Intereſſe des Dichters. Schon daß er überall das fremde Idiom hörte, berührte ihn auf eigene Weiſe und erhöhte den ſeltſamen Eindruck.

Wenn der Wandrer im Dome zwiſchen den Königs- und Kaiſergräbern einherging, die ihn auf allen Seiten ernſt umſtanden, wenn ihm die Namen der Ottokar, der Wenzel, Sigismunde und Wratislave auf den Schildern gezeigt wurden, ſo entfalteten ſich ihm die Geſchichtsbilder der Vorzeit. Und andere Blätter derſelben thaten ſich auf, wenn er die Malereien der Alt-Böhmiſchen Schule und die Miniaturen alter geiſtlicher Bücher bewundernd betrachtete, oder wenn ihm auf der Bibliothek und dem Muſeum, Acten von Huß, ein Brief des Ziska und andere Documente vorgelegt wurden. Der Anblick des enthuſiaſtiſchen Cultus, welchen Sanct Nepomuk genoß, erregte in ihm manche Gedanken über den in der katholiſchen Kirche noch lebendig wirkſamen Heiligen-Dienſt, und die dem frommen

und verſchwiegenen Biſchof in Prag auf ſo beſondere Weiſe zu Theil werdende Verehrung. „Das Martyrium und das Wunder wirkt recht energiſch nur an der Stätte, wo es geſchehen iſt;“ ſchreibt er, „deshalb ſollte der Heilige immer nur dort verehrt werden, wo er gelebt und gelitten. Tritt uns Weltlichen doch auch das Hiſtoriſche nur da nahe, wo die Steine noch umherſtehen, die es mit anſahen. — In der Reihe der Heilmittel, welche die katholiſche Kirche verwaltet, nimmt die Ohrenbeichte für das individuelle menſchliche Gefühl die wichtigſte Stelle ein. Die übrigen Sacramente, Taufe, Abendmahl, Prieſterweihe, ſelbſt die Ehe beziehen ſich mehr auf den Zuſammenhang der Kirche im Allgemeinen oder auf die Stellung des Individuums zu einem zweiten, durch die Ohrenbeichte wird aber dem letzten tiefſten und geheimſten Bedürfniſſe der Seele, ſich auch mit allen Fehlern und Makeln vor dem dreimal heiligen Gotte zu zeigen, und von ihm die Reinigung und Herſtellung zu empfangen, abgeholfen. Ich habe als Proteſtant ſehr oft eine Sehnſucht nach dieſem troſtreichſten aller Sacramente empfunden, wenn es nur Menſchen gäbe, die es verwalten könnten!“

„Soll es aber in ſeiner Würde beſtehen bleiben, ſo muß das Bekenntniß des Beichtenden im Ohre des Prieſters ſeine unverletzliche Verwahrung finden, auf keine Weiſe darf das, was dem Gotte vertraut worden, von den Menſchen in den Kreis der Rache und Strafe geriſſen werden. Daher die Unverletzlichkeit des Beichtſiegels, würde es gebrochen, ſo wäre der armen hülfsbedürftigen Menſchheit die letzte Zuflucht geraubt. Daher aber auch die unermeßliche Verehrung deſſen, der zum Märtyrer dafür wird, der, ſtandhaft ſchweigend, ſich zum Opfer für ihre geheimen Wunden und Schäden darbringt.“

An einem Sonntag Nachmittage ging Immermann in das Böhmische Schauspiel, wo Webers Euryanthe gegeben wurde. Das Böhmische klang wunderschön, besonders im Gesange, elastisch zart und doch kräftig. Im deutschen Theater sah er „Schillers Räuber," in denen der bekannte Schauspieler Jerrmann sein Paradestück als Franz und Carl Moor zugleich gab und eine Wiener Posse „den bösen Geist Lumpacivagabundus." Das Publikum war dabei interessanter als die Darstellung durch die Lebhaftigkeit seiner Theilnahme, die mitunter das Stück vor allem Herausrufen während der Akte, gar nicht vorwärts kommen liess.

Mit heimlichen Seufzern, und dem stillen Gelübde, sobald als möglich wieder zu kommen, nahm Immermann am 7. October von dem herrlichen Prag Abschied, und fuhr die Nacht durch gen Sachsen. Unter dem widerlichen Zwang des Eilwagens stehend, in wenig erfreulicher Gesellschaft, sah er Nichts von der Schönheit des Weges, von Teplitz, Culm, der Nollendorffer Höhe, und war froh als er Mittags (8. October) die lieben wohlbekannten Thürme von Dresden erblickte. Von hier aus lassen wir ihn selbst in seinem Tagebuche reden, das am Besten zeigt, wie wohl es ihm in der dortigen befreundeten Umgebung erging.

„Dresden 15. October. Hier wollte ich nur drei Tage verweilen, diese sind zu acht geworden und heute habe ich mich entschlossen noch bis zum 18. zu bleiben. Ich war doch des Umherstreichens unter wildfremden Menschen müde geworden und betrat den hiesigen Boden, dem ich in der Erinnerung durch Freude und Leid angehöre, mit dem Gefühl, daß ich nun schon wieder halb zu Hause sei.

„Ich wurde wieder freundlich und gut empfangen, man sieht mich gern, jeder Tag giebt eine geistige Ausbeute, die Sammlungen überwältigen mich nicht mehr durch Neubeit, ich gehe mit ihnen, wie mit alten Freunden um, meine Seele ist in

einer ſtätigen, gleichmäßigen Bewegung, kurz, mir iſt wohl. Ich habe daher beſchloſſen lieber in Berlin etwas abzukürzen, wo ich nicht weiß, was mir blüht, und den guten Tagen hier, die einem ja ſo ſelten zu Theil werden, zuzuſetzen. Tieck fand ich wie immer, unveränderten Geiſtes. Was das Körperliche betrifft, ſo war er leidend. Ein heftiger Rheumatismus hatte ſich auf die Zähne abgelagert, und plagte ihn mit Schmerzen. Dieſe hinderten ihn am Vorleſen, und ich habe geſtern an ſeiner Statt dies Amt übernehmen müſſen, und ſeine neueſte Novelle, den Tod des Camoens zum Theil vorgetragen. Dieſe Arbeit iſt eine ſehr ſchöne; an vielen Stellen hat mich die Gluth der Empfindung, die daraus lodert, begeiſtert und gerührt. Er ſelbſt ſagte nach der Vorleſung, daß er Manches darin nur mit Thränen wieder hören könne, eine Aeußerung, die bei Tieck etwas ſehr Seltenes iſt. Nebenbei iſt in dieſer Dichtung zu bewundern, die ungemeine Kenntniß der Zeit und ihrer Verhältniſſe, welche daraus ſpricht. Ich glaube, daß es jetzt Niemand giebt, der ſich mit Tieck in der Kenntniß des Mittelalters vergleichen kann. Ein gutes Gedächtniß und das Talent ein Buch im Umſehen durchzuleſen, wie ihm Beides zu Gebote ſteht, iſt wirklich eine große Gabe des Himmels.

„Ich bin alle Mittage und Abende ein für allemal eingeladen, und habe von dieſer Erlaubniß fleißig Gebrauch gemacht. Neben dem Schlimmen, daß der arme Tieck leidet, hat dieſer Umſtand denn freilich für mich das Gute, daß der Zudrang der Geſellſchaft jetzt nicht ſo groß iſt, weil Tieck keine Fremde um ſich leiden kann, und daß ich alſo mehr zum Zwiegeſpräch mit ihm komme. Dieſes iſt denn fleißig geführt worden und ich habe Manches daraus gelernt.

„Der letzte Band des Shakeſpeare iſt bis auf die Noten fertig. Tieck las einen Abend daraus, die verlorene Liebesmühe, von Graf Baudiſſin überſetzt, vor. Ein ſeltſames Capriccio! Dann hat er auf meinen Wunſch ein Holbergſches

Stück: „Den politiſchen Kannengießer“ vorgetragen, und man muß ſagen, daß er aus dieſen Späßen macht, was daraus zu machen iſt.

„Mein Reiſejournal hat ſeine Wirkung gethan, man ſpricht darüber, fragt nach, deutet aus u. ſ. w. Beſonders giebt die Kurländerin viel zu rathen, und es wird behauptet, die könne nicht ganz aus der Luft gegriffen ſein, das ſei Alles zu natürlich.

„Am Sonntag Abend las ich bei Tieck meinen Hofer vor, worin ich die Scene mit dem Bairiſchen Degen, wozu ich in Inspruck das Motiv fand, hier umgeſchrieben habe. Mich hat der Antheil Tiecks an dieſer neuen Geſtaltung ſehr erfreut, er hat mir das Beſte darüber geſagt, was ich nur hören konnte, und da er immer ſo ſpricht, wie er denkt, ſo habe ich wenigſtens ſein Gefühl vernommen. Auch die übrigen Zuhörer nahmen wirklichen Antheil, und aus ihren Bemerkungen nachher erſah ich, daß ſie das Gedicht verſtanden hatten.

„Bei Baudiſſin habe ich einen Marquis de Cubieres kennen gelernt, einen jungen, feinen, wohlunterrichteten Mann, der meinen Alexis in's Franzöſiſche überſetzt. Die Arbeit iſt bis zum zweiten Akt des zweiten Theils vorgeſchritten, freilich nur in Proſa und ſonach dem Original nicht recht adäquat.

„Zweimal bin ich in der Ständeverſammlung geweſen, und zwar in der erſten und zweiten Kammer. Die Verhandlungen gehen hier einen ſehr ruhigen, geſchäftlichen Gang, von der Animoſität der Würtembergiſchen Kammer keine Spur. Prinz Johann hörte ich in der erſten Kammer reden, mit Geſchäftskenntniß, fließend. Dieſer Prinz muß doch ausgezeichnet ſein, er iſt Gelehrter, Staatsmann, Dichter. Solche Prinzen laſſe ich mir gefallen.

„Den 18. October. Die letzten Tage hier ſind ebenſo wie die früheren angenehm hingegangen, meiſt zwiſchen Geſpräch im Tieckſchen Hauſe und Leſen auf der Bibliothek. Auf

letzterer nahm ich, um doch eine Frucht von ihr zu haben, René d'Anjou's Turnierbuch, welches er für Carl von Anjou aufsetzen ließ, vor, und habe es ganz durchgeleſen. Ich hoffe in meinem Gedächtniß einige Notizen gerettet zu haben, die ich in Magdeburg zu Papier bringen will. Tieck iſt immer krank geblieben und ich habe wiederholt das Vorleſeramt für ihn übernehmen müſſen. Es iſt mir aber lieb, daß ich gerade unter dieſen Umſtänden hier war, ich habe ihm doch, wie ich geſehen, zur Erheiterung gedient.

„Vor einigen Tagen war ich in Tharand. Es war ein bewölkter Nachmittag, dennoch hat mir der Ausflug viel Freude gemacht. Die Natur iſt dort ſo einfach und ſo mannigfaltig in den ſanften Uebergängen der Wieſen- und Laubparthien. An der wunderſchönen Stelle, den heiligen Hallen, ſaß ich eine Weile ſtill und lauſchte dem Leben der Natur, welches im Herbſte mir immer ſo beſonders noch an's Herz ſpricht. Die kleinen Meiſen, die Spechte und das Erdgethier hüpfte und kroch umher und die hohen ſchlanken Bäume ſtanden ſo durchſichtig und in den Gipfeln gelichtet da.

„Vom Theater habe ich wenig gehabt, und bin nicht viel darin geweſen, obgleich es relativ zu rühmen, und keines der von mir geſehenen ſich mit ihm nur von fern vergleichen kann. Die Schröder-Devrient ſah ich in einer Oper: „Des Adlers Horſt." — Hut ab und Reverenz gemacht! Das iſt etwas ganz Eignes und Wunderbares! Nur muß ſich die Frau mit dieſer gewaltigen Leidenſchaftlichkeit bald hinſpielen."

„Heute Mittag bin ich zum letzten Male bei Tieck, Abends ſechs Uhr ſtrebe ich auf den Rädern des Eilwagens Berlin zu, um mich von allen Seiten belehren und unterrichten zu laſſen."

Vom 23. bis 30. October hielt ſich Immermann in Berlin auf, und waren dieſe Tage gleich ſehr verſchieden von den in Dresden verlebten, und klagte er auch bisweilen mehr Arbeit als Genuß in dem vielſeitigen Treiben der großen Stadt zu finden, welches er möglichſt zu ſeinem Vortheil ausbeuten wollte, ſo werden die folgenden Blätter doch zeigen, daß er gern dort war, und viel Freundlichkeit und Anerkennung erfuhr. Vor zehn Jahren hatte er zuerſt als ein junger, ganz unbekannter Mann einige Tage dort zugebracht, dann hatte ihn 1827 das juriſtiſche Examen hingerufen, als ſeine erſten Arbeiten ihm bereits Zugang in die literariſchen Kreiſe der Hauptſtadt verſchafften, und hatte in dieſen Wohlwollen und Antheil empfangen, nun kam er noch einmal, in der vollen Entwickelung des Lebens, auf der Höhe ſeiner Kraft, ein Mann, deſſen Name im deutſchen Vaterlande einen Klang hatte, der ihm überall die Thüren öffnete. In dem leichten vielſeitigen Verkehr des rheiniſchen Lebens hatte er die Schüchternheit und Unbehülflichkeit ſeiner Jugend überwunden, und bewegte ſich unbefangen in allen Kreiſen, beſonders gern in der Gelehrtenwelt, deren Vorhandenſein er oft ſchmerzlich in Düſſeldorf entbehrt hatte. „Denn die gelehrte Welt“ ſagt er, „iſt ein nothwendiges Ingredienz eines reichen Zuſtandes, und der Mangel des Düſſeldorfer Lebens iſt, daß uns daſſelbe fehlt. Es löſt ſich darum Alles vorherrſchend in Spiel, Anſchauung und Phantaſie auf. Ich habe oft ein großes Verlangen nach eigentlich ſtoffreichen Unterredungen, ſolchen, nach denen die Seele wie ein wohlbelaſtetes Kauffahrteiſchiff wieder friſch in See ſticht nach fernen Landen. Die menſchliche Natur wächſt nur wahrhaft durch einfache Nahrung und nachhaltig wirkende Eindrücke, ein buntes Mancherlei kann ihr nur bunten Schein geben.“

Vergrößert und verſchönert fand Immermann die Stadt außerordentlich, auch die innere und äußere Unruhe ſo vermehrt, daß er von dem Durcheinander der Menſchen und Dinge in

den erſten Tagen ſich ordentlich angegriffen fühlte, und nicht mit freiem Kopfe in leichten, verſtändlichen Gruppen zu zeichnen wußte, was er erlebt. Zum erſten Male auf ſeiner Reiſe war er hier in Verlegenheit, was er ſchreiben ſolle. Eine Unzahl von Einzelheiten hat er aufgeleſen; aber will er ſie verzeichnen, ſo kommt es ihm wie ein unendliches Geklätſch vor, mit dem er Papier und Zeit nicht verderben will.

„Noch immer," ſagt er, „ſchwankt die Stadt zwiſchen einer großen und kleinen, woraus ein gewiſſes unbehagliches Gefühl hervorgeht. Sie hat keine eigentliche Phyſiognomie, eine Menge Richtungen laufen parallel neben einander her, oder durchkreuzen ſich, und daraus entſteht zuletzt eine Art von Niveau, in welchem das Geiſtige ſeine Anerkennung nur im Wege der Verjährung erwirbt."

Wir laſſen auch über den Aufenthalt in Berlin den Dichter ſelbſt reden:

Berlin den 23. October.

„Seit einigen Tagen bin ich nun hier in der großen Stadt. Um vom Quartiere anzufangen, ſo hat ſich dieſes auf eine unerwartete Weiſe gemacht. Schon in Potsdam fand ich einige ſehr verbindliche Zeilen des Grafen Redern, wodurch ich eine Einladung, in ſeinem Hauſe zu wohnen, empfing. Da dieſelbe hier von ihm und ſeiner Mutter wiederholt, und mir geſagt wurde, daß meine Zimmer ſchon in Bereitſchaft geſetzt ſeien, ſo hatte ich keinen Grund, dieſe Güte abzulehnen. Nun wohne ich alſo in einem prächtigen Palais, und ſehe nach einer Seite über den Pariſer Platz auf's Brandenburger Thor, nach der andern über die Linden. Vortreffliche Bedienung, Ruhe und Stille in meinen Zimmern, die Vergünſtigung, die heiter und prächtig nach Schinkels Zeichnungen decorirten Säle des Hauſes frei durchwandern und die Bibliothek benutzen zu dürfen; alle Abend aber ein Platz in der General-Intendanzloge, ſind höchſt angenehme Acceſſorien dieſes Zuſtandes. Die Sitte des Hauſes

läßt mir jegliche Freiheit. Nachmittags 4 Uhr wird gespeist; die Gesellschaft ist zwanglos, und auch da genügt eine bloße Anzeige bei dem Kammerdiener, wenn man nicht erscheinen will. Abends wird schon angenommen, daß man seine Gesellschaft außer dem Hause hat. Ich werde mit der zuvorkommendsten Güte behandelt. Meine Wirthe bestreben sich, mir den Aufenthalt bei ihnen so angenehm als möglich zu machen, und bitten interessante Personen zusammen. So bin ich hier mit Rauch, Schinkel, Alexander von Humboldt zusammen gewesen. Einen Mittag war auch der bekannte Decker (Adalbert vom Thale) da, der zwar ein schlechter Dichter ist, außerdem aber Manches anregte, was sein Interesse hat.

„Nebenbei lerne ich die hohe Berliner Aristokratie kennen. Eine Curiosität derselben ist, daß sie jederzeit unter sich französisch zu sprechen anfangen. Zuerst dachte ich: Du Gott, wie soll das mit Dir werden, wenn es so fortgeht? aber nach fünf Minuten hört es immer wieder auf, und sie verfallen wieder in's ehrliche Deutsch. Mit Rauch hatte ich die beste und fröhlichste Begegnung. Schon daß er ein schöner Mensch ist, setzte mich in gute Stimmung; der prächtige ovale Kopf, von weißen Locken umblüht, die herrlichen blauen Augen, die proportionirte schlanke Gestalt! In seinem ganzen Behaben war die Tüchtigkeit und Sicherheit des Genies sichtbar, wir konnten trefflich zusammen schwatzen, und waren bald vertraut. Es traf sich auch gut, daß ich ihn fast überall fand, wo ich unter Menschen kam.

„In seiner Werkstatt ist feurige Thätigkeit. Eines Tages erhielt ich die Erlaubniß, ihn arbeiten zu sehen. Es geschah an dem Basrelief zu dem Monumente des Königs von Baiern. Er kriegte den nassen Thon vor, warf Stück vor Stück gegen die Wand, knetete und strich, und siehe da, eine menschliche Gestalt war fertig. Als ich ihn so kneten und wirthschaften sah, sagte ich zu ihm, die Bildhauer hätten's von den Schwalben,

die es auch ſo machten, abgeſehen. Er lachte und nahm ſich vor, eine kleine Genreſkizze zu entwerfen, worin ein junges Genie, ein Knabe, auf die Arbeit der Schwalben achten, und dieſelben gleich nachahmen ſollte.

„Wir ſprachen über die Gegenſtände der Skulptur, und kamen überein, daß, da doch nun einmal die Antike ihr hauptſächliches Terrain bleibt, die modernen Künſtler die Süjets nehmen müßten, die zwiſchen den von den Alten ge- und verbrauchten lägen. Seine Eurydice iſt ſchon ein ſolches. Auf dieſes Geſpräch bezogen ſich folgende Zeilen, die ich ihm zum Abſchiede zuſchickte:

„Das Alterthum iſt ein großes Buch,
Drin Viele thäten ſchreiben;
Die Leute rufen: „Es iſt genug,
Ihr Künſtler, laßt's nun bleiben!"

Du aber haſt Dich zum Buche gewandt,
Furchtlos ſonder Wanken und Weilen!
Und ſchreibſt mit feſter gewaltiger Hand
Gar Schönes zwiſchen die Zeilen.

„Wach's empfingen mich überaus angenehm. Der Bruder ſagte mir durch verſtändiges ſolides Weſen ſehr zu; die Schweſter, Henriette Paalzow war ein Muſter von freundlichem, gewinnendem Weſen. Gegen Naturen wie die ihre iſt man in Deutſchland immer ungerecht. Meiſtentheils ſuchen die Menſchen ſich bei uns gefliſſentlich unartig und nonchalant darzuſtellen, und darum werden denn diejenigen verketzert, welche, mit Sinn, Verſtand und Tact begabt, einen Werth darauf legen, Anderen zu gefallen. Dies nennt man manierirt, abſichtlich, übertrieben. Es iſt wenigſtens eine beſſere Manier, als die gewöhnliche.

„Bei Schinkel ſah ich endlich auch die Zeichnungen zum Muſeum, von welchen ich ſchon ſo Vieles gehört hatte. Dieſe

Zeichnungen — in Aquarell entworfen — sind ein ganz außerordentliches Werk; sie verschmelzen das Antike und Mythische mit dem Nächsten, Modernen, Sentimentalen so natürlich, sie geben dabei einen solchen Reichthum von Ideen und Motiven, daß man vor dem erfindenden Geiste dieses Meisters erstaunen muß. Ich glaube, ausgeführt würden sie eine Epoche in der Kunst machen. Daß es noch nicht geschehen, daran ist der König Schuld, der sie nicht liebt. Wenn ich mir den Schmerz des Mannes, der diese Sachen in seinem Zimmer versperrt halten muß, dachte, und dann sah, wie gefaßt er ihn zu verbergen weiß, so konnte er mir als ein Vorbild gelten. Hoffentlich wird ja der Kronprinz einmal zur Regierung gelangen, und diese, wie so manche andere Gefangene befreien.

„Ich befand mich unter den Leuten sehr wohl, ich habe doch eigentlich eine wahre Narrenneigung zur bildenden Kunst; sie kamen mir gut und zutraulich entgegen, und hätten mich wohl gerne dort behalten. Sie klagten Alle über den Mangel eines fröhlich zusammenlebenden und Productionen austauschenden Cirkels.

„Von sonstigen Berliner Portraits und Begegnungen notire ich noch Alexander von Humboldt, den ich mehrmals sah. Die enorme Gelehrsamkeit, die Eleganz der Mittheilung, das Streben, sich über Jedes, wovon er irgend eine Bereicherung für sich selbst hoffen durfte au fait zu setzen, machten mir diese europäische Figur sehr interessant. Leider ist er Mode und Höfling, diese Verhältnisse zwingen ihn in Verbindung mit seinem eigenen Naturell, oft den Unterhaltenden zu spielen, d. h. Anekdötchen zu erzählen und Späßchen zu machen.

„Eines Mittags fragte ich ihn aber, da ich wieder in meinen Gedanken auf Montezuma gefallen war, über Mexico aus, und da ergoß er sich in einen wahren Strom bedeutender Notizen und lichtvoller Andeutungen.

„Graf Redern hatte ihm vom neuen Hofer gesagt, und so-

gleich hatte er gegen ihn den Wunsch ausgesprochen, denselben kennen zu lernen. Ich nahm dies anfangs für ein Compliment und wollte die Sache ablehnen, allein Redern sagte mir, daß es Humboldt's Ernst sei, und daß er nach allem Neuen, wovon er etwas erwarte, das lebendigste Verlangen hege. Er äußerte sich nach der Vorlesung so, daß ich merkte, daß er gefolgt war.

„Humboldt's Aeußeres hatte ich mir etwas anders, höfischer, vornehmer, parlamentarischer, möchte ich sagen, gedacht. Er hat etwas, was zwischen Abbé und französischem Maitre mitten inne steht.

„Steffens ist sehr viel in Gesellschaften, war daher außer unter Vielen, wenig zu haben; doch machte ich mit ihm einen Spaziergang à deux im Thiergarten. Ein ausdrucksvoller Kopf, feine Stirn, schöne Nase, etwas norwegisch-dänischer Anflug im Sprechtone. Sehr lebendig, viel redend, docirend.

„Er sagte mir unter Anderm, daß er den jungen Leuten immer vorhalte, Philosophie sei keine Elementarwissenschaft, erst wenn man sich in der ganzen Breite der Empirie umgesehen, könne man zu ihr gelangen; sie sei der Lohn eines wohlgeführten Lebens. Das Berliner Leben hat für ihn auch etwas Unbehagliches, die trockene Hast, worin es sich umschwingt, macht ihm nicht wohl. Ich nahm auch Gelegenheit, mit ihm über seine religiöse Stellung zu reden, worüber er sich sehr ernst und würdig ausdrückte.

„Schleiermacher hörte ich über den Text: „Bittet, so wird euch gegeben" predigen, also eine Betrachtung über das Gebet und die Art, wie dasselbe zu verrichten, anstellen. Es war eine recht gute Exegese der Textesworte, in der mir nur der Satz wieder sehr auffallend war, daß Gott auch des wahren Gebetes bedürfe, weil nur dadurch sein Reich kommen könne. Also wieder Gott in eine gewisse Sphäre der Nothwendigkeit ver-

ſetzt, ein Grundton vieler Schleiermacherſchen Vorſtellungsweiſen. Steffens ſpricht ihm geradezu das Chriſtenthum ab, ſo weit möchte ich nun nicht gehn, ich möchte nur ſagen, er predige in dieſem Vergeiſtigen und Verflüchtigen der evangeliſchen Momente, in dieſem Friedenſchließen zwiſchen Bildung und Religion das Chriſtenthum der Verſtändigen, das einzige, was dieſen zugänglich gemacht werden kann, alſo freilich nicht das der Demüthigen, Zerknirſchten.

„Chamiſſo empfing mich als weiß- und langhaariger Erzvater in einer Tabackdurchräucherten Stube, und fing gleich nach den Einleitungsreden in ſeiner holprigen Sprechweiſe über den Verfall der Poeſie und Literatur zu klagen an. Da mich nun dieſe höchſt ungerechten Nänien immer aufbringen, ſo fuhr ich ihn eben ſo holpricht an. Ihr denkt immer, weil in Eurem ſandigen Berlin nichts entſteht, ſo ſei überall die Laterne ausgegangen. Hierauf verſetzte er, ohne es übel zu nehmen, gutmüthig: Es iſt wahr. Jeder pfeifet nur aus dem Loche, worin er ſitzet! —

„v. Eichendorff, eine grundehrliche, gewiſſermaſſen ſchwäbiſche Dichternatur, muthete mich ſehr an. Er hat ein Luſtſpiel geſchrieben „die Freier,“ voll vortrefflicher Späße und Vorſpiele, nur zu ſhakeſpeariſirend.“

---

Neben dieſen neuen Bekanntſchaften wurden weder die alten Freunde vergeſſen, noch die officiellen Beſuche verſäumt, Kugler, Hitzig, Streckfuß, traf Immermann in der Mittwochsgeſellſchaft wieder, die ihn jetzt wie früher ſchon freundlich aufnahm.

Der Theaterbeſuch gewährte dem Dichter wenig Befriedigung. „Es ſteht hier ſchlimmer, als ſchlecht,“ ſchreibt er, „nämlich mittelmäßig; die Anſtalt ſtagnirt. Leib und Glieder,

die in Bewegung zu ſetzen wären, ſind da, es fehlt aber die Seele, der Nerv. Ein Publikum iſt auch da, welches Antheil nimmt, ſogar ſehr lebhaften, ich fand es immer voll; aber die geiſtige Ariſtokratie (das Corpus der Gelehrten — die Wiſſenſchaftlichen) hat ſich ganz zurückgezogen, und die ſind doch bei uns die faiseurs der Meinung. Ich ſah Nathan leidlich, den Kaufmann von Venedig ſchlecht, Wallenſtein kraftlos. Dazwiſchen das Raupachſche Mulier taceat in ecclesia, unbedeutende Anekdote in drei Akte verſponnen. Dennoch war es mir ein rührender Abend, da ich mich bei dem Spiel der Wolff an die früheren glücklichen Stunden in Weimar erinnern konnte. Am 30. October Abends ſieben Uhr ſchied ich mit wahrem Danke aus dem höchſt gaſtfreien Hauſe, in welchem mir ſo viel Güte zu Theil geworden war, und verließ die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, den Ort worin man ſehr viel lernen kann, aber ſchwer zum Genuß kommt."

---

Neue Hoffnungen für die Zukunft knüpften ſich an dieſen Berliner Aufenthalt. So wenig Immermann die Schattenſeiten des dortigen Zuſtandes überſah, ſo lebhaft war dennoch wieder der Wunſch in ihm lebendig geworden, in eine Gemeinſchaft zu treten, die ſeinem Geiſte die reichſte Nahrung geboten hatte. Aber er ſah Berlin nicht wieder. Des Dichters Leben, das kaum die Mitte des Weges erreicht zu haben ſchien, neigte ſich ſchon dem Ende zu; die nächſten Jahre hielten ihn anſtrengende Arbeiten in Düſſeldorf gefeſſelt, und die wenigen Reiſen, die er überhaupt noch machte, hatten andere Ziele. Hätte der Tod ihn nicht wenige Wochen nach der Thronbeſteigung Friedrich Wilhelms IV. erreicht, ſo wäre ihm in Berlin wohl noch eine Wirkſamkeit eröffnet worden, wie ſie ſeinen Kräften und Gaben entſprochen hätte.

Die Tage vom 1. bis zum 5. November brachte er im Schooße ſeiner Familie in Magdeburg zu, ruhte im häuslichen Stillleben von dem langen Umherſchweifen aus, und ſammelte die reichen Eindrücke der Reiſe. Am 6. November trennte er ſich in Halberſtadt von den Seinen, und wandte ſich auf dem kürzeſten Wege dem Rhein wieder zu. Es war eine unangenehme Fahrt, die bei ſchlechtem Wetter, in unerquicklicher Geſellſchaft, und der aus Beidem hervorgehenden Mißſtimmung zurückgelegt wurde. In Hagen ſprang Immermann ungeduldig aus dem Poſtwagen, fuhr mit Extrapoſt weiter, hatte im Dunkeln den Anblick des von tauſend Lichtern glühenden Wupperthals, hielt Abends eilf Uhr vor ſeinem Hauſe, bekam nach ſtarkem Gebläſe des Poſtillons Einlaß, und betrat die eigne kleine Stube, ſonderbar geſtimmt.

# XXI.

## Vorarbeiten zur Umgestaltung des Düsseldorfer Theaters. Reisen nach Süd-Deutschland und Holland.

**Winter 1833 — Herbst 1834.**

Die Bewegung, welche einer Grundveränderung aller Verhältnisse voranzugehen pflegt, gab dem nun folgenden Winter das Gepräge, und die Unruhe, in die Immermann gerieth, war so groß, daß er Monate lang das Tagebuch ruhen ließ, welches während des vergangenen Sommers einen festen Anhalt bei der Darstellung seines Lebens bieten konnte. Als er nach langer Pause wieder das Bedürfniß empfand, sich Rechenschaft von dem Erlebten zu geben, war die Erinnerung der letzten Monate fast in ihm ausgelöscht. Doch suchte er die Bruchstücke, die wie aus einem halb vergessenen Traum auftauchten, niederzuschreiben, und die Stimmungen noch einmal zurückzurufen, welche sich seiner bei der Heimkehr im Herbst bemächtigt hatten.

„Nie habe ich den Contrast zwischen der freien weiten Welt und dem beschränkten zu Hause tiefer gefühlt," schreibt er, „als da gegen Mitternacht des 8. November das kleine Häuslein seine schmale Thür aufthat und der halb schlafende Bediente mir in das Stübchen leuchtete, wo etwas dumpfe Luft herrschte. Das Grundgefühl, was ich von der großen Reise mitbrachte, war eine gewisse Erkältung gegen eigenes Treiben und eigene Pläne, ent-

ſtanden aus der Anſchauung des vielen Wichtigen, was ſich denn doch auf dem Erdkreiſe hin und her begiebt. Dergleichen hält nun freilich nicht lange an, und bald hält der ſich ſelbſt fühlende Stolz wieder ſeinen Einzug, ohne welchen man auch nichts vor ſich bringt. Was ſoll ich von der Mißſtimmung der erſten Wochen ſagen? Einförmigkeit auf mannigfaltiges Weſen will nicht ſchmecken, das iſt das Ganze. Es geht auch vorüber.

„Ich las in dieſer erſten matten Zeit Folgendes: Günthers Gedichte. Eine Idee des derbfrommen Wüſtlings ſchien mir prächtig robuſt. Er macht Gott darüber Vorwürfe, daß er ſich nicht für zu groß halte, ſo einen armen Wurm, wie er ſei, zu verfolgen.

„Das Buch Rahel, in dem mir eine zwieſpältige verwickelte Natur entgegentrat, die mit mehr oder minder Glück verſucht, ihre individuellen Zuſtände allgemein verſtändlich zu machen. Lauter Gegenſätze; geborene Jüdin mit chriſtlichem Bedürfniß, ſchöner Geiſt ohne Darſtellungskraft, Demuth und Bewußtſein der Ueberlegenheit jedem Correſpondenten gegenüber, endlich ohne Grazie und darum nicht liebenswürdig, mit höchſtem Liebesbedürfniß. Das Ganze macht den Eindruck wie ein ſehr geſundes, ſubſtantielles Lebensmittel, woran zum Unglück aus Verſehen zu viel Pfeffer gethan worden iſt.

„Ende November ließ ich mein Zimmer zu den Leſeproben und Vorleſungen im ehemaligen Franziskaner-Kloſter einrichten. Schillers und Goethes Büſten wurden aufgeſtellt, Gemälde an die Wände gehängt, ein Tiſch gar ſchön drapirt, und über Berg und Thal des Fußbodens alte ausrangirte S.'ſche Teppiche zu prachtvoller Schmückung gebreitet. Dergleichen Einrichtungen unterhalten mich immer ſehr angenehm.

„Ich weihte den Saal mit einer Vorleſung des Egmont vor den Schauſpielern, die inzwiſchen eingerückt waren, ein. Einige Freunde und Bekannte waren außerdem zugegen. Das Local machte ſich beim Lampenlicht wirklich ganz hübſch. Die

Geſellſchaft (theatraliſche) war traurig componirt. Die erſten Fächer ohne ſelbſt nur leidliche Vertretung; dennoch beſchloß ich, wie man zu ſagen pflegt, Fuß beim Mal zu halten. Denn aller Anfang iſt leicht, nicht ſchwer, wie das Sprüchwort ſagt; die Fortſetzung, das Beharren iſt das Schwierige in den menſchlichen Dingen. Im Anfang reizt uns das Neue, Unbekannte ſelbſt zu ungewöhnlicher Spannung auf, bald aber erkennen wir auch in der glücklichſten Idee ihren nur relativen Werth, und nun heißt es mit dem Gefühl der Unvollkommenheit deſſen, wonach wir ſtreben, doch dafür wirken. Hier hilft dann wieder die Natur dem zur Thätigkeit Berufenen, eine gewiſſe Zähigkeit, ein Eigenſinn erwacht und tritt an die Stelle der urſprünglichen Wärme. Es wurde alſo beſchloſſen, auch in dieſem Winter mit einer durchaus unmuſterhaften Geſellſchaft Muſtervorſtellungen zu geben."

Felix Mendelsſohn, der ſchon im October ſein Amt als ſtädtiſcher Muſikdirecter angetreten hatte, war in den Theaterverein getreten und in den Ausſchuß gewählt worden. Er und Immermann bildeten ſeitdem das artiſtiſche Comité zur Leitung der Muſtervorſtellungen, deren erſte der Don Juan ſein ſollte. Die Proben zu dieſer Aufführung wurden gleichzeitig mit denen zum Egmont betrieben, und Mendelsſohn, deſſen junge Autorität erſt Wurzel ſchlagen mußte, hatte viel Tracaſſerien mit den Sängern. Als dieſe überwunden waren und die Oper auf's Sorgfältigſte vorbereitet zur Aufführung kam, brach bei der Vorſtellung am 19. December in ſtürmiſcher Weiſe der Widerwille hervor, den ein höheres Streben immer in der Maſſe finden wird, die ſich nicht in ihrer hergebrachten Indolenz und Behaglichkeit ſtören laſſen will. Die Erhöhung der Preiſe, die man für die Muſtervorſtellungen eingeführt hatte, gab den äußerlichen Vorwand zu den gemeinen Demonſtrationen, welche die Aufführung ſtörten. Pfeifen, Trommeln und Geſchrei aus dem Publikum beim Beginn des zweiten Aktes nöthigten den

Regisseur zu verschiedenen Malen, den Vorhang wieder fallen zu lassen, so daß Mendelssohn schon im Begriff war, den Taktirstock niederzulegen. Da gelang es endlich beim fünften Aufziehen den ordentlichen Leuten durchzudringen und die Ruhe so wieder herzustellen, daß unter tiefer Stille und bei steigendem Applaus weiter gespielt werden konnte. Als am Schluß Alle gerufen wurden, erschien dennoch Niemand. Mendelssohn erklärte, er werde die Oper, zu deren nächster Vorstellung alle Billets schon verkauft waren, nicht dirigiren, wenn nicht zuvor das Personal und er selbst Satisfaction erhielten; wiederum erklärte das Orchester, es werde nicht spielen, wenn er nicht dirigire; der Schauspieldirektor jammerte über den Ausfall der gehofften Einnahme, Immermann war empört gegen das Publikum. Die allgemeinste Verwirrung herrschte und die zweite Aufführung der Oper wurde vor der Hand ausgesetzt. In den nächsten Tagen war in Düsseldorf von Nichts die Rede als von dem Theaterskandal, die halbe Zeitung war voll Anzeigen darüber. Endlich nannte sich der Urheber der Störungen; es war ein Regierungssecretair, der vom Präsidenten stark gerüffelt wurde, eine Maßregel, die auch von anderen Chefs angewandt wurde, wo ihre Untergebenen der Theilnahme überführt oder verdächtig waren. Nachdem auf der anderen Seite der Verein zur Beförderung der Tonkunst ein Manifest erlassen, worin er um die Wiederholung der Oper bat, zeigte das Theater-Comité an, daß es sich sogleich auflösen werde, wenn wieder die geringste Unterbrechung in seinen Vorstellungen stattfände, kündigte aber die verlangte Oper an, die auf das Glänzendste vor sich ging. Mendelssohn wurde mit vielem Applaus empfangen, das Publikum rief nach einem Tusch, der dreimal gebracht ward; dann folgte fast andächtige Stille, nur von dem lebhaften Beifall unterbrochen, der alle einzelnen Nummern begleitete.

Der arme Immermann war leider nicht Zeuge des Sieges einer Sache, die Niemand sonst so lebhaft beschäftigt hatte als

ihn. Von einer Erkältung und von der gehabten Alteration hatte er ſchon am 21. December gegen Abend Fieberbewegungen verſpürt, aber Anfangs dieſelben nicht beachtet. Er trieb ſich noch im Sturm umher, trank Wein, und verfiel darauf in ein heftiges Fieber, was einen nervöſen Charakter annahm, und in welchem er zehn Tage lang lag. Namentlich ſeine Kopfnerven waren ſtark afficirt, ſo daß er ſich, auch als die Geneſung eintrat, noch lange vor der kleinſten geiſtigen Anſtrengung zu hüten hatte, und überhaupt nur mit großer Vorſicht wieder ſeine Arbeiten beginnen konnte.

„Weihnachten und Neujahr gingen unfreundlich und dumpf meinen glühenden Sinnen vorüber," ſchreibt er. „Ich hatte mehrere Nächte hindurch die Phantaſie: es läge Jemand bei mir im Bett, der eigentlich krank ſei und ſchwitze, ich ſelbſt wäre ganz geſund. In einer Nacht grub ich die Erde um in Griechenland am Olymp und wiederholte beſtändig die Worte: „„ἔργα καὶ ἡμέραι."" („Werke und Tage") didaktiſches Gedicht des Heſiodos.

„Viel Liebe und Theilnahme wurde mir in dieſer Krankheit zu Theil. Meine Freundin pflegte mich auf's Treulichſte, an den Arzt geſchahen von den verſchiedenſten Seiten Nachfragen wegen meines Zuſtandes; als er dazu Erlaubniß gab, hatte ich täglich, trotz des furchtbaren Wetters, Beſuch. Als ich wieder erſtand, war meine Stimmung, wie immer nach Krankheiten, eine ſehr milde; ich konnte mich darüber freuen, wenn mich Jemand auf der Straße grüßte. In jenen kranken Tagen hatte ich mich entſetzlich über meine finanziellen Verlegenheiten, die immer das Glück zum neuen Jahre bilden, geängſtigt, mir auch Vorwürfe über manche Härte und Ungerechtigkeit gegen Andere gemacht. Schade, daß ſolche Genügſamkeit nicht lange anhält, und daß Leben und Menſchen, wenn wir wieder mit ihnen compacter zuſammenhangen, uns bald wieder in die ſchlimme

Laune hineintreiben, weil ſie uns auch die gerechten Wünſche verſagen."

„Während der Krankheit und Reconvalescenz kam auch von außen viel Angenehmes. — Der Kronprinz ſandte ein paar artige Dankſagungszeilen für das ihm überſandte Reiſejournal, Seydelmann, den ich zum Gaſtſpiel aufgefordert hatte, ſagte zu. — Am Neujahrstage konnte ich den ſchönen Weihnachtskaſten öffnen, der mir von Hauſe geſchickt war, und durch meine noch umſtorten Sinne drang der Glanz der Liebe. — Prinz Friedrich ſchenkte mir in den Tagen der Herſtellung die Bildniſſe Hofers, Speckbachers und Haspingers mit ſchriftlichen, wohlwollenden Worten. — Varnhagen ſandte mir das Buch Rahel nebſt Auszügen aus Angelus Sileſius und St. Martin, die viel Bedeutendes enthielten. Im Angelus Sileſius fand ich folgenden Spruch, der meine ganze Seele tröſtet:

„Hab keinen Unterſchied! Heißt Gott, den Miſt verführen,
Der Engel thut's ſo gern, als rud'n und muſiciren."

---

„Das Wichtigſte aus der Periode meiner Krankheit iſt mir die Erinnerung an einen religiöſen Moment, an dem ich dumpfe, verzagende Zeiten hindurch feſthalten will. Ich will, da mein Inneres voll Schlacken iſt, mich nicht zu den Frommen, ſondern lieber zu den Sündern ſtellen, und daher nur wie Cromwell ſagen: Ich weiß, daß ich nicht verloren gehen kann, denn einmal wenigſtens habe ich mich im Stande der Gnade befunden.

„Es war kurz nach meiner Herſtellung. Ich ging gegen Mittag auf der Chauſſee nach Hauſe. Da fühlte ich auf einmal, ohne vorher an Gott gedacht zu haben, ſeine unmittelbarſte Gegenwart in mir, ſo daß ich nun ganz beſtimmt wußte: Er iſt. Und zwar nicht als Begriff, Idee, ſondern ſein Daſein iſt ein ganz reelles. Dieſe Anſchauung ſaß nicht im Kopfe, ſondern

mehr im Herzen, und ich wußte in jenem Augenblicke auch, daß, wir niemals Gott ſchauen werden, ſondern daß die Seligkeit darin beſtehen werde, daß Gott in uns, wie ein ewiges Pulſiren der Güte, Unſchuld und Schönheit, die Stelle unſeres fleiſchlichen Herzens einnehmen werde. Alles dieſes war keine Phantaſie, keine Speculation, ſondern eine faſt ſinnliche Gewißheit. Es dauerte nur wenige Sekunden, auch kann ich den Moment nicht näher beſchreiben, denn es würde doch nur auf ausſchmückende Trivialitäten hinauslaufen: aber es war ein wahres Gemüthswunder."

Immermann, deſſen Schriften immer Confeſſionen des innerlich Erlebten ſind, hat auch dieſen Moment einer geiſtigen Offenbarung in die Epigonen übergehen laſſen. Faſt mit denſelben Worten, mit welchen die noch friſche Erinnerung denſelben in ſeinem Tagebuch verzeichnete, finden wir jene Gemüthserfahrung in den Bekenntniſſen des Arztes ausgeſprochen. Aber erſt viel ſpäter verflocht ſich das eigene Leben mit der Dichtung, in dieſem Winter ruhte überhaupt die Production, und während im Vorhergehenden Alles, was Immermann angriff, ſich leicht und gut ineinander fügte, und zu gegenſeitiger Förderung diente, ſchien jetzt Alles zu ſtocken, woran er die Hand legte. Er hatte Mühe, an den Dingen feſtzuhalten, die nur durch ſtrenge Ausdauer fortzuführen waren, und im Sturm auf den Sonnenſchein zu hoffen, der nach demſelben wieder folgen werde. Selbſt die atmoſphäriſchen Einflüſſe deprimirten ihn, und um die etwas herben Stimmungen dieſes unliebſamen Winters zog ſich auch von außen ein ſeltſamer Rahmen. November, December, halber Januar brachten furchtbare Stürme, Regen und gewaltigen Waſſerſtand. Der Rhein trat in alle niedrigen Gegenden der Stadt. Im Februar war anfänglich das ſchönſte Frühlingswetter, Veilchen und Männertreu blühten, dann folgte ſtrenge Kälte.

„Sobald meine Kräfte wieder geſammelt waren," ſchreibt

Immermann im Rückblick auf die erſten Monate des Jahres 1834, „ging ich an Wiederaufnahme der durch die Krankheit unterbrochenen Vorbereitungen zum Egmont. Ein guter Kerker wurde dazu gemalt, Mendelsſohn probirte die complete Beethovenſche Muſik ſorgfältig ein, der Regiſſeur ſorgte für geſchmackvolles, ſelbſt brillantes Koſtüm und mit dieſem Apparate lieferten wir am 18. Januar, alſo am loyalſten aller Tage, die tragiſch-demokratiſche Schlacht. Es ging im Ganzen, wie es mit ſo mangelhaften Kräften gehen konnte. Eine gute Schularbeit, größtentheils correct, das, was ſich mit Methode und Anleitung zwingen läßt, ſogar vortrefflich, in der Hauptfigur leider ſchwach. Die Volksſcenen waren beſſer, als ich ſie je geſehen habe, das Publikum verhielt ſich lau.

„Am 2. Februar begann ich meine Vorleſungen vor etwa achtzig Perſonen mit Calderons Leben ein Traum. Ich hatte das Stück dazu eingerichtet, und nach der Bearbeitung, die den Luxus wegſchneidet, ſoll es hier einmal gegeben werden. Es machte viel Wirkung. Darauf bearbeitete ich Wallenſtein nach einem längſt durchdachten Plane. Ich zog das Mark der Piccolomini, welches mir im fünften Akt derſelben liegt, in das Stück, ſchnitt aus dem ferneren das Ueberwuchernde, Sentimentale weg, und brachte es dadurch auf die Theaterlänge. Der geſtiefelte Kater, den ich noch vor dem Wallenſtein vortrug, brachte große Fröhlichkeit hervor, Wallenſtein ſchien dagegen nur auf Apathie zu ſtoßen.

„Am 6. Februar kam Seydelmann an, und trat ſieben Mal auf. Carlos im Clavigo war ein großes Meiſterſtück zu nennen, die reinſte, feinſte, präciſeſte Zeichnung. Im Königsbefehl und als Cromwell in den Royaliſten gab er frappante hiſtoriſche Masken, Mephiſtopheles im Fauſt faßte er nicht fein, diplomatiſch Marinelliſch, ſondern ſchwer, erdig, zähe, mit einem knarrenden, diaboliſch thieriſchen Tone. In den Scenen mit dem Schüler, bei der Ausſtellung des Pacts, mit Martha vor-

züglich, wunderſam bizarr. Das Spiel bekam auf die Länge etwas Drückendes, was aber nicht an ihm, ſondern am Gedicht lag, welches in den Motiven knapper zugeſchnitten werden mußte, wenn man es geben wollte. Die Figur war den Leuten zu derb, welche ſich des guten Freundes in dieſer Geſtalt ſchämen mochten. Sie fiel aber auch, wegen des ſchwachen Spiels der Uebrigen, aus dem Rahmen.

„Auch bei der dritten Muſtervorſtellung: dem Nathan, betheiligte ſich der Künſtler. Er nahm den ganzen Charakter ſehr weich, mir faſt zu weich, der ich ihm gern etwas Judenwitz beigemiſcht ſehe, wodurch er auf eine andere Art, aber doch wie Shylock zu einer Art von Rächer ſeiner unterdrückten Nation an dem Uebermuthe bevorrechteter Kaſten wird. Das Stück wurde in drei Tagen zweimal gegeben; machte jedesmal volles Haus, erregte viel Reden hinüber, herüber, und gab den ſtrengen Katholiken und denen, die ſich gern ſo anſtellen möchten, viel Aergerniß. Der Patriarch ſollte ernſthaft, nicht komiſch ſein, meinten Einige.

„Als vierte Muſtervorſtellung wurde am 2. März unter Mendelsſohns Leitung der Waſſerträger gegeben, ging ſehr gut und machte viel Glück; dann bereitete ich für die fünfte die Braut von Meſſina vor. Ich kürzte in meiner Bearbeitung Manches an den Reden der handelnden Perſonen und der Chöre, worin wirklich hin und wieder leerer Luxus iſt. Bei der Vertheilung der Chorſtimmen richtete ich mich meiſtentheils nach der Schillerſchen Dispoſition, ohne mich jedoch ängſtlich an jene zu binden. Von einigen Stellen, wo der Schall von der Einzelrede bis zu zwölfſtimmigem Uniſono anwächſt, hoffte ich guten Effect. Am 6. April las ich das Stück vor den Schauſpielern vor, kam ſehr hinein und hatte ſelbſt großes Vergnügen von dem inhaltſchweren wohlberechneten Gedichte. Die Chöre gingen bei den Proben früher gut, als ich es dachte, wovon wohl die Urſache, daß alle Mitglieder muſikaliſch waren. — Aber ein

beſonderer Unſtern ſchwebte über dieſer Vorſtellung. Mehrere Mitwirkende wurden krank, ſo daß ich noch zwei Tage vor der Vorſtellung die Chorführer anders beſetzen mußte. Endlich war noch zu allem Unglück am Tage der Vorſtellung am 19. April zum erſten Male ſchönes warmes Frühlingswetter, ein Diner und ein Fackelzug, ſo daß das Stück vor halbleerem Hauſe geſpielt ward, und indiſch zu reden, einmal wieder der Krug im Faſſe der Danaiden ausgeleert worden war.

„In der Oſterwoche ſtürmte der bekannte Schauſpieler Unzelmann herbei und ſupplicirte um Engagement, welches ich ihm für den Reſt der Saiſon verſchaffte. Dieſer Menſch iſt mir eine ſonderbare, ordentlich tragiſche Erſcheinung. Vor zwanzig Jahren eine Zierde der Weimariſchen Bühne in ihrer damaligen höchſten Blüthe, ward er von uns jungen Leuten höchlichſt venerirt; wir ſchätzten uns glücklich, wenn er unſerem Gruße mit leichtfertigem Nicken dankte. Und nun? herabgekommen, verwildert, in Mißcredit, ſucht er meine Protection.

„Da er aus der alten Goetheſchen Schule iſt, und ich immer der Meinung bin, daß die Jugendrichtungen nie ganz aus der Seele zu tilgen ſind, ſo will ich es mit ihm im guten Glauben verſuchen, ihn auch für den nächſten Winter behalten und mein epigoniſches Werk mit ihm beginnen. Die hieſige künftige Bühne iſt eine Epigonie der Weimariſchen und es ſcheint daher zweckmäßig ſie mit einem Weimariſchen Ueberſtänder auszuſtatten.

„Am 26. April ſchloß Andreas Hofer die Reihe der Muſtervorſtellungen. Schirmer hatte dazu die Farbenſkizze eines Tyroler Proſpectus geliefert, den vier junge Landſchafter unter ſeiner Leitung ausführten, und der ſich ſehr hübſch ausnahm. Das Stück erfreute mich durch ſeine friſche Geſtalt und ein wirklich fortſchreitendes Leben. Es brachte viel Wirkung im Publikum hervor, namentlich der Schluß des vierten Aktes machte ſich ſublim. Nach der Vorſtellung wurde Weymar, der den Hofer als Gaſt gab und ganz gut geſpielt hatte, gerufen; und

als er erſchienen war und ſich herkömmlich bedankt hatte, riefen mehrere Stimmen meinen Namen. Nun machte ich, daß ich fortkam, lief auf die Straße und trieb mich dort, vom Inſtinkt gefeſſelt, wohl fünf Minuten umher. Als ich auf das Theater zurückkehrte, kam mir eine Schauſpielerin (Mad. Meiſinger) mit einem Lorbeerkranze entgegen, und reichte mir denſelben mit einigen Worten, die ich in der Ueberraſchung und Verwirrung nicht verſtand. Stückweiſe, nach und nach, zum Theil erſt zu Hauſe, erfuhr ich den Hergang, der ſich zugetragen hatte, während ich auf der Gaſſe geweſen war. Auf allgemeinen Ruf meines Namens hatte der Vorhang unter einem Tuſch von Trompeten und Pauken ſich gehoben, Mad. Meiſinger war mit einem Lorbeerkranze aufgetreten, und hatte nachſtehende Verſe recitirt:

„Dem Dichter weihet heut des Dankes Lohn,
Der eines treuen Volkes treues Bild
Euch aufgeſtellt im friſchen Farbenglanz!
Er iſt euch nah — des Vaterlandes Sohn!
Und eines Jeden Wunſch glaub' ich erfüllt,
Bring ich in eurem Namen ihm den Kranz.

„Der Auftritt erſchien Manchen nicht ganz ſchicklich, allein ich konnte nicht darauf ſchelten, weil ſich doch in ihm ein Zeichen regte, daß die Maſſe einmal von etwas Edlerem als gewöhnlich bewegt war, und mir war der Abend ein ſehr erfreulicher geweſen."

---

Der Winter war in ſeinem ganzen Verlauf arm geweſen an geiſtigen und gemüthlichen Bereicherungen. Immermann hatte wieder erfahren, daß ihm der äußere Trouble nicht viel geben konnte, und daß der wahre Gewinn eigentlich nur in ſtiller Einſamkeit zu machen ſei. Die öffentlichen Vorleſungen,

die er am 2. April mit Oedipus in Kolonos beendigt hatte, waren in diesem Jahre von weniger Theilnahme begleitet worden als im vergangenen. Der Saal war wiederholt nicht gefüllt gewesen und blieb auch das letzte Mal nur mäßig besetzt. Er nahm sich demnach vor, wenn in Zukunft einmal wieder dergleichen zu Stande käme, zu jeder einzelnen Vorlesung einzuladen, da ihm aus dieser Erfahrung hervorzugehen schien, daß die Menschen nichts zu schätzen wissen, was ihnen mit vollen Händen geboten wird. Um einen festen Halt in dem Wirrwarr des Augenblicks zu gewinnen, beschloß der Dichter am zweiten Osterfeiertage, wieder Hand an die Epigonen zu legen, und keinen Tag ohne eine Zeile hingehen zu lassen und befolgte diesen Vorsatz treulich. Die Arbeit behagte ihm, schritt kräftig vorwärts, und am 11. April, gerade am Hermannstage verlobte er seinen Helden Hermann mit Cornelie. Durch die zerstreutesten Arbeits-, Schreib- und Sorgen-Monate des Sommers schlich diese Beschäftigung wunderbarer Weise weiter, und in den ersten Tagen des Juli war das vierte Buch des Romans fertig geworden.

Sehnsucht nach Einsamkeit, das Verlangen sich an selbstständigem Lernen und Arbeiten aufzuerbauen, und dann wieder Niedergeschlagenheit über Mangel an Erfolg bei Mühen und Anstrengungen treten in den Briefen und Notizen dieser Zeit hervor. Es ist darin nicht zu verkennen, daß eine erhöhte Reizbarkeit die unvermeidliche Folge der widerstrebenden Elemente war, durch welche sich Immermann hindurcharbeitete, und daß diese in dem Verkehr mit seinen Freunden zu manchen kleinen Mißstimmungen führte. Namentlich trat dieselbe denen gegenüber hervor, welche mit Sorge seine Thätigkeit für das Theater betrachteten, und ihre warnende Stimme dagegen hören ließen.

„Mein näherer Umgang," schreibt er dem Bruder, „ist zur Zeit nur auf Frauen beschränkt. Die Männer, die nicht

ſchwach und unbedeutend ſind, ſind ſo ſtarke Egoiſten wie ich ſelbſt einer bin, was denn keine Harmonie geben kann. Wenn ich von Egoismus ſpreche, ſo will ich unter dem meinigen verſtanden wiſſen, daß man das, was mit meinem Weſen zuſammenhängt, verſtehen, nicht von fremdartigen Geſichtspunkten herab, anſehen, und wo es Noth thut, in meine guten Abſichten eingehen ſoll, und ſolchen Antheils kann ich mich nicht gerade erfreuen. Es thut aber nichts. Iſt man auch einmal ſtreckenweis allein, ſo findet ſich nachher doch wieder Geſellſchaft."

Die Freundſchaft der Frauen, beſonders der Frauen in reifern Jahren erſchien Immermann überhaupt als ein Segen ſeines Lebens, und er gedachte gern vieler rührender Beweiſe von Aufmerkſamkeit und Zuneigung, die ihm von Solchen zu Theil wurden, welche durch ſeinen Ernſt und ſeine Gedankenſchwere nicht eingeſchüchtert, durch ſein verſchloſſenes äußeres Weſen drangen und das eigentliche Bedürfniß ſeiner Seele erkannten. Auch an ſeinem diesjährigen Geburtstagsfeſte, an welchem er das achtunddreißigſte Jahr erreichte, verbanden ſich Frauen zu beſonderen Feier des Tages, und anmuthige Ueberraſchungen begrüßten ihn ſchon beim Erwachen. Als er in der Morgenfrühe durch das Fenſter ſah, war der Garten mit Kränzen und Guirlanden geſchmückt, Verſe flatterten an den Bäumen, ſelbſt die ehrwürdigen Häupter des Plato und Ariſtoteles, die unter denſelben ſtanden, trugen friſchen Schmuck, Geſchenke bedeckten den Gartentiſch, von Blumentöpfen umgeben. Viſitenkarten, wodurch Apoll, Grazien, Muſen ihren Beſuch anmeldeten, lagen den griechiſchen Weiſen zu Füßen, und unter ihnen eine Karte der Themis mit dem Zuſatze: u. A. z. n.

Das Verhältniß zu dieſer Göttin machte aber gerade Immermann in dieſem Augenblicke viel zu ſchaffen. Schon Anfang März war von Seiten des proviſoriſchen Theatervereins unter der Hand bei ihm angefragt, ob er die Intendanz einer zu bildenden ſtädtiſchen Bühne übernehmen werde. Auf ſeine

im Allgemeinen zuſtimmende Antwort hatte ſich der Verein definitiv conſtituirt und ein Statut feſtgeſtellt, nach welchem die Stadt, welche die Eigenthümerin des Hauſes war, das Theater als ſtädtiſche Anſtalt gründete. Die Mittel zu dieſer Gründung ſollten durch ein Actiencapital von mindeſtens 10,000 Thalern beſchafft werden, die Dauer des Unternehmens, an deſſen Spitze ein Verwaltungsrath ſtand, wurde vorläufig auf fünf Jahre feſtgeſetzt, und ſeine artiſtiſche Leitung ſollte außer dem Intendanten einem Muſikdirector anvertraut werden.

Von vorn herein mußte darauf verzichtet werden die Theilnahme der Düſſeldorfer für die Bühne auch während der Sommermonate in Anſpruch zu nehmen, und die nächſte Aufgabe war für die Dauer derſelben ſich mit einer der Nachbarſtädte zu verbinden, theils um die Koſten der Erhaltung zu ermöglichen, theils auch um die Schauſpieler in fortlaufender Thätigkeit zu erhalten. Als man die Frage an Immermann ſtellte, ob er ſich dazu verſtehen werde, nur eine beſtimmte Anzahl von Schauſpielern und Sängern feſt zu engagiren, das übrige Bühnenperſonal aber jedesmal nach beendigter Theaterperiode zu entlaſſen, hatte er erklärt, daß eine ſolche Maßregel ihn auf die ihm zugedachte Ehre der Intendanz müſſe verzichten laſſen. Er ſprach aus, daß es unmöglich ſei mit Eifer und Erfolg ſeine Aufgabe durchzuführen, wenn die Bühne ſich jedes Jahr in dem Augenblick auflöſen müſſe, wo ſie nach dem bekannten Laufe der Dinge erſt anfinge das zu ſein, was man etwa ein gutes Theater nennen dürfe. Ein ſolides Repertoir könne nur entſtehen, wenn eine Geſellſchaft mit einem Vorrathe wohleinſtudirter Stücke in die Theaterperiode einträte und hierdurch die Muße gewönne, während derſelben ſich Neues „ohne Uebereilung gründlich anzueignen.“ Auch fürchtete er ſelbſt bei den bleibenden Mitgliedern „den Mißmuth, welcher für den wahren Künſtler nie ausbleibt, wenn er ſich zur Unthätigkeit verurtheilt ſieht. Seine Kunſt iſt ihm das Leben,

und er geht wirklich zurück, wenn er nicht in ununterbrochener Uebung bleibt."

Nachdem durch dieſen Ausſpruch die Frage über die Bildung eines ſtehenden Perſonals erledigt war, und Mendelsſohns Betheiligung dem Unternehmen geſichert ſchien, mußte Immermanns Verhältniß zu demſelben definitiv geordnet werden. Es ſchien ihm kaum möglich in ſeinem bisherigen Dienſtverhältniſſe zu bleiben, wenn er ſich entſchloß die Leitung des Düſſeldorfer Theaters zu übernehmen, und fand ſich kein Ausweg dieſe Entſcheidung wenigſtens hinauszuſchieben, ſo hatte er zu wählen, ob er einer äußerlich geſicherten Zukunft oder den Intereſſen entſagen wolle, mit denen ein Stück ſeines innern Lebens eng verſchlungen war. Viele warnende Stimmen wurden laut, alle ſeine Freunde verbündeten ſich gegen ihn, als er von dem Vorſatz ſprach den Staatsdienſt zu verlaſſen, und beſtimmten ihn, den Antrag abzulehnen: die Intendanz des Theaters auf fünf Jahre definitiv zu übernehmen.

Nach reiflicher Ueberlegung ſchien es auch ſelbſt im Intereſſe der Sache gerathener, vorläufig einen proviſoriſchen Zuſtand eintreten zu laſſen. Er erklärte ſich bereit ein Jahr lang die Intendanz des Theaters im Auftrage des Verwaltungsrathes zu führen, und wünſchte ſeine feſte Anſtellung als Städtiſcher Beamter von dem Erfolge des Unternehmens in dieſem Zeitraume abhängig gemacht zu ſehen. Es war wahrſcheinlich, daß ſich während deſſelben erweiſen werde, ob das Unternehmen ein äußerlich haltbares ſei, und wenn das nicht der Fall war, ſo wünſchte er ſich den Rücktritt in ſein Staatsamt offen zu halten. Auf dieſe Weiſe wurde dem Theaterfonds im Falle des Mißlingens die Laſt ſeines fortlaufenden Gehaltes, ihm ſelbſt das widrige Gefühl erſpart, von fremdem Gelde leben zu müſſen, ohne etwas dafür zu leiſten. Der Verwaltungsrath ſtimmte dem Vorſchlage Immermanns bei; zu deſſen Ausführung nun der Dichter verſuchte einen einjährigen Urlaub

zu erhalten. Er wandte ſich an den Juſtizminiſter und bat um die Erlaubniß ſein Staatsamt ein Jahr lang durch einen Stellvertreter verſehen zu laſſen. Sein Geſuch wurde durch den Prinzen Friedrich dem Miniſter Kamptz zur beſonderen Befürwortung bei dem Könige übergeben, und nach längerem Warten lief die Bewilligung ein.

Kaum waren die Verhandlungen mit dem Verwaltungsrathe beendigt, ſo nahm für Immermann ein wahres Hetztreiben ſeinen Anfang. Beſtändiger Zulauf von Menſchen, Zudrang von Briefen, Engagements, Unterhandlungen und Konferenzen gaben ihm beinah das Gefühl, als habe ſich ſeine Seele gänzlich in die äußere Haut gezogen. Deshalb verbannte er auch Specialia aus dieſer trocknen, vielbewegten Zeit von ſeinen Erinnerungsblättern, und nur bisweilen drang ein Seufzer in die Aufzählungen ſeiner Beſchäftigungen ein. „Könnte man doch," ſagt er einmal, „den Strom des Geſchäftslebens durch einen Filtrirſtein zu ſich heranleiten; aber man muß alle Unreinigkeiten mit ausſchlürfen. Ein ſolches Leben iſt wie ein Rauſch mit ſeinen Folgen. An jedem Tage hat man eine Art von Katzenjammer, den man dann wieder für kurze Zeit dadurch vertreibt, daß man ſich von Neuem in das Getriebe begiebt."

Die alten Freunde Kortüm und Kohlrauſch brachten durch erfreuliche Beſuche angenehme Unterbrechung in die Arbeit, die bei furchtbarer Hitze im Juni und Juli beſonders ſchwer auf Immermann laſtete. Indeſſen ſchrieb er doch dazwiſchen „Düſſeldorfer Briefe" über das Buch Rahel und die erſten Bände des Goethe-Zelterſchen Briefwechſels für Härings Journal; ordnete die Aufſätze „Ahr und Lahn" und „Blick in's Tyrol" für die geſammelten Schriften, arbeitete die „Verſchollene" um, und las vierundfünfzig Theaterſtücke der allerverſchiedenſten Art, von denen ſich auch eine ziemlich große Anzahl nach und nach zur Aufführung qualificirt zeigte.

Einige Engagements neuer Schauſpieler wurden noch im Juli gemacht, und gleichzeitig viele Bücher gekauft, alphabetiſirt und katalogiſirt. Dann reiſte Immermann am 29. Juli von Düſſeldorf ab, theils um noch einige Theater kennen zu lernen, theils um auch auswärts Kräfte für ſein Inſtitut zu gewinnen. Er hatte dem Juſtizminiſter ſein Vorhaben in Betreff der ſtädtiſchen Bühne mitgetheilt, und um einen dreimonatlichen Reiſeurlaub gebeten, welcher ihm mit einem ſchmeichelhaften Handſchreiben gewährt worden war. Ohne dieſen würde es unmöglich geweſen ſein, den Anforderungen der nächſten Monate zu entſprechen, in denen die äußerlichen und praktiſchen Vorbereitungen für ſeine Aufgabe zu bewältigen waren.

Die Reiſe führte zuerſt nach Aachen, wo Immermann kaum angelangt war, als die Schauſpieler förmlich zu ihm ſtrömten, und wo möglich nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch Vettern, Baſen und Schätzchen anbringen wollten. Von Aachen ging er nach Wiesbaden, und es gelang ihm in Frau Lauber-Verſing eine erſte Liebhaberin zu gewinnen, welche allen künſtleriſchen Anſprüchen zu genügen fähig war, und unter Immermann's Leitung eine der Zierden der Düſſeldorfer Bühne wurde. In Karlsruhe, dem nächſten Reiſeziel, gerieth er abermals ganz zwiſchen die Comödianten und Muſikanten, unter denen die ſchöne Geſtalt der noch blühenden und reizenden Madame Haitzinger ſich aus den geringeren Perſönlichkeiten ſehr entſchieden hervorhob. Die Künſtlerin berührte durch anmuthige Friſche des Weſens Immermann höchſt angenehm; bezeigte ſich ihm freundlich und liebenswürdig, und ſagte ihm unter Anderem in einer gütigen Laune: er ſei der ſchönſte Dichter, den ſie geſehen.

Immermann hatte auf der bisherigen Reiſe fortwährend unter dem Drucke der ſtechendſten Sommerhitze gelitten, und fand ſich auf's Wohlthuendſte in reine balſamiſche Luft verſetzt, als er das Thal erreichte, in welchem zwiſchen den ſanfteſten

ſchönſten Hügeln Baden liegt. Wie einen erquickenden Trank ſchlürfte er dieſe Luft ein und genoß die Reize der Gegend; nur mit dem Theater fuhr er ſchlecht, denn der Intrigant, dem er bis hierher nachgegangen, ſpielte nur in einer Wiener Farce.

Nachdem der Reiſende vierzehn Tage lang ausſchließlich mit Schauſpielern verkehrt hatte, und alle Geſpräche ſich um einen Punkt bewegt hatten, war es ihm ſehr erquicklich, bei der Rückreiſe auf Burg Rheinſtein wieder in den Kreis alter Freunde zu treten. Prinz Friedrich, welcher ihn auf die Burg geladen, war zwar abweſend; aber der Hofmarſchall von Pritzelwitz führte ihn durch die einzelnen Theile der Burg, die auf ſchmalen Felsvorſprüngen erbaut, durch Gänge, Treppen und Stufen verbunden ſind. Als er die ſchmalen Treppen erſtieg und die kleinen Räume durchwanderte, die ganz vollgeſtopft ſind von allerhand hübſchen mittelalterlichen Sachen, war es ihm, als würde das vierte Buch der Epigonen um ihn lebendig. Der abgeſperrte, einſame, zum Theil unbequeme Zuſtand in der Nähe der Adler und Geier wollte ihm aber wie eine ſeltſame mythiſche Dynaſtenlaune des Herrn ſcheinen; und als ſich ihm auf einer Fahrt nach Kreuznach das Bild des fruchtbaren geſegneten Wein-, Acker- und Obſtbaulandes aufthat, erquickte ihn die einfache Größe der Natur wunderſam. Es däuchte ihm lieblicher im Thale zu bleiben, als mühevoll jene luftig hohe Spitze zu erklimmen, auf welcher das Leben für ſein Gefühl ein künſtliches blieb.

Tief in der Nacht erreichte Immermann am 15. Auguſt Düſſeldorf wieder. Sein ganzer Schreibtiſch war mit Theaterbriefen bedeckt, und ſein erſtes Geſchäft war die Uebernahme des Theaterinventars, deſſen Bücher und Muſikalien in einem Zuſtande gräulicher Unordnung waren, und mit viel Geduld und Mühe in leidlicher Weiſe zum Gebrauch reſtaurirt werden mußten. Darauf wurde mit Mendelsſohn das erſte Repertoir ent-

worfen, es wurden Einkäufe eingeleitet und viele andere äußerliche Geſchäfte geordnet. Bei allem dieſen war er unermüdlich, hielt auch das Kleinſte nicht der Beachtung unwerth, freute ſich jedes Erfolges und machte mit praktiſchem Blicke die verſchiedenſten Menſchen an der richtigen Stelle nutzbar. Zwiſchen Sammt und Zindel, Decorationen und Setzſtücken vergraben, von den widerſprechendſten Anforderungen hin- und hergezerrt, blieb er in ſich geſammelt, und war z. B. fähig, den eben erſchienenen zweiten Theil von Ranke's „Fürſten und Völker von Südeuropa" zu leſen und ausführlich zu excerpiren. Auch die Epigonen rückten gemeſſen fort, und gediehen bis zu der Erſcheinung Medons im fünften Buche. Als aber unter dieſen Beſchäftigungen die zweite Hälfte des Auguſt und die erſte des September verſtrichen war, nahm Immermann noch einmal den Wanderſtab in die Hand. Seit Jahren war eine Reiſe nach Holland projectirt, die jetzt freilich nur im Fluge zur Ausführung kommen ſollte, da nicht mehr als ſieben Tage für dieſelbe beſtimmt werden konnten. Gräfin Ahlefeldt und eine Freundin derſelben begleiteten den Dichter, und am 18. September führte das Dampfboot ihn rheinabwärts. Noch nie war Immermann in dieſer Richtung über die nächſte Umgegend hinausgekommen, denn wenn er ſich einmal hatte frei machen können, ſo war der Zug nach Süden immer noch ſtärker geweſen als die Anziehungskraft des ſeltſamen Niederlandes. Jetzt wurde innerhalb weniger Tage das Unglaubliche in Ausbeutung deſſelben geleiſtet; Rotterdam, der Haag, Amſterdam, waren die Hauptpunkte, auf welchen man wenigſtens einen Eindruck von ihrer Phyſiognomie und dem Werth ihrer Sammlungen zu gewinnen ſuchte. In Rotterdam hatte Immermann zum erſten Mal den prächtigen Anblick großer Kauffahrteiſchiffe, und in den Docks bei Amſterdam ſah er Kriegsfahrzeuge, freilich nur im Bau begriffen, die ihn ſo intereſſirten, daß ſein Reiſetagebuch lange dabei verweilt. Hatte ihn im vergangenen Jahre in den Bergen Tyrols die Geſtalt

ſeines Hofer begleitet, ſo wurde er hier die Gedanken an ſeinen Czar Peter nicht los, und er konnte nun erſt recht fühlen, welche mächtige Wirkung der Anblick dieſer großen, geregelten Marine-Arbeiten auf einen ſtarken, heftigen Geiſt machen mußten, der ſeinem ungeheuren Reiche Luft am Meere machen wollte. Er empfand eine große Sehnſucht nach Saardam, der Wohnſtätte jenes gewaltigen Mannes. Sie mußte aber unerfüllt bleiben bei der Eile, welche das Geſetz dieſer Reiſe war. Unter den Eindrücken derſelben hob ſich ihm aber ein Moment über alles Sonſtige hinaus, das war der Anblick des Meeres, welcher ihm bei Scheveningen zum erſten Mal zu Theil wurde.

„Wir fuhren, da ſchon der Abend herannahte, Scheveningen und dem Meere zu," heißt es in ſeinem Reiſejournal. „Auf einem Sandwege zwiſchen Bäumen kamen wir in ein ärmliches Dorf, hinter welchem ſich Sandberge erheben. Der Wagen fuhr einen derſelben hinan, und der Ocean lag vor mir. Der erſte Gedanke, den ich bei dieſem geradezu unbeſchreiblichen Anblick hatte, war mehr ein Gefühl, daß nun das Land zu Ende ſei, und daß eine ganz neue Welt unendlicher Beziehungen beginne. Es ſtrömte, obgleich ruhig, mit gewaltiger Majeſtät gegen die Küſte, die Bewegungen dieſer Schaumwellen waren langſam, groß und graziös, der Ton war ein aus unendlicher Ferne anwachſendes Brauſen. Es hatte eine ſchwärzlich-graue Farbe und über dieſer weiten Fläche und den Dünen ruhte ein windiger, wolkengrauer Abendhimmel. Den Blick zur Seite wendend, beſchaute ich die Kette der Dünen, welche hier Holland beſchützen. Dieſe weit ſich ſtreckende Reihe von Sandbergen ſah aus, wie verſteinerte Meereswogen. In dieſem wüſten Boden keimt Nichts als Ginſter, ſo liegen die Waſſer- und Landwüſte nebeneinander da, und in meinem Leben wüßte ich keinen Eindruck, der mit einer ſo erhabenen Traurigkeit in mein Herz gezogen wäre. Aus den Fenſtern unſeres Wirthshauſes hatte ich den Blick auf das große Meer, und zu den-

ſelben ertönte ſein Brauſen. Ich trieb mich den Abend, nachdem es dunkel geworden war, noch viel im Freien umher. In den Dünen ſind vom Winde tiefe Keſſel geweht, darin hätte ich gern geſchlafen, um recht mit dem erſtaunlichen Naturphänomen zuſammenzuwachſen. Man bekommt wie von ſelbſt dabei die Vorſtellung, dieſe Wogen ſtrömen vom Eismeer und gehen nach dem Südpol; das Bild der ganzen Erde ſteigt vor Einem auf. Zugleich dachte ich, dem ſonſt der Selbſtmord widerſteht, daß es leicht ſein müſſe, ſich in das Meer zu ſtürzen und an dieſer Unendlichkeit ſein Daſein auszulöſchen.

„Am andern Morgen war es windig und nebelgrau, das Meer aber hatte in ſeiner Mitte und am Saume des Horizontes eine ſilbergrünliche Farbe. Die Fluth warf Muſcheln, Seekrebſe, Tang aus, welches Alles ſorgfältig geſammelt wurde. Schon um 11 Uhr Vormittags mußte ich von einer Stelle ſcheiden, an welcher ich gern einige Tage feſtgewachſen wäre. Im vorigen Jahr ſah ich faſt um dieſelbe Zeit die Alpen; ſie haben mir Ehrfurcht und Bewunderung eingeflößt, aber doch eigentlich nur wie ungeheure Gewichte in meiner Bruſt gelaſtet. Das Meer hat mich dagegen wie ein uralter Bekannter unbeſchreiblich angezogen. Heine's Leidenſchaft für die Nordſee fiel mir bei, und ich bin verſucht, in ihm, in dem ſo Vieles nur willkürliche Aneignung iſt, doch dieſes Gefühl für wahr zu halten."

Mit ſehr erſchöpften Kaſſen, denn man hatte die Theuerung, auf die man vorbereitet zu ſein glaubte, doch über alle deutſchen Begriffe gefunden, würgte man ſich von Arnheim aus mit der Schnellpoſt, durch zum Theil unergründlichen Sand ſchneckenartig gen Düſſeldorf durch, und langte dort am 25. September wieder an.

„Jenes ſonderbare Land, wenn auch nur ſo flüchtig geſehen zu haben, iſt mir ſehr viel werth," ſchreibt Immermann, „denn es gehört einmal wieder zu den Dingen, von welchen uns auch

die beſte Beſchreibung kein Bild giebt. Es reizt, beſchäftigt, unterhält auf jedem Schritt, aber man empfindet nicht die geringſte Sehnſucht, dahin zurückzukehren. Jeder Schmelz und aller poetiſche Duft fehlt, ich hörte nicht eine einzige Sage erzählen. Ihre Befreiungsgeſchichte iſt ihre Sage."

# XXII.

## Eröffnung des Theaters. Mendelssohns Rücktritt. Grabbe.

### 1834.

Bei seiner Rückkehr aus Holland fand Immermann Briefe aus der Heimath, die ihn schwer bedrückten, und ihn zugleich dankbar empfinden ließen, daß er von dem Vorwurf völlig frei war, in der Begeisterung für die Bühnenthätigkeit die Sorge für seine Zukunft versäumt zu haben. Mutter und Geschwister zeigten sich voller Sorge um ihn. Neben den Bedenken, welche die Mutter über die künftige äußere Existenz des Sohnes hegte, waren in dem ernsten Gemüth Ferdinands auch innerliche Zweifel über den Schritt des Bruders erwacht. Er durfte diese nicht verschweigen, obgleich er sich bewußt war, daß er jenem leicht wehe thun werde, wenn er die Schatten der Verhältnisse hervorhob, in welche derselbe einzutreten gewillt war. Die äußere Trennung hatte das Verhältniß der Familie zwar im tiefsten Grunde unberührt gelassen; aber leider gab es einen Punkt in Immermanns Leben, den man in den letzten Jahren gar nicht, oder nur schüchtern berührt hatte. Aus diesem Schweigen ging eine wunde Empfindung hervor, und ein leiser Zwang ließ alle persönlichen Verhältnisse mit einer Befangenheit behandeln, die sich auch in den Besprechungen geltend machte, zu denen in diesem wichtigen Augenblicke die Pflicht

der Liebe zu treiben ſchien. In einem ausführlichen Briefe an Ferdinand ſuchte Immermann die Seinen zu beruhigen, als er am 11. September ſchrieb:

„Der Plan zu einer neuen kunſtmäßig organiſirten Anſtalt, und der Entſchluß, die Intendanz derſelben zu übernehmen, hat in mir nicht etwa das Alter weniger Wochen oder Monate, ſondern er wurde von mir ſeit anderthalb Jahren Tag für Tag unverrückt verfolgt, bis er im Laufe dieſes Sommers zur Ausführung gedieh. Ich ſchwieg davon gegen Jeden, der nicht darum wiſſen mußte, weil man bei Dingen, die nicht im gewöhnlichen Geleiſe geſchehen, und für die man ſich gleichwohl mit Beſtimmtheit entſchieden hat, den Kummer, der in der Regel bei der Entdeckung eintritt, Anderen und ſich ſo lange als möglich erſparen muß. Es war mit jenem Entſchluß anfänglich auch der verbunden, meine Juſtizſtelle niederzulegen. Nach mancher Ueberlegung habe ich aber gefunden, daß auch die außerordentlichen Schritte (wie nun der meinige, freilich mir nicht recht erklärlich in den Augen der Welt ſein ſoll) am eheſten gerathen, wenn man ſie ſo allmälig als möglich thut. Ich habe daher zwar das Intendanzgeſchäft übernommen, aber in Betreff meiner Stelle mir vorläufig ein Jahr Urlaub erbeten und darf auf eine Gewährung hoffen, die mir den Rücktritt möglich macht.

„Es liegt mir nun ob, mein Verfahren zu rechtfertigen, und ich glaube dies zu können, wenn ich an meine Individualität und Lebensſtellung einestheils erinnere, anderentheils über das Allgemeine der Sache, der ich einen bedeutenden Theil meiner Kräfte zu widmen beabſichtige, meine Ueberzeugung darlege.

„Seit mehreren Jahren iſt mein innigſter, Tag und Nacht genährter Wunſch geweſen, mein Juſtizamt zu verlaſſen. Ich habe daſſelbe keineswegs gewählt, ſondern dieſer ſogenannte Beruf iſt mir durch den Tod meines Vaters und die Nothwendigkeit, mein Brod zu verdienen, aufgezwungen worden.

So lange die leichtſinnige Jugend, welche alle Gegenſätze ſich verbirgt, dauerte, ging es damit leidlich, als aber die Jahre erſchienen, in denen der Menſch nicht mehr zum Schein, ſondern ernſtlich fragt: Was biſt du? Was treibſt du? Wie ſteht es mit dir? da wurde es anders. Ich will über dieſen Punkt, der mir bittere Qualen bereitet hat, von denen Niemand etwas wiſſen kann, der nicht auf eine ähnliche grauſame Art geprüft worden iſt, nicht weitläufig werden und meine Faſſung behalten. Es genüge Dir zu wiſſen, daß ich ſchon ſeit zwei Jahren und ſeitdem ſtündlich mir ſagte: Es geht nicht mehr. Dies iſt ein Wort, das, wenn es kein Schwächling ausſpricht, ſondern ein Mann, der ſeine Vernunft und ſeine Jahre beiſammen hat, der Andere glauben muß, wie ich Dir glaube, wenn Du ſagſt: Ich habe Schmerzen. Das Recht iſt eine Sache, die mich nicht beſchäftigen konnte und kann, meine ganze Natur beruht auf dem Beſtreben, praktiſch und dichtend etwas hervorzubringen, was den Zuſtand der Welt und der Menſchen erhöht. Dieſes Productive in mir, welches das Beſte in mir iſt, ſtieß ſich aber beſtändig an jenem äußeren Berufe wund, die Kräfte arbeiteten nicht, wie es ſein ſoll, im Einklang, ſondern wider einander, das lebloſe trockene Geſchäft begann mich innerlich zu erkälten und auszutrocknen. Die Spezialia, welche gerade hier die Unleidlichkeit ſteigerten, verſchweige ich gern und muß von denſelben nur den einzigen Umſtand anführen, daß ich verurtheilt war, während der Zeit, welche die Aſſiſen währten, in Sitzungen, die oft von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Nachts dauerten, als todter Figurant dazuſitzen.

„Das, was der Mann nach Außen ſcheint, ſoll er innerlich ſein, und ein Richter, der mit unbeſieglichem Widerſtreben im Herzen ſein Amt verſieht, iſt kein rechter Richter. Das geſchilderte Verhältniß war daher nicht ein Kreuz, wie Du es geduldig zu tragen anräthſt, ſondern ein unſittlicher Zuſtand, welchen aufzuheben, ſobald es möglich war, die Pflicht gebot.

Dieſes Gefühl der Pflicht iſt bei der eingetretenen Wendung der Dinge weit mehr in mir thätig geweſen, als Du vielleicht meinſt.

„Auf mannichfache Weiſe habe ich verſucht, mich zu befreien. Meine Schriften legten das Zeugniß ab, daß ich allenfalls im Stande ſei, von großmüthiger Hand richtig verwendet, mir zum Genügen, Andern zum Nutzen, etwas zu leiſten. Jedes Staatsamt wäre mir willkommen geweſen, welches mir eine liberale Beſchäftigung gewährt hätte. Ich ließ meinen Wunſch, im auswärtigen Departement angeſtellt zu werden bei St.... fallen, ich äußerte gegen mehrere Männer, welche in dieſen Dingen Einfluß haben, daß mir jeder Poſten an einer öffentlichen Sammlung oder Bibliothek erwünſcht wäre. Meine Gedanken flogen nicht hoch, ich hätte mit Vergnügen inventariſirt und catalogiſirt, weil ich doch da Gegenſtände vor mir hatte, zu denen ich in einem Bezuge ſtand.

„Indeſſen war Alles vergebens, es fand ſich kein Helfer und Gönner und ich mußte es Thorheit nennen, noch auf einen Hochgeſtellten zu warten, der Luſt hatte, mich in einen mir gemäßen Lebenskreis zu verſetzen. Ich war alſo auf mich zurückgewieſen und hatte mir ſelbſt zu helfen. Ich habe in der Verbindung der Umſtände den Fingerzeig des Schickſals wahrzunehmen geglaubt und ihm mit Muth und Glauben zu folgen iſt meine Religion geweſen.

„Niemand, der mich recht kennt, wird den Schritt, den ich thue, außer Zuſammenhang mit meinem Weſen und meinen Fähigkeiten finden. Ich habe viel Dramatiſches gearbeitet, auch reflectirend und beobachtend habe ich immer das Praktiſch-Techniſche im Auge gehabt, mir Erfahrungen geſammelt, ein mimiſches Talent, nicht hinreichend für den Schauſpieler auf den Brettern, aber geeignet, der Sache den Impuls durch das Beiſpiel zu geben, cultivirt, meine Neigung zu dem jetzt ſo verachteten Inſtitute iſt immer dieſelbe geblieben. Mit dieſen

Richtungen und Eigenſchaften erhalte ich die Gelegenheit, meinen Ueberzeugungen die Stätte in der Wirklichkeit zu bereiten; was ſoll mich denn nun eigentlich abhalten, ſie zu benutzen? Entweder iſt ein ganzer großer Theil meines Weſens Schein und Lüge, dann werde ich meiner Strafe nicht entgehen, wofern Du aber das Gegentheil annimmſt, ſo wirſt Du auch glauben, daß das, was Natur und Wahrheit iſt, ſich Raum ſchaffen werde. Davor, darüber, daneben zu ſtehen, einmal zum Spaß es zu treiben, dann wieder vornehm davon abzulaſſen, räthſt Du mir nicht im Ernſte; ein ſolches junkerhaftes Benehmen widerſtrebt zu ſehr Deiner eigenen gründlichen Geſinnung. Ich bin ein Bürger nach Sinn und Gemüth; wem ich einmal die Hand gab, vor dem ſchäme ich mich auch an einem anderen Orte nicht, und was mir einmal nicht zu ſchlecht war, um es anzufaſſen, das kann ich auch öfter berühren.

„Es bleibt mir nur noch Weniges über die allgemeine Stellung der Bühne in der Gegenwart zu reden übrig. Es iſt Mode geworden, ſie auf das Aeußerſte herabzuſetzen; ich mache dieſe Mode nicht mit. Ich finde nicht, daß alle Keime ſo erſtorben ſind, daß keine Wiederbelebung möglich wäre; ich würde es für ein großes Unglück halten, wenn dem ſo wäre. Die Bühne, richtig geführt, iſt und bleibt ein wichtiges Kulturmittel, eine ganze Reihe von Menſchen empfängt durch ſie einen gewiſſen Aufſchwung über ihren kleinen dumpfen Kreis, und auch der Hochbegabte erbaut ſich auf eine heitere Weiſe in jenen Räumen. Seitdem ſich eine üble Laune über die Sache verbreitet hat, iſt eine große Lücke in unſerem geiſtlich-ſittlichen ſocialen Leben bemerkbar geworden, welche kein Surrogat ausfüllen will. Man beſieht des Abends Zeichnungen, oder macht etwas Muſik, oder ſpricht gelehrt und klug, und kein Menſch hat von ſo einem Abend etwas. Wenn aber eine Geſellſchaft zuſamm n ein bedeutendes Dichterwerk gut dargeſtellt geſehen hat, ſo vergeht hernach die halbe Nacht unter Geſprächen, ohne

daß Einer es merkt, und Jeder blickt auf ſolchen Abend, wie auf einen hellen Punkt ſeines Lebens zurück. Ich weiß um beide Arten von Abenden Beſcheid. Uebrigens iſt das allgemeine Mißreden nicht das ſchlimmſte Zeichen, es verräth wenigſtens ein Bedürfniß nach der Sache; denn wenn in der neueren Zeit in einer Richtung der völlige Tod eingetreten war, dann glaubte man immer im Beſitze zu ſein. Aus der Literaturgeſchichte weißt Du, daß man zur Zeit der Neukirche, Beſſer u. ſ. w. vortreffliche Dichter zu haben meinte, und ich kann Dir aus der Geſchichte der bildenden Kunſt erzählen, daß Niemand im achtzehnten Jahrhundert an der hohen Künſtlerſchaft der Oeſer, Hackert, Angelica Kaufmann, Mengs gezweifelt hat. Jetzt täuſcht ſich doch wenigſtens kein vernünftiger Menſch über den Raupach, und es verlangt alſo eigentlich ein Jeder nach dem Beſſeren.

„Die Bühnen ſiechen, darin haſt Du Recht. Aber warum ſiechen ſie? darüber haſt du keine Beobachtungen anſtellen können. Ich kenne jetzt die Theater von Berlin, Dresden, München, Prag, Stuttgart, Frankfurt, Carlsruh, ihre Vorſtände und die Art, wie ſie die Angelegenheiten anfaſſen. Ich muß ſagen, daß ich den Hauptgrund, weshalb es überall nicht flecken will, darin ſehe, daß ihren Leitern weſentliche Eigenſchaften abgehen. Ein Intendant muß mit dem Sinn und der Einſicht für das Wahre, Weſentliche, Höchſte, die unbefangene Luſt auch am Kleinſten verbinden, daneben muß er eine große praktiſche Rüſtigkeit beſitzen. Die Zeit wird es lehren, ob dieſe Eigenſchaften mir beiwohnen, ſagen kann ich ohne Ruhmredigkeit, daß mir Manches ſchon gelungen iſt, was Anderen unmöglich vorkam.

„Du hältſt mir die Kleider-, Farben- und Leinewand-Rechnungen als Gegengewicht der Aſſiſen vor. Ich ſage Dir, daß ich in dieſen geringen Dingen nicht ſie, ſondern die Mittel erblicke, die verklärten Geſtalten meiner hohen Dichter in die

Sichtbarkeit zu rufen, daß ich nach meinem Naturell glücklich bin, wenn mich eine Idee hebt und trägt, und daß in einem ſolchen Falle keine Arbeit läſtig genug iſt, um mich zu ermüden.

„Du willſt mich mit dem Undank der Menge ſchrecken. Als ob ich auf ihren Dank rechnete, als ob ich mich in allerhand goldenen Träumen verſpänne! Ich werde der Menge von Anfang an geben, was ihrem Standpunkte gemäß iſt, dadurch aber mir die Gefälligkeit von ihr verdienen, daß ſie dann auch hin und wieder das Vortreffliche hinnimmt. Dieſe Gefälligkeit hat ſie, wie ich weiß, und damit iſt mir genug gethan. Ich bin ſeit vierzehn Jahren Schriftſteller, und in ſo langer Zeit habe ich einigermaßen den Dank der Menge entbehren gelernt. Glaubſt Du, daß es keine Spuren in der Seele zurückläßt, Tromlitzens und Spindlers Schriften, und die Briefe eines Verſtorbenen Auflage nach Auflage erleben, und den Merlin ſparſam dünn abgehen zu ſehen? Ich verſichere Dir, daß meine Stimmung gegen die Welt im Ganzen ſtill und gleichgültig geworden iſt, ich habe mich daran gewöhnt, daß öffentlich ohne irgend eine Anerkennung von mir geredet wird. Wenn mich Welt und Zeit verzogen hätten, dann müßteſt Du allerdings Beſorgniſſe hegen.

„Somit habe ich alle Punkte berührt, und wünſche nur herzlich, Dir damit genügt zu haben. Ich hoffe von dieſem Schritte weder Ruhm noch Glück, ſondern lediglich das Bewußtſein, was ich ſeit meinen Schülerjahren entbehrte, das zu treiben, wozu ich Neigung und Beruf habe. Daß darin ein Rückſchritt liege, daß die Beſchäftigung mit den Einzelheiten, der Verkehr mit neuen Menſchen meinem Innern ſchaden werde, kann ich nun gar nicht einſehen. Immer werde ich aus der Zerſtreuung zur Einſamkeit mich flüchten, und Du darfſt dem Ernſt meiner Natur zutrauen, daß ſie nicht durch Leichtfertigkeiten in Gefahr gebracht werde.

„Was nun endlich das Religiöſe betrifft, ſo erkenne ich auch darin Dein brüderliches Herz, daß Du den Strudel der Weltlichkeit fürchteſt, in welchen Du mich irrthümlich verſtrickt glaubſt, während ich mich in meiner einſamen Derendorfer Zelle mit den ſtrengſten Arbeiten beſchäftige. Ich ſpreche äußerſt ungern über dieſen delikateſten aller Punkte, weil ich immer denke, das iſt etwas, was man den Menſchen muß mit ſeinem Gott allein ausmachen laſſen, indeſſen will ich mich überwinden und Dir mein Glaubensbekenntniß in folgenden wenigen und wahrhaftigen Worten ablegen. Jeder Strohhalm und jeder Papierſchnitzel predigt mir den allgegenwärtigen Gott, es giebt keinen Augenblick, in dem ich ihn nicht fühlte. Meine Gaben gebrauche ich und ſuchte ich auszubilden, und am wohlſten iſt mir, wenn auch Andere etwas von mir haben. Noch niemals aber habe ich mir eingebildet, daß ich ſie mir geſchaffen habe, ſondern ſeit ich zur Beſinnung gekommen, weiß ich, daß ſie mir nur geliehen ſind. Auf Gott traue ich daher hauptſächlich in allen Stücken und auf ihn verlaſſe ich mich auch zumeiſt (ſo ſonderbar Manchem das klingen mag) daß er mir wird die Comödie zu Stande bringen helfen. Wenn ich mir aber den unendlichen Abſtand zwiſchen ſeinem ewigen Weſen und meiner Gebrechlichkeit denke, ſo fühle ich, daß eine Vermittelung nothwendig war, durch welche ich auch erſt ſeiner theilhaftig werden kann. Betrachte ich nun aber das große Weltwunder, welches allein Chriſti Erſcheinung möglich machen konnte, und die Heiligkeit der letzteren, ſo bin ich überzeugt, daß darin jene Vermittelung geſetzt ſei. Leſe ich das letzte Gebet des Heilandes im Johannes, ſo ergreift mich eine ſüße Hoffnung, daß er auch für mich es empor geſchickt hat. Vom Nichtigen und Flüchtigen der menſchlichen Dinge bin ich mehr als zu viel durchdrungen, und daß Witz und Talent in der letzten ſchweren Stunde nicht Stand halten, braucht mir auch kein Dritter zu ſagen. Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes muß helfen, ſie aber iſt

größer und liberaler als unſere eingeſchränkten menſchlichen Begriffe.

„Von dieſen Ueberzeugungen ſind meine Schriften voll, mein ganzes Handeln, Wirken und Leben ſpricht ſie aus. Ich weiß alſo nicht, wozu ich mich bekehren ſollte, glaube aber den Punkt gefunden zu haben, welcher Deinen und meinen religiöſen Standpunkt aufklärt.

„Dir, der Du dem Geiſtlichen zuſtrebſt, muß die Religion Object werden, es iſt für dieſen Standpunkt gerade das Rechte und Gemäße, ſie gegenſtändlich zu behandeln, ſie zum Thema des Daſeins zu machen. Uns Anderen iſt ſie, oder kann ſie wenigſtens unbewußtes Agens ſein, welches die Form und den Gehalt unſeres Weſens beſtimmt, ohne daß uns zu unſerem Seelenheil jene bewußte Religioſität nothwendig wäre. Ich glaube, daß ich auf dieſem Standpunkte ſtehe, und daß eine Anforderung von jenem jenſeitigen nur immer meinem Weſen Unrecht thun wird.“

Mit dieſem Briefe nahm Immermann ſeiner Familie zwar nicht alle Sorge; aber ſie erkannten, daß eine innere Nothwendigkeit, der nicht zu widerſtehen ſei, ihn zu dem gefürchteten Schritte trieb, und folgten fortan mit wärmer Theilnahme dem Fortgange des Unternehmens. Und wie er den Seinen gegenüber ſich das Vertrauen zu ſeinem Vorhaben erkämpfte, ſo gelang es ihm, allmälig die Freunde, unter denen er lebte, und unter denen ſich auch manches Bedenken gezeigt hatte, für daſſelbe zu gewinnen. Beſonders ängſtlich hatte ſich anfänglich Gräfin Ahlefeldt erwieſen. Sie hatte durch ihres Vaters Leidenſchaft für das Theater die ſchlimmſten Vorſtellungen vom Verkehr mit demſelben; und erſt als ihre poetiſche Empfänglichkeit durch die künſtleriſchen Erfolge der Bühne reiche Nahrung erhielt, wurde ſie die treue Beſucherin und eifrige und opferwillige Beförderin des Inſtituts. Ihr und Anderen gegenüber ſtanden aber auch von Anfang an Solche, welche des

Freundes Schritte mit vertrauendem Antheil begleiteten, vor Allen Frau von Sybel, deren Mann auch als Mitglied des Verwaltungsraths die in demſelben nicht ſelten aufſteigenden Bedenken zu beſchwichtigen ſuchte. Dieſe traten zuerſt auf, als noch vor Eröffnung der Bühne die Ausgaben zu unerwarteter und unerfreulicher Höhe gelangt waren. Einige Bauten waren nicht fertig geworden, und man ſuchte ſich durch proviſoriſche Einrichtungen zu helfen, deren Koſten den erſten Anſchlag vergrößerten. Ferner zeigte die Durchſicht der übernommenen Theaterbibliothek wenig Brauchbares, und es mußten Bücher und Rollen neu angeſchafft werden, auch erforderte die Garderobe einen nicht geringen Aufwand. Endlich waren ſchon ſeit dem Juli Maſchiniſt und Decorateur mit Decorationsarbeiten beſchäftigt, und es waren faſt dreitauſend Thaler verausgabt, ehe die geringſte Einnahme gemacht worden war. Wie konnte unter ſolchen Umſtänden die Sorge ausbleiben, daß man ſich verrechnet habe, und wie natürlich war die Sehnſucht nach dem Momente, in welchem dieſer Zuſtand ſich ändern ſollte! Immermann ſelbſt kam nicht zum Nachdenken in dem unruhigen Getriebe äußerlicher Anforderungen, über die ein treu geführtes Theaterdiarium genau referirt. „Ich reflectire nicht, ſehe nicht vor — und rückwärts," ſagt er einmal, „ſondern vermahle mein Korn, welches mir alle Tage auf die Steine geſchüttet wird. Das Gefühl, ſeine Pflicht zu thun, iſt in einem problematiſchen, unſicheren, doppeldeutigen Zuſtande des Menſchen einziger Halt." —

Bis auf einzelne Mitglieder war die Geſellſchaft um die Mitte October beiſammen und gut zuſammengeſetzt. Mehrere hübſche friſche Talente fanden ſich darunter, kein einziges großes Genie, aber auch kein einziger Unfähiger. Der Prinz von Homburg, von der früheren Muſterverſtellung in guter Erinnerung, war das erſte Stück, welches Immermann den Schauſpielern vorlas; Leſeproben ſchloſſen ſich daran und die Rollen

des erſten Repertoirs wurden vertheilt. Leider begannen ſchon in dieſer Zeit die Differenzen mit Felix Mendelsſohn, die zu dem Rücktritt deſſelben von der Bühne führten, mit welchem für Immermann eigentlich die Blüthe von dem Unternehmen abgeſtreift wurde, ehe ſeine Knospen noch aufgebrochen waren. Mendelsſohn hatte von vorn herein weniger Eifer für die Sache gehabt als Immermann; außerdem fehlten ihm die praktiſchen Erfahrungen, die dieſen unterſtützten. Manches war während des Sommers verſäumt, was zur Vorbereitung für die Oper nothwendig geweſen wäre, und Nichts fand ſich auf dieſem ſchwierigen Gebiete ganz in Ordnung, als die Proben beginnen ſollten. Bei den Verhandlungen über die Art, wie dieſen Mängeln abzuhelfen ſei, traten die Verſchiedenheiten in den Charakteren beider Männer, und die Folgen ihrer ungleichen Lebensführung ſchroff hervor. Mendelsſohns glückliche Jugend hatte ihn auf ebenem Pfade nie genöthigt, mit Reſignation ſeine Kraft an Dingen zu üben, die unmittelbar keinen Genuß gewähren, Immermann war im Kampf zwiſchen Neigung und Nothwendigkeit gereift. Gewichtiger noch aber war, daß Mendelsſohn nicht die Sache ſelbſt warm und voll anzog, ſondern daß er bald geſtand, er habe ſich dem Theater in Düſſeldorf nur um Immermanns und ſeines Wunſches willen gewidmet. Darin lag der eigentliche Grundfehler, denn Niemand iſt im Stande, ſich rein um eines Andern willen auf die Dauer mit einem ſchwierigen und verdrießlichen Geſchäfte zu befaſſen. Immermann hatte Mendelsſohns Beitritt zu der Sache auch nie als ein Opfer begehrt, vielmehr ihn dazu in der Meinung aufgefordert, daß ihm die Ausführung der Idee einer künſtleriſchen Bühne ſelbſt Vergnügen machen würde, und in der Ueberzeugung, daß es vortheilhaft für den jungen Künſtler ſei, wenn er ſich bei den Hervorbringungen eines bedeutenden Zweiges ſeiner Kunſt ſo bethätigte, wie es hier der Fall war. Das einzige Perſönliche, was dabei mit

im Spiel war, beſtand in der Hoffnung durch gegenſeitige Achtung und Zuneigung das gemeinſame Wirken zu fördern. Vor der Hand kam man zwar noch zu einer Verſtändigung, doch blieb Immermann ſchon jetzt von der Sorge nicht frei, daß die individuell perſönliche Art, in welcher Mendelsſohn die öffentlichen allgemeinen Verhältniſſe nahm — ohne böſe Abſicht von ſeiner Seite — zu manchem Verdruß führen könne. Indeſſen er ſchob ſolche Gedanken zurück und baute darauf, daß die Liebenswürdigkeit und Güte, welche er als Grundzüge in des Freundes Natur anſah, immer wieder die auftauchenden Schwierigkeiten überwinden würden und gab ſich alle Mühe, ihm bei der Organiſation der Oper behülflich zu ſein.

Bedrängt von vielen nahe liegenden Sorgen traten Immermann auch in der Ferne ebenſo unerwartete als niederſchlagende neue Hemmniſſe entgegen. Der Verwaltungsrath hatte beim Oberpräſidio in Coblenz um die Erlaubniß gebeten, dort und in Bonn während der Sommermonate Vorſtellungen von der Düſſeldorfer Theatergeſellſchaft geben zu laſſen, und erhielt in Betreff von Coblenz völlig abſchlägigen Beſcheid. In Bezug auf Bonn ward geſagt, daß in Univerſitätsſtädten in der Regel kein Theater, jedenfalls ein ſolches nur unter beſonderen Vorſichtsmaßregeln geduldet werde, und daß der Oberpräſident ſehr bezweifle, es werde in dieſem Falle eine Ausnahme von der Regel gemacht werden können. Damit waren die Ausſichten zur Erhaltung des Perſonals während eines Theils des Jahres bedeutend geſchmälert, und es trat die Nothwendigkeit ein, neue Schritte zu verſuchen, um dieſelbe zu ermöglichen.

Immer näher rückte indeſſen der 28. October, der Tag, welcher zur Eröffnung der Bühne feſtgeſetzt war. Webers Jubel-Ouvertüre, ein Vorſpiel von Immermann: Kurfürſt Johann Wilhelm im Theater, die Feſt-Ouvertüre von Beethoven und der Prinz von Homburg bildeten das Programm der erſten

Vorſtellung; für die zweite war eine Oper: der Templer und die Jüdin, beſtimmt.

Erſt am 20. October gelangte Immermann dazu ſein Vorſpiel zu ſchreiben, das ſchon am nächſten Tage an die Schauſpieler vertheilt wurde. Unter großen Anſtrengungen vergingen die folgenden Tage. Neben den Proben, die von früh bis ſpät gehalten wurden, mußten die Arbeiter getrieben werden, denn trotz frühzeitiger Beſtellung und unzähliger Erinnerungen war man überall im Stich gelaſſen, und es wurde noch an den Guirlanden und Feſtons gehämmert, als die Leute ſich ſchon vor dem Theater verſammelten. — „Endlich war Alles vollendet" heißt es im Theater-Diarium, „die Muſik begann, das Vorſpiel nahm ſeinen Lauf und wurde beifällig aufgenommen." Als aber am Schluß deſſelben ſich die Hinterwand erhob, als das Gemälde Raphaels, der Parnaß in lebenden Figuren ſichtbar ward und einen wirklich entzückenden Anblick gewährte, brach der Beifall laut hervor. Der Prinz von Homburg ging im Ganzen recht gut; in einzelnen Scenen war die Aufführung beinah vollkommen. Das Publikum beklatſchte die Hauptmomente, rief aber Niemand heraus, das Haus war nicht übermäßig beſetzt und im Allgemeinen war dieſer Eröffnungstag nicht geeignet die gehabte Mühe zu belohnen, oder neuen Muth anzufachen.

Auch in den folgenden Aufführungen zeigte ſich der Antheil des Publikums leider nicht beſonders ermuthigend, die Vorſtellungen waren nicht ſtark beſucht, die Zeichen der Anerkennung ſchwach, effectvolle Abgänge wurden bisweilen beklatſcht, ſonſt gab man keiner feinen Nüance, keinem durchdachten Spiele beſondern Beifall zu erkennen. „Für mich", fügt Immermann dieſen Beobachtungen hinzu, „der ich die Sache um ihrer ſelbſt willen treibe, und nie auf die wohlwollende Wärme der Menſchen ein Calcül gegründet habe, iſt dies freilich nicht weſentlich; aber nicht ſo iſt das der Fall

hinsichtlich der Schauspieler, die offenbar durch die Kälte des Publikums niedergehalten werden, und schon viel freier und lebendiger sein würden, wenn nicht die leisen Hauche, deren sie mächtig sind an den gefrornen Gesichtern ihnen gegenüber gleichfalls gefroren niederfielen. — Die Geschwister von Goethe, die in der Theaterprobe vortrefflich gegangen waren, blieben bei der Aufführung wesentlich hinter jener Probe zurück, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß in derselben die Spielenden an meinem Gesichte sehen konnten, daß jeder gefühlte Accent anschlug, bei der Vorstellung dagegen wieder Alles in edler, stiller Haltung empfangen wurde". Als zweite Oper sollte der Oberon gegeben werden, und es wurden für denselben viele Anschaffungen verlangt; zum Theil so spät, daß die Herstellung mancher Dinge gar nicht auszuführen war. Immermann bewilligte Alles was möglich, und den Kräften der Bühne gemäß war; aber theils traten ihm wirklich von dem klingenden und singenden Theil der Bühne viel Prätensionen, Dünkel und Grillen entgegen, theils war die „Musik mit ihrem Silberklang" doch nicht eigentlich sein Element, und der Unmuth über die Oper und ihre Kosten mehrte sich unverkennbar in ihm. Das Härteste stand jedoch von dieser Seite noch bevor, denn am Abend der Oberon-Aufführung, also kaum vierzehn Tage nach der Eröffnung der Bühne erklärte ihm Mendelssohn, daß er sich von den Geschäften der Intendanz befreit zu sehen wünsche, weil seine Gesundheit und seine übrigen Arbeiten darunter litten. Zwar hatte er in der jüngsten Zeit wiederholt geäußert, daß ihn das Theater niemals interessirt habe, und daß er demselben nur um Immermann's Willen beigetreten sei; dennoch war dieser völlig durch die Mittheilung überrascht. Aber Mendelssohn's Vorsatz stand ganz fest, und in einer Versammlung des Verwaltungsraths am 10. November kündigte er denselben an, indem er zugleich vorschlug, das laufende Repertoir durch den Musikdirector Julius Rietz ausführen zu lassen, und das Ver-

ſprechen gab in Zukunft noch einzelne Opern zu dirigiren. — Der Verwaltungsrath genehmigte dieſen Antrag und damit war das geiſtig künſtleriſche Zuſammenwirken Immermanns mit einem befreundeten Talente, das ihm ſo reizend erſchienen war, das gemeinſame Ringen und Schaffen, worauf er ſich lange gefreut hatte, zu Ende. Emil Devrient bezeichnet den Grund dieſes raſchen Bruches in ſeiner Geſchichte des Theaters in wenigen treffenden Worten: „Immermann's herbe und eiſenſtirnige Natur und Mendelsſohns verwöhnte Reizbarkeit ſtießen zuſammen. Immerman war gewohnt, allen Widerſtand zu beſiegen, Mendelsſohn keinen zu ertragen". —

Die Anziehungskraft, welche Mendelsſohns Perſönlichkeit und ſeine Leitung der Oper hatte geben, und wodurch er dieſe zu einer wichtigen Unterſtützung des Unternehmens hatte machen ſollen, war nun verloren; es war Glück genug, daß Julius Rietz voll Talent, Fleiß und Eifer für die eigentlich muſikaliſchen Leiſtungen eintrat.

„Aber ſtatt der Freude", ſchreibt Immermann, „wurde mir nun die Laſt mich um ein mir ganz fremdes Gebiet bekümmern zu müſſen, damit nur das Gebäude nicht ſchon während des Aufba..es zuſammenſtürze. Zur Direction des Schauſpieles hatte ich mich anheiſchig gemacht, die Oper fiel mir als herrenloſes Gut daneben zu, mir, der ich auf ſolche Erwerbung durchaus nicht gefaßt war. Indeſſen hatte ich keine Zeit, trüben Gedanken nachzuhängen. Der Tag drängte den Tag, ja die Minute die Minute. Ein ſolches Geſchäft hat, zumal im Beginn einer Anſtalt, eigentlich kein Ende; es würde immer noch zu thun geben, auch wenn die Stunden ihre Dauer verdoppelten. Bald lag das Erlebte hinter mir, und zugleich trat ein neues Verhältniß in die Lücke, wodurch ich mannigfach beſchäftigt und angeregt wurde, der Düſſeldorfer Bühne aber ein Antheil zuwuchs, friſch, herb, ſeltſam, wie ihre Jugend ſelbſt. Unerwartet empfing ich nämlich an einem Tage, der abwechſelnd

Sturm, Sonnenblicke und Schneegeſtöber brachte, ſich alſo zur Einleitung der nachfolgenden Verhältniſſe wohl eignete, von Grabbe aus Frankfurt einen Brief, worin er mir den Bruch ſeiner Verhältniſſe und ſeine Noth anzeigte, ſagte, daß er nach Düſſeldorf kommen wollte, und mich um Hülfe anſprach".

Es iſt bereits einer Begegnung Immermann's mit Grabbe Erwähnung geſchehen, welche in Weſtphalen durch einen gemeinſamen Bekannten herbeigeführt war, und wir mögen uns erinnern, daß das ſonderbare Auftreten des begabten, aber in allen ſeinen Aeußerungen excentriſchen Menſchen Immermann's Theilnahme erregt hatte, ſo wenig eine ſolche Natur Neigung hervorrufen konnte. Seit jenem halbſtündigen Zuſammenſein war weder Wort noch Brief gewechſelt worden, und es erſchreckte Immermann der Gedanke nicht wenig, zu allen ihn faſt überwältigenden Obliegenheiten neue Verwickelungen herbeizuführen, die das Gefolge des Heimathloſen, Unſtäten zu ſein pflegen. — „Alle Zweifel und Bedenklichkeiten mußten jedoch vor der Betrachtung der Noth weichen, in welcher ſich ein Talent und eins von den wahrhaften befand", fährt Immermann fort. „Was ich konnte, ſagte ich ihm in meinem Antwortſchreiben zu, nämlich Bezahlung der Miethe, Beſchäftigung durch Schreibarbeit und meine Vermittelung, ihm für ſeine Sachen einen Verleger zu ſchaffen. Hierauf kam er Anfangs December an. Ich traf ihn durch einen Zettel von ſeinem Hierſein unterrichtet, im Hemde auf einer kalten Stube in einem Hotel, und werde nie unſre erſte barocke Entrevue vergeſſen. Er kam mir geradezu vor, wie ein Menſch, welcher vom Monde auf die Erde gefallen iſt, oder wie der gemiſchte Metallkönig im Märchen Goethes.

„Nachdem ich ihn in ſeinem Quartiere inſtallirt hatte, verhinderten mich meine Geſchäfte während einiger Tage ihn zu ſehen. Als ich mich wieder nach ihm umthat, hörte ich von der Wirthin gewaltige Klagen über ſeine Völlerei, und ſah in

ſeinem Zimmer leider das Corpus delicti, nämlich das große Rumglas, welches er täglich unglaublich oft leerte. Ich las ihm nun gehörig den Text und erklärte, daß ich mich von ihm zurückziehen müſſe, wenn er den Rum nicht ließe. Er hörte dieſe Strafpredigt wie ein Kind an, verſprach Gehorſam und genießt ſeitdem nichts als Bier, freilich auch in gewaltigen Quantitäten. Um ihm eine Zerſtreuung zu verſchaffen, gab ich ihm ein Freibillet in's Theater, von welchem er auch fleißigen Gebrauch macht. — Seine Briefe, deren er in der Woche mehrere an mich zu ſchreiben pflegt, enthalten die barockſten Einfälle, aber auch die klügſten, wahrſten Gedanken. Ein Urtheil im Ganzen über ihn zu fällen, iſt ſehr ſchwer. Er kommt mir vor wie der weſtfäliſche Bauer par excellence, ſcharfſinnig, einfach, urgermaniſch, geradezu auf das Rechte losgehend, aber auch ſehr roh, vielleicht ſogar undankbar."

Es konnte Immermann's ſcharfem Blick nicht lange verborgen bleiben, daß er es mit einer Natur in Trümmern zu thun habe. Zwar nennt er dieſe Trümmer Granit und Porphyr, und ihre Größe ſchien ihm ſelbſt in dem zerfallenen Baue ſichtbar; aber ſo lebhaft der Verkehr beider Männer während der nächſten ſechs Monate war, und ſo viel Anregung er Immermann bot, ſo war ihr Weſen doch zu verſchieden, als daß ſie hätten Freunde werden können.

Grabbe gehörte zu den Erſten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne begriffen; er erkannte, worauf es Immermann ankam, und welche Mittel er wählte ſeine Ueberzeugung durchzuführen. Während des Winters ſchrieb er für ein Lokalblatt verſchiedene Kritiken über einzelne Aufführungen, die nachher nebſt einem Aufſatz über die Düſſeldorfer Bühne im Allgemeinen, als ein eignes Heft erſchienen ſind. Er wünſchte und verlangte damals Nichts, als ſich Immermann nützlich zu zeigen; ſpäter veränderte ſich aber dieſe Stimmung

und Grabbe ging Wege, auf denen Immermann ihm nicht folgen konnte.

Einige Jahre nach Grabbes Tode hat Jener in dem Taschenbuch dramatiſcher Originalien unter der Ueberſchrift: „Bruchſtück dramatiſcher Erinnerungen", eine Charakteriſtik des unglücklichen Dichters, wie eine Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu ihm gegeben, und durch eine Reihe Briefe und Zettel von Grabbe vervollſtändigt, die lebendig in das „unruhige und reizende Quirlen jener Tage" einführen. Grabbe war damals Immermann dankbar für die materielle und mehr noch geiſtige Hülfe, die dieſer ihm gewährte, wie es anfangs ſchien, nicht ohne Erfolg; aber ſeine zerrüttete Natur ertrug nicht lange die Anſtrengung, durch welche es ihm allein möglich war, ſich aufrecht zu halten. Als Immermann nach einer längeren Abweſenheit im Herbſt 1835 wieder mit ihm anknüpfen wollte, fand er ihn ſehr verändert, körperlich verfallen und geiſtig abgeſchwächt. Grabbe entzog ſich ſichtlich ſeinem Einfluſſe, verſaß einen Theil ſeiner Tage im Wirthshauſe, und ſah mit ruhiger Sicherheit bei zunehmender Schwäche ſeinem Tode entgegen. Die Theaterkritiken, welche er in dem zweiten Winter ſeines Düſſeldorfer Lebens ſchrieb, zeugen von enger Verdrießlichkeit; gegen den darauf folgenden Herbſt verließ er ſtill, ohne Abſchied zu nehmen Düſſeldorf und iſt bald darauf in ſeiner Heimath in einem Alter von noch nicht 35 Jahren geſtorben.

Auch Immermann's Verfahren gegen Grabbe gehört zu den Dingen, über welche er fälſchlich beſcholten und in das Journalgeklätſch gezogen iſt, ſo edel und rein er ſich gegen einen Mann zeigte, deſſen ganze Natur der ſeinen unſympathiſch war. Man hat ſich nicht geſcheut ihm nachzuſagen, daß er Grabbe herbeigezogen, um eine rühmende Stimme für ſein Theater zu gewinnen und ihn dann genöthigt habe, zu ſeinem Unterhalte Rollen abzuſchreiben. Thatſache iſt allerdings, daß Grabbe einſt während einer Unpäßlichkeit aus dem Bedürfniſſe nach einer

mechaniſchen Arbeit Töpfers Hermann und Dorothea abſchrieb, jedoch iſt dieſe Copie die Einzige, die er in dieſer Weiſe und zwar auf dringendes Begehren ſeinerſeits geleiſtet hat. Thatſache dagegen iſt ferner, daß Immermann Alles was er konnte, und wir dürfen ſagen mehr als ſeine Lage geſtattete, zu Grabbes Unterſtützung that und zwar wie ſeine gleichzeitigen Briefe zeigen, von vorn herein mit dem Bewußtſein, daß dieſe wilde Natur ihm viel Verdruß und Noth machen werde. Er hielt es einfach für ſeine Schuldigkeit, ein ſo ausgezeichnetes Talent nicht hülflos zu verlaſſen, wenn es ſich vertrauend an ihn wandte. Er hat ſich nie deſſen gerühmt und nie dem Unglücklichen nachgetragen, daß er ſich in der letzten Zeit ihres Zuſammenlebens nicht gut gegen ihn zeigte. Und über ſeinem Grabe hat er ihm in dem Aufſatze, den wir erwähnten, ein Denkmal geſetzt; „kein in das Allgemeine verſchönertes, denn damit wäre ihm wenig gedient, ſondern ein ikoniſches, wie die Griechen es den Kämpfern ſetzten, die ſie beſonders ehren wollten“. —

---

Seitdem das Theater eröffnet war und die bisherigen Anſtrengungen Immermanns ihm ſichtbare Früchte trugen, wurde die Arbeit, wenn nicht geringer, doch erquicklicher. Zwar blieb der Theaterbeſuch im Ganzen mäßig, doch überſtiegen die Einnahmen die Ausgaben und die pecuniären Verhältniſſe ſchienen ſich befriedigend zu geſtalten. Alle empfänglichen Naturen empfanden die Wirkung der poetiſchen Kraft, welche die Darſtellungen trugen, und noch größer war der Einfluß, den Immermann auf die Mitwirkenden gewann.

In dem Repertoir ſah er ſich freilich bisweilen durch das Andringen der Schauſpieler, deren guten Willen er für ſeine höheren Zwecke erhalten mußte, zu Conceſſionen genöthigt, die ihm nicht leicht waren. „Ich komme mir dabei vor wie ein

Wandersmann", schreibt er, „welcher sein Reiseziel recht gut kennt, aber sich unterweges denn doch die mitunter etwas schmutzigen Pfade von allerlei Leuten zeigen lassen muß, auch genöthigt ist, da und dort in dürftigen Kneipen auszuruhen. Ich reflectire gar nicht über meine Lage, sondern der Tag verdrängt den Tag und jede Stunde legt die abzumachende Arbeit vor. Wenn ich nur so viel Besinnung behalte, um zur geeigneten Stunde rückwärts zu schauen und zu überschlagen, ob denn überall bei der Sache etwas herauskommen kann." Bald wurden in der Oeffentlichkeit einige ermunternde Stimmen über die Leistungen der Bühne laut. In der Theaterchronik erschien eine anerkennende Besprechung derselben, ein Düsseldorfer Lokalblatt lieferte günstige Urtheile, Schnaase schrieb eine Recension über Minna von Barnhelm, an der Immermann Freude haben konnte, kurz es gab manche Erquickungen auf dem sauren Wege.

Eine der ersten bedeutenden Aufgaben der jungen Bühne war der Macbeth, den Immermann anfänglich nach der Tieckschen Uebersetzung geben wollte. Aber als er erwog, daß für den Vers derselben den Schauspielern noch die Zunge, dem Publiko das Ohr gebrechen werde, entschied er sich für die Schillersche und legte nur die Hexenscene aus der Tieckschen Uebersetzung ein. Diese Vorstellung rief denn auch die ersten Zeichen allgemeiner Theilnahme im anwesenden Publiko hervor.

Manche Mühe brachte darauf der Beersche Struensee, der zu Anfang des December gegeben und in Erinnerung an den befreundeten Dichter mit besonderer Sorgfalt einstudirt wurde, leider aber keine bedeutende Wirkung hervorrief. „Es fehlt", sagt Immermann, „dem Stück eine rechte Spitze. Die Intrigue unterhält bis zum vierten Act; aber im fünften, wo die eigentlichen poetischen Trümpfe ausgespielt werden müßten, macht sich der Mangel einer recht fruchtbaren Idee kund. Das Sterben für einen modernen Liberalismus ist nicht genügend für die dramatische Wirkung".

Daß am 8. December eine dramatiſche Kleinigkeit und lebende Bilder ein ſehr volles Haus machten, empfand Immermann zwar als Intendant in Betreff der Kaſſe ſehr angenehm, aber es verdroß ihn doch, „daß Manche, die ſich von den eigentlichen Gerichten, die man im Hauſe vorgeſetzt, aus thörichtem Pietismus und falſcher Vornehmheit eckel abwendeten, ſolche Schaumlappen und hors d'oeuvres nicht verſchmähten". — Ohne Nutzen ſchienen ihm übrigens dieſe Kunſtſpielereien nicht, „die in den Schauſpielern den Sinn für die Gruppe und das Plaſtiſche erwecken, woran es ihnen ſonſt ſo ſehr gebricht, daß ſie denken, wenn ſie nur hübſch durcheinanderlaufen, oder die Glieder verrenken, ſo iſt es gut".

In den Weihnachtstagen wurde fleißig für den Hamlet probirt, der am 28. December in Scene ging und nach Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, mit nur geringen Fehlern, gut und tüchtig herauskam. Es war eine Darſtellung, die Immermanns Weiſe nicht nur durch das Arrangement und die Bearbeitung kennzeichnete, ſondern von der er in ſeinen Gedenkblättern „zur Steuer der Wahrheit bemerkt, daß Alles, was gelungen, von ihm eingelernt worden iſt, und daß die Sache vor ſeiner Pädagogik ein ganz anderes und rohes Anſehn hatte". — Das Haus war ſehr voll und es herrſchte von Anfang bis zu Ende die größte Theilnahme.

„Wäre man nun ein Meiſter in Stein und Erz, ſo könnte man ſich auf dieſes Werk eine Zeitlang ſtützen", ſo ſchreibt Immermann am Schluß des Jahres. „Da man aber in dem allervergänglichſten Stoffe arbeitet, ſo weiß ich nicht, welche Schwierigkeiten vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon wieder auf mich warten". „In Bereitſchaft ſein iſt Alles", ſagt Hamlet, „und ein Theaterintendant muß auf dieſer Welt nicht blos für jene Ewigkeit, ſondern was oft ſchwerer iſt, auch für dieſe Zeitlichkeit unausgeſetzt auf der Hut ſein".

Dieſe Nothwendigkeit legte Immermann in dieſer Zeit ein

großes Opfer auf. Am 28. December feierte Ferdinand seine Hochzeit und es war dem Bruder unmöglich, bei dem Feste persönlich gegenwärtig zu sein. „Jede Entfernung von einigen Tagen würde jetzt, wo ich mich stündlich wie der kommandirende General in der Schlacht befinde, verhängnißvoll werden und geradezu pflichtwidrig sein", schreibt er. „Nur diese absolute Unmöglichkeit hält mich ab, sonst würde mich Winter und Weg nicht schrecken."

Gegen den November waren die vier ersten Bände von Immermanns Schriften erschienen nach damaligen Anforderungen in eleganter Ausgabe. Sie bestanden aus den Gedichten, dem Reisejournal und einigen kürzeren Reiseblättern, dem Alexis und der Verschollenen, dem Merlin und Hofer. Nach verschiedenen Seiten versendet, liefen nur von einigen Freunden Briefe ein, welche eine lebendige Rückwirkung bekundeten, und auch die öffentliche Kritik beeilte sich weder in Lob noch Tadel etwas zu äußern. Am regsten zeigte sich Ferdinands Theilnahme, und hatten sich die Ansichten der Brüder nicht recht über das Theater einigen können, so verstanden sie einander in der Poesie völlig.

Die Bekanntschaft einer jungen Gräfin R., welche in diese Zeit fällt, machte vielleicht um so mehr Eindruck auf Immermann, als sein Leben sonst kaum aus dem Bereich der Bretter heraustrat und aller Freundesverkehr nur sparsam genossen wurde. Sie zeigte sich als enthusiastische Freundin des von Immermann gestifteten Theatralischen und sprach ihr Interesse an seinen Dichtungen so wahr und einfach aus, daß, wie er sagt, „sein altes Herz einmal wieder eine angenehme Wärme fühlte von einer schönen Frau liebenswürdig behandelt worden zu sein", und er ihr seine Schriften mit folgenden Versen sandte:

Den Zauberſpiegel giebts hienieden,
Der alles Irdiſche verklärt,
Den kleinſten Punkt mit ſtillem Frieden
Zu einem vollen Bilde mehrt.

In ſeiner klaren Tiefe zeigen
Sich alle Knospen aufgeblüht,
Ich will den Namen nicht verſchweigen,
Der Spiegel iſt ein hold Gemüth.

Er ſchuf zum Garten, reich an Pflanzen,
Was hier im erſten Keime ſprießt,
Weil in dem Fertigen, im Ganzen
Ein ſchönes Herz ſich nur genießt.

Drum, wenn zur Reiſ' in fremde Lande
Sich ein Begleiter dir erbeut,
Der in des Irrthums ſtrengem Bande
Wie oft geſeufzt, wie oft bereut;

Dennoch wird er durch Berg und Thäler
Mitwandern dürfen unverzagt,
Weil keinen ſeiner tauſend Fehler
Der reine Spiegel wiederſagt.

Die wenigen Stunden der Muße, die ihm wurden, benutzte Immermann treulich, um ſich bei guter Lektüre auszuruhen und zu ſammeln, und es gelang ihm ſogar noch im Anfang des Winters Notizen über das Geleſene zu machen. — Neben neuen leichteren Sachen deutſcher und franzöſiſcher Literatur referirt er über einige Lebensläufe des Plutarch, ſieht Goethe in ſeinem amtlichen Verhältniſſe von Vogel durch, und findet den großen Dichter wahrhaft erbaulich in ſeiner Thätigkeit, in der er es ihm wohl möchte nachmachen können. Als er darauf auch den letzten Band des Goethe-Zelterſchen Briefwechſel geleſen, überwog ihm der grenzenloſe Vortheil, den dieſe Er-

ſcheinung ihm fortwährend ſtiftete, alle kleinen Verdrüße, welche die Flecken dieſer Sonne wohl in ihm hervorgerufen hatten, weit. „Einmal“, ſagt er, „hat uns doch das Geſchick ein deutſches Genie zeigen wollen, welches nicht in Erbärmlichkeiten ſein Leben verkümmern mußte, ſondern dem das Glück harmoniſche Fülle und Rundung gab, und es gewährt uns ſein Geſammtdaſein den Troſt des Alterthums, an deſſen Ganzheit wir auch immer wieder unſre Augen ſtärken, wenn ſie die modernen Wirbel und Confuſionen müde gemacht haben. Daß er Ariſtokrat und ſtolz geworden, wer will es ihm übel nehmen? Wer wird es nicht, der mit der Maſſe zu thun gehabt hat?“

# XXIII.

## Fortgang des Theaters. Rücktritt in den Juſtizdienſt. Feſt für den Kronprinzen.

### 1835. 1836.

An der Schwelle des Jahres 1834 haben wir Immermann unter dem Drucke ſchwerer Krankheit geſehen, beim Ausgange deſſelben finden wir ihn in der rüſtigſten Thätigkeit; aber von einer Arbeit hingenommen, welche ihn den eigentlichen Aufgaben des Dichters zu entfremden ſchien, und ſein Leben, das bisher am reichſten aus der Stille der Betrachtung hervorquoll, in einen wahren Strom äußerer Unruhe warf. Doch werden wir ſehen, daß er in den umfluthenden Wogen den geiſtigen Halt nicht verlor, und ſich die Sehnſucht und Fähigkeit erhielt, ſich durch ſtille Einkehr in ſein eigenes Weſen immer wieder zu ſammeln. Mitten in dem bunteſten Treiben erquickte ihn ein Traum, den er alſo in ſeinem Tagebuche niederſchrieb: „Während dieſer unruhvollen Monate hatte ich wenigſtens einmal einen ernſt-tröſtlichen Traum. Nämlich mir träumte, man lege im Grabe ſein Fleiſch ab, wie des Abends beim Schlafengehen ſeine Kleider. Es war dies kein ſchales Gleichniß, ſondern ich hatte wirklich das Gefühl davon, als wenn meine Seele die heiße, drückende Laſt des Fleiſches abſtreife und ſich in einem kühlen, reinlichen Elemente ausſtrecke. Und ſo merke ich denn, daß die guten Engel auch in dieſem Trouble nicht von mir

ablaſſen, ſondern mir immer von Zeit zu Zeit mit den weißen Händen über die Stirn fahren."

Das Theater nahm in den erſten Monaten des Jahres 1835 Immermanns ganze Zeit in Anſpruch. In der Familiencorreſpondenz findet ſich eine große Lücke, von ſchriftlichem Verkehr mit den Freunden fehlt alle Spur, und die dürftigen Notizen des Tagebuches enthalten nicht die geringſte Andeutung über ſein perſönliches Leben außerhalb der Couliſſen. Nur das Theaterdiarium führte er mit großer Treue, und es zeigt uns, daß er Tag für Tag Proben leitete, Stücke einrichtete und ſich für das Gelingen der kleinſten Dinge intereſſirte. Sobald eine Aufgabe gelöſt war, lenkte er den Blick auf eine neue, ſie friſch und muthig zu ergreifen, und gab ſich in ſeinen Aufzeichnungen über Alles Rechenſchaft, das Techniſche und Praktiſche der Sache beſonders beachtend.

Es war kein geringes Wagniß, daß das Repertoir gleich nach dem Erfolg des Hamlet mit kühnem Sprunge den Tieckſchen Blaubart in Ausſicht ſtellte. Auch zeigten ſich die Vorbereitungen ſo ſchwierig, daß Immermann die Aufführung einige Monate hinausſchob, und ſein Augenmerk zunächſt auf einfachere Darſtellungen richtete. Mit Vorliebe ſtudirte er die Zeichen der Ehe ein, weil ihm das feine Luſtſpiel noch von den Aufführungen der Goethe-Weimariſchen Truppe her in guter Erinnerung war. „Eigentlich," heißt es im Journal, „ſind dieſe Stücke zwar für unſere jetzigen Schauſpieler zu fein, ſie erfordern den Ton der feinſten Welt, der Dialog iſt ſo zu ſagen nur punktirt: und ein elegantes ſtummes Spiel muß den Zwiſchenraum der leiſen Indicationen auszuführen wiſſen. Dies verſtanden die Weimaraner vortrefflich; unſere Schauſpieler fühlen dagegen in dieſen Sachen eine gewiſſe Leere und Haltloſigkeit, und in ihrer Noth greifen ſie dann in der Regel zu ſtarken Mitteln, welche jene Gebilde, die nur ſo zu ſagen ein Hauch ſind, nicht vertragen können."

Ende Januar, als die Finanzen des Theaters so gut ſtanden, daß tauſend Thaler zurückgelegt werden konnten, ließ Immermann die Einnahmen und Ausgaben, die das Schauſpiel gehabt, mit denen der Oper vergleichen. Das Reſultat war ſo ungünſtig für letztere, daß ſeine Verſtimmung gegen die Oper, von welcher ihm mancher Verdruß bereitet wurde, ſich noch ſteigerte. Er war zu ſehr gewohnt, Alles durchſetzen zu können was er ſich vorgenommen, um mit Billigkeit die Hinderniſſe anzuerkennen, mit denen der Operndirigent zu kämpfen hat, der von den wirklichen und willkürlichen Indiſpoſitionen einer Sängerkehle abhängt. Auch war er weit entfernt, den Rücktritt Mendelsſohns verſchmerzt zu haben, da dieſer nicht einmal an ſein Verſprechen zu denken ſchien, einige Opern zu dirigiren, und nur bisweilen auf ihm empfindliche Weiſe Rietz beiſtand wo dieſer ſich im Widerſpruch mit Immermann fand.

Seit den Zwiſtigkeiten im November hatte er Mendelsſohn nicht wieder geſprochen. Das that ihm weh, denn als dieſer ſeine Mitwirkung an der Bühne aufgab, ſchien er mit Immermann in dem Wunſche zuſammenzutreffen, daß dieſe Wendung der Dinge keinen ſtörenden Einfluß auf ihr bisheriges freundſchaftliches Verhältniß ausüben möge. Immermann hatte auf die Freuden einer unverletzt gebliebenen Verbindung gehofft, wenn die erſte Verwirrung vorüber ſein werde, nun ſchien ſich dieſe Hoffnung als ein Irrthum zu erweiſen. Da fühlte er ſich endlich von der alten Freundſchaft getrieben, ſich nochmals ſchriftlich an Mendelsſohn zu wenden, in Worten, in denen ſich zwar männlicher Stolz, aber auch ſein warmes Herz auf die innigſte Weiſe ausſprach. Nachdem er das Verlangen nach einer Annäherung einfach und herzlich ausgeſprochen hatte, ſuchte er den Grund der bisherigen Entfernung in folgenden Worten zu beſeitigen: „Bei Mißſtimmungen über Dinge und Umſtände bemächtigt ſich unſrer wohl ein Gefühl der Verlegenheit, ein Unbehagen, welches uns den Schein der Kälte,

ja der Abneigung geben, und Hand und Fuß feſſeln kann. Es iſt möglich, daß nur dieſes hindernd zwiſchen uns geſtanden hat; ja ich muß es ſogar vorausſetzen, denn ohne dieſe Vorausſetzung würde ich gewiß nicht an Dich ſchreiben. Iſt es nun ſo, ſo kann ich Dir die Verſicherung geben, daß wenigſtens meinerſeits nichts geſchehen wird, was dieſes Gefühl des Unbehagens bei einem perſönlichen Zuſammentreffen irgend nähren oder ſteigern könnte. — Geſchehene Dinge ſind geſchehen und nicht zu ändern. Die Ausſicht, durch einige Engagements bald aus der herben Verlegenheit befreit zu werden, in welcher ich mich in den letzten Monaten freilich habe abmühen müſſen, hat meine Empfindung gemildert und beruhigt, ſo daß ich mich frei und leicht geſtimmt fühle.

„Es iſt ſo die moderne Weiſe, eine ſchöne Gleichgültigkeit in allen Dingen, welche Gemüth, Neigung, Herzliches betreffen, zu haben, oder wenigſtens zu affectiren. Was mich angeht, ſo ſtrebe ich nicht nach ſolchem Ruhm, werde vielmehr nie mich ſchämen, einzugeſtehen, daß mir der Verluſt eines Freundes äußerſt bitter iſt. Du kamſt mir mit ſchönem Vertrauen entgegen, Deine Neigung begleitete mich erquickend, unmöglich kann ich glauben, daß das Alles Dir kein rechter Ernſt geweſen ſei.

„Die Abſicht dieſer Zeilen iſt eine ganz einfache, nämlich zu erfahren, ob Du noch etwas mit mir zu thun haben willſt, oder nicht? Auf etwas Conventionelles, auf einen Schein kommt es mir bei Dir nicht an. Haſt Du Dich während dieſer drittehalb Monate wohl ohne mich befunden, kein Verlangen nach mir gehabt, ſo wäre es ein Irrthum und eine uns Beiden verderbliche Thorheit, mit mir wieder anzuknüpfen, Du wirſt dann ferner ohne mich fertig werden können. Iſt es aber anders bei Dir, iſt Dir, wie mir zu Muthe geweſen, ſo komme vertrauensvoll wie ſonſt, zu mir. Ich glaube zwar eigentlich nicht, daß es noch einer ſolchen Verſicherung bedürfe, indeſſen will ich ſie

doch hier noch geben, nämlich, daß ich nach den ſtattgehabten Vorfällen und von Dir ausgegangenen Erklärungen Dein Verhältniß zur hieſigen Bühne als für immer gelöſt betrachte und weder ſelbſt den Verſuch machen, noch durch Andere machen laſſen werde, Dich wieder mit Dingen in Berührung zu bringen, die Dir nicht zuſagen. Du kannſt alſo in dieſer Beziehung, wenn Du mit mir umgehſt, völlig ruhig ſein.

„Wie viel mir an Dir liegt, erſiehſt Du aus dieſem Briefe. Auf der anderen Seite weißt Du auch, daß ich um Niemandes Liebe bettle, und meine Neigung zu gut halte, um Jemandem nachgeworfen zu werden, der ihrer nicht achtet. Ein höheres Gefühl und eine zarte Pflicht haben mich getrieben, an Dich zu ſchreiben, ich wünſche und hoffe, daß in Dir eine edle Bewegung entſtehen werde, bin indeſſen auch gefaßt auf Deine Einbuße, über welche dann die Mächte, die bisher mein Leben geſchirmt haben, mir auch hinaushelfen werden.“

Ein Beſuch von Mendelsſohn war die unmittelbare Folge dieſes Briefes, man reichte ſich die Hand, man hoffte gegenſeitig ſich wieder gewonnen zu haben; aber es war leider ein ſchöner Schein. Die böſen Geiſter, welche die Theaterwirren hervorgerufen hatten, waren nicht wieder zu bannen; bald traten in einer Sitzung des Verwaltungsraths abermals Differenzen auf, heftiger als zuvor, und dieſe führten den völligen Bruch eines Verhältniſſes herbei, das für Immermann Jahre hindurch beglückend geweſen war. Erſt die Zeit ſänftigte die Erbitterung und ſtellte in Beiden das Bild des Gegners rein wieder her. Hätte ein günſtiges Geſchick ſie ſpäter noch einmal zuſammengeführt, ſo hätten ſie einen neuen Bund geſchloſſen; aber erſt über Immermanns Grabe reichte Mendelsſohn deſſen Wittwe die Hand und ſprach den innigen Schmerz aus, den er empfunden, als der Tod die Hoffnung zerſtört hatte, verſöhnt dem Freunde noch einmal in's Auge zu ſchauen. In Immermanns heftigem, aber ſtets der Verſöhnung zugeneigtem Ge-

müth hatte „die Liebe, die allein Leben iſt, auch längſt alle anderen Gefühle überwunden," und er hatte oft den Gedanken in ſich bewegt, ſich Felix auf irgend eine Weiſe wieder zu nähern.

---

Eine Muſtervorſtellung war am 25. Februar die der Stella, die mit vieler Sorgfalt vorbereitet war, und in der Alles vortrefflich in einander griff. Immermann hatte das Stück in drei Akte zuſammengezogen, wodurch der Effect ſehr gewann, da die Stimmung mehr zuſammengehalten wurde. O. L. B. Wolff aus Jena und L. Bechſtein wohnten der Wiederholung dieſer Vorſtellung Ende Mai bei, und der Bericht des Erſteren über dieſelbe zeigt, was Immermann damals ſchon erreicht hatte. „Jeder," heißt es in demſelben, „ſtand an ſeinem Platze und that redlich und natürlich ſeine Pflicht; Keiner ſuchte ſich vorzudrängen und durch Uebertreibung oder Künſtelei auf Effect hinzuarbeiten. Daher verfehlte denn auch die unbedeutendſte Stelle ihre Wirkung nicht, und die Zuſchauer hatten in jeder Hinſicht einen reinen und unverkümmerten Genuß."

Am 1. April konnte wieder etwas Bedeutendes geliefert werden; König Johann kam zur Aufführung. Dieſes Gedicht übte, ungeachtet des Marionettenartigen der politiſchen Verhandlungen in den erſten Akten, einen großen Reiz aus, durch die Klarheit der Handlung und die Einfachheit der Motive. „Ich habe es mit vieler Freude geſehen," ſchreibt Immermann. „Wunderſam iſt die Stellung, welche Shakeſpeare dem Könige gegeben hat. Obgleich er vor unſern Augen eigentlich immer nur ſich ſchwach und ſchlecht zeigt, ſo genießt er bei Andern doch große Liebe und Achtung, der Zorn der Großen auf ihn iſt nur vorübergehend und der tüchtigſte Charakter, der Baſtard, ruft ihm die verehrendſten Worte nach. Ferner wird ſein Tod trotz aller Schmerzen doch durch das Singen recht eigentlich

verklärt. Der Geſang wurde hier auch gemacht, erſt vor der Erſcheinung des Königs hinter der Scene, und dann bei ſeinen Endworten.

„Dann iſt, was Du hier ſiehſt, nichts als ein Schatten
Und Abbild des zerſtörten Königthums.“

Sie wurden wie ein leiſer Choral geſungen und machten eine große poetiſche Wirkung.

Am 20. und 21. April berichtet das Theaterjournal über die Aufführung der beiden erſten Theile des Alexis. „Ich hatte dieſes ſchwierige Werk ſo früh zur Darſtellung befördert, weil man nicht wiſſen kann, wie lange die hieſige Bühne beſteht, und es dann doch gut iſt, ihn einmal geſehen zu haben.

„Die beiden Theile wurden natürlich an zwei Abenden hintereinander gegeben, und es war eine gewaltige Arbeit, dieſe zehn Akte in die Scene zu ſetzen. Die Hauptſchwierigkeit, welche ſich bei dem Geſchäfte zuerſt aufthat, war, daß faſt alle Rollen ſich als Charakterrollen zeigten, und eigentlich keine in der hergebrachten Bühnenweiſe zu ſpielen war. Eine fernere Schwierigkeit lag in dem Lakonismus der Expoſitionen und der hiſtoriſchen Töne, ſo daß die Schauſpieler nun wieder gezwungen waren, von ihrer Gewohnheit abzuweichen, und dieſe Dinge mit einer Präciſion vorzutragen, welche dieſelbe allein für die Zuſchauer verſtändlich machen konnte.

„Dies waren die wahren Schwierigkeiten. Alle übrigen, welche Directionen und Intendanzen aus dem Sceniſchen hervorgeſucht haben, ließen ſich bei dem ernſten Angriffe der Sache nicht entdecken.

„Indeſſen ſind auch jene zu überwinden geweſen. Die Darſtellung des erſten Theiles hatte noch hin und wieder etwas Unſicheres, Unfertiges, Ueberladenes; die Aufgabe war für die Darſtellenden noch zu neu; doch ging Alles im Ganzen mit Geiſt, Kraft und Energie vorwärts. Im zweiten Theil war

Alles zu Hauſe und dieſe Vorſtellung rollte mit einer Kraft und Gewalt ab, wie man gewiß ſelten ein dramatiſches Werk reproducirt ſieht. Ich kann ſagen, daß ein Jeder darin mit Begeiſterung ſpielte, man mußte dieſe Vorſtellung eine vollkommene nennen. Die todte Form, an welcher der lebendige Czar zerbricht, gewann durch charakteriſtiſche Darſtellung des Tolſtoi ſelbſt ein furchtbares Leben.

„Der Effect auf die Zuſchauer war denn ſo, daß der erſte Theil wie ein Prolog wirkte; ſie in Spannung und Aufmerkſamkeit erhielt, der zweite Theil aber ſie fortriß. In dieſem Theile wechſelten nur die untrüglichen Zeichen der vollendeten Wirkung ab, nämlich Todtenſtille und lebhafter Applaus. — Manche trüben Zweifel, welche die Vernachläſſigung meiner Arbeiten Seitens der ſogenannten realen Bühne hervorgebracht hatte, ſind durch die Aufführung des Alexis und durch die des Hofer im vorigen Jahre niedergeſchlagen worden. Ich weiß nun, daß dieſe Stücke dem deutſchen Theater angehören und über kurz oder lang ihren Gang über daſſelbe nehmen müſſen, wie man ſich auch dagegen ſperren mag.“

Gleich nach der Aufführung des Alexis wurde Immermann von einer heftigen Augenentzündung befallen, die ihn für acht Tage in eine friedliche Abgeſchiedenheit vom Getümmel der Bretter verſenkte, und ihn ſeinen Geburtstag in der Dunkelheit ſeines verhangenen Zimmers ganz ſtill und einſam verleben ließ. That die Ruhe ihm auf der einen Seite ſehr gut, ſo führte ſie doch allerhand Betrachtungen herbei, die nicht leichter Art waren. „Ich habe in dieſem Winter Manches zu erdulden gehabt,“ ſchreibt er kurz nach ſeiner Geneſung an Ferdinand, „was die grauen Haare an den Schläfen nicht vermindert hat. Gearbeitet habe ich wie ein Pferd, und der geiſtige Erfolg iſt ein ſehr großer geweſen. In der Führung der Bühne gehe ich ohne Reflexion, Menſchenfurcht, Hoffnung und Wunſch, lediglich einer inneren geiſtigen Nothwendigkeit folgend, vorwärts. Da

ich ganz frei zu derſelben ſtehe, ſo wüßte ich Nichts, was mich einengen könnte. Ob die Sache beſtehen bleibt, iſt eine andre Frage. Die Stadt iſt zu klein, und unter den Menſchen iſt nur ein kleiner Theil, denen ſo eine Bühne eine ſchöne Erinnerung für ihr ganzes Leben bleiben wird. Viele thun zwar noch ſo, als ob ſie mich und mein Werk verehrten, au fond bin ich ihnen aber wohl eigentlich ſchon unbequem. Immerhin, das Düſſeldorfer Theater falle, ſo fällt es wie ein Held, mit Ehren, man kann nie wiſſen, welchen Impuls andrer Orten eine intellectuelle Erſcheinung giebt, wenn ſie ſelbſt auch verſchwindet."

Die Vorbereitungen für den Blaubart riefen Immermann aus ſeinem Krankenzimmer, noch ehe das Uebel ganz gewichen war, und am 3. Mai erlebte das Theater durch die Darſtellung dieſes Märchens einen merkwürdigen Tag. Immermann hatte die Vorſicht gebraucht, vorher möglichſt wenig davon reden zu laſſen und das Stück eingeführt, als ſei es weiter nichts Beſondres. Es machte ſich denn auch nicht nur dramatiſch-theatraliſch, ſondern hatte einen entſchiedenen Erfolg auf einen Theil des Publikums, namentlich auf die Maler und ſonſtige Leute, welche die Literatur und Tieck kannten. Neben dieſen fehlte es natürlich nicht an mißliebigen Beſtandtheilen in demſelben und eine Reihe von Volksſtimmen, die laut wurden, konnten zu harmloſer Ergötzlichkeit dienen. Immer blieb dieſe Aufführung ein Wagniß, deſſen Nachwirkung Immermann auch im Verwaltungsrathe fühlbar wurde, in welchem mehrere Mitglieder durch dieſen Angriff der Romantik ſich im innerſten Heiligthume ihrer Seele verletzt fühlten. Es erging ungeachtet des guten Kaſſenerfolges und ungeachtet des Vergnügens, welches das Ding denn doch eigentlich verurſacht hatte, eine ſcharfe Kritik darüber, und das originelle Wirken des Theaters mußte auf eine Zeitlang als geſchloſſen betrachtet werden.

Die Schwierigkeiten, welche der Düſſeldorfer Bühne nach

kurzer Zeit ein Ende machen ſollten, traten überhaupt jetzt ſchon hervor. Nicht nur waren die Winter-Erſparniſſe wieder aufgezehrt und die freiwilligen Beiträge der Theaterfreunde verbraucht, es mußte ſogar ein neuer Griff in den Actienfonds gemacht werden, der durch das Inventar und die übrigen Vorausgaben ſchon weſentlich geſchmälert war. Und leider zeigten die Ausſichten für den Sommer keine Hoffnung auf Erſatz des Verlornen, denn mit Ausnahme eines Abkommens mit Elberfeld hatten ſich alle Verhandlungen zerſchlagen, und man konnte dort erſt im Auguſt ein interimiſtiſches Lokal bekommen, mit welchem man ſich bis zum beabſichtigten Theaterbau behelfen ſollte. Gaſtſpiele mußten nothdürftig bis zum Schluß der Bühne durchhelfen. Im Mai trat die Lindner aus Frankfurt auf, dann kam Porth aus Dresden, deſſen Spiel noch einmal das Haus füllte. Nach ſeiner Abreiſe aber entſtand eine förmliche Pauſe in den theatraliſchen Dingen. Die Hitze wurde ſehr groß, das Rheiniſche Muſikfeſt, welches in Cöln gehalten wurde, nahm alles Intereſſe in Anſpruch; das Theater hatte das Maß des Antheils, den Düſſeldorf für daſſelbe beſitzt, erſchöpft. Man ſpielte vor leerem oder mit Fremden ſpärlich beſetztem Hauſe, und nur im „Arzt ſeiner Ehre“, womit das recitirende Schauſpiel am 30. Juni ſchloß, waren noch einmal etwas mehr Menſchen verſammelt. Die Vorſtellungen waren im Juni auf zwei in der Woche beſchränkt worden, auf welche Immermann verdoppelte Sorgfalt wendete, und die darum nicht ohne Nutzen blieben. Die Schauſpieler mußten immer mehr inne werden, daß hier gar nicht nach der äußern Wirkung gearbeitet werde. Vorübergehende Fremde ſpendeten ihnen auch mehr Anerkennung als die Einheimiſchen; namentlich ſprach der Dichter Zedlitz nach einer Aufführung des Egmont ſeine Bewunderung über eine Vorſtellung aus, die ihm eine ganz unerwartete Vollendung gezeigt hatte.

Am 4. Juli wurde das Theater geſchloſſen und dem Pu-

blikum eine Gesammtübersicht der bisherigen Leistungen vorgelegt. Immermanns Arbeit hörte aber damit nicht auf, denn er mußte nun das Repertoir für Elberfeld vorbereiten und dazu mehrere größere Stücke für die Bühne einrichten, deren Thätigkeit er auch keinen Augenblick einschlafen ließ. Als die Vorstellungen seltner wurden und endlich aufhörten, hielt er die Schauspieler durch Vorlesungen und tägliche Leseproben in Athem und merkte dabei leider, wie wenig die Methode noch festen Fuß gefaßt hatte. Vielfältig war die Lehre vergessen worden, besonders der calderonische Vers, mit dem er sich so viel Mühe gegeben, hatte den Klang schon wieder verloren.

Bei der schnell zusammenschmelzenden Actiensumme war es nöthig, nach Mitteln zur Erhaltung der Anstalt zu suchen, und es wurde beschlossen, den König durch eine Immediatsupplik um Zuschuß anzusprechen. Es wurden in derselben die bisherigen Leistungen der Bühne hervorgehoben und auf ihre bedenkliche finanzielle Lage hingewiesen, die man in der That darauf schieben durfte, daß wider Erwarten die Erlaubniß zurückgehalten war, die Vorstellungen während einiger Monate nach Bonn zu verlegen. Dort konnte man von dem gebildeten zum Theil jungen und leicht erregbaren Publiko einen zahlreichen Besuch erhoffen, und durch den Ausfall einer Hülfe, auf die man nach anderweitigen Concessionen hatte rechnen dürfen, war das Capital der Gesellschaft so weit verbraucht, daß ohne Zuschuß ein Institut zu Grunde gehen mußte, welches seine Leistungen schon auf eine hohe Stufe gebracht hatte und seine Darbringungen im Verlauf der Zeit immer mehr zu steigern versprach. Der Entwurf dieser Supplik war Immermanns letzte Arbeit für das Theater, ehe er im Juli die Wohlthat einer kurzen Ferienzeit genoß, deren Reiz durch den Besuch seines Bruders Hermann noch erhöht wurde. Seine Anwesenheit wurde zu kleinen Ausflügen nach Xanten und Calcar benutzt, das Gestein wurde einmal wieder befahren, und

die ungewohnte Freiheit in jeder Weiſe genoſſen, bis das Theater Immermann nach Elberfeld rief, wohin ihn Hermann begleitete. Er war der Einzige der Familie, welcher durch eigne Anſchauung die Wirkung kennen lernte, welche ſein Bruder auf die Kunſt und die Künſtler übte.

In einer Reitbahn wurde in Ermangelung eines anſtändigeren Raumes am 29. Juli die Bühne in Elberfeld eröffnet, mit einem Prologe von Immermann, einer Symphonie, und der Mirandolina. Der geſchickte Maſchiniſt und Decorateur des Düſſeldorfer Theaters hatte geleiſtet was möglich war, um ein erträgliches Lokal herzuſtellen; dennoch blieb Alles ſehr dürftig und unbequem. Auch Immermanns Hoffnung, ohne dauernde Anweſenheit in Elberfeld von Düſſeldorf aus die Sache beaufſichtigen und leiten zu können, erwies ſich als trügeriſch; es ſtellte ſich bald heraus, daß er damit nicht durchkam und ſo führte er denn in den nächſten Monaten bis zur Mitte des Novembers ein wahres Campagneleben, zwiſchen Düſſeldorf und Elberfeld hin- und hergeſchleudert. „Das Opfer aller Bequemlichkeiten, Gewöhnungen, überhaupt alles deſſen, was einen Zuſtand leidlich und erträglich macht, welches ich 3 Monat hindurch gebracht“, ſchreibt Immermann, „wird mir zwar Niemand danken, indeſſen war es nothwendig, wenn die Bühne nicht ſchon damals zu Grunde gehen ſollte. Es reut mich daher nicht, daß ich mich dazu entſchloſſen habe, wenn ich gleich wünſche, das Andenken dieſer widerlichen Periode möchte ſich bald ganz verwiſcht haben.“

„Unter den Elberfelder Vorſtellungen war für mich die wichtigſte die des Goetheſchen Fauſt. Ich legte die Einrichtung zu Grunde, nach welcher ſie in Stuttgart das Stück gaben, kürzte jedoch noch Manches in dieſem Buche. Der Schüler wurde weggelaſſen, ebenſo Wagners erſtes Geſpräch in der Nacht. Ich brachte das Ganze aus den ſechs auf fünf Akte, freilich nur dadurch, daß der erſte Akt bis zum Einſchläfern Fauſtens

durch Mephiſtopheles reichte, was nun zur Folge hatte, daß zweimal in einem Akte Tag und Nacht wurde.

„Wegen der Erſcheinungen während des Geiſterchors hatte ich folgende Einrichtung getroffen. Das gewöhnliche Arrangement, eine Partie ſingender Choriſtinnen aus den Seitenflügeln hervorkommen und den ſchlafenden Fauſt umhüpfen zu laſſen, iſt ſo materiell und unpoetiſch, daß ich mich dazu nicht entſchließen konnte. Gleichwohl aber muß etwas erſcheinen. Ich ließ daher während der erſten Töne des Geiſtergeſanges die Hinterwand von Fauſtens Studirzimmer auseinander gehen und nun erſchienen nach einander drei lebende Bilder, welche die Hauptideen des Geſanges ausdrückten. Das Haus war übermäßig gefüllt, weil viel Gerede vorangegangen war und ein großer Zettel die Neugier rege gemacht hatte. Die Präparationen gingen dergeſtalt bis auf die letzte Stunde fort, daß ich ſelbſt unmittelbar vor dem Anfange der Vorſtellung noch mit dicken Pinſelſtrichen Zauberzeichen malte.

„Als der Vorhang aufging, hatte ich einen eigenthümlichen Genuß. Fauſtens zum Buche niedergebücktes, vom ſcharfen Lampenlichte beſchienenes Antlitz gewährte in dem düſtern, dämmernden Studirzimmer die frappanteſte Anſchauung eines Rembrandt.

„Manche Wirkung, auf die ich gerechnet hatte, ging verloren, im Ganzen ging aber Alles leidlich zuſammen. Nur wird die Darſtellung des Fauſt nie etwas Barbariſches verlieren und immer im theatraliſchen Rahmen wie Stückwerk erſcheinen."

Der Fauſt bildete den geiſtigen Abſchluß der Elberfelder Periode. Nach demſelben wurden noch zum Beſten der Armen einige kleine Stücke gegeben, dann ſiedelte das Theater wieder nach Düſſeldorf über. In den erſten Monaten hatten die Einnahmen die Ausgaben während des Elberfeldes Aufenthaltes gedeckt, dann waren allerhand Stockungen in die Oper gekommen, welche den Theaterbeſuch verringerten und neue Einbußen her-

beiführten. Das Theaterſchiff konnte ſich in den letzten Wochen nicht mehr über Waſſer halten, und als auch noch einige größere Anſchaffungen nothwendig wurden, mußte ein neues Darlehn von 1000 Thalern gemacht werden, mit deren Hülfe man ohne Schulden nach Düſſeldorf zurückkehren konnte.

Die Folgen des Aufenthalts in der Fremde unter zerſtreuenden ungeordneten Umgebungen und mit mancherlei Nothbehelf verknüpft, erwieſen ſich für die Geſellſchaft nicht günſtig. Vieles mühſam Begründete ſtürzte wieder ein, Nachläſſigkeit und Unfleiß meldeten ſich und ſchon ging die Zeit zu Ende, während welcher ſich Immermann mit voller Freiheit der Sache widmen konnte. Denn kaum war er in die heimathlichen Verhältniſſe zurückgekehrt, als es ſich entſchied, daß die Verſuche ſeinen ablaufenden Urlaub noch auf ſechs Monate zu verlängern vergeblich geweſen waren. Nur einige Wochen Nachfriſt wurden endlich bewilligt, der Präſident des Landgerichts gab außerdem ſo viel Freiheit und Ausſtand als möglich, und dieſe benutzte Immermann die Theaterſachen ſo zu ordnen, daß er hoffen konnte, ihre Leitung in der nächſten Zeit mit ſeinem juriſtiſchen Berufe zu vereinen. Natürlich war das nur durch große Anſtrengungen möglich und er war genöthigt, ſich den geſelligen Beziehungen faſt ganz zu entziehen. Weihnachten und Neujahr gingen trübe vorüber. Das Amt, an das er ſich durch eine harte Nothwendigkeit wieder gekettet ſah, drückte ihn ſchwer, und tauſend Verhältniſſe, die ſich gebildet hatten, ſchienen mit einem Federzuge vernichtet. „Ich habe“, ſchreibt er der Mutter im Januar 1836, „wegen dieſer Angelegenheit recht böſe Zeiten durchzumachen gehabt und muß ſie zum Theil noch durchmachen, da es nichts Kleines iſt, in einen Beruf zurückzutreten, gegen den man gradezu Abneigung empfindet und daneben den Untergang einer geiſtigen Schöpfung vor Augen zu ſehen, die man mit der äußerſten Sorgfalt gegründet und gepflegt hat und die in kurzer Zeit ſchöne Früchte getragen hatte“. Am 12. Januar

trat er wieder in das Landgericht ein, und als er an demſelben Tage Platens Tod erfuhr, ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Ich wollte Platen ſäße im Landgericht und ich läge bei Syracus begraben!“

Aber noch ein Jahr wollte er verſuchen, das Theater aufrecht zu halten, weil es ihm bei aller Mühe wenigſtens die Mittel an die Hand gab, ſich nach ſeinem eigenthümlichen Weſen auszuſprechen, und weil die Wirkung ſeiner Leiſtungen eine augenfällige war. „Ueber die Zukunft habe ich gar keine Pläne und Entſchlüſſe“, ſchreibt er um dieſe Zeit, „kann ſie auch nicht haben, da meine Armuth mir die Nothwendigkeit auferlegt, in dem juriſtiſchen Joche einen Schritt nach dem andern weiter zu ſetzen“.

Von neuen bedeutenden Dingen brachte die Bühne im Verlauf des Winters: Lear, den Richter von Zalamea, Romeo und Julia, Leben ein Traum, Terenzens Brüder. Ueber dieſe Aufführungen fehlt aber alles Detail; wir beſitzen keine ſchriftlichen Aufzeichnungen über die Erfolge des Winters als folgenden Brief an Hermann: „Ferdinands Geburtstag feierte ich mit dem Blaubart. Es hat wirklich etwas Zauber- und Traumartiges, dieſe Märchengeſtalten, welche nie für die Couliſſen beſtimmt waren, ſich zwiſchen den gemalten Wänden bewegen zu ſehen. Schade, daß dergleichen Dinge nicht vor allen Menſchen, die daran ſich eine Erinnerung für immer bewahren würden, ſichtbar werden können. Uebrigens war der Erfolg der glänzendſte, und ſelbſt die Philiſter, welche voriges Jahr ſich noch widerhaarig zeigten, mußten diesmal mit. Des Klatſchens wollte gar kein Ende nehmen und am Schluß wurden Alle gerufen.

„Zwei Tage darauf war Hamlet, mit einer Probe, wie aus der Piſtole geſchoſſen. Dieſe Darſtellung hat mich überzeugt, welche Kraft meine Anſtalt gewonnen hat, wenn Alle bei der Sache ſind.

„Am 8. Mai Hofer. Leider dies Mal nicht so gut, wie vor zwei Jahren. Die Schauspieler waren in Gedanken schon mit dem Einpacken nach Crefeld beschäftigt, und so hatte die Darstellung etwas Mattes und Zerrissenes. Im dritten Akt ging ich verdrießlich nach Hause."

Um Ostern 1836 erschienen die Epigonen. Die Correktur derselben hatte bei schnell fortschreitendem Druck dem Dichter manche Arbeit gebracht. Als sie endlich versendet waren, trat an die Stelle der Beschäftigung die spannende Erwartung über den Erfolg. Die Leute, welche das Buch empfingen, waren aber theils krank, theils anderweitig in Anspruch genommen und schweigsam, so daß sich Immermann einmal wieder in einer recht unbehaglichen Stimmung befand, aus der ihn noch keine neue productive Thätigkeit zog. „Mit diesem Werke hat sich ein bedeutender Theil meiner Vergangenheit von mir abgelöst", schreibt er bei der Uebersendung des Buches an Hermann; „daß es hinter mir liegt, ist für meine nächste Zukunft eine große Einbuße, da ich befürchte, daß sich sobald kein recht durchgreifendes geistiges Interesse wieder bei mir einstellen wird und ich doch von einem solchen allein zu existiren vermag. In solchen Zeiten, nach großen intellectuellen Anstrengungen thäte Einem ein erquickendes Entgegentreten der Außenwelt doppelt Noth, leider sieht es denn damit immer ziemlich betrübt aus und der Sturz aus der Ideenwelt, in der man eine Zeitlang heimisch sein durfte, in die Wirklichkeit, pflegt ziemlich hart zu sein."

Nur mit fast aufreibender Anstrengung war es Immermann gelungen, den Winter hindurch die Intendanz des Theaters fortzuführen. „Auf der einen Seite übersteigt die Arbeit neben dem Dienstgeschäfte fast das Maß der menschlichen Kräfte", schrieb er im März, „auf der andern Seite schrecke ich vor dem Gedanken zurück, das Einzige, was meinem Leben nach Außen und gegen die Wirklichkeit hin noch einigermaßen Gestalt giebt, aus der Hand zu geben".

Bald darauf empfand er aber doch das Verlangen ſich dem zerſtörenden Doppelleben zu entziehen, denn allerhand perſönliche Verdrießlichkeiten geſellten ſich zu der Arbeit, und er war am Schluß der Düſſeldorfer Vorſtellungen faſt entſchloſſen, die Intendanz niederzulegen. Wir dürfen es zum Theil auf den Einfluß der Frau von Sybel ſchieben, daß er dieſen Vorſatz nicht in einem Momente ausführte, wo er den Schein der Willkür und Unſtätigkeit an ſich getragen und die allgemeinſte Mißbilligung derer nach ſich gezogen hätte, die das Theater kurz zuvor durch materielle Hülfe auf's Neue zu erhalten geſucht hatten. Schon im März waren nämlich die Mittel des Inſtituts völlig erſchöpft geweſen, und ſein ſchneller Untergang war nur dadurch zu vermeiden, daß Freunde der Sache ſich entſchloſſen, auf das Inventarium des Theaters die Summe von 1500 Thaler vorzuſtrecken. Immermann ſelbſt gehörte zu den Beitragenden, obgleich er genöthigt war, die 150 Thaler, die auf ſeinen Theil fielen, zu leihen. So ſchien das Unternehmen abermals vor der Hand geſichert, denn der kommende Sommer bot beſſere Ausſichten als der vergangene. Die Düſſeldorfer Geſellſchaft ſollte nicht nur in Elberfeld, ſondern auch in Crefeld und Bonn Vorſtellungen geben, und Immermann war durch ſein juriſtiſches Amt der Verpflichtung entbunden, das untröſtliche Wanderleben derſelben zu theilen, als er allen ſeinen Freunden überraſchend den Vorſatz ausſprach, ſein Verhältniß zum Theater zu löſen. Nur die Bedeutung, die der Dichter der Bühne gab, hatte zu den Opfern vermocht, die man ihr noch eben gebracht, darum ſchien es nicht der vollen Treue und Redlichkeit zu entſprechen, mit welcher er bisher ſeine Pflichten ſtreng erfüllt hatte, wenn er jetzt die Laſt derſelben abwarf.

Es dient zwar zu ſeiner Entſchuldigung, daß er in ſeiner gereizten Stimmung ſich ſagte, der Verwaltungsrath ſei mit ſeiner Leitung ſo unzufrieden, daß ſein Rücktritt willkommen ſein würde. Die Art und Weiſe, in welcher man von ihm

gefordert, die Rückſichten auf die Kaſſe nicht zu ſehr den künſtleriſchen unterzuordnen, hatte ihn ſchwer verletzt und ihn die zarte Rückſicht vermiſſen laſſen, mit der man ihm ſeine ſchwere Aufgabe hätte erleichtern müſſen. Frau von Sybel mit allen Verhältniſſen und Stimmungen vertraut, forderte aber mit der Wärme der wahren Freundſchaft, die keinen Makel an dem Namen des Freundes ſehen wollte von ihm, daß er trotz jener verdrießlichen Erfahrungen ausharre, bis die nächſten Monate entſchieden hätten, ob ein ferneres Gedeihen der Sache zu hoffen ſei. Sie ſtellte ihm vor, daß nach den erneuten Anſtrengungen für die Sache ſeine Ehre dieſes Beharren fordere und daß ihre Pflicht ſei, ihn auf dieſen zarten Punkt aufmerkſam zu machen. „So ſei denn Ihrer Entſcheidnng anheim gegeben", ſagt die Freundin am Schluß eines warmen und herzlichen Schreibens, „was Sie thun wollen, nur das will ich in Bezug auf körperliche und geiſtige Anſtrengungen noch hinzufügen, daß ich glaube, daß das Gefühl großmüthig erfüllter Pflicht auch wieder eine ganz eigene Stärkung giebt, die manchem andern geiſtigen Hebel wohl die Wage hält".

Immermann entſchloß ſich zu bleiben und hat dieſen Entſchluß nie bereut, denn obgleich das Düſſeldorfer Theater zu Grunde ging, bildete doch grade der letzte Winter ſeines Beſtehens den edelſten Abſchluß ſeiner Thätigkeit. Seine Mißſtimmung war im Frühlinge auch durch das Rheiniſche Muſikfeſt erhöht worden, welches während der Pfingſttage in Düſſeldorf ſtattfinden ſollte und allem andern künſtleriſchen Streben die Theilnahme entzog. Mendelsſohn wurde erwartet, um ſein Oratorium Paulus zu dirigiren, und um die Begegnung mit ihm zu vermeiden und den auf ihn einſtürmenden Erinnerungsqualen zu entrinnen, entſchloß ſich Immermann, in den Pfingſttagen einen Ausflug nach Altenberge zu machen, wo er in völliger Ruhe und Abgeſchiedenheit die abgematteten und zerſtörten Lebensgeiſter wieder zu ſammeln hoffte.

Im frischen Morgenwinde wanderte er am ersten Pfingsttage der Abtei zu, legte sich auf dem Wege an einem Abhange nieder, ließ sich von den Bäumen in dieser Einsamkeit umrauschen und sah einzelne Waldvögel sich über den Abgrund schwingen. „In solcher Stille, die etwas Seliges hat, überkommt uns immer die Sehnsucht, der Qual des Individuums los zu werden und in das heilige, gleichgültige All zu zerfließen", sagt Immermann. „Vielleicht ist mit dem Tode, wenn derselbe nicht zu eigentlich persönlicher Fortdauer führt, die entzückende Stillung jener Sehnsucht verbunden. Es wäre uns wohl zu gönnen, daß wir, „die wir weinen, wenn wir auf diese Narrenbühne treten", innerlich jauchzen dürften, wenn wir in den Schooß der Mutter zurücksinken. — Wer kann es wissen?"

Ein stiller Fußweg führte ihn mit sonntäglichen Kirchgängern quer durch die Berge am Dhünbache entlang, durch Gehölz, Wiesen, eingeschlossene Felder, sehr erfreuliche Dörfer. „Ich hatte lange nicht", sagt sein Tagebuch, „das Glück solcher einsamen Fußwanderung durch eine wenig betretne Gegend genossen, und meine Seele gab sich ihm ganz hin. Mannichfache Erinnerungen an die so wechselvollen letzten Jahre stiegen in mir auf, wieviel ich gewonnen und was ich eingebüßt, wie ich ein Anderer geworden und doch derselbe geblieben".

---

Eine größere Ruhe trat für Immermann in den nächsten Monaten ein, während welcher das Theater außerhalb Düsseldorf sein Wesen hatte. Zwar führte dieselbe nicht unmittelbar zu neuen Produktionen, aber es tauchten in ihm allerhand Pläne auf und die Aufzeichnungen zeigen wieder mehr Sammlung und Stille des eignen Lebens. Einige Tagebuchblätter mögen uns den Charakter dieses Sommers vergegenwärtigen.

„Vielfach keimte in dieſen Zeiten in mir der Gedanke, meine Lebenserinnerungen aufzuſchreiben, welche in ſofern einen eignen Charakter haben, als faſt jede meiner Lebensentwicklungen mit einer großen hiſtoriſchen Weltwendung zuſammenfiel und durch das Individuum daher gewiſſermaßen die allgemeine Geſchichte hindurchzog. Gelänge es, dieſe Wechſelzüge, dieſe Spiegelungen und Rückſpiegelungen recht lebendig darzuſtellen, ſo könnte ein Bild entſtehen, das mir ſelbſt und Anderen zur Orientirung gereichen würde. Schon ſeit längerer Zeit gehe ich damit um, die Düſſeldorfer Neun Jahre, welche wohl Düſſeldorfer Studien zu nennen ſind, zu ſchildern. Anfangs war ich gewillt, dieſes Buch gleich ſo zu ſchreiben, daß es auf der Stelle gedruckt werden möchte. Nachher erwog ich aber, daß dann vielleicht hin und wieder das Bezeichnendſte wegbleiben müßte und entſchloß mich, die Arbeit als Geheimniß zu behandeln.

„Am 3. Juli war hier ein Volksfeſt, das zweihundertjährige Jubiläum der Marianiſchen Junggeſellen Sodalität, die von den Jeſuiten zur Aufrechthaltung des Kultus der Jungfrau Maria geſtiftet iſt. Die Theilnahme war allgemein. Grüne Guirlanden mit herabhängenden Blumenkronen ſpannten ſich über die Straßen, ganze Büſche waren geplündert worden, um die Maien vor den Häuſern zu liefern, welche beſonders die älteren Theile der Stadt, worin die meiſten Theilnehmer der Sodalität wohnen, in Laubgänge verwandelten. Dazwiſchen hingen an den Häuſern Bilder der Jungfrau, Tafeln mit Ehrenſprüchen auf ſie und die Sodalität, Blumenaufſätze ſchmückten Fenſter und Thüren. Feſtlich gezierte Altäre ſtanden auf den Hauptplätzen, und die Proceſſion verband alle dieſe muntern Dinge zu heiterm Leben. Am Abend ließ jeder ſein Licht oder Lämpchen durch das Grün ſchimmern, und die Familien hielten vor den Thüren unter den Bäumen offne Tafel. Es ſah ſehr munter aus, freilich durfte man dabei nicht erwägen, wie viel geſunde grade Stämme die heilige Jungfrau gekoſtet hatte.

Das Fest dauerte acht Tage. Diese kirchlichen Volksbelustigungen sind die allein populären am Rhein. Alles übrige ist nur gemacht und angeeignet.

„Am 11. Juli war hier Varnhagen zum Besuch anwesend. Mir fiel während der Gespräche mit ihm ein, daß die Geschichte nach dem Charakter der verschiedenen Epochen auch eigentlich eine verschiedene sein muß. Zuweilen tritt der Charakter des Allgemeinen, Volksthümlichen, der großen, politischen Eigenschaften ganz zurück, nur Einzelne vermögen sich in den sogenannten interessanten Bezügen geltend zu machen. Leidenschaften, Intriguen, Privatschwächen spinnen die Fäden, an denen die Dinge herbeigezogen werden, solcher Zeiten Geschichte kann nicht in politisch pragmatischer Darstellung gefaßt werden, der Memoirenstyl und Charakter eignet ihm allein. Eine derartige Zeit war die des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II.

„Dann wechselt die Sache, die Einzelnen verschwinden, das Allgemeine tritt in den Vordergrund. Nun sind Gesetze, Einrichtungen, die aller Welt bekannten Thaten auch wirklich die einzigen Quellen der Geschichte, und die für geheim ausgegebenen nur Illusionen. Eine solche Zeit war die von 1806—1813, welche Jeder schreiben kann, der die Gesetzsammlung und den notorischen Charakter einiger Heerführer und Staatsmänner, desgleichen die Noth des Volkes kennt."

---

„Es strich mir in dieser Zeit wieder die Idee des historischen Lustspiels als einer zeitgemäßen Production durch den Kopf. Als Gegenstände zu solchen Sachen empfahlen sich mir: Der Graf Hodiz (zu Roßwalde) wie er mit seiner jungen Gemahlin, der Markgräfin, den alten verdrießlichen Vater im Sturm erobert. Der Vater, getheilt in Respekt gegen die fürstliche Gemahlin und in Aerger über den tollen Sohn könnte

eine sehr komische Figur werden. — Dann der Pastetenbäcker Fimmel unter Heinrich VII.

„Eine allgemeine Bemerkung.

„Bei einem sehr vertrauten Umgange, besonders mit Frauen, gewinnt leicht das persönliche Interesse ein solches Uebergewicht, daß alle Mittheilungen sich in's Individuelle ziehen, und der allgemeine Stoff des Umganges zum Nachtheil des Verhältnisses auszugehen droht.

„Stimmung während des Sommers.

„Sehr abgespannt und mit wenigen Unterbrechungen Null. Keine Luft zu irgend einer freien Arbeit. Der Gedanke an die Wirkung im Publico nicht zu bannen. Steigende Neigung, Düsseldorf zu verlassen und nach Berlin zu übersiedeln.

„Gründe:

1. „Die starken Anstrengungen des vorigen Jahres für Theater und Epigonen. Ermüdung. Mit dem Aufhören dieser großen Arbeit eine Lücke in Kopf und Herz.
2. „Immer steigende Ueberzeugung, daß das Wirken für das Theater eitel gewesen, damit verbunden reelle Verlegenheiten, entspringend aus der einreißenden Finanznoth der Anstalt.
3. „Die Dumpfheit des Publikums gegen die Epigonen.
4. „Mein eigener Geldmangel, da ich so lange keine literarischen Verdienste gehabt habe."

---

Der Sommer war sehr schwül gewesen und die Luft, mit Elektricität überladen, hatte Immermann bedrückt, sein Nervensystem erschlafft und ihn in völlige Lethargie versenkt. Erst im

September fühlte er ſich wieder friſch und nahm eine größere juriſtiſche Arbeit vor, die ihm im Frühjahr war zugeſchrieben worden. Ueber dieſe, wie über Anderes, was ihn in den nächſten Monaten beſchäftigte, haben wir ſo geordnete Aufzeichnungen von ſeiner Hand, daß wir in allem Folgenden den Dichter ſelbſt reden laſſen.

„Mir lag ſchon länger ob, ein Gutachten über verſchiedene Entwürfe zu der Geſindeordnung zu entwerfen, welche man der Rheinprovinz geben wollte. Ich hatte die Sache immer verſchoben, mußte aber nun doch einmal Hand anlegen und that dies in den letzten Tagen des Auguſt und den September hindurch mit allem Eifer. Das ganze Zimmer war mit Folianten bedeckt. Bei meiner Luſt, allerhand zu erſinnen und zu reguliren, machte dieſe meiner Neigung ſonſt ziemlich entlegene Arbeit mir viel Spaß und ſchwoll zu einem bedeutenden Volumen an. Ich ſuchte meine Vorſchläge überall aus der Natur der Sache und aus dem Obſervanzmäßig ſchon Vorhandenen abzuleiten, Häufung, und ein zu großes Detail der Vorſchriften zu verhüten, und nichts aufzunehmen, was den Rheinländern widerſteht und alſo doch ſchwerlich praktiſch werden wird.

„Während dieſer Beſchäftigung traf der Miniſter von Kamptz, der ſich wieder einmal ſeinen Völkern am Rhein zeigen wollte, hier ein. Ich ging am Abend ſeiner Ankunft zu ihm, und trug ihm meine Wünſche, mein nachgerade verdientes Avancement, und womöglich eine Verſetzung nach Berlin betreffend, vor. Er gab anfangs die glänzendſten Worte in dem aſiatiſchen Style, den er liebt, von ſich; da ich nun aber, meiner Politik gemäß, ihn bei ſeiner Rede faßte, und ein mir gegebenes Verſprechen, mich bei der legislatoriſchen Branche placiren zu wollen, utiliter acceptirte, ſo zog er ſich geſchickt, wie eine Schnecke mit den Fühlhörnern, zurück, und ich behielt Nichts in der Hand.

„Meine heitere Herbſtſtimmung, welche immer einen angenehmen Contraſt gegen die Irritabilität im Frühling und

die Depreſſionen im Sommer zu bilden pflegt, war eingetreten, und ließ mich die Welt im klaren Lichte erblicken. Eines Tages rief ich aus: Ich will nun wieder auch ganz ein Philiſter werden und Taback rauchen, da mir, ſo lange ich dies gethan habe, viel Gutes begegnet iſt. Geſagt, gethan. Und wirklich, kaum war die Pfeife im Gange, ſo paſſirte mir gleich etwas Erfreuliches. Unverſehens las ich nämlich in der Zeitung, daß am 25. September die feierliche Enthüllung und Einweihung des Monuments für die bei Braunſchweig erſchoſſenen vierzehn Schillianer, in Braunſchweig erfolgen werde, und daß an dem Abende Hofer in der neuen Bearbeitung im Theater gegeben werden ſolle. Nun ſtiegen in meiner Seele die Erinnerungen aus dem Jahre 1809, da ich ein dreizehnjähriger Knabe war, auf. Der Kampf Oeſterreichs hatte auch bei uns an der Elbe neue Hoffnungen erweckt; ein ahnungsvolles Vorgefühl der Freiheit ſchlich ſich durch die Lande und regte kühne Abenteurer zu vorzeitigen Thaten an. Katte brachte in der Magdeburger Gegend einen Haufen verwegener Menſchen zuſammen; die Schaar ward jedoch bald zerſprengt, zum Theil gefangen genommen, und das Schickſal der Gefangenen war nicht lange zweifelhaft. Noch ſehe ich ein paar der armen Leute, darunter Vater und Sohn, todtbleich, von Gensd'armen und Soldaten umgeben, langſam, dem Volke zum erſchreckenden Beiſpiel, von der Citadelle, die Kloſterſtraße herauf, zum Tode vor dem Sudenburger Thor führen.

„Dann erklang plötzlich Schills Name, der jedes, auch das unwahrſcheinlichſte Gelingen zu verbürgen ſchien. Eines Nachmittages hörten wir die Kanonen von Dorendorf her, und die Claſſe wurde ſogleich aufgehoben. Er zog auch vorüber wie ein Meteor, und nachher ſollte er in Stralſund geſtorben ſein. Es glaubte es Keiner. Die Menſchen laſſen in großen Nöthen Keinen ſterben, an den ſich noch ein Schimmer der Ausſicht heftet.

„Jahre vergingen, und ich schrieb den Hofer, voll vom Gefühl jener Zeit. Und nun sollte dasselbe Stück zur Einweihung des Heroon ihrer Opfer gegeben werden. Mich umwitterte Etwas, wie Hauch des griechischen Alterthums und seiner Todtenspiele. Ich hatte lange keine so wahre und tiefgehende Freude gehabt; leider blieb es eine Freude in der Einbildung. Die Einweihungsfeierlichkeit wurde verschoben und mein Stück zum Besten der abgebrannten Blankenburger gegeben. Dabei benutzten sie auch nicht meine neue Bearbeitung, sondern nahmen — unlöblicher Weise — das alte von mir verworfene Buch.

„Sonderbare Besuchsgestalten gingen an mir in der ersten Hälfte des Monats vorüber. Einmal trat Doctor Detmold aus Hannover in mein Zimmer, der witzige kleine Advokat, welcher über die plötzlich erwachte Kunstliebe der Hannoveraner die satyrische Broschüre geschrieben hat. Er blieb mehrere Tage hier, hatte sein Wesen mit den Malern, brachte mir Grüße von Hormayr, der in halber Verbannung in Hannover den bayrischen Gesandten spielen muß, und sagte mir viel Theilnehmendes über die Epigonen.

„An einem anderen Tage ließ sich der Oberst Sch..... aus Aachen melden. Eine gebeugte, in Kriegsstürmen verwitterte Gestalt, von deren Lippen, wie von einem abgestorbenen Stamme graues Moos, ein dünner Schnurrbart herabhing. Mit diesem Manne hätte ich nun sehr angenehme Gespräche über seine Fata in Spanien, und über die Verhältnisse der pyrenäischen Halbinsel führen können, aber leider besaß ihn ein Dämon, der es nicht zu dieser Unterhaltung kommen ließ.

„Denn kaum hatte ich bei meinem Gegenbesuche ihm und seiner schönen spanischen Gemahlin die Verbeugung gemacht, als er mir vertraute, daß er sich im Felde der Poesie versucht habe, beabsichtige, seine Gedichte herauszugeben, zuvor aber das Urtheil eines Kenners zu hören wünsche. Er nahm mich in

ein anderes Zimmer, und es begann eine langwierige Vorleſung. Die Gedichte enthielten ganz gute hiſtoriſch-politiſche Gedanken, konnten aber, wie ſie waren, ebenſo wohl Proſa ſein und Zeitungsartikel bilden. Ein allerliebſtes ſchwarzhaariges und ſchwarzäugiges Kind trieb ſich im Zimmer umher und machte, wahrſcheinlich ebenſo gelangweilt wie ich, allerhand Spektakel. Da nun der poetiſche Vater es grimmig anfuhr, und zur Ruhe ſchalt, gehorchte es zwar, ſchmiegte ſich ſtill zuſammen, ſah mich aber von der Seite mit einem verſtohlen-ſchelmiſchen Blicke an, als wollte es ſagen: Wir verſtehen einander in dieſem Moment.

„Da waren meine Hummeln im Garten klüger. Die blieben bei ihrem Leiſten: Ernährung und Fortpflanzung, und drängten ſich nicht in fremdes Metier. In den Kreis meiner Inſectenbeluſtigungen war nämlich ein Hummelneſt getreten. Ich hatte es entdeckt, als ich mich einmal im Graſe ausgeſtreckt hatte und plötzlich einen Stich in der Hand fühlte. Nachſehend fand ich an dem kleinen moosbedeckten Roſenabhange, an dem ich lag, das Neſt unter dem Mooſe in einer kleinen Erdhöhle. Die einförmigen Zellen waren zum Theil mit Larven angefüllt, ein Theil waren zierliche Fäßchen, in welchen der klarſte Honig blinkte. Die entwickelten Thiere lagen träg und träumeriſch um die Zellen her und zogen den Honig mit ihren langen Rüſſeln aus den Fäßchen. Wenn ich ſie ſtörte, ſo erhoben ſie ſich zum ſchwerfälligen Fluge, kehrten aber immer gleich wieder zu ihrer Brutſtätte zurück. Allerliebſt war es zu ſehen, wie ſie, wenn ich die Moosdecke abgehoben hatte, geſchäftig mit den Füßen die zarten Faſern wieder darüber kratzten, ſo daß in wenigen Minuten das Neſt wieder bedeckt war.

„Uebrigens wurde dieſer Staat ein Opfer meiner fortgeſetzten Beobachtungen: Eines Tages, als ich nachſah, waren die Bürger fort, und die Stadt ſtand verlaſſen.

„Ich hatte in den erſten Wochen dieſes Monats gar Vieles und Verſchiedenartiges zu beſchicken. Neben der Arbeit über die

Geſindeordnung beſchäftigte mich ein Feſtſpiel, welches ich zur Feier der Anweſenheit des Kronprinzen vorbereitete, ſowie überhaupt das Arrangement der Vorſtellung, welche zu dieſem Zwecke im Werke war.

„W..... regte zuerſt bei mir die Idee an, dem Prinzen zu Ehren eine Theatervorſtellung zu liefern und dazu die Geſellſchaft von Elberfeld herüber kommen zu laſſen. Man hatte hier manche Stücke in Bereitſchaft, die ſonſt nirgends gegeben werden, und man konnte daher annehmen, eine dem Kronprinzen intereſſante Vorſtellung zu Wege zu bringen. Neben dieſem ideellen Gewinn ſtellte ſich eine gute Einnahme durch erhöhte Preiſe als nicht zu verachtendes Temperale dar. Ich ſprach mit dem Oberbürgermeiſter über die Sache; er ging auf dieſelbe ein und beſtimmte die Stadtbehörde dahin, daß aus dem gemeinen Säckel uns der Erſatz der Verſetzungs- und Transportkoſten zugeſagt wurde.

„Nun war die Wahl zwiſchen zwei Stücken, dem Blaubart und dem Richter von Zalamea. Beide wurden dem Kronprinzen vorgeſchlagen, und es entſpann ſich über dieſe Angelegenheit ein förmlich diplomatiſcher Notenwechſel. Indem nun die Zunge an der Waage noch zwiſchen Blaubart und Richter ſpielte, ſchrieb ich das Feſtſpiel, welches natürlich bei dieſer Gelegenheit nicht fehlen durfte.

„Von Anfang an war ich Willens geweſen, die Hülfe der Muſik herbeizuziehen, um an der Sandbank der Gelegenheitspoeſie vorüber zu kommen. Aber ich wollte zuerſt nur eine Art von Cantate ſingen laſſen. Nach und nach entwickelte ſich jedoch bei mir der Plan zu einer kleinen lyriſchen Oper, und dieſen habe ich ausgeführt. Ich nannte es das Mädchen aus der Fremde, weil ich wenigſtens die äußere Fabel an etwas Bekanntes, Populaires, an jenes Schillerſche Mädchen, anknüpfen wollte, um dem Verſtändniß entgegenzukommen.

„Denn freilich war der Gedanke der Dichtung ſelbſt nicht

populair im gemeinen Sinne zu nennen. Unter einem heiteren, empfänglichen Volke, in aller Fülle einer verschwenderisch ausspendenden Natur schlummert das höchste Geistige. Es ist ein ahnungsvoller Schlummer voll von Götterträumen, aber weder Natur noch Volk sind vermögend, ihn zu lösen. Daß diese Blüthe des Menschlichen, als deren Sinnbild ich die Poesie nahm, aus der Knospe sich erschließe, müssen die Gipfel der Menschheit, die Fürsten, erscheinen. Wenn die Fürsten zu Natur und Volk treten, dann erwacht die Poesie, „singt und endet nie."

„Aus diesen Vorstellungen wob sich ein Gedicht zusammen, welches sich zwischen dem Mädchen aus der Fremde, dem alten Rheingotte und einem Chor von Landleuten hin und her bewegte, und mich einige Tage lang reizend beschäftigte.

„Als ich es fertig hatte, trug ich es zu Rietz, dem die Idee gefiel, und die Composition in kurzer Zeit gelang. Wir waren übereingekommen, daß, um die poetische Stimmung nicht sinken zu lassen, nicht ein Wort darin gesprochen, sondern das Ganze durchcomponirt werden sollte. Als er mir seine Musik vorspielte, war ich angenehm überrascht. Er hatte eine Fülle von Melodien darin entwickelt, die lieblich in's Ohr fielen; besonders war ihm der feierlich prächtige Gesang des Rheingottes, und der hymnenartige Schluß, da, wo die Poesie erwacht, gelungen. —

„Daß ich einen Weg, der freilich nicht ganz in die bei solchen Gelegenheiten sonst benutzte Fahrstraße einmündete, verfolgte, dafür hatte ich meine Gründe. Mein Abscheu gegen das Triviale ist mit den Jahren nur immer gewachsen, es ist mir unmöglich, mich zu abgenützten und verbrauchten Dingen herzugeben, soll ich für Etwas in poetischer Weise thätig sein, so muß ein Stück Begeisterung mir helfen. Hier schien mir nun auch die Rücksicht auf die Person des Fürsten, dem man huldigen wollte, einen höheren Schwung zu gebieten.

„Allgemein rühmte man den Kronprinzen als einen Herrn

von Einſicht, geiſtigem Sinn, hoher Denkungsweiſe, und es wäre daher nach der Art, wie ich die Dinge anſehe, eine Verletzung der Ehrfurcht geweſen, ihm etwas Anderes, als das Geiſtige, Feine darzubringen.

„Freilich ſagte ich mir auch wohl im Stillen, daß meine Arbeit leicht ganz vergebens gemacht ſein könne. Dieſe Herren ſind oft von Eindrücken aller Art ſo abgeſpannt, durch Darbringungen jedes Faches und Kreiſes ſo beläſtigt, und — namentlich auf ihren Eilreiſen — ſo ermüdet, daß man ſich nicht verwundern muß, wenn nur die gewaltſamſten Reizmittel noch auf ſie wirken. Aber eben, weil die Sachen ſo ſtehen, kann auch die direkte Schmeichelei bei ihnen ihr Spiel verlieren. Es iſt alſo nicht allein ehrenvoller, ſondern ſelbſt klüger, ihnen gegenüber nur zu thun, was man ſeinem Berufe und ſich im höchſten Sinne ſchuldig iſt, dann bleibt das Ueberſehenwerden, wenn es eintritt, wenigſtens ohne Schmach und Schimpf. Mir ſchwebten bei meiner Idee die heiteren, poetiſchen Spiele an den italieniſchen Höfen, und was uns Tieck von den Masken Ben Johnſons andeutend ſagt, vor.

„Auf den ſechszehnten September war die Ankunft des Kronprinzen und der ihn begleitenden Prinzen vorbeſtimmt worden. In den Tagen vorher hatte ich mich denn weidlich zu tummeln.

„Endlich aber waren die Schauſpieler und Sänger eingerückt, und wieder einmal ſtanden die Wagen, thurmhoch bepackt mit Kiſten und Kaſten, Lampen und Pulten, den leinwandenen Wäldern, Städten, Felſen, Sälen und Burgen auf dem Marktplatze. Gerade vor Thorſchluß ging auch eine officielle Note ein, „daß der Darſtellung des Richters von Zalamea nichts im Wege zu ſtehen ſcheine.“ Mir war dieſe Wahl im Grunde lieb. Aus dem Enſemble des Blaubart war das Märchenfeuer und die mythiſche Stimmung gewichen, welche das Stück tragen mußte, ſollte die Darſtellung anſprechen. Freilich konnte es einiger-

maßen bedenklich erscheinen, soldatisch gesinnten Prinzen, die aus dem Lager bei Coblenz kamen, den Bauern Cresyo vorzuführen, der einen Hauptmann dem Kriegsgericht entzieht, und ihn auf eigene Hand hängen läßt.

„Mittags war ich zur Tafel beim Kronprinzen. Nach derselben wurde ich durch den Grafen Gröben dem Kronprinzen vorgestellt. Er war sehr freundlich und sagte mir einige allgemeine angenehme Redensarten über meine Leitung der Düsseldorfer Bühne. Ich hatte ihn während der ganzen Fête genau beobachtet, und Manches an ihm gefunden, was mir bemerkenswerth zu sein schien. Obgleich sein Gesicht sehr verschwollen ist, so hat er doch um den Mund einen äußerst gewinnenden Zug, und der Körper, obgleich auch außer allen Schranken einer einigermaßen geformten Taille, bewegt sich in den feinsten Linien, die aber alle etwas Rundes, Weibliches haben. Seine Erscheinung zeigt durchaus eine Natur.

„Wenn ich übrigens alle die steifen Kragen, gestickten Röcke und hölzernen Dienstgesichter mir ansah, die ihn umgaben, und an den Abend dachte, so wollte mir um das Erwachen der Poesie unter solchen Petrefacten einigermaßen bange werden.

„Es war sechs Uhr Abends, das Haus gedrückt voll, die Beleuchtung schimmerte hübsch von den grünen Laubschnüren, welche es durchzogen, und von den Juwelen der reichgeputzten Damen in den Logen wieder. Der Kronprinz kam an, wurde jubelnd begrüßt, und sogleich begann die Ouvertüre, der mein Festspiel folgte. Man konnte dasselbe wohl ein poetisches nennen; es war rein, ideal, gelassen, schwungvoll und Rietz hatte wirklich herrliche Töne dazu gefunden. Als es beendet war, ohne besondere Wirkung hervorzurufen, rollte der Richter von Zalamea glatt, rasch, präcis, wie von der Walze, ab. Keine Störung entstellte irgend etwas bei dieser so complicirten Vorstellung, und ich hatte am Schluß derselben die Genugthuung,

daß ſich mit einer Bühne, die einmal im Gange iſt, auch unter den ſchwierigſten Umſtänden das Mögliche leiſten läßt.

„Sehr froh war ich daneben, als ich mich in meinem Bett ruhig ausſtrecken und ſagen konnte: Das wäre einmal wieder überſtanden. Mit jener Genugthuung und dieſem Vergnügen mußte ich denn aber auch zufrieden ſein; es wurde mir von Seiten des Gefeierten kein freundliches Dankwort.

„Aus dem Feſttrouble in die häusliche und literariſche Einſamkeit zurückgekehrt, ſah ich den Umgangskreis abermals auf eine empfindliche Weiſe verringert. Der Regierungsrath Solger war nach Arnsberg verſetzt worden, und ging dahin ab. Wir hatten ein gutes, mir wohlthuendes Verhältniß gehabt, und ich empfand ſeine Entfernung.

„Den Tag nach dem Feſtſpiel trat ein junger Mann auf meine Theaterſtube, den ich für einen Engagement ſuchenden Schauſpieler anſah, und zwar mit dem Geſicht, welches ich mir für dieſe Art von Leuten hatte zurecht machen müſſen, um ihrer in kürzeſter Friſt quitt zu werden. Er errieth meine Gedanken, lächelte und ſagte: Ich will kein Engagement; ich bin der Doctor Fallati aus Stuttgart und wollte Sie nur gern kennen lernen. Ich hatte einige angenehme Tage mit ihm, er war unterrichtet und gewandt. Ich ſchlenderte mit ihm bei dem Schein der herrlichſten Herbſtſonne auf die mir ſo liebe Tanneneinſamkeit hinter dem Grafenberge und fuhr mit ihm nach Neuß. Er erzählte mir allerhand aus der ſchwäbiſchen Gegend, ſo insbeſondere von Juſtinus Kerner in Weinsberg und ſeinem Geiſterverkehr. Auch Moritz Rapps Andenken, den ich in ſeinen erſten Sachen mit Intereſſe geleſen, friſchte der Gaſt wieder bei mir auf.“

# XXIV.

## Die Epigonen.

### 1823 — 1835.

Aus dem unbehaglichen Zuſtande, in welchen Immermann im Herbſte 1835 durch das Wanderleben zwiſchen Elberfeld und Düſſeldorf geworfen war, hatte er ſich in der zweiten Hälfte des Novembers „mit großer Befriedigung wieder in den leiſen traumartigen Zuſtand verſetzt gefunden, in welchem ſich ſeine Häuslichkeit mit der Freundin bewegte“, und der ihm allmälig zum nothwendigen Lebenselemente geworden zu ſein ſchien. Noch war ſein juriſtiſcher Urlaub nicht ganz abgelaufen und die wenigen freien Wochen, welche er noch vor ſich hatte, konnten zur Vollendung der Epigonen benutzt werden, zu welcher der Verleger der geſammelten Schriften in unbequemſter Weiſe drang. So kam eine Arbeit, an welcher der Dichter zwölf Jahre zaudernd gewoben hatte, endlich doch noch unter Sturm und Drang zu Stande. Es war ein feierlicher Moment, als er am Tage Gyimachi (12. December 1835) die letzten Sätze des letzten Kapitels des Buches ſchrieb, deſſen erſten Abſchnitt er bereits im Jahre 1823 verfaßt hatte. Die größere Hälfte des dritten Bandes, namentlich das ſiebente Buch hatte er in Elberfeld geſchrieben, einen Theil deſſelben, während ein Gichtanfall ihn nöthigte, ſich dem äußeren Geſchäftstreiben zu entziehen. Es würde ihm unmöglich geweſen ſein, während jenes unbehaglichen

Aufenthaltes die Stimmung und Sammlung zu gewinnen, die er zu ſeiner Arbeit nöthig hatte, wenn ihm nicht ein Freund, der Staatsprocurator Simons (ſpäter preußiſcher Juſtizminiſter) ein Aſyl geboten hätte. In allen Stunden, in denen ihn das Theater nicht feſſelte, ſaß er in deſſen ſtillem Hauſe, hinter grünen Bäumen in einem einſamen Zimmer, das ihm freundlich zu freier Verfügung eingeräumt war. Immermann und ſein Gaſtfreund, Beide noch unverheirathet und von ſtattlichem Umfange, waren die einzigen Inſaſſen des ſonſt ganz leeren Gebäudes und dünkten ſich wie Abt und Prior eines aufgehobenen Benedictinerkloſters. Dankbar empfand Immermann die ihm erwieſene Wohlthat und ſtiftete derſelben in ſeinem Werke ein Erinnerungszeichen, als er am Schluß des ſiebenten Buches der Epigonen ſchrieb:

„Wenn es erlaubt iſt, bei einem Werke des Orts und der Stunde, welche ihm das Daſein gaben, zu gedenken, ſo ſei dem Verfaſſer gegönnt, ein ſolches Taufzeugniß hier niederzuſchreiben. Wunderbar übereinſtimmend war der Boden aller Verhältniſſe, auf welchem das gegenwärtige Buch dieſer Denkwürdigkeiten wuchs, mit dem Inhalte deſſelben. Denn ſeltſame Ereigniſſe mußten beſchrieben, die unvereinbarſten Gegenſätze in den Schickſalen der Perſonen, welche uns beſchäftigen, dargelegt werden. Und heimathlos war der Verfaſſer zu der Zeit, zwiſchen zwei Städten flüchtig hin- und hergeſchleudert, in ein labyrinthiſches Geſchäft mit Menſchen und Dingen verſtrickt, an welchen ſelbſt die Götter ihre Meiſter finden könnten.

„Was Wunder, daß dieſe grauſe Harmonie der Aeußerlichkeiten und Stimmungen mit ſeiner Aufgabe ihn oft fürchten machte, letztere werde ungelöſt in jenem Knäuel der Umgebung ſich verlieren.

„Da that ihm ein ehrwürdiger, geiſtlicher Freund die ſtille Arbeitszelle in dem aufgehobenen Kloſter hinter ruhig-ſäuſelnden Bäumen und friedlich-dunkeln Bachwellen auf. Für dieſe

Freistatt sei dem guten Abte Beda der Dank auch hier bezeugt, dessen ihn mein Mund schon oft versichert hat. Der Liebesdienst wurde zur rechten Zeit erwiesen, und war daher wie Alles, was zur rechten Zeit kommt, ein unschätzbarer." —

Der erste Gedanke zu dem nun vollendeten Romane, mit welchem Immermann einen Schritt auf ein ihm neues Gebiet that, war, wie schon erwähnt, entstanden, als er kaum seine schriftstellerische Laufbahn begonnen hatte. Die früheste Beschäftigung mit demselben knüpfte sich an das Lustspiel: Die Prinzen von Syracus. Halb scherzhaft hatte er in diesem die eigene Persönlichkeit mit seinen dichterischen Gestalten verwoben und war dadurch angeregt worden, jener harmlos ironisirenden Darstellung seiner selbst eine ernstere folgen zu lassen und in poetischer Form zu zeigen, wie Welt und Zeit sich in Wahrheit ihn ihm abspiegelten. „Die Arbeit entsprang aus einem kleinen Keime", sagt der Dichter, „wuchs aber mir selbst zum Erstaunen unter den Händen und lebte gewissermaßen mein Leben mit. Früh fühlte ich mich mit der Zeit und Welt in einem gewissen Widerspruche, oft überkam mich eine Angst über die Doppelnatur unserer Zustände, die Zweideutigkeit aller gegenwärtigen Verhältnisse, in diesem Werke legte ich Alles nieder, was ich mir selbst zur Lösung des Räthsels versagte."

In diesen Worten ist genügend ausgesprochen, warum die Arbeit sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzog; sie konnte nicht zum Abschluß kommen, so lange Immermann noch in der vollen Entwickelung stehend, über sich selbst und das Leben erst klar zu werden suchte. Je länger er lebte und beobachtete, desto mehr erschien ihm der Zeitabschnitt in welchen seine Entwickelung fiel geeignet, ein deutsches Sitten- und Charaktergemälde hervorzubringen. Ein solches suchte er innerhalb der Grenzen, welche das Gebiet der Dichtung bezeichnen, hinzustellen. Er fühlte, daß er und seine Zeitgenossen bestimmt

ſeien, als duldende Epigonen den Kelch auszukoſten, den eine frühere Zeit ihnen hinterlaſſen hatte; aber er vertraute der Kraft, die in der Gegenwart lebendig wirkſam iſt, und wenn er die Gebilde der Zukunft auch nicht in klaren Umriſſen vor ſich ſah, ſo erſchaute doch ſein prophetiſches Dichterauge das Dämmern der Morgenröthe und ſah aus ihr ſeinem Volke eine neue Geſtaltung aufgehen.

Die Periode, in der Immermann's Epigonen entſtanden und in welcher ſich die Erzählung bewegt, ward allgemein als eine ſchwere und trübe empfunden. Der Roman ſchildert die Zuſtände, welche dem Jahrzehnt vor der Julirevolution ſeine Phyſiognomie gaben und die Stimmungen der Jahre, welche dieſer Umwälzung folgten. Man weiß, wie heftig die gewaltigen Kämpfe zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des gegenwärtigen das Leben aufgeregt hatten, und wie nach den ſchönen Hoffnungen, welche man auf kühn errungene Siege erbaut, zwar eine äußere Ruhe gefolgt war, aber keine innere Geſundheit, kein harmoniſches Wachſen in der Freiheit. Der Druck, der auf dem öffentlichen Leben laſtete, war Allen fühlbar, ein peinliches Warten bemächtigte ſich der Gemüther, eine ſchmerzliche Reizbarkeit trat überall hervor, wo nicht ein enger Egoismus ſich von den Dingen fern hielt, aus denen die Nation ihr Leben zieht.

In ſolcher Lage und unter ſolchen Stimmungen glaubte Immermann mit den Epigonen den Deutſchen ein Geſchenk zu machen. Er glaubte, in ihnen die Verhältniſſe der Gegenwart, wie in einem ſtrengen und doch reinen Spiegel, zu zeigen und meinte, daß die Bilder, in welche ſie zuſammengefaßt waren, die lebensvolle Zuverſicht eines ſtarken Herzens, das Wehen einer unerſchütterlichen Hoffnung müßten erkennen laſſen. „Hin und wieder war mir ſo, als könne mir die Nation wohl dankbar ſein", ſchrieb er 1839 an ſeine Braut. „Ich habe mich darin getäuſcht, das Werk hat ſich zwar viele Freunde erworben, es

im Ganzen aber doch nicht über einen succès d'estime hinausgebracht. Ich habe die unangenehme Empfindung, die es mir machte, überwunden und fühle mich wohl in meiner glorreichen Einsamkeit, wie ich ein solches Verhältniß selbst im Buche genannt habe. Es hat etwas Reines und Reinliches nicht Mode zu sein und dabei doch das Bewußtsein dauernden Lebens in sich zu tragen. Verbindet sich damit ein mildes Gefühl zu den Menschen und zur Welt, so geht nichts über den Zauber solcher Stimmung."

Die Betrachtung eines jeden Immermannschen Werkes zeigte uns, wie in ihm der Dichter und der Mensch vollkommen eins waren, in den Epigonen ist die poetische Produktion durch die Aufgabe des Werkes noch in besonderer Weise mit der menschlichen Persönlichkeit des Dichters durchdrungen.

Er konnte seiner Natur nach das Bild seiner Zeit nur zeichnen, wenn er ihm das Gepräge seines eigenen Geistes gab. Alles was in den Epigonen steht, war von ihm innerlich durchlebt, wenn auch Vieles nur im innersten Geist, Gemüth und beobachtenden Sinne, darum mußten die Kraft, Strenge und Herbheit seiner Natur ihre Züge in dem Gemälde kund thun, und schwachen Gemüthern, oder dem nur nach leichter Unterhaltung begehrenden großen Publikum, war diese Speise zu ernst und zu schwer.

Die ganze Fabel des Romans hier wieder zu geben, würde zu weit führen. Daß der Faden der Geschichte an Wilhelm Meister erinnert, ist oft hervorgehoben und ziemlich eben so oft getadelt worden, und doch liegt diese Aehnlichkeit fast in einer Nothwendigkeit, nämlich darin, daß sich die Schilderung eines Zeitabschnittes und seines Einflusses nicht an fertigen Charakteren darstellen läßt, sondern nur an einem durch denselben werdenden gezeigt werden kann. Wilhelm Meister wie Hermann stellen das Streben eines jungen Mannes dar, der noch unklar über sich selbst, doch seine Zeit begreifen und ihr

dienen will; da zu helfen ſucht, wo er zu lernen hätte und vorſchnell das Rechte und Schöne mit mehr Begeiſterung als Urtheil und Beharrlichkeit zur Erſcheinung bringen will. Goethes Wilhelm behält am Schluß ſeiner Lehrjahre für uns noch immer etwas vom Schüler; Immermanns Hermann gelangt dagegen durch ſchwere Kämpfe und Verſtrickungen zu einer ſolchen Selbſtändigkeit des Weſens, daß wir ſagen können, er iſt nun, was ihm zu werden beſtimmt war, und künftige Zeiten werden davon den Erweis geben.

Der Kampf zwiſchen der alten und neuen Zeit, dem Adel und der Induſtrie entwickelt ſich in den neun Büchern Familienmemoiren, welche den Inhalt der Epigonen bilden. Mit dieſem Kampfe ſehen wir aber die verſchiedenartigſten Intereſſen und Beſtrebungen verwoben, von ihm werden Ereigniſſe berührt die ſcheinbar weit abliegen, und Schickſale durchkreuzt, die angelegt ſchienen ruhig und friedlich zu verlaufen; die Höhen und Tiefen des Lebens fühlen ſein ſchmerzliches Zucken. In natürlicher und glücklicher Verknüpfung hat der Dichter Alles zum Ganzen verbunden, was dem geiſtigen und gemüthlichen Zuſtande jener Periode einen charakteriſtiſchen Zug verlieh und ein Blatt der Geſchichte wird in ſeiner Erzählung für den aufgeſchlagen, der Verſtändniß für die Weiſe hat, in welcher die Poeſie uns die Wahrheit ausſpricht, in zartes Gewand gehüllt, doch nicht verborgen.

Schon 1824 ſchrieb Immermann das letzte Buch „Cornelie“ und füllte in den folgenden Jahren allmälig aus, was zwiſchen dieſem und den Ereigniſſen der erſten Bücher ſich zutrug. Alle Perſönlichkeiten laſſen die Meiſterhand erkennen, und ihre plaſtiſche Vollendung ſtellt die Mehrzahl derſelben neben das Größte, was die dichteriſche Produktion in der Geſtaltung hervorbringen kann. So wenig eine dieſer Erſcheinungen geradezu Portrait iſt, ſo entſchieden ſind alle den Anſchauungen der Wirklichkeit entnommen, und keine

brauchte die feinste psychologische oder historische Prüfung zu scheuen.

Einige Blasen der Zeit erscheinen vielleicht etwas stark aufgetragen, aber die Rahel, Bettinen, Verstorbenen und Andere übersprangen in des Dichters Meinung die Schranken des natürlich gesunden Daseins nicht weniger als Flämmchen, der Domherr, die Alte. Es giebt jedoch geistige und materielle Erscheinungen, die man nicht wiedergeben kann, ohne den Argwohn der Uebertreibung hervorzurufen, und zu diesen gehören jene Gestalten des Dichters. Nach seiner Meinung durften aber diese phantastische Gebilde in dem vollen Gemälde, zu dem sie gehören, nicht fehlen, und er würde seinem Triebe nach Wahrheit nicht genügt haben, hätte er sie fortgelassen um keinen Anstoß dadurch zu geben. In gleicher Weise, wie seine Beobachtung der Menschen ihn in der poetischen Produktion bestimmte, wirkten Erinnerungen an Thatsachen und Erlebnisse auf die Komposition der Erzählung und verwoben sich mit den Motiven, welche der freien Erfindung angehörten. Die Schilderung des Zusammenstoßes der Industrie mit dem Feudalismus ruht auf ganz bestimmten Anschauungen, welchen die Dichtung jedoch den romantisch-verbrecherischen Hintergrund und den durch ihn herbeigeführten tragischen Ausgang des Schicksals beifügte.

Nur wenige Meilen von seiner Vaterstadt Magdeburg lag der große Güterverband, auf dem vor etwa 50 Jahren die Industrie glänzende Siege errang. Sie gingen von dem kräftig schaffenden Geiste eines Mannes aus, dessen Name schnell einen großen Ruf erlangte und der denselben durch die Ehrenhaftigkeit seines Charakters, eben so wie durch seine Erfolge, verdiente. In den bescheidensten Verhältnissen aufgewachsen, war er durch einige glückliche Spekulationen plötzlich zum Wohlstande gelangt und hatte das schnell Gewonnene auf die geschickteste Weise zu sichern und zu mehren gewußt. Er kaufte sich in einem Augenblick, wo die Kriegsnoth den Landbesitz fast

werthlos gemacht hatte, in der Gegend an, in der er geboren war und fing an, Fabrikanlagen zu machen. Dieſe wuchſen und mehrten ſich ſo ſchnell, daß der Landbau faſt dadurch verdrängt wurde und der Reichthum des Beſitzers eine damals faſt unerhörte Höhe erreichte. Der Glanz ſeines Namens ſteigerte ſich noch, als er zu dem erſten Eigenthum allmälig die Güter einer altadligen Familie erwarb, welche in der Nachbarſchaft zerſtreut lagen. Ihre bisherigen Herren waren von der Ungunſt der Zeit bedrängt und genöthigt, das Erbe ihrer Ahnen aufzugeben. Nun fuhren ſchwer mit Tabacksblättern beladene Wagen, ſtatt der glänzend dahin rollenden Equipagen durch die ſtolzen Alleen, die zu den Schlöſſern führten; die ehemaligen Prachtſäle wurden als Kornſpeicher benutzt und wenige beſcheidenere Nebenräume genügten den Bedürfniſſen des Beſitzers, wenn er dieſe Güter beſuchte. Er war perſönlich der einfachſte Mann, die Erfolge ſeiner Thätigkeit reizten und erfreuten ihn, nicht der Genuß, den ihm der Erwerb hätte bringen können. — Die Periode ſeiner Entwickelung fiel in die Zeit der Aufklärung und wie ſeine allgemeine Bildung, ſo war auch ſeine religiöſe nicht beſonders gepflegt, und die raſtloſe Thätigkeit ſpäterer Jahre hatte ebenfalls kein Verlangen aufkommen laſſen, das Gemüth in die Beſchäftigung mit chriſtlichen Dingen zu verſenken. Die Poeſie ſeines Weſens, ſo weit man von einer ſolchen überhaupt reden kann, beſtand in ſeiner rührenden Liebe zur Pflanzenwelt und die weitläuftigen Gartenanlagen, die ſein Haus umgaben, blieben frei von dem ſonſt Alles beeinträchtigenden Dampf und Lärm der klappernden Maſchinen.

Immermann hatte dieſe Dinge nie aus dem Auge verloren, und bei wiederholten Beſuchen in jenem Fabrikkreiſe bewunderte er immer aufs Neue die Klugheit, Thatkraft und Umſicht, welche er von einem Ziele zum andern dringen ſah; doch ſtiegen auch andere Gedanken in ihm auf, wenn er die verfallene Herrlichkeit betrachtete, auf deren Trümmern ſich der

neue Bau erhob, und faſt elegiſche Stimmungen gingen aus ihrem Anblick hervor.

Den Streit der Induſtrie wider den Feudalismus ſah er mit leiblichem Auge, die Einigung beider ſchwebte ſeinem geiſtigen Blicke als das nothwendige Ziel vor. Auf keiner Seite ſtand nach ſeiner Ueberzeugung die volle Berechtigung, und nur die Verſchmelzung beider könnte wahres Leben in die Erſtorbenheit der einen, die beſchränkte Einſeitigkeit der anderen Partei bringen. Aus dieſer Anſchauung wob die Poeſie Hermanns Geſtalt; er iſt der Erbe zweier ſtreitenden Mächte, gehört beiden Ständen an, aber keinem ganz.

Neben dem Kreiſe, welchen wir bisher betrachteten, hat ein zweiter eine hervorragende Bedeutung in den Epigonen, es iſt derjenige der ſogenannten großen Welt, deren ſchillernde Lichter wir auf Hermann wirken ſehen. —

Vornehm und ſtattlich ſtellt ſich das Leben auf dem Schloſſe des Standesherrn dar, deſſen Mittelpunkt die holde Fürſtin iſt. Der Dichter hat ihr allen Reiz einer Frau verliehen, der nie die Rohheit des Lebens genaht iſt, die von jeder Berührung des Gemeinen und Niedrigen fern blieb. Aber weil ſie ſich ſtets in einem von Vorurtheilen befangenen Kreiſe bewegte und die Wirklichkeit mehr ängſtlich als klar betrachten lernte, wird ſie leicht getäuſcht und irre geleitet, als die Klugheit einer unlauteren Natur ſich ihrer bemächtigt. Auf alle, die ſich ihr nahen, übt dieſe Frau den Zauber der zarten Weiblichkeit, die ſelbſt in ihren Schwächen etwas Rührendes hat. Ueberall in ihrer Umgebung athmen wir die Luft des Salons, ſei es, daß wir ſie in der verehrenden Umgebung oder im einſamen Zimmer treffen, oder daß wir mit ihr die blühenden Georginenbeete des Gartens betrachten, bei denen uns das klare Herbſtgefühl anweht, welches der Dichter in ſolche Momente zu legen weiß. — Die Weiſe dieſer ganzen Welt nimmt uns anfänglich in anmuthigſter Weiſe gefangen, auch die Geſtalt des Herzogs

imponirt durch die edle Form, die ihm natürlich iſt, und ſein Standesgefühl verletzt uns zunächſt nicht. Doch nicht lange bleiben die Zeichen verborgen, an denen wir das Hohle und das Bedenkliche dieſes Zuſtandes erkennen. Das Leben giebt ſich in Repräſentation, ohne eigentlichen Inhalt aus, der Egoismus eines bevorzugten Standes wird ganz unbefangen als das Berechtigte angeſehen. Man glaubt zu beglücken, indem man ſich Andere dienſtbar macht, und nimmt das Opfer ihres Lebens und Strebens leicht und willig an. Ernüchtert wenden wir uns darum wieder der entgegengeſetzten Lebensauffaſſung zu, wie ſie in der Umgebung des Fabrikherrn auftritt. Ihre ſchlichtere Art ſcheint Vertrauen einzuflößen, und wir ſuchen uns um der Tüchtigkeit willen die in ihr herrſcht, über den Mangel an äſthetiſcher Befriedigung wegzuſetzen, der uns unerfreulich entgegentritt. Aber auch hier fehlt das, was dem Leben Bedeutung giebt: Gemüth, Liebe, Wahrheit. Während die Vornehmen in leeren Formen den Inhalt des Daſeins ſuchen und ihn in thörichter Selbſtſucht verlieren, tritt hier der Egoismus ganz ungeſchminkt hervor, opfert er alle höheren Rückſichten einem äußeren Erwerb, den Niemand genießt, und zerſtört kaltblütig mit einer künſtlichen Kultur alle natürlichen Entwickelungen.

In allen Gegenſätzen, welche die Dichtung darſtellt, zeigt ſich Immermann als Meiſter aller Farben, die er zu ſeinem reichen Bilde bedarf. Mit heiterer Ironie ſehen wir ihn die äſthetiſchen Beſtrebungen der Hauptſtadt ſchildern, dann wieder rund und klar das unreife Treiben der Demagogen uns vor die Augen führen. Mit kecken Strichen und geſundem Humor, ohne den Ueberfluß eines leeren Wortes, ſtellt er die einzelnen Geſtalten der jugendlichen Volksbeglücker in ihrer faſt naiven Thorheit hin, und läßt die Irregeleiteten mehr beklagen als verdammen. Das Beiſpiel des ehemaligen Philhellenen, den wir mit den bürgerlichſten Tugenden bekleidet, wiederfinden, giebt überdies die tröſtliche Zuverſicht, daß dieſe Alle als ehrſame

Philiſter bei einem ſoliden Gewerbe die Sprünge der Jugend vergeſſen werden. Die düſtere Seite jener politiſchen Vergehungen tritt erſt in der blendenden Geſtalt Medons hervor. Er hat ſich von den unreifen Genoſſen, die ſeinen Zwecken nicht dienen konnten, ſchnell abgewendet, und glaubt, ſein Wille habe genügt, um die Folgen jener Verbindung abzuſchütteln. Aus ſcheinbar ſicherem Hintergrunde ſucht er die Macht der Zerſtörung herauf zu beſchwören, und glaubt in phantaſtiſcher Vermeſſenheit das Leben erneuern zu können, wenn er die Kräfte vernichtet, die daſſelbe in Wahrheit halten und ſtützen müſſen. Mit berechnender Liſt und herzloſer Klugheit verfolgt er ſeine Ziele, weiß die Menſchen über ſein eigentliches Weſen zu täuſchen, und den Hohn und die Kälte, mit welcher er die Welt betrachtet, ſelbſt der hohen Frau zu verbergen, deren Liebe er gewinnt. Daß Johanna, eine der bedeutendſten Geſtalten der Dichtung, von der Macht dieſer dämoniſchen Perſönlichkeit betrogen werden kann, verwundert vielleicht; aber die Möglichkeit dieſes tragiſchen Irrthums zeigt uns der Dichter in ſeinem Urſprunge, in dem Widerſtreben einer groß angelegten Natur gegen das einfach Gebotene. Es iſt auch hier eine Anſchauung perſönlichſter Art, die ihn leitet, und er ſelbſt hat ausgeſprochen, daß Johanna viele individuelle Züge der Gräfin Ahlefeldt trägt, obgleich wir an dieſer Stelle am wenigſten eine Portraitzeichnung erwarten dürfen.

Nur den Reichthum und die Gefahren, welche er in der Natur ſeiner Freundin erkennt, faßt er in Johanna's Geſtalt zuſammen, und zeigt ſie umgeben von den Schmerzen und Verſuchungen, in welche eine Frau geräth, die es wagte, die Grenzen der weiblichen Sitte zu überſchreiten, über welche ein unklares ideales Verlangen ſie hinaustrug. Doch ſieht der Dichter dieſe Schmerzen nicht ohne Hoffnung auf ihre Heilung, und die ſchöne Löſung, welche Johanna's Schickſal in dem Bündniß findet, das ſie mit reiner Empfindung einem beglückten

Leben wiedergiebt, ſcheint von der Hoffnung eingegeben, die ihn damals noch für die Zukunft einer geliebten Frau erfüllte.

Wenn Johanna in einer ſchmerzerfüllten Stunde die großen Erinnerungen ihrer Jugend vor Hermann entrollt, ſo iſt es Eliſe Lützow, deren Begeiſterung durch Worte des Dichters, wie die folgenden, zu uns ſpricht:

„Sie war die hohe Brautwoche, der ſüße Honigmonat meines Lebens! Ich war zwanzig Jahr alt, auf meines Vaters Schloſſe erwachſen, der, wie ihn die Leute auch beſchelten mögen, mir ein guter Vater war, mich aufſtreben ließ frei und ungezwängt, gleich den Tannen in unſerem Park. An ſeiner Seite zu Pferde, oder im leichten Jagdwagen, wenn der Hirſch verfolgt wurde, war es mir oft, als müßten Flügel mir an beiden Schultern wachſen, ſo leicht und rein rollte in mir das muthige Leben! Daheim horchte ich den Erzählungen der Reiſenden und klugen Männer, welche meinen Vater beſuchten und von fremden Ländern und Menſchen ſprachen, oder ich las Geſchichte mit meiner alten, würdigen Erzieherin. Denn, Dank ſei es denen, welche über mein Geſchick geboten: nichts Gemeines und Eitles durfte mich berühren, und ich erinnere mich noch, daß in meinem Zimmer der Spiegel fehlte. Welt und Vorzeit umgaben mich wie ein ſchönes, ſinnvolles Märchen, in deſſen Mitte ich, allen Helden und Weiſen vertraulich nahe, liebe Tage hinſpann.“

Die ſeltſame Scene, welche dieſem Erguſſe Johanna's an den unerkannten Bruder folgt, hat aber nicht ihren Urſprung in einer Thatſache aus dem Leben der Gräfin, ſie knüpft nur an eine Epiſode aus den Befreiungskriegen an, und iſt von der Dichtung ſehr umgeſtaltet. Es war die Freundſchaft nicht die Liebe, welche ſich lange Zeit nicht entſchloß, die ſterblichen Ueberreſte eines der gefallenen Streiter der Erde zurückzugeben, die ſie bereits bedeckt hatte und der ein gegebenes Wort ſie wieder entzog. Der junge Frieſen, deſſen Arndt in einem ſeiner Lieder

gedenkt, und ein Freund hatten ſich das Verſprechen gegeben, daß Einer den Andern nicht auf fremder Erde verweſen laſſen wolle. Frieſen, einer der reinſten und tugendhafteſten unter den Streitern des Lützowſchen Corps, war eins der erſten Opfer des großen Kampfes. Zum Schmerz ſeiner Freunde fiel er, und nicht in einer der großen Schlachten, ſondern er wurde auf einem Streifzuge in Belgien erſchlagen.

Als der Friede hergeſtellt war, erfüllte der treue Freund ſein Verſprechen, forſchte mit Mühe und Gefahr nach dem Grabe des Gebliebenen, und führte die endlich gefundenen Gebeine deſſelben heim. Aber viele Jahre vergingen, ehe er ſich entſchloß, ſie der Erde wiederzugeben, und erſt in den Vierziger Jahren beſtattete ein Kreis alter Lützower Kampfgenoſſen, der bis an's Ende treu zuſammenhielt, in Berlin ſtill, doch nicht ohne ernſte Feier, den einſtigen Gefährten. Auch die Gräfin Ahlefeldt gehörte zu denen, welche einen Kranz auf den reich mit Blumen geſchmückten Sarg legten.

Zwei ſcharf entgegengeſetzte Perſönlichkeiten, gewiſſermaßen die Pole der weiblichen Natur, hat der Dichter uns in Johanna und der Herzogin gezeigt. Beide treten uns gleich anfänglich auf einer Höhe der Entwickelung und des Lebens entgegen. Aber zwiſchen ihnen erſcheint im Verlauf der Geſchichte noch eine dritte Frauengeſtalt, ein jugendlich zartes Bild, anfänglich in der Knospe verſchloſſen, dann ſich aus dieſer lieblich und ſicher zur vollen Weiblichkeit entfaltend. Mit der reinen Kraft ihres Weſens beugt ſie ſich dem Schickſal, ohne von ſeiner Schwere erdrückt zu werden; mit unſchuldiger Hand löſt ſie die Räthſel des Daſeins, und wird ſich ihrer eigenen Bedeutung nicht bewußt, leiſe ſchreitet ihre Seele durch verwirrende Erlebniſſe zur Klarheit über ſich ſelbſt fort, langſam wird ſie in ihrem Herzen bekannt und bedarf ſelbſt der Zeit, um ſich von dem Schrecken über ein ſo Gewaltiges als die Liebe iſt, zu erholen. Scheu zieht ſie ſich in ihr Inneres zurück, als ſie die Macht derſelben

zuerſt empfindet, und weiſt ſo lange das ungeduldige Dringen Hermanns zurück, bis ihr Herz reif geworden iſt, um ſeinem beweglichen Weſen den Halt zu gewähren, der in einer ſolchen Natur liegt.

Wenn wir Cornelie zu den Perſönlichkeiten ſtellen, deren Umriſſe wir bisher bezeichnet, ſo haben wir uns die weſentlichen Erſcheinungen der Epigonen vergegenwärtigt, diejenigen, deren Schickſal und Charakter beſtimmend auf die Nebenperſonen wirkt.

Auch unter dieſen iſt aber keine unbedeutend, und Immermann zeigt auch darin ſeine Begabung, daß er überall mit wenigen Strichen abgerundete Perſönlichkeiten ſchafft.

---

Die Einſicht in die Briefe, welche Immermann nach dem Erſcheinen der Epigonen empfing, zeigt, daß der Eindruck des Buches an vielen Stellen groß war, und daß der Dichter manches gute Wort über ſein Werk vernahm. Selbſt Tieck überwand ſeine Abneigung gegen alles Briefſchreiben, um ſeinen Dank für ein Werk auszudrücken, das er reicher und größer nennt, als irgend eine frühere Schöpfung des Freundes. „Das Ernſte und Großartige des Buches läßt ihn daſſelbe mit den Gemälden der ſtrengen Schule vergleichen, die den Reiz der Sinne verſchmähte und nur durch die Großheit der Formen und den kräftig vorgetragenen Gegenſtand wirken wollte.“

Ebenſo zeigte ſich D. L. B. Wolff in Jena wahrhaft von dem Werke ergriffen und ſchrieb: „Ihr Buch hat einen tiefen und ſchweren Eindruck auf mich gemacht, ich habe nirgends unſere Zeit ſo aufgefaßt gefunden, ſo vor die Augen mit magiſcher Gewalt beſchworen als hier; aber es hat mir weh gethan, denn aus dem Buche ſpricht deutlich, was Sie von dieſer Epoche und durch ſie gelitten haben, und wie es auf

der einen Seite mich noch mehr anregt, Sie zu lieben und zu verehren, der Sie ſo mit echtem Dichtergemüth Herr über alle dieſe Erddämonen geworden ſind, ſo thut es mir auf der anderen Seite doch ſehr wehe, mir zu denken, wie unſer Leben Sie gehemmt und geſtört hat. Das Buch hat mir auffallend den Eindruck einer Hauschronik gemacht, und ich glaube feſt, ſeine eigenthümliche Bedeutſamkeit wird es erſt bei den ſpäteren Generationen haben, die mit ruhigem und tieferem Blick vor den darin niedergelegten Reichthümern ſtaunen und ſich daran erbauen werden."

Wolff wünſchte dieſe Eindrücke auch für Andere auszuſprechen, und ſchrieb eine feine und ſorgfältige Beurtheilung der Epigonen, welche er der Jenaer Literaturzeitung überſandte. Der Redacteur derſelben, Doctor E. wies ſie zurück, weil darin etwas enthalten ſei, was der Pietät für Goethe's Namen widerſtrebe. Dieſe ſogenannte Impietät beſtand zwar in nichts Anderem, als in einem nahe liegenden Vergleich der Epigonen und des Wilhelm Meiſter; aber ein ſolches Vorurtheil genügte, um die ſchätzenswerthe Arbeit erſt nach längerer Zeit zur Veröffentlichung gelangen zu laſſen.

„Wäre ich noch fähig," ſchrieb Immermann auf die Mittheilung Wolffs, „über irgend Etwas in dem deutſchen Literaturweſen zu erſtaunen, ſo würde das Verfahren des Herrn E. mir dieſe Regung entlockt haben; denn Ihre Recenſion enthält auch nicht das mindeſte der Pietät gegen Goethe Widerſtreitende. So aber habe ich mir jene Emotionen längſt abgewöhnt; ſie ſind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo gegenwärtig ſich knabenhafte Petulanz, Serviliſmus und eunuchiſche Abgötterei mit dem Verweſten, und die Umtriebe der Cliquen den Preis des ſchmutzigen Sieges ſtreitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich ſo ehrenvollen Zeugniſſes hindert. Ich habe die Recenſion mit großer Freude geleſen."

Das Urtheil eines Freundes blieb der Oeffentlichkeit vor der Hand entzogen, aber die Journale enthielten ſtatt deſſen allerhand ungenügende und unverſtändige Anzeigen, ſo daß bald darauf Immermann an ſeinen Bruder Hermann ſchrieb: „Ich ſtehe einmal wieder der druckpapiernen Welt gegenüber ohne meine Schuld allein und unverſtanden da. Was die nicht ſchreibenden Leſer betrifft, ſo kann ich mit deren Urtheilen, ſoweit ſie mir bekannt geworden ſind, zufrieden ſein. Wilhelmi iſt der Druckurtheiler Leitſtern; was der ſagt, das iſt ihnen Tendenz des Buches, der Verfaſſer mag ihn noch ſo krank und hypochondriſch hingeſtellt haben, an ſeinen Worten läßt ſich, wie an einem guten Henkel, das Gefäß am beſten ergreifen. Wie lange habe ich an dieſen Büchern gearbeitet, wie ſchwer habe ich die Aufgabe genommen, und wie kurz und leicht machen es ſich die Menſchen nun damit! Von der Beſcheidenheit, daß ein ſolches Werk vielleicht Manches in ihnen ſelbſt zu reifen beſtimmt ſei, daß man das abzuwarten habe, keine Spur! Von der Fülle der Erwartungen, in welche der Schluß hinausſieht, kein Verſtändniß; das müßte alles ſo hübſch breit ausgepinſelt ſein, um den müden Sinnen bemerkbar zu werden.“

Während des Juni 1836 brachte das Buch Immermann eine eigenthümliche Zuſchrift ein. Sie kam von dem Doctor D. in Coblenz, und die wunderliche Miſchung von Anerkennung und Tadel reizte Immermann zu einer Erwiederung, die wir im Stande ſind, mitzutheilen. Zu beſſerem Verſtändniß laſſen wir den D.'ſchen Brief vorausgehen.

Coblenz, den 24. Juni 1836.

„Sie ſagen, es giebt kein Publikum. Aber es mag ſich damit wohl verhalten, wie mit der guten Geſellſchaft: Sie iſt da, aber nicht immer beiſammen. Geht es denn mit Rath, Einſicht, Tugend, Kraft ein Haar beſſer? —

„Ich habe eben die Epigonen beendigt. Sie ſind ein

Spiegel, den man zu betrachten nicht müde wird, ſelbſt wo er in's Widerliche verzerrt. Ueberall redet ein männlicher Sinn, dem es ſich gut zuhört, weil er Wahrheit und Recht will, und Uebermaß meidet. Mit ihm paart ſich eine liebliche Pſyche, der Hauch einer geſtaltenden Dichtungskraft, der beſonders den zweiten Theil durchweht.

„Verwickelung, Vorbereitung, Löſung, — Alles geht Schritt vor Schritt, nicht ſtockend, nicht übereilt, ohne Froſt und ohne Schwüle. Man glaubt oft, ein Drama werde uns vorgeführt. Was kann es helfen, wenn ich Einzelnes (das Turnier und Carouſſel u. ſ. w.) hervorhebe? Bei einem Werke echter Dichtung verſteht ſich dies ja von ſelbſt, ebenſo wie der kryſtallenhelle Styl, in dem die Epigonen ſich vielleicht von Allem unterſcheiden, was ſeit den Wahlverwandtſchaften in deutſcher Proſa geſchrieben iſt.

„Aber ein wunderliches Buch ſind dieſe Epigonen, wie kein anderes. Wahrheit in Wort und That fehlt der Gegenwart, und wer gedeihen will, muß zu ihr zurück durch Glück und Leid. Adel und Bürger, Kaufmann und Staatswirth, Soldat und Künſtler, — Alle ſind abgewichen und die Gelehrten blieben nicht zurück im allgemeinen Sinken. Faſſe ich ſo den Grundgedanken, wie ſticht dann ſo manches Einzelne als zu ſcharf und eckig hervor, und wie viel lauter wird die Forderung an dieſe Epigonen ſelbſt, daß in ihnen ein lebensvoller, gotterfüllter (was iſt mehr dieſes Namens werth als echte Poeſie?) Kern hervorleuchte aus dem trüben Element! — Was im Merlin, aller unleugbaren Kraft ungeachtet, jedes reine Gemüth beleidigen muß, die Urkraft des Böſen, — dieſe Ueberſetzung des Goethe'ſchen Fauſt in's Dämoniſche, — das giebt ſich auch in dem neuen Werke kund. Ich meine nicht einzelne Teufeleien, Hinterliſt, Betrug gegen Andere, — und (der ärgſte!) gegen die eigene Seele, — nein, es iſt die Größe nicht groß, die Klarheit nicht hell, die Frömmigkeit nicht fromm, wo man es am meiſten

wünſchte, und über Allem ſchwebt ein nicht recht menſchliches und noch weniger göttliches Schickſal.

„Von echter Poeſie verlange ich mehr, als Form über unklare Grundgedanken geworfen. Sie ſoll und muß zeugen von dem Heiligen und Gerechten, wie Homer, Sophokles und Shakeſpeare es thun. Ich haſſe die Frömmler, und ſtelle die Heuchler nicht höher, als Dante ſie im bleiernen Rock geſtellt. Aber die Epigonen ſind nicht fromm, wo ſie es ſein ſollten, und — ſonderbarer Weiſe! — man merkt ihnen Hang und Bedürfniß dazu an. — Das zweite iſt die zu weit getriebene Aehnlichkeit mancher Charaktere. Im Ariſtophanes ſind ärgere Sachen, als Ihr Hindu und Anderes, das ich zum Theil nicht einmal verſtehe. Aber die Epigonen ſind kein karikirendes Luſtſpiel, ſie ſind mehr; denn ſie wollen die Zeit ſpiegeln, wie ſie war und iſt, und ich denke, das gehe ohne Perſönlichkeit, die obendrein nach zwanzig Jahren unverſtändlich wird.

„Und Flämmchen! — Alle Sittlichkeit bei Seite geſchoben, — (Philine iſt tauſendmal ſchlimmer,) aber wo iſt da noch Natur? Und doch haben Naturkräfte erſcheinen ſollen, und ich ahne in dieſem Mittelweſen von Mignon und Homunculus (Fauſt II. Theil) den Elementargeiſt, die bewegliche Feuergewalt der ſinnlichen Welt.

„So viel bloß um zu zeigen, daß ich nicht blind gelobt. Aber haben Sie Dank für Cornelie, Johanna und auch Wilhelmi. Dem guten Hermann geht ein rechter Charakter ab, wie den meiſten Männern des Buches, den alten Kaufmann etwa ausgenommen. In jenen aber fühlt man Lebenswärme und in ihren Irrthümern ſelbſt iſt Menſchliches und Schönes. Cornelie im Milchthal bei den Lämmern iſt ein köſtliches Bild, doch deren ſind noch manche darin, haben Sie Dank für eine Menge reiner, ſchöner, tiefer Bilder und Betrachtungen! —

„Seien Sie nicht böſe über dieſe freilich unverlangten Bekenntniſſe. Ich habe Ihnen den Beweis geben wollen, daß es

noch ein Publikum giebt, wenigſtens in der Trennung, — das Sie ehrt und bewundert — wie ich es aller Meinungsverſchiedenheit ungeachtet, — (darin iſt auch Schickſal!) — ſtets gethan habe und thun werde."

Immermanns Antwort lautet:

„Ich habe Ihren Brief, verehrteſter Herr Doktor, empfangen und bin durch ihn in ziemlich entgegengeſetzten Richtungen angeregt worden.

„Auf der einen Seite hat mich der Antheil, den Sie an meinem Werk nehmen und der aus dem Umſtande, daß Sie in ſolcher Weiſe an mich ſchreiben, hervorgeht, nur erfreuen können, dann aber kam es mir wunderbar vor, daß ein ſo ernſter Antheil Sie nicht über momentane Mißſtimmungen hinweg zu heben vermochte, welche allein nach meiner Meinung den ſcharfen Tadel erzeugten, womit Sie meine Arbeit bezeichneten. So muß ich urtheilen, weil nach genauer Prüfung mir doch das Gefühl bleibt, daß Ihre Ausſtellungen die Sache nicht treffen.

„Damit ich aber wohl verſtanden werde, ſo bemerke ich daß ich unter jenen Mißſtimmungen nichts Perſönliches, oder Individuelles, ſondern lediglich das Unbehagen meine, welches im Allgemeinen jetzt die Gemüther der Empfangenden, bei der erſten Bekanntſchaft mit einem ſelbſtſtändig auftretenden Produkte zu ergreifen pflegt und welches meiſtentheils die Stelle der unbedingten argloſen Freude vertritt, welche in einer abgewichenen Welt- und Literaturepoche ſich bei ſolchen Begegnungen gern offenbarte. Da man nun die Zeit und die Menſchen nehmen muß, wie ſie ſind und nur ſein können, ſo iſt die gute Stimmung über Ihren Brief doch die vorherrſchende in mir geblieben und aus ihr entſpringt dieſe Antwort, in welcher ich verſuchen will, mich über Manches deutlich zu machen, was Ihnen nicht gefallen wollte.

„Wenn Sie im Allgemeinen von einem Werke der modernen Zeit den Eindruck verlangen, den Ihnen die Poeſie des Homer, des Sophokles oder Shakeſpeare erregt, ſo empfinden Sie ein Begehren, welches Ihnen die Gegenwart und die Dichter der Gegenwart nicht erfüllen können, welches Sie aber auch gar nicht empfinden ſollten, da man von jeder Zeit nur fordern darf, was ihr gehört. Das Alterthum hatte ſeine geſchloſſenen Grenzen, die Ihnen, dem Gelehrten und Philologen gewiß noch anſchaulicher ſein werden, als ſie es mir ſind. Innerhalb derſelben entwickelten ſich jene Dichtungen mit unglaublicher Schönheit, die aber neben ſich noch viele Entfaltungen zugelaſſen hat und zulaſſen wird. Das Individuum, wollte es überhaupt exiſtiren, fiel zuſammen mit dem Staat, dem Volksglauben, der Sitte; aus dieſer Identität entſprang nun das charakteriſtiſche Merkmal der alten Poeſie, da die Dichtung immer nur der geiſtige Reflex der Zeit iſt; ihr Plaues, Faßliches, Symboliſches, aber auch ihr Enges, und wenn Sie das Wort nicht zu ſchwer nehmen wollen, ihre Armuth.

„Mit dem Chriſtenthum tritt die Perſönlichkeit, das Individuum in ſeine eigentlichen, weit greifenden Berechtigungen ein, der Menſch iſt nur für ſich da, der beſte Theil ſeiner Exiſtenz beginnt erſt mit der Loslöſung ſeines Selbſt von dem allgemeinen, irdiſchen Subſtrate, das Gemeinſame war eigentlich nur die Kirche, ein Staatsleben gab es kaum, der Feudalismus, das einzige politiſche Inſtitut, ſpiegelte das beſonderſte Verhältniß ab. Die Dichtung jener Zeiten war wie die Zeit, pſychologiſch, ſcheinbar willkürlich, phanſtatiſch, ihre glänzendſte Erſcheinung, Shakeſpeare ſtand an der äußerſten Grenze desſelben, in ihm reſümirte ſich gewiſſermaßen noch einmal das Mittelalter mit allem Reichthum und allen Geheimniſſen der Individualität. — Alte Poeſie und Shakeſpeare geben daher die beiden Extreme einfacher Weltſtellung und Weltberrachtung.

Sie müſſen, wie alles Einfache, eine höchſt wohlthätige Wirkung hervorbringen.

„Was iſt nun das Charakteriſtiſche der modernen Zeit? Das Individuum hat ſich mit ſeinen Anſprüchen bis zur eigenſinnigſten, ja krankhafteſten Spitze heraufgetrieben, aber eben darum iſt es auch über den Punkt der Befriedigung in ſich ſelbſt ſchon hinweg. Alle Menſchen empfinden jetzt ein Bedürfniß nach allgemein gültigen Unterlagen des Daſeins, nach organiſchen, objectiven Lebensformen, ohne gleichwohl zur Ergreifung derſelben ſchon geſchickt zu ſein, weil es dabei immer auf eine ſtarke Entäußerung des Egoiſtiſchen, Individuellen ankommt. Eine Kirche giebt es kaum noch, der Feudalismus hat ganz aufgehört und etwas Analoges, wie der Staat des Alterthums, erblicken wir nur erſt in der Zukunft in dämmernden Umriſſen.

„Dieſer noch nicht geſchlichtete Zwieſpalt giebt allen Charakteren der Gegenwart etwas Halbes und Doppeltes zugleich, allen Ereigniſſen etwas Zweideutiges, aber freilich auch um ſo Magiſcheres, die Schickſale ſchweben mitten inne zwiſchen Zufall und Vorſehung. — Ein Werk nun, wie die Epigonen, welches das Leben der Gegenwart darſtellt, muß alſo in Anlage, Führung, Geſtaltung und Gliederung etwas Aehnliches von dieſem Doppel- und Vieldeutigen ſein. Hierin wird ſeine Wahrheit beſtehen und die Wahrheit iſt, wie und wo ſie erſcheine, immer göttlicher Natur; wir werden, wo ſie uns anblickt, ſind wir rein geſtimmt, die fromme Befriedigung empfinden, deren Mangel Sie mir vorhalten.

„Freilich wäre jene Zweideutigkeit der Zeit, jene Unbekanntheit der Schickſale mit einſeitiger Vorliebe in das Grelle ausgemalt, die Epigonen auch nur ſtreckenweiſe ein ins widerliche verzerrender Spiegel, wie Sie ſagen, ſo würde es ſchlimm um das Buch ſtehen; allein Sie erlauben mir zu bemerken, daß außer Ihnen noch Niemand, der mit mir darüber ſprach,

dies fand. Ich wüßte auch nicht, wie dergleichen in das Buch gekommen ſein ſollte, da meine Seele, wenn ich daran ſchrieb, frei war von Haß und Schärfe, und mit Liebe die Geſtalten, die mir vorſchwebten, umfaßte. Mich dünkt, alle Figuren die darin vorkommen, ſind, ſo ſeltſam und närriſch ſie ſich auch hin und wieder geberden mögen, als Menſchen gedacht und gezeichnet, und wo es irgend künſtleriſch motivirt war, iſt zum Troſte auf den unendlichen Reichthum der Zeit, der eben aus dem geſchilderten Kampfe entſpringt, hingewieſen. — Wäre ich aber weiter gegangen, hätte ich einen Charakter, wie Sie ihn zu wünſchen ſcheinen, hingeſtellt, an dem ſich die Andern feſtgehalten und auferbaut hätten, oder irgend einem Dogma, philoſophiſchen oder chriſtlichem einen durchgreifenden Einfluß aufgetragen, ſo würde ich in meinem poetiſchen Gewiſſen mir ſelber unwahr und unfromm vorgekommen ſein, denn es giebt dergleichen Charaktere, Verhältniſſe und Einflüſſe nicht. — So viel im Allgemeinen konnte ich nur anführen und mußte, um meine Deduction zu rechtfertigen, an manches Bekannte hier erinnern. Können Sie ſich mit dieſem Geſichtspunkte überhaupt vertraut machen, ſo wird auch manches Einzelne in anderem Lichte erſcheinen. Einer alles vermitteln und humaniſiren wollenden Tendenz zum Trotze, ſpringen auch wohl ſolche Launen der Natur hervor wie Flämmchen, und hat man die ungeheuren Weltkriege zum nächſten Hintergrunde, die an und für ſich ganz wahrſcheinlichen, entſetzlichen Vermiſchungen, aus denen ſie entſprang, ſo iſt ſie auch phyſiſch und pſychiſch wohl erklärlich, ſchon wird ihre Wirklichkeit durch die inzwiſchen vorgetretene Bettina nachgewieſen.

„Nimmt man Hermanns Frühreife und Unerfahrenheit, ſeine künſtliche Kälte und natürliche Wärme, überhaupt das abgeſtorbene Lebendige dieſer Erſcheinung zuſammen, ſo wird es ihm an ſo viel Phyſiognomie und Charakter nicht fehlen, als nöthig iſt, die Ereigniſſe an ſich zu ziehen, anſtatt ſie von ſich

abzuſtoßen. — Endlich fürchte ich auch nicht, daß der Hindu ſobald veralten werde, es wird nach A. W. Schlegels dereinſtigem Hintritt immer noch Gelehrte geben, die den Charakter ſpielen wollen."

Man ſieht aus dieſen Worten, wie bereit und willig Immermann einer jeden Annäherung entgegenkam und ſelbſt in wunderlicher Form die gute Meinung zu erkennen wußte. Um ſo erfreulicher iſt es, daß in den letzten Nummern der Mitternachtszeitung von 1836 ein Aufſatz von Laube ihm eine ganz ungetheilte Befriedigung gewähren konnte.

„Es lieſt ſich beinah fabelhaft", ſchreibt er dem Bruder, „daß Jemand ſich in unſern Tagen ſo über eine Erſcheinung ausſpricht, und der Ton dieſer unbedingten Anerkennung machte mir viel Freude, und gab mir einmal wieder das Gefühl von Wärme gegen Welt und Publikum, wie ich lange nicht verſpürt hatte, da durch fortgeſetzte Unbilden dafür geſorgt worden iſt, mich auszukälten".

Leider blieben ſolche Stimmen, die geeignet waren, das große Publikum aufmerkſam zu machen, vereinzelt, und Immermanns Ausſpruch iſt wahr, im Allgemeinen haben es die Epigonen nicht über den succès d'estime hinausgebracht. Mehr als ein Jahrzent befriedigte die erſte mäßige Ausgabe das Bedürfniß des deutſchen Volkes nach einem Werke, an welches einer der bedeutendſten Männer der Zeit die Kraft und Begeiſterung ſeiner beſten Jahre geſetzt hatte. Immermann blieb auch jetzt in einer gewiſſen Einſamkeit, ihm fehlte noch die volle allgemeine Anerkennung, die der ſchönſte Lohn des Dichters iſt und für die ihn die Hochachtung und Verehrung, die ſich in einem Kreiſe ernſter und tiefer Naturen von Jahr zu Jahr für ihn mehrte, nicht ganz entſchädigen konnte. Der Schmerz über den Mangel an Verſtändniß, über eine ablehnende Kälte, auf die er in der großen Menge ſtieß, über die Theilnahmloſigkeit an den ernſten Geſtalten, welche er ſeinem Volke auf-

richtete, blieb auch jetzt sein Begleiter, obgleich er redlich darnach rang, ihn nicht in das Heiligthum seiner Muse dringen zu lassen, und in seinem inneren Leben mehr und mehr über seine Verstimmungen siegte.

Uebrigens dürfen wir den Klagen über einen Erfolg, der hinter dem Werth der Epigonen zurückblieb, hinzufügen, daß sie einen Uebergang bildeten in der Geltung der Immermannschen Schriften, und daß sie der vollen Anerkennung seiner letzten Werke vielleicht bei Manchen den Weg bahnen halfen. Zweifellos gehören sie zu den poetischen Erscheinungen, die von nachwirkender Bedeutung sind, und die Kritik hat lange anerkannt, daß nach Goethe die Epigonen das erste wahrhaft bedeutende Werk auf dem Gebiete des klassischen Romanes waren. Auch ihre Sprache ist würdig auf dieses Gebiet gestellt zu werden. In anmuthiger Ruhe und klarer Abrundung bringt sie kräftig und zart zugleich, alle Stimmungen zur Geltung und verbindet die verschiedensten Töne zu einer vollkommenen Harmonie.

Wir schließen diese Besprechung mit der Erinnerung an das, was Stahr in seinem Leben Immermanns über die Epigonen also ausspricht: „Wenn etwas den befriedigenden Eindruck dieses echten Kunstwerkes zu beeinträchtigen schien, so war es der trübe Schatten einer herben Weltansicht, der sich stellenweise über die lichtvolle Klarheit und plastische Schönheit seiner Gestaltungen verbreitet zeigte und jener Rest tief innerlicher Verstimmung, die noch nicht ganz in der eignen Brust des Dichters überwunden, dem Schlusse die volle Versöhnung und die ungetrübte Aussicht in eine schöne Zukunft entzog. Mit großer Klarheit hatte er der Zeit und ihren socialen Lebensfragen in das Antlitz geschaut, bis an die Grenzen des Erlaubten hatte er ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen und wie ein echter Dichter immer zugleich ein Seher ist, so hat auch Immermann in diesem merkwürdigen Buche

über ſeine Zeit herausgreifend einen Conflikt zweier politiſch-ſocialer Prinzipien geſchildert, deren ſchärfſtes Aufeinanderſtoßen erſt zehn Jahre ſpäter unſere Gegenwart erleben ſollte. Es iſt daher ſehr natürlich, daß das Intereſſe an dieſer Dichtung Immermann's mit den Jahren nur zunehmen konnte und die volle Würdigung und Anerkennung des Geleiſteten eigentlich der Zukunft aufbehalten bleibt, für die das Peinliche, Befangende der aus der unmittelbaren Gegenwart genommenen Ingredienzien ſich mehr und mehr verliert und in den Hintergrund tritt. Seiner eigenen Zeit war dieſes Conterfei ihres Antlitzes in zu beengende Nähe gerückt. Die Deutlichkeit ſchadete der Wirkung. Das Verhältniß war einem Gemälde zu vergleichen, das dem Betrachter allzu nahe gerückt, die aufgeſetzten Farbenlichter allzu grell erſcheinen läßt."

# XXV.

## Der letzte Winter des Düsseldorfer Stadttheaters unter Immermanns Leitung.

October 1836 bis 31. März 1837.

Nach der Festaufführung zu Ehren des Kronprinzen kehrte die Bühne nochmals nach Elberfeld zurück, wo die Vorstellungen während des Octobers fortgingen. Durch den Abgang eines tüchtigen Regisseurs, dessen gesteigerte Anforderungen Immermann nicht zu erfüllen gewillt war, sah er sich in dieser Zeit genöthigt, eigentlich selbst den Regisseur zu machen, „allein es war dies die letzte Mühe, die ich verwendete", sagt er, „Geldmangel und vieles Andere hatten schon damals die Ueberzeugung festgestellt, daß das Theater mit dem 1. April 1837 eingehen müsse, deshalb konnte ich mich denn auch eher noch einmal zu einer solchen Anstrengung entschließen. Wünschen mußte ich, daß die Bühne wenigstens in ihrer höchsten Schönheit und Kraft untergehe und dafür schien es sogar vortheilhaft, die Nothwendigkeit eintreten zu lassen, daß das Auge des Herrn unmittelbar über Allem und Jedem in diesem letzten Stadio walte."

Die Hergänge dieses letzten Theaterwinters hat Immermann später in der Form eines Tagebuches niedergeschrieben, welches einen Theil seiner dramaturgischen Erinnerungen bilden sollte, und aus dem wir auch die Beschreibung des Kronprinz-

lichen Feſtes entlehnten. Es iſt zwar vollſtändig in dem dreizehnten Bande ſeiner Schriften abgedruckt, aber da wir gar keine andere Quelle über dieſe Periode ſeines Lebens beſitzen, ſo fügen wir ſeinen Inhalt dieſen Blättern wörtlich ein, ſo weit er ihrem Zwecke entſpricht und laſſen in dem folgenden den Dichter ſelbſt reden.

---

## October.

„So bunt der September Streckenweiſe ausgeſehen hatte, ſo einförmig machte ſich im Ganzen der October, der für mich faſt durchgängig in Hin- und Herfahrten zwiſchen Düſſeldorf und Elberfeld zum Behufe der Inſpection des Theaters beſtand. Ich nahm mich wieder der Sache aus allen Kräften an und fuhr die Woche ein Paar mal hinüber. Ja ich machte oft die Reiſe drei- viermal in der Woche. Zum Glück war klares Wetter, ſo daß die Unbequemlichkeiten dieſes Nomadiſirens ſich noch ertragen ließen. Mein Augenmerk war darauf gerichtet, wenigſtens für die erſten Wochen in Düſſeldorf, während der noch übrigen Elberfelder Zeit Rath zu ſchaffen. Mit Fiesco ſollte hier begonnen werden, da er faſt das einzige noch übrige Stück eines deutſchen Klaſſikers war, was wir noch nicht gegeben hatten. Wegen des Uebrigen hatte ich mir einen Plan gemacht. Zum Theil ermüdet, zum Theil gewitziget durch das Publikum, wollte ich in dieſem letzten Winter nicht mit ſcharfem äſthetiſchen Beſen kehren, wenigſtens nicht damit beginnen.

„Ich hielt es daher für angemeſſen, allerhand neue Luſtſpiele zum Anfang des Mahles aufzutiſchen, dazwiſchen Spektakelſachen wie Hinko, Precioſa und Jacobe von Baden nicht zu verſchmähen und durfte hoffen, daß, wenn ich auf ſolche Weiſe die Wege der Volksgunſt angebahnt, ich nach und nach

um ſo unangefochtener die guten und bedeutenden Sachen, die ich noch im Felleiſen führte und um deren Willen ich mich allein fernerhin mit der Bühne noch befaſſen mochte, würde nachbringen können. Für das Komiſche ſchien die nunmehrige Zuſammenſetzung des Perſonals beſonders günſtige Elemente zu bieten, ich nahm mir daher vor, das Luſtſpiel beſonders zu kultiviren und immer ſchwebte mir ein Shakeſpeareſches als höchſtes Ziel der Wünſche vor. Um den Sinn der Leute, der an den fremden Orten immer ſehr verſank, wieder etwas zu wecken, las ich ihnen an einem Abende in Elberfeld den erſten Theil von Heinrich IV. vor.

„Die Meſſe war unſere letzte Hoffnung rückſichtlich des Geldbeutels geweſen. Aber auch dieſe Hoffnung ſcheiterte. Der Kunſtreiter L. zog mit ſeiner Geſellſchaft ein und die Menſchen an. Der Häuſerſche Stall blieb daher leer und die Einnahmen ſchlecht. Als der ſechszehnte herannahte, wurde mir ein Deficit von ſiebenhundert Thalern angekündigt. Hier war nun guter Rath theuer, oder vielmehr, er war ſehr wohlfeil zu haben, weil außer dem Auskunftsmittel, daß ich perſönlich vor den Riß trat, ſich kein zweites zeigte. Freilich konnte ich damit übel ankommen, indeſſen war nicht zu ſchwanken, denn es wäre doch zu abſcheulich geweſen, die Bühne wenige Tage vor ihrer Verlegung zu den Düſſeldorfer Fleiſchtöpfen für fallirt zu erklären und aufzulöſen, nachdem man ſie mit ſo ſaurer Mühe bis hierher durchgeſchleppt hatte.

„Auch ließ ſich weit eher Hülfe in der Noth erwarten, wenn die Leute erſt wieder die Anſchauung des Theaters gehabt und ſich an das Theatervergnügen gewöhnt hatten. Ich borgte alſo ſiebenhundert Thaler und ſtürzte ſie in die Kaſſe. Die Rückzahlung verſprach ich bis zu Neujahr.

„Die letzten Vorſtellungen waren die einträglichſten und ſo konnte denn die Bretterwelt noch mit Ehren aus Elberfeld kommen. Mir war der Ort ſo unangenehm geworden, daß,

als ich am 17. October nach der Probe vom Hofer mich mit leichtem Herzen zum letzten Mal auf den Rückweg nach Düsseldorf machte, ich mir das Gelübde ablegte, nie hinfüro anders als gezwungen dort verweilen zu wollen. Die Schauspieler baten mich inständigst, die Vorstellung des Hofer mit anzusehen. Es wäre mir rein unmöglich gewesen.

„Am 19. begannen hier die Vorstellungen mit dem Wasserträger. Am 23. wurde das Schauspiel mit Fiesco eröffnet. Diese Vorstellung hatte ich mit zwei Proben förmlich herauspeitschen müssen. Dennoch ging sie recht rasch, frisch und kräftig. Das Stück ist übrigens denn doch der Gipfel des Schillerschen Bombastes und ich hatte in den Proben alle Mühe bei den haushoch einherschreitenden Stelzenreden, den nöthigen Directorialernst beizubehalten.

„Das erste Repertoir bewegte sich nun nach meinem Plane in den Vorstellungen von: Endlich hat er es doch gut gemacht; der Ball zu Ellerbrunn, Preciosa, die Günstlinge (von der Birch-Pfeiffer) Jacobe von Baden, vorwärts.

„Die Lustspiele gingen wirklich ganz allerliebst, Shakespeare, Calderon, Goethe schienen beseitigt, Alles was gegeben wurde, war à la portée de tout le monde, der Impressario schien von seinen Grillen geheilt zu sein und so konnte es nicht fehlen, daß die Bühne binnen Kurzem sich einen Grad von Popularität erworben hatte, wie er ihr früher nie zu Theil geworden war."

## November.

„Ich befand mich jetzt in dem Vortheile, daß da die dramatische Sudelküche, welche dem Publiko und seinem brünstigen Verlangen endlich aufgethan worden war, denn doch bald anfing zu widerstehen und wenigstens einige Stimmen nach classischen Sachen laut wurden, anstatt daß sonst, wo ich meine

Perlen umherſtreute, Niemand es nur der Mühe werth erachtet hatte, ſie aufzuleſen.

„Ich nahm daher zuvörderſt aus meinem Felleiſen den Kaufmann von Venedig hervor und ließ ihn am 7. November geben. Dieſes Stück ſteht unter den höheren Schöpfungen Shakeſpeares, dem nachherigen bürgerlichen Genre am nächſten. Die höchſte Blüthe gebildeter Geſelligkeit leuchtet aus demſelben hervor; alle dieſe Figuren: die ſchöne hülfreiche Wittwe, der prächtige Freiwerber, der königliche Kaufmann, der feinempfindende Lorenzo, die liebliche Jüdin, der muntere Graziano, das zierliche anſtellige Kammermädchen, bis zu dem ausgelaſſenen Lanzelot, ja bis zu den behaglich umher ſchlendernden Nebenperſonen hinunter, haben etwas unſäglich Wohlthuendes und Anmuthendes. Man hat die Empfindung, die ſonſt ſelten im Schauſpiel, öfter durch den Roman angeregt wird, daß man mit dieſem heitern Kreiſe gerne unter den Laubengängen von Belmont wandeln möchte. Die märchenhaften Zuthaten, das Schickſal durch die drei Käſtchen treten mäßig und epiſodiſch gehalten hinzu: Sie dienen dazu, das Gemälde zu ſteigern, ohne daß ſie jedoch den Grundton des Ganzen, jenes Behagen heiterer Sitte und Kultur zu verwirren, oder unruhig zu machen, im Stande wären.

„Aber keine Sitte ſchützt vor Unſitte; in den feinſten Kreiſen kann ſich doch leicht, nach einer Seite hin, oft eine gewiſſe Rohheit erzeugen. Und ſo iſt es auch hier geſchehen. Die Rohheit zeigt ſich als Judenhaß und es iſt der feinſte Zug im Gemälde, daß ſie hauptſächlich von dem am zarteſten, ja bis zur Kränklichkeit empfindenden unter den Chriſten ausgeht.

„Die Rache bleibt nicht aus, man bedarf des Juden, des ſo oft verachteten und gehöhnten Juden, und ein ſchweres Wetter ſcheint über den frohen gemächlichen Kreis heraufzuziehen. Aber in der ganzen Behandlung dieſer Nöthe durch

den Dichter, in einer gewiſſen komödienhaften Uebertreibung, ſieht man auch ſofort, daß es mit dem Schrecken abgethan ſein ſolle. Es entſteht kein düſtrer Druck dadurch, man iſt geſpannt, wie Porzias Witz die Verwirrung löſen werde; daß ſie gelöſt werden wird, daran hat der Dichter den Glauben von vorn herein in uns befeſtigt.

„Dieſe Komödie im höchſten Style verlangt eine ganz ausgezeichnete Darſtellung. Sie muß fein, leicht, hinſcherzend und durch den Scherz hindurch doch oft wieder das tiefſte Herz offenbarend ſein, ſonſt wird ſie bei der bequemen, halbepiſchen Haltung des Ganzen noch brüchiger und lockerer erſcheinen, als die Darſtellung mancher andrer Shakeſpeareſcher Werke. Welch eine Aufgabe ſind die Scenen zwiſchen Baſſanio und Porzia und dann der ganze himmliſch ſchöne fünfte Act! Ich habe noch nie eine Darſtellung dieſes Stückes geſehen, die ſich auch nur der Vollkommenheit genähert hätte. Hier hatte ich gethan was in meinen Kräften ſtand, wenigſtens eine gewiſſe Einheit und Conſiſtenz hineinzubringen.

„Ein heftiges rheumatiſches Fieber der Pleura, welches mich in dieſen Tagen befiel, unterbrach mich in der Verleſung des Werks und hemmte mich in den Vorbereitungen; hergeſtellt, ſuchte ich indeß nachher einzubringen, was möglich war. Ich ließ mir die Mühe mit den ſogenannten Epiſoden nicht verdrießen und buchſtabirte ihnen die Rollen förmlich ein. So ließ ich auch Lorenzo und Jeſſica ihr Wechſel- und Liebesgeſpräch unzählige Male wiederholen, bis ſie den Ton einigermaßen trafen.

„Es kam daher eine Darſtellung zu Stande, die wenigſtens das Lob einer gewiſſen reinlichen Ausführung hatte und in der die Nähte, in denen das Ganze zuſammenhing, nicht allzu grob und ſichtbar waren. Freilich fehlte es in den bedeutendſten Partien an gar Manchem und mein Baſſanio konnte kaum ſchlechter ſein. Auf die Geh- und Kommiſcenen in den Straßen

von Venedig hatte ich beſonderen Fleiß verwendet, ſo daß ſie ſich leicht und natürlich abſpielten.

„Shylock iſt die Rolle, die von den Schauſpielern für die bedeutendſte gehalten wird und die ſie zu Gaſtrollen wählen. Ich kann hiermit nicht ſympathiſiren, ich glaube, daß Baſſanio, Porzia, ja ſelbſt Antonio, Lorenzo, Jeſſica, Neriſſa im Grunde eben ſo dankbare Rollen ſind. Der Streit iſt alt, ob der Jude im Judendialecte geſpielt werden ſolle oder nicht. Man ſagt: der Jude, welcher hundertfältige Erſtattung ſeiner Forderung verſchmäht, um ein Pfund Fleiſch ſeinem Feinde ausſchneiden zu können, iſt kein gemeiner Jude, er iſt Repräſentant des tiefſten ſchauerlichſten Haſſes; auf der andern Seite kommen in ſeinen Reden ſo manche eigenthümliche Wendungen vor, bei denen man unwillkürlich an den Tonfall denken muß, in dem dieſes Volk ſpricht. Ich bin noch nie von Jemand in dieſer Rolle recht getroffen worden. Immer hatte die Darſtellung für mich etwas Abſichtliches, Hölzernes, Grelles, Marionettenhaftes.

„Wahrſcheinlich ſchwebten Shakeſpeare Darſtellungsmittel eines ſeiner Mitglieder vor, die uns verſchollen ſind; Mittel, wodurch das jüdiſche Gepräge nicht ins Bettelhafte, Poſſirliche herabgezogen, der ernſte Zug nicht bis zum tragiſchen Pathos emporgeſchraubt wurde, ſondern die Figur als ein finſtres ſeltſames Räthſel, jedoch aus einem Märchengebiete, welches nichts Laſtendes, Schwebendes, Starres duldet, durch die hellen Geſtalten hindurch ſchwebt. Wie die Sachen jetzt ſtehen und wenn man mit beſchränkten Talenten zu thun hat, muß man immer auf das ernſte nicht jüdelnde Spiel dringen, denn ſonſt kommen ſie gar zu ſehr in das beliebte Schaurige.

„Uebrigens gehörte dieſer Kaufmann bei uns zu den Stücken, wie jede Bühne ſie hat, über denen immer ein Unſtern ſchwebt. Vor zwei Jahren war es in höchſter Eile eingeübt worden und ganz erbärmlich gegangen. Diesmal war nun die

Aufführung bei Weitem beſſer, aber Frau Verſing, welche die Porzia ſpielte, war ſo leidend, daß ſie ihre Rolle kaum ausſpielen konnte. Am andern Morgen lag ein Krankheits-Atteſt auf meinem Tiſch, welches ein langwieriges Siechthum vorausſehen ließ. So war ich denn im Beginn der Saiſon ohne erſte Liebhaberin.

„Am 17. ſpielte der Walzer-Strauß im Theater. Die Präciſion, womit dieſes Corps ſeine Muſikſtücke ausführt, als ob ein einziger Mann virtuoſenhaft ſämmtliche Inſtrumente dieſes Orcheſters ſpielte, iſt rühmenswerth, obgleich durchaus nichts Wunderbares, da nur Fleiß, Gehör, Ausdauer und ſtrenges Regiment dazu gehören, jede Kapelle auf dieſen Punkt der Ausbildung zu bringen. Während dieſer Walzer dachte ich beſtändig: jedes Schauſpiel, wozu nicht in einzelnen Partien ein beſonderes Genie gehört, würde hier ſo gehen, wie dieſe Strauß'ſchen Walzer, wenn du Mittel in Händen hätteſt, Jeden zu zwingen, daß er genau das thäte, was du haben willſt. — Die Sachen ſelbſt ſind ohne Spur von Genie, ein tolles Zuſammenwürfeln aller möglichen Haſch-Effecte. Denkt man ſie ſich in einem hell erleuchteten Wiener Tanzſaale, unter blühenden üppigen Geſtalten, die farbigen Lampen des Gartens von draußen hereinſcheinend, geſpielt, ſo mag dies Schlittengeläute, das Peitſchenknallen, die Nachtigallflöte und die Strohfiedel ſich ganz amüſant machen; als ſelbſtſtändiges Concert aber will denn das doch nicht Stich halten. Das Haus war ungeheuer voll und unſer armes Theater hatte es zu verſpüren.

„Am folgenden Tage wurde der dumme Peter von Holtei gegeben. Ein alter Oheim, der in einer modernen aufgelöſten Wirthſchaft den dummen Bedienten ſpielt, den Banquerott des Hauſes erlebt und nachdem darauf der Neffe ſich mit ſeiner Frau unter grünen Bäumen, bei einer Schale Milch zum einfachen Styl des Lebens zurückgefunden hat, ſich decouvrirt und als großmüthiger Millionär Alles ins Gleiche bringt.

„Ich war ganz erstaunt, meinen alten Freund so geschickt in der Isländischen Wirthschaft verwalten zu sehen, manche Züge des modernsten Lebens waren ganz hübsch angebracht, selbst ein Anflug von Charakteristik ließ sich verspüren und dann guckte wieder durch ein paar burschikose Witze der pudelnärrische Holtei vor.

„Aber bereits war wiederum ein schweres theatralisches Geschütz angefahren worden: Der wunderthätige Magus von Salteren (21. November).

„Schon im Sommer hatte ich die Bearbeitung und Einrichtung dieses Stückes vorgenommen und die Darstellung vielfach bedacht. Ich wollte diesmal neben der sorgfältigsten poetischen Behandlung auch alle mir zu Gebote stehende Scenerie- und Maschineriemittel in Bewegung setzen, wozu das Stück so vielfältig Anlaß giebt. Eine Ahnung sagte mir, daß meine Mühe diesmal nicht vergebens sein, daß ich mit dieser Darstellung einen Hauptschlag machen werde.

„In der Bearbeitung konnte ich mich sehr bescheiden verhalten, und mich nur darauf beschränken, einigen Luxus in den Reden des Dämon wegzuschneiden, die Spaßhaftigkeit der beiden Diener hin und wieder zu mindern und der dialektischen Scholastik in den Auseinandersetzungen des Cyprianus ihre Grenzen anzuweisen. Sonst zeigte sich der Text unsern Verhältnissen ganz angemessen. Desto mehr hatte ich mit der scenischen Einrichtung zu thun; daß alles Kommen und Gehen nach den Gesetzen einer gewissen allegorischen Symmetrie geschehe, die Gruppen sich immer wie Bilder stellten, der Teufel nicht anders als aus dem Boden oder durch die Lüfte komme und ebenso verschwinde, das stürmende Meer, das scheiternde Schiff nicht allzu puppenspielmäßig aussehe, der wandernde Berg sich mit vulkanischem Getöse und Flammenschein in Bewegung setze, das Phantom gräßlich genug sei, um Bußfertigkeit zu erwecken, war mein ernstliches Augenmerk gewesen.

Für den Schluß hatte ich eine ganz besondere Phantasmagorie ersonnen, die mir meine Freunde unter den Malern ausführen halfen. Ich setzte daher Maschinisten und Garderobiers stark in Bewegung und hielt, nachdem ich mit den Leseproben fertig war, besondere Decorations- und Costümproben, bis alles recht auf den Schlag ging und steckte. Ich erinnere mich mit Vergnügen an dies bunte Treiben. Die ersten beiden Akte sah das Publikum mit ziemlicher Fassung an, indessen war doch eine große Aufmerksamkeit rege. Als aber in der großen Scene des 3. Aktes, wo Cyprianus und Satan ihr Disputatorium über die Eigenschaften Gottes abgehalten, dem Satan bei den Worten:

„Satan ist's, dem Du geduldigst"

der Zaubermantel und die Kappe wie mürber Zunder abfielen und er zum rothen, gehörnten, fledermausflügel ausspreizenden Feuergotte im Nu verwandelt dastand, da war der Jubel groß, und als er gar, von Cyprianus geschlagen, durch die Lüfte hinwegflog, brach ein unermeßlicher Beifall aus. Nun gingen die letzten Scenen ihren Gang. Justinens Heiligkeit verfehlte nicht zu rühren. Aber noch stand das Köstlichste bevor. Denn als die beiden Märtyrer nun den Tod gelitten hatten und das Gewitter das Haus des bösen Heiden mit seinen Schlägen erschütterte, erhob sich der hintere Vorhang und man sah das Schaffot, auf dem die Leichname der Enthaupteten lagen. Rings um das Blutgerüste hatte sich ein ungeheurer Drache gelagert, derselbe, den die Maler sich einmal zu einer ihrer Aufführungen gemacht hatten. Ueber dem Drachen und der Schlange den Kopf zertretend, schwebte in goldner Rüstung mit großen Cherubimflügeln die goldene Lanze zum Todesstoß hinabsenkend, der Erzengel Michael in der Stellung des Raphaelischen Bildes im Pariser Museum. Im Halbkreise umher schwebten, von Wolken getragen, Engel mit Palmen und Lilien in den Händen. Der Scharfrichter, ein großer wild-

entſetzender Kerl, ganz in Roth gekleidet, war vom Schaffot herabgeſtürzt, ſtützte ſich auf ſein blankes Beil und hielt, vom Glanze der himmliſchen Erſcheinung geblendet, die andere Hand vor den Augen. In den Vordergrund hatten ſich Volk, Krieger, Edle und der Statthalter von Antiochien gezogen und verharrten dort in einer Gruppe mannigfaltigen Erſtaunens und Schreckens. Indem nun weißes, rothes und grünes Feuer die Apotheoſe mit wunderſamem Glanze umſpielte und die Gruppe der Heiden in einen kräftigen Schatten warf, der Teufel ſeine letzte Rede aus der Verborgenheit heraus hielt und von den himmliſchen Harfen das Gloria in excelsis ertönte, fiel der Vorhang.

„Ein ſtürmiſches Entzücken erſchütterte das Haus. Wirklich hatte auch der Zauberglanz des letzten Bildes Alles übertroffen, was hier noch ſichtbar geworden war. Man rief Alle heraus und ſie waren eben ſo klug das Bild noch einmal erſcheinen zu laſſen. Neuer Jubel. Darauf wurden der Magus und der Teufel noch insbeſondere herausgerufen.

„Nie hatte ein Stück ein ſolches Glück gemacht, als dieſes. Am folgenden Tage wurde es auf allgemeines Verlangen wiederholt und machte wieder volles Haus. Dann wurde es in demſelben Winter noch zweimal gegeben, jedesmal vor zahlreicher Verſammlung; wohl das erſte Beiſpiel dieſer Art bei einem Trauerſpiele in Düſſeldorf. Die geringſten Leute ſprachen über den Magus auf der Straße, es gab ihrer, welche ſagten, ſie würden ſo oft hingehen, als es nur gegeben würde.

„Der allgemeine Beifall, welchen der Magus gefunden, war zwar auf ſo viele Mühe recht angenehm, dagegen aber konnte ich der Anſicht derer, die aus dieſem Facto mir den poetiſchen Sinn der Düſſeldorfer deduciren wollten, nicht beitreten, denn nicht die Poeſie hatte die große Wirkung hervorgebracht, ſondern der Schiffbruch, der wandernde Berg, der fliegende Teufel, die Engel und der Erzengel im bengaliſchen Licht, kurz alle die Hors d'oeuvre, die ich anzubringen gewußt hatte.

„Der größte Vortheil für mich beſtand in dem Nachdenken, welches das Werk in mir, gleich allen bedeutenden Sachen, die ich in Scene ſetzte, erregte.

„Zum Schluß des Monats kam dann wieder eine andere Art von Magie zum Vorſchein, nämlich das viel ausgeſchriene Stück: Zu ebener Erde und im erſten Stock von Neſtroy. Dieſe Wiener Blouetten erſteigen ſich nie höher, als bis zur Erwägung, was für eine ſchöne Sache das Geld ſei. Die Armen werden plötzlich reich, und will der Dichter noch rechten Luxus in der Poeſie treiben, ſo läßt er einen Reichen daneben plötzlich arm werden. Dieſe Contraſte können ſich nun Wand an Wand abſpielen. Hier in unſerem Stücke hat ſich dagegen die Erfindung einmal auf Querbalken gelegt; die Reichen wohnen oben, die Armen darunter; nach und nach kamen die Armen hinauf und die Reichen hinunter. Wir ließen trotz alles Schreiens der Abonnenten das Ding an drei Tagen hintereinander los, und ich hatte durch dieſe Repetitionen, welche keine Proben erforderten, Zeit gewonnen, im Stillen wieder manches Würdige vorzubereiten."

## December.

„In den erſten Tagen dieſes Monats war die Verſing denn doch ſo weit wieder hergeſtellt, um in den Bauerfeldiſchen Bekenntniſſen, welche hier zum erſten Mal gegeben wurden, aufzutreten. Ziemlich gleichzeitig hatte Bauernfeld auf mein Begehren Bürgerlich und Romantiſch eingeſandt und ſich in einem artig geſchriebenen Briefe rühmend über die Epigonen ausgelaſſen, von denen ich überhaupt nach und nach abnehmen konnte, daß ſie anfingen, ihren Weg durch Deutſchland zu machen.

„Die Bekenntniſſe gefielen ſehr und konnten wiederholt werden.

„Inzwiſchen war ich fleißig an den Vorbereitungen für Othello. Ich ſtelle dieſes Stück unter Shakeſpeare's Werken

in die zweite Reihe. Der Kreis, in dem es ſich bewegt, iſt etwas eng und peinlich; es liegt ein ſtarker Accent auf dem Pſychologiſchen, was, wo es vorherrſcht, immer dem dramatiſchen Gedicht etwas Mühſeliges giebt, die freie Weihe der Poeſie fehlt hier einigermaßen, wodurch, wenn ich ſo ſagen darf, Shakeſpeare ſonſt immer, auch wenn die Handlung in einem Hauſe vor ſich geht, Dach und Fach verſchwinden und des Himmels allumfangendes Blau hineinſcheinen läßt. Die Eiferſucht des Mohren iſt zu ſehr als Thema an und für ſich behandelt, dies iſt meiſterhaft nach allen Seiten gewendet, und bis zum Grunde erſchöpft; nun gut; aber was ſoll uns anziehen, einem im Grunde doch einfältigen Afrikaner fünf Akte hindurch, durch alle Krämpfe dieſer Leidenſchaft zu folgen? Jago, nun endlich, dieſer gerühmte Jago — ich kann in die große Bewunderung des Charakters nicht einſtimmen, er iſt mir zu ſehr abſichtliches Automat des Böſen. Seine Reden — nun will ich das und das thun — jetzt will ich einmal die Wirkung meines Giftes bedachten — ſein Weiden an der Qual ſeines Schlachtopfers — es liegt mir darin etwas, was ſeitab von der wahren höchſten Poeſie, wie ſie Shakeſpeare ſelbſt erſt geſchaffen hat, zu führen ſcheint. Nur Desdemona in ihrer himmliſchen Einfalt gehört ganz in dieſes Gebiet, mit ihrer Auskleidungsſcene läßt ſich nichts Anderes vergleichen.

„Indeſſen als Stück für unſer Theater, als Mittel, die Darſtellungskräfte der Schauſpieler zu zeigen, iſt Othello ganz vortrefflich. Man hat den Vortheil dabei, wenn die Sache ſo ſorgfältig angefaßt wird, wie dies hier immer bei den Werken diſtinguirten Ranges der Fall war, daß man die Hauptſcenen hindurch immer nur mit drei bis vier Perſonen zu thun hat, und ihnen daher eine ganz beſonders feine Ausbildung zu geben im Stande iſt. Das that ich denn auch, und probirte, vom Gedränge der Bühne fern, auf dem Saale mit Othello, Jago, Desdemona, Emilia, Caſſio tüchtig durch.

„Als Text diente mir das ältere Berliner Buch. Die Scene des dritten Aktes ließ ich im Garten spielen, und zu derselben vom Hintergrunde aus Wälle, Thürme und sonstige Theile der Fortification von Cypern beklemmend herein blicken. Den fünften Akt ließ ich, um die Stimmung beisammen zu halten, gleich im Schlafzimmer der Desdemona beginnen und Rodrigos Tod nur erzählen.

„Noch im letzten Stadio sollte unser Thespiskarren mit den Priestern und Devoten zusammentreffen.

„Der Glöckner von Notredame war am 15. December mit seinem Geraffel und Gepraffel, seinen Häschern, Zigeunern, dem Bär, den Gaunern, Bettlern und Krüppeln gegeben worden, und hatte männiglich erfreut; ich war daher wie aus den Wolken gefallen, als ich in den folgenden Tagen hörte, das Stück habe die größte Entrüstung hervorgebracht. Die Sache hing aber so zusammen. Ein Pater hatte in der Kirche sich anathemasirend über die Entwürdigung des geistlichen Standes im lasterhaften Archidiaconus vernehmen lassen, dadurch die Stimmung der Bürgersodalitäten aufgeregt, diese hatten wieder in ihren Kreisen geschürt und so war denn eine große Aufregung entstanden, in welcher sie beschlossen hatten, die schon angekündigte Wiederholung des Stückes durch Pfeifen, Zischen, faule Aepfel und Knittel zur Ehre Gottes zu hindern. Um der Kasse die Einnahme zu retten, schlug ich den Ausweg vor, das Laster von der Geistlichkeit hinwegzunehmen und der Verwaltungssphäre einzuimpfen, mit anderen Worten, aus dem schändlichen Priester einen abscheulichen Rathsherrn zu machen; jedoch vergebens. So sank der Glöckner in sein frühes Grab, nicht unbeweint, denn die Thränen der Abonnenten folgten ihm, welche vor der ersten Vorstellung ihr Geld hatten sparen wollen, und ihn nun leider gar nicht zu sehen bekamen. Nachmals, als ich die Leidenschaften für hinreichend gestillt hielt, wagte ich noch eine Intercession zu Gunsten des Geächteten bei der hohen Provin-

zialbehörde, abermals vergebens! Ich war längſt über die Zeit hinaus, worin mich der Mangel eines ſchützenden und ſchirmenden Patronats, durch einen geiſtig gebildeten hochſtehenden Mann, vertretender Freunde, und die Rohheit der Maſſe noch ärgerte. In den nächſten Tagen reichte ich meinem Demos, unverſtimmt, abermals ein leckeres Würſtchen, und zwar unter dem Spektakel der Räuber, die am 16. December aus den böhmiſchen Wäldern hervorbrachen.

„Ich war, als ich Tiecks jungen Tiſchlermeiſter im Sommer geleſen hatte, bei der Erzählung von der grandioſen Darſtellung der Räuber auf dem Schloſſe des Barons nicht aus dem Lachen gekommen, und hatte damals beſchloſſen, daß dies Phantaſiebild in Düſſeldorf eine Wirklichkeit werden ſolle. Und in der That läßt ſich nicht läugnen, daß die Gräuel Karl Moors, Schweizers und Rollers nur problematiſch erſcheinen, wenn man ſie nicht wirklich hat „im Getümmel fechten ſehen."

„Es wurde daher die Einlegung einer großen Schlachtſcene am Schluß des zweiten Aktes mit Hülfe von einigen und fünfzig Soldaten und mehreren Pfunden Pulver angeordnet. Nach den großen Worten Karl Moors: Ich fühle eine Armee in meiner Fauſt! verwandelte ſich die Scene in die Tiefe der böhmiſchen Wälder, mit Felsblöcken, einem hohen Wege, den Trümmern eines wüſten Schloſſes. Das Executionscommando rückte unter Hörnermarſch auf, einzelne Räuber zeigten ſich da und dort, es entſpann ſich ein Tirailleurgefecht, welches mit einem Rückzuge der Soldaten endigte.

„In der letzten Hälfte dieſes Monats beſchäftigte ich mich mit der Bearbeitung der Tochter der Luft von Calderon. Die Idee, dieſes Stück vorzuführen, hatte mir Uechtritz erregt, der von der Aufführung des Magus ſehr erfreut war. Die Arbeit, welche hier, weil ſtellenweiſe eine förmlich neue Bearbeitung geliefert werden mußte, nicht unbedeutend war, ſteckte mir ſo raſch, daß unter allem Trouble, in dem ich ſteckte, das Theaterbuch

noch vor Weihnachten fertig geworden war und die Rollen ausgeschrieben werden konnten.

„Ich konnte darauf rechnen, daß das Repertoir, wie ich es gestellt hatte, sich während der nächsten vierzehn Tage ohne Störung fortschieben werde, und so verlebte ich denn diesmal die Weihnachtsfeiertage, in welchen ich kaum jemand sprach, in einer so friedlichen äußerlichen Abgeschiedenheit, wie ich sie lange nicht genossen hatte. Wenn ich durch das Fenster blickte, sah ich auf den stillen, in Schnee gehüllten Garten, unter dessen kahlen grauen Sträuchern die gewöhnlichen Wintergäste, die Schwarzdrosseln mit gelben Schnäbeln nach kärglichem Futter hin- und herſprangen.

„Am 26sten kam der König von Griechenland mit seiner jungen Gemahlin durch. Da aber hier nur der Besitz einer Uniform in den Glanz der Majestät leitet, und ich diesen bunten Rock mir noch nicht habe anschaffen können, so wurde ich des Anblicks nicht theilhaftig, den ich sonst gern gehabt hätte.

„So ging denn das Jahr, welches abermals der Mühe und Arbeit gar viel gehabt hatte, seinem Ende zu. Am 30ten ließ ich die Gunst des Augenblickes von Devrient spielen, ein sehr artiges Stück, von dem ich nicht begreife, wie es hat an einigen Orten nicht gefallen mögen, doch ist freilich den Journalnachrichten, die dies versichern wollen, nicht zu trauen. Die Darstellung war eine der vorzüglichsten, die wir gehabt haben. Die Zuhörer hatten ihr großes Vergnügen daran.

„Am folgenden Tage, dem letzten im Jahre, fand die Generalversammlung zur Beschlußnahme, ob das Theater fortgeführt werden solle oder nicht? Statt. Sie war eigentlich nur eine Formalität, Niemand hatte mehr Lust, Sustentationsgelder zu zahlen, und so verstand sich die Aufhebung der Bühne mit dem Ablauf des Winters von selbst.

„Noch an demselben Tage ward der ganzen Gesellschaft gekündigt. Ich hatte bei diesem Ereignisse das Gefühl von

Jemand, der am Bett eines hoffnungslos Erkrankten ſteht, mit dem ihn die Bande der Neigung verknüpfen, und den zu pflegen ihm lange Zeit herzlich ſauer geworden iſt. Die fernere Pflege möchte vielleicht ſeine Kräfte überſteigen, er ſieht ein, daß der Tod nicht abgewendet werden kann, dennoch aber überläuft ihn ein geheimer Schauder, wenn er an die Leere denkt, die nach dem Hinſcheiden des Kranken ſolchen Mühen und Sorgen folgen wird."

## Januar 1837.

„Der Hinblick auf das bevorſtehende letzte Vierteljahr der Düſſeldorfer Bühne, war wohl geeignet, Bangigkeit zu erregen.

„Meiner Natur iſt nichts mehr zuwider, als der Anblick des Sinkens vor dem Untergange. Alles, was menſchliche Kräfte unternommen haben, muß, wie die Sonne, in erhöhter Pracht abſcheiden, ſoll mich die Erinnerung nicht mit einem immer quälenden Stachel peinigen. Hiernach erregte mir der Gedanke an ein Auslöſchen der genialen Thätigkeit unſerer Anſtalt während der letzten Monate, an ihre geiſtige Auflöſung vor der phyſiſchen, einen wahren Ekel. Gleichwohl war dieſe Wendung nicht die wahrſcheinlichere? War zu glauben, daß man Leuten, die mir zum Theil ſelbſt in beſſeren Zeiten nur heimlich widerſtrebend gefolgt waren, die jetzt mit ihren Gedanken nur noch zur Hälfte hier waren, zur anderen Hälfte bereits in fremden Engagements umherſchwärmten, noch ungewöhnliche Anſtrengungen werde auflegen können? Daß ſie fähig und geneigt ſein würden, ſich über dem Sumpfe des Theaterſchlendrians emporzuhalten?

In ſolchen Tagen iſt es am beſten, ſich zuvörderſt auf ſeine Pflicht im äußerſten Sinne des Wortes zu beſinnen. Hatte ich in der mittleren Zeit der Bühne Manches Anderen überlaſſen, ſo mußte ich nun, wie in ihren früheſten Tagen, wieder Alles in Allem ſein. Wollte ich meiner Heerde etwas zumuthen, ſo

durfte vor allen Dingen der Hirt ſich nicht ſcheuen. Meine Stunden, meine Minuten gehörten fortan, ſoweit mich das Amt nicht feſſelte, nur den Proben, dem An- und Einüben, den Beſprechungen ſelbſt über das kleinſte Techniſche, dem Bearbeiten der Werke, die in gehäufter Zahl noch heraus kommen ſollten; Literariſches, Lectüre, Verhältniſſe, Ruhe, alle dieſe Dinge mußten auf einige Zeit lang zurückgeſtellt werden.

---

Eine der letzten großartigen Leiſtungen der Immermann'ſchen Bühne war die Darſtellung von Calderons „Tochter der Luft." Da leider beide Theile nicht mehr zu bewältigen waren, ſchien der zweite am geeignetſten für die Aufführung zu ſein, weil er den erſten an tragiſcher Concentration, Neuheit der Erfindung und unverbrauchten Reizen übertrifft.

Immermann wählte alſo dieſen und fügte demſelben ein Vorſpiel hinzu, in welchem das wunderbare Geſchick der Semiramis und der Umſchwung deſſelben aus dem Elend des Höhlenlebens zu Glück und Glanz vorgeführt wurde. So fein und ſchön Immermanns Beſprechung des Gedichtes in ſeinem Tagebuche iſt, ſo würde eine Wiederholung derſelben hier zu weit führen, und wir ſetzen nur noch Einiges über die Aufführung ſelbſt hinzu. Bei dieſer entſchied ſich der Dichter zu einem etwas ſonderbaren Verfahren, und legte, durch äußere Umſtände bewegt, die Rollen der Semiramis und des Ninias in eine und dieſelbe Hand. Da Calderon, ſonſt der Freund ſcharfer Contraſte, beide Perſonen nie zuſammen kommen läßt, ſchien es ihm faſt wahrſcheinlich, daß dieſer ſelbſt an eine derartige Darſtellung gedacht habe; doch verbarg er ſich nicht, daß bei ſolchen Wagniſſen das Lächerliche neben dem Sublimen liege, und daß Alles darauf ankomme, wie das Ding angegriffen werde.

Mit der größten Sorgfalt ging er deshalb mit der Darstellerin (Md. Limbach) beide Rollen durch, und diese stellte dann auch nach genauem Studium zwei deutlich gesonderte Charakterbilder würdig auf. Eine gewählte Ausstattung des Costümes und der Scenerie unterstützte die Aufführung, die Vorstellung machte sich bunt und eigen, und gewann so viel Antheil, daß sie am folgenden Tage wiederholt werden konnte. Immermann selbst war durch den Erfolg befriedigt. Die Freude darüber mußte ihm aber auch über manchen Verdruß weghelfen, den er im Laufe des Januar zu erfahren hatte. Krankheiten im Personal machten die Oper lahm, und die ganze Last der Anstalt ruhte auf dem Schauspiel. Dazu war nie Geld genug an den Zahlungstagen vorhanden, der Verwaltungsrath sprach davon, die Zahlungen einzustellen, und wenn Immermann auch nicht ernstlich fürchtete, daß es dazu kommen würde, so hatte er doch schwer an den Nachwehen solcher Tage zu tragen. „In diesem Jammer," sagt er, „griff ich zu einem heroischen Mittel, ich etablirte nämlich eine Art von Terrorismus und ließ die schärfsten Publicanda an die Gesellschaft ausgehen, worin ich die Nichtswürdigen und Faulen nichtswürdig und faul nannte und ihnen ankündigte, daß ich für sie bei entstehender Insufficienz nichts, sondern nur noch etwas für die Guten und Fleißigen thun würde. Einen Theil der Gesellschaft hatte ich bei diesen Schritten auf meiner Seite, die Anderen tobten und schrien. Während dieser revolutionairen Bewegungen lief ein Nachhall der französischen Revolution: der Pariser Taugenichts am 18. Januar vom Stapel. Ein Straßenjunge, der einen Pair de France Mores lehrt, ist eine eigene Creatur. Die Franzosen wissen aber auch solchen Gassenkoth mit einer appetitlichen Brühe anzurichten. Am 23sten hatten wir wieder ein neues Stück: Bürgerlich und Romantisch von Bauernfeld. Beide Novitäten gewannen sich großen Beifall, im Taugenichts schrie die Gallerie vor Entzücken mit."

„Deſto ſchlechter ging es mir mit dem Alexis, von dem der erſte Theil am 26ſten, der zweite am 29ſten gegeben wurde. Während des erſten rührte ſich das Publikum ungeachtet der raſchen und kräftigen Darſtellung nicht, natürlich hatte Niemand mehr Luſt zum zweiten Theil, Krankheiten kamen dazu, das Wetter war abſcheulich, kurz es iſt mir während meiner ganzen Theaterpraxis nichts Unangenehmeres vorgekommen, als dieſe Proben des zweiten Theiles.“

---

„Eines Tages ging ich mit Uechtritz ſpazieren. Wir ſprachen dies und das, und ich erwog bei mir, wie vor zehn Jahren hier in Düſſeldorf alle Verhältniſſe ſo friſch und grün geweſen ſeien, wie man ſich ſo Vieles übel genommen habe, und beſtändig heftiger Hader geweſen ſei, der großen Anſprüche wegen, die Einer an den Anderen machte; darauf völlige Feindſchaft, Bruch. Endlich Verſöhnungen, leidlicher Verkehr, kluges Vermeiden aller Streitigkeiten, ſcheinbarer tiefer Friede aus Ermattung, Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit. Unter dieſen Gedanken fuhr mir heraus: Wir ſind hier auch auf ein Juſte-Milieu gediehen. Nun muß ein ſolches unglückliches charakteriſtiſches Wort nur ausgeſprochen ſein, ſo kann man es nicht wieder los werden, gleich der Melodie eines Gaſſenhauers, die ſich auch ſo an das Gehör feſtſaugen und Einen zur Verzweiflung bringen kann. Nachmals begegnete mir Niemand, von dem ich nicht zu mir ſagte: der gehört auch zum Juſte-Milieu.“

---

Leider bildet dieſe Betrachtung den Schluß des Theatertagebuches, und iſt überhaupt die letzte derartige Aufzeichnung, die wir von Immermann beſitzen. In ſeinen ſpäteren Lebensjahren

pflegte er nur noch seine Reiseerinnerungen niederzuschreiben, die Selbstgespräche, die uns so reichen Anhalt für das Bild seines Lebens gaben, waren verstummt, und nur einzelne, dem Dritten unverständliche Andeutungen auf kleine Ereignisse des Tages, finden sich hin und wieder zwischen den geschäftlichen Notizen seiner Terminkalender. Daß sich in den letzten Monaten des Theaterlebens keine Muße zum Schreiben fand, ist sehr begreiflich, denn je näher der Moment rückte, in welchem die Bühne sich auflösen sollte, desto mehr wuchsen Arbeit und Aufregung.

„Ich habe jetzt so viel zu thun," schreibt er Ende Januar an Hermann, „daß ich kaum athmen kann. Ich halte es für einen Ehrenpunkt, die Bühne in articulo mortis in alter strenger Form zu conserviren, und herauszufördern, was noch möglich ist, dabei wollen denn die juristischen Geschäfte auch abgewartet sein, und so strömt mein Leben jetzt zwischen Coulissen und Akten hin. Ginge es noch lange so fort, so würde ich ganz verdummen, denn ich komme nicht einmal dazu, ein Buch zu lesen. Nach acht Wochen ist es aber vorbei, dann will ich mich auf dem Polster der Ruhe ausstrecken und die Pfeife des Lebensgenusses rauchen, was ich unfigürlich auch jetzt schon thue; seit vorigen Herbst rauche ich nämlich wieder, und trinke Bier, wodurch eine gewisse realistische Befriedigung in mir erweckt wird.

„Sobald das Theater zerfallen ist, möchte ich gern von hier fort, wenn ich nur wüßte wohin? Zu einem altländischen Gericht kann ich mich nicht bequemen. Diese Plackereien, welche ich mit erneutem Schrecken auch aus Deinen Akten ersehen, würde ich gar nicht zu überwinden vermögen. Leib und Seele würden mir daran unrettbar verloren gehen. Deus juvabit.

„Hier haben einige tausend Menschen die Grippe. Ich bekam vor acht Tagen auch einen Anstoß davon, lief mit sel-

higem in's Schneegeſtöber, las dann drei Stunden lang Alexis vor, kehrte erhitzt durch die Kälte zurück, legte mich zu Bett, trank Fliederthee, ſchwitzte wie ein Braten und war den anderen Tag geſund. Die Natur iſt alſo noch gut."

Dieſe gute Natur machte es dem Dichter auch möglich, die wahrhaft ungeheuren Anſtrengungen des Februar und März zu ertragen. Er ſchloß die Bühne, wie er ſagt, als bankeretter Impreſſario, aber die Ehre blieb gerettet, und das Theater ging im höchſten Glanze ſeiner Thätigkeit unter. Am 1. März wurde Egmont, am 16. Julius Cäſar, an Goethe's Todestag, am 22., Iphigenie, am 31. Griſeldis geliefert neben der übrigen kurzen Tageswaare. Daß zu den Proben unter ſolchen Umſtänden nicht ſelten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift ſich, und es zeigt Immermanns große geiſtige Gewalt über die Schauſpieler, daß er in einer Zeit, in der ſonſt die Intereſſen ſchon in der Ferne umherſchweifen, ſolche Anforderungen an ſie ſtellen durfte.

Die Aufführung von Halms Griſeldis war die letzte welche der Dichter leitete. Uechtritz nennt ſie eine der vollendetſten und gelungenſten, das würdige Schwanenlied eines ſo edlen Strebens. Ein Epilog von Immermann, den Madame Limbach ſprach, folgte dem Drama, und war ein verklärender Nachhall deſſen, was man genoſſen und empfunden, weshalb er auch hier ſeine Stelle finden möge.

„Zum letzten Male hob der Vorhang ſich
Von dieſem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernſten, wechſelvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unſer Bündniß löſt. Nach allen Winden
Zerſtreut das Schickſal, was, geſellt im Fleiß,
Einträchtig ſchaffend hier zuſammenſtand.

Das iſt das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüthe
Erſchließt ſich, lacht, und — welkt!
So war auch unſer Glück, in Eurer Mitte
Uns unſrer bunten Thätigkeit zu freuen
Nur ein Moment. Kaum glich ſo manches ſchroff
Mistönende der erſten Zeit ſich aus,
Kaum fügten ſich zu einem Bau die Steine
Harmoniſch ineinander, alſobald
Zerſchlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübſte ſei an dieſem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern ſich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Friſche, jugendlich,
Dem Dienſt der Göttertochter Poeſie
Sich weihend, untergeht,
Iſt's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt ſtets
Noch für den glücklichſten, der an die Kraft,
Die ungeſchwächte, raſch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtſein, Muth und Sinne auslöſcht.

Sei dieſer Tod ein Gleichniß unſers Falls,
Und dieſes Gleichniß biet' uns ſanften Troſt.
Noch kämpfte, wagte, ſtrebte hier ein Jeder,
Noch waren viele Kränze aufgeſteckt
Und nicht erſiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menſchen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entſtellend
Die Scene überwuchert. — Fehler, wer verneint ſie?
Manch Ungeſchick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein das ſprechen wir mit Zuverſicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, ſo irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Läſſigkeit.

So ſchlöſſe ſich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! ſo gingen unter günſt'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unſern Schritten
Als Reiſeſegen mit, daß nicht an's Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geiſt
Vordringend, wachſend, ſtrebend ſchauen ſollt.
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müſſen, ſtill in der Erinnerung
Verſchönt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unſerm Pfad begleitet,
Aus voller Seele beſten reinſten Dank.
Des Dichters Wort, des Künſtlers Red' und Zeichen,
Erſtehen erſt zum vollen, ganzen Leben,
Wenn ſie die ew'ge Melodie erwecken,
Die in dem Buſen jedes Edeln ſchläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns in's Daſein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unſer Herz Euch immerdar verbunden.
Und ſo, im Nachgefühle guter Stunden,
Hört unſern Ruf des Abſchieds: — Lebet wohl!"

---

Wenige Tage nach dem Schluß der Bühne ſchrieb Immermann an Halm: „Ich hatte mir immer vorgeſetzt, den Untergang unſerer Bühne mit Ihrem Morgenrothe zu verſchönen; und ſo iſt es denn auch gekommen. Ich glaube, daß Sie mit der Darſtellung zufrieden geweſen ſein würden. Griſeldis war in den Händen einer Schauſpielerin, die gerade für ſolche Gebilde wunderbar organiſirt, das Außerordentlichſte leiſtete, und obgleich die Anderen manchen Fehler machten, ſo waren doch Alle vom Vorgefühl des nahen Scheidens bewegt, und Jeder gab, an ſeiner Stelle, das Beſte, was ihm nur möglich war,

ſo daß das Ganze einen überaus friſchen und kräftigen Anſtrich hatte und auch nicht das Geringſte lahmte oder verſagte. Das Publikum aber ſuchte im Angeſicht des bevorſtehenden Verluſtes nachzuholen, was es in der Sicherheit des Beſitzes, unlöblich genug, oft ſchuldig geblieben war. Der Applaus begleitete Scene für Scene die Darſtellung und wechſelte mit dem Schluchzen der Rührung und der tiefen Stille der Erſchütterung ab.

„Sie ſagen mir gute Worte über meine nun dahingegangene Anſtalt; ich danke Ihnen dafür, um ſo mehr, als das Gefühl der Guten und Beſten, mein einziger Lohn für jahrelange Mühe bleibt. Die Düſſeldorfer Bühne war, ich darf dies wohl ausſprechen, eine poetiſche; leider ſah ſie ſich auf poeſieloſen Boden gepflanzt. Zweierlei iſt an dem Verfall des deutſchen Theaters Schuld, erſtens, daß es ſich außer Contakt mit der Literatur und dem Ideenkreiſe des Kerns der Nation geſetzt hat, zweitens, daß die Darſtellung ſelbſt allen Begriff der Schule und der Kunſt verlor und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinſte harmoniſchen Ganzen, kaum noch in der abgeſchwächteſten Erinnerung kennt. Beiden ſuchte ich entgegenzutreten durch ein von einer geiſtigen Aufgabe zur andern fortſchreitendes Repertoir und durch eine Didaskalie, welche jeder Willkühr der Schauſpieler den Weg vertrat, ja ſelbſt den Schein der Pedanterie und der Sylbenſtecherei nicht ſcheute, weil mir überhaupt in einer Darſtellung Nichts unwichtig iſt. So kam es denn, daß in Düſſeldorf eine Reihe von Dichtungen ſich verkörperte, deren Aufführung man an anderen Orten für unmöglich hält, und daß in unſern guten Darſtellungen (denn wir hatten freilich auch herzlich ſchlechte) der Bediente und Anmelder an ſeinem Platze eben ſo gut ſpielte, wie der Held und die erſte Liebhaberin an den ihrigen.“

Der Grund, welcher die Düſſeldürfer Bühne untergehen ließ, war der allermateriellſte. „Nicht an einem inneren Leiden, ſondern einzig und allein daran iſt ſie geſtorben," ſagt Immermann, „daß ihr ein jährliches Subſidium von viertauſend Thalern fehlte, deſſen ſie etwa zu ihrem Fortbeſtande bedurfte". Dieſe Thatſache wiederholte er allen Fragen und Erwägungen gegenüber zu den verſchiedenſten Zeiten gleich klar und rund, und bisweilen konnte ihn wohl ein Zorn ergreifen darüber, „daß unter den ſechsunddreißig Fürſten Deutſchlands ſich keiner fand, der ein complet eingerichtetes Theater mit klaſſiſchem Repertoir und einer ſchon feſtſtehenden Tradition und Regel mit geringen Koſten ſich erkaufen mochte, oder daß die mehreren Millionen, welche das Kapital der Rheiniſchen Optimaten bildeten, nicht für das Deficit aufkamen." Oft aber erkannte er auch wieder rühmend an, daß die Düſſeldorfer, nachdem ſie in 2½ Jahren 16000 Thaler zugeſchoſſen hatten, doch wieder 6000 Thaler hatten aufbringen wollen, wenn das Theater nur zu erhalten geweſen wäre und vergaß es den Schauſpielern nie, daß die Mehrzahl derſelben ſich bei der Auflöſung der Bühne bereit erklärt hatte, einen Theil ihrer Gage aufzugeben, wenn er nur ferner dem Theater ſeine Kräfte widmen wolle. Indeſſen konnte es nicht zweifelhaft ſein, daß der unſichere Zuſtand, den man Jahre hindurch ertragen hatte, nicht länger durchzuführen ſei, und die Pflicht der Selbſterhaltung nöthigte Immermann ſich völlig von der Sache zurückzuziehen. Man hat damals verbreitet, daß eine gewiſſe Ermüdung und Blaſirtheit ihn dazu getrieben, wogegen er ſich in den Maskengeſprächen entſchieden verwahrt.

„Ich habe nie die Bühne überſchätzt", ſagt er dort „und bin nicht der Meinung, daß Deutſchland untergehen müſſe, weil es ſeit Dezennien keine mehr beſitzt. Ich weiſe der Bühne aber allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und bin der Meinung, daß dieſe nicht vom Pietismus, nicht von der

Philoſophie, nicht vom Commerziellen, oder vom Bilderbeſehen, und Hundert andern Dingen, womit die Leute ſich jetzt beſchäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden kann. Weil ich mich denn alſo nicht mit einem trunkenen, ſondern mit einem nüchternen aber liebevollen Blick an die Bühne machte, ſo habe ich ihre Leitung als ein ernſtes Geſchäft angeſehen, bei dem man bekanntlich das Vergnügen nicht in einem wollüſtigen Kitzel, ſondern nur darin ſucht, daß man ſieht, man bringe die Sache vorwärts. Da nun die Reſultate meiner Arbeit augenfällig waren und ſich im Verlauf des Geſchäfts nicht minderten, ſondern ſteigerten, ſo hatte ich als guter Arbeiter meinen Lohn, fühlte mich in meinem Berufe friſch und verſpürte keinerlei Ermüdung."

Ebenſo widerſpricht er an dieſer Stelle den von mancher Seite geltend gemachten Betrachtungen über das Verſiegen des Repertoirs, indem er ſagt: „Leben ruht auf ſich ſelbſt, wird durch ſich ſelbſt verbürgt, weiß ſich ſeine Zuflüſſe zu öffnen. Ueber einem Inſtitut voll Kraft und Blut waltet ſein Stern. Ich weiß nicht, was ich noch alles hätte geben laſſen ſollen, meine Projektenzettel enthalten manches ſeltſame, phantaſtiſche, poetiſche, gewagte Problem verzeichnet. Da fallen mir eben Fortunat, Manfred, drei Vergeltungen in Einer, Demetrius, den ich fortſetzen wollte, Almanſor, verſteht ſich, etwas zugeſtutzt, Grabbe's Napoleon, ſcenenweiſe, phantasmagoriſch-tableauartig behandelt, Oedipus Rex ein. Denn auch an die antike Tragödie wollte ich mich wagen. Was davon mißlungen, was geglückt wäre, wer weiß es? Die Bühne aber würde fortgelebt haben, in dem neuen, alles hazardirenden Geiſte. Konnte mittlerweile nicht ein friſches Talent erblühen und ſeine Kraft zu einem Theater hingezogen fühlen, welches ihm mehr Chancen für den Erfolg origineller Gedanken darbot, als ein andres."

In jenem Aufſatze beſpricht Immermann auch den Ver-

ſatz, die Geſchichte ſeines Theaters zu ſchreiben, und ſieht dieſe Arbeit kaum als eine That des Willens, ſondern als eine Nothwendigkeit an, die er alſo faßt:

„Ich habe die Pflicht, denn ich allein kann doch nur von dem inneren Mechanismus der Anſtalt und ihren Gedanken im Einzelnen Rechenſchaft geben. Nun iſt aber die Aufgabe ſehr ſchwer, und die Löſung will mir noch nicht klar werden. Mein Intereſſe an einer ſolchen Schrift iſt ein rein praktiſches: ſie ſoll dem großen Publico zeigen, auf welche Weiſe man etwa die Reorganiſation der deutſchen Bühne beginnen könnte. Ich muß aber, will ich gründlich zu Werke gehen, über viele Materien techniſch verhandeln. Das intereſſirt nur den einzelnen Techniker. Das Publikum, fürchte ich, wird ſich dabei langweilen. Es will, wenn es auch nicht auf den Bänken vor den Lampen ſitzt, die Entſcheidung, nicht den Proceß.“

Ob Immermann in der Folge ganz klar geworden iſt über die Form, in welche er ſein Werk faſſen müſſe, iſt nicht anzugeben, aber wir wiſſen, daß er die Arbeit nicht aus den Augen ließ; daß ſie ein Stück ſeiner Memorabilien bilden ſollte. Die eben angeführten Aeußerungen ſind erſt mehrere Jahre nach dem Untergange der Bühne niedergeſchrieben.

Nach Immermanns Tode gab Uechtritz in den Blättern für literariſche Unterhaltung einen Bericht über des Freundes Bühnenleitung und außerdem beſitzen wir in Devrients Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt eine Charakteriſtik derſelben. Das Urtheil beider Männer ſtimmt im Weſentlichen überein, ſowohl in der Anerkennung der großen Reſultate welche Immermann erreichte, als auch in dem Bedenken, welches ſeine Anſicht von der Aufgabe der Schauſpielkunſt im Verhältniß zu dem darzuſtellenden Gedicht hervorruft, weil damit derſelben ein Theil ihrer Bedeutung geraubt wird. Nur in einem Punkt widerſpricht Uechtritz Devrient, indem er Immermann weniger frei findet von einer Neigung zu decorativer Ausſtat-

tung ſeiner theatraliſchen Darſtellungen, welche ihn wohl verleitete, das Maß ſeiner Mittel nicht genug zu beachten.

Devrient ſagt, daß Immermanns Führung vorwiegend den Charakter der literariſchen Direction getragen habe, wie ſie auch von Goethe ſeiner Zeit geübt ſei, und dieſes Urtheil wird durch manche eigene Aeußerungen des Dichters beſtätigt. Er verlangte von der Schauſpielkunſt, daß ſie nur von dem geſchriebenen Worte ausgehen, daß das Gedicht erſt etwas aus dem Schauſpieler machen ſolle, und machte dadurch die Kunſt desſelben zu einer unmündigen, deren Production in ihrem Stoff aufgehen ſolle, während in allen anderen Künſten der Stoff in das Kunſtwerk aufgeht. Devrient ſieht auch gerade in dieſem Verfahren eine Aehnlichkeit mit Goethe und wirft Immermann vor, daß er die Schauſpielkunſt nicht als Lebendigmachung des poetiſchen Gedankens anerkenne, nicht dem Darſteller zugeſtehe, daß er wahrhaft ſchöpferiſch die Gedanken ſeiner Rolle in einer Weiſe ausbilde, wie ſie dem Dichter nur dunkel vorgeſchwebt habe. Dichterwerke, in denen eine phantaſievolle Verknüpfung und die poetiſche Rede vorherrſchen, ſieht er vorzugsweiſe als ſolche an, in denen ſich Immermanns Auffaſſung erfolgreich zeigen konnte, und er erkennt an, daß er namentlich die poetiſche Rede bei den untergeordneten Talenten ſeines Perſonals zu einer bewunderungswürdigen Abrundung zu bringen wußte. Werke der Spanier, der deutſchen klaſſiſchen Literatur, zogen ihn daher an, bei Shakeſpeare aber, bei dem die Rede nur ein Theil der Lebensäußerung iſt, der andere aber in der Handlung liegt, und bei dem das Weſentlichſte, Höchſte und Feinſte nur zwiſchen den Zeilen zu leſen iſt, fühlte Immermann ſelbſt, obgleich unbewußt, das Ungenügende ſeiner Methode und darum kam er zu dem Reſultat, daß man es aufgeben müſſe, den großen Britten auf der deutſchen Bühne heimiſch zu machen.

Ob Devrient Recht hat, wenn er meint, es würde Immermann ſchließlich wie Goethe ergangen ſein; er würde die Luſt

und Freude an der Sache verloren haben, weil ſeine Schule das Repertoir, nicht die Schauſpielkunſt ſelbſt ſich zum Zwecke geſetzt habe, iſt nicht zu entſcheiden; gewiß iſt, daß ſeine Thätigkeit auf einem Punkte abbrach, wo ſie ihm ſo lieb war, daß er nie ihren Untergang ganz zu verſchmerzen vermochte.

# XXVI.

## Ghismonda. Fränkiſche Reiſe. Das Freiwilligen-Feſt in Cöln. Anfänge des Münchhauſen.

Frühling 1837 bis Herbſt 1838.

Wenige Wochen nach dem Schluſſe der Bühne wurde Immermann von einem heftigen Wechſelfieber ergriffen. Vierzehn Tage lang nahm ihn das Krankenlager arg mit, aber am 1. Mai konnte er wieder dem Bruder ſchreiben: „Nun iſt der Doktor dem Fieber tapfer mit Chinin entgegengerückt und es iſt heute zum erſten Male weggeblieben. Da ich mich ſehr in Acht nehme und mich in der treuſten, ſorgfältigſten Pflege befinde, ſo hoffe ich, daß ich daſſelbe nicht wieder bekommen und mich nun nach und nach wieder erholen werde".

Seinen 41jährigen Geburtstag erlebte er während der Krankheit, empfing aber manche Liebesbeweiſe in der Abgeſchiedenheit des Krankenzimmers. Dankbare Theaterfreundinnen beſchenkten ihn mit einem von ihnen geſtickten Fußteppich, und ein größerer Kreis von anerkennenden Mitbürgern verehrte ihm einen koſtbaren ſilbernen Pokal, der nach einer ſehr ſchönen Zeichnung von Schrödter angefertigt war, und in welchem eine Anweiſung auf edlen Rheinwein lag, der dem Geneſenden zur Erquickung wurde.

Die Fieberanfälle wiederholten ſich zwar nicht, aber der Arzt ſah die Sache doch ſehr ernſthaft an, denn noch am 22. Mai berichtet Immermann dem Bruder: „Ich habe bis jetzt noch Quarantaine halten müſſen und mein Zimmer mit keinem Fuße verlaſſen dürfen. So ſitze ich denn nun gegenwärtig in der ſechſten Woche gefangen. Mein intelligenter und mir mit wahrer Freundſchaft zugethaner Arzt Doktor Ebermayer hält nämlich das allerſtrengſte Regime, wochenlanges zu Bette-liegen und daß ſich der Reconvalescent gar nichts erlaubt, für das einzige Mittel, Rückfälle des ſich ſonſt in's Endloſe verſpinnenden Uebels zu verhüten. Und ich glaube, daß er ganz Recht hat, und daß die ſonſt oft bis in das folgende Jahr hinüberdauernden Fieberanfälle immer in Vernachläſſigungen ihren Grund haben."

Die Krankheit ſtimmte Immermann milde und ſanft. „Man muß dankbar genug gegen ſein eigen Schickſal ſein", ſchreibt er, „wenn man ſo in einem erträglichen Train fortleben darf. Ich wünſche mir eigentlich kaum noch etwas; ein Tag wie der Andere, das iſt mein Gebet. Selbſt im Fieber war ich meiſtens heiter. Aus dem Bühnenſchiffbruch bin ich auch noch ſo mit blauem Auge davon gekommen. Zwar habe ich tüchtig mit gut geſagt und bezahlt, indeſſen habe ich doch die Ausſicht vor mir, durch zweijährigen literariſchen Fleiß die auf mich fallenden Einbußen zu decken. Und was die Hauptſache, die Ehre iſt in salvo geblieben. Ich glaube, ich werde nun viel ſchreiben. In den Reconvalescenzwochen habe ich ein Werk beinah fertig geſchrieben."

Es war ein großes Glück für Immermann und ein neues Zeichen ſeiner geiſtigen Kraft, daß er fähig war, ſich einer dichteriſchen Aufgabe mit voller Friſche zuzuwenden, in dem Augenblicke, in welchem ihm eine zuſagende und ihn völlig ausfüllende Thätigkeit genommen war. Zugleich lag darin aber auch der Beweis, daß die praktiſchen Anforderungen der

letzten Jahre ihn der Muſe nicht entfremdet hatten. Die Ghismonda war es, welche nach langer Pauſe wieder die Schöpferluſt des Dichters wach rief, ein Stoff, den er, wie wir wiſſen, ſeit zehn Jahren in Gedanken mit ſich getragen hatte, ohne bis jetzt Muth und Stimmung für die Ausführung zu gewinnen. Kaum von dem Krankenlager erſtanden, überfiel ihn eine ganz unbezwingliche Produktionsluſt und er ſchrieb in wenigen Wochen jenes Trauerſpiel. „Daß ich in meinem zweiundvierzigſten Jahre, und nachdem ich längſt glaubte, für eigene dramatiſche Produktionen erſtorben zu ſein, noch zu einer Liebestragödie kommen muß, bedünkt mich ſelbſt ſonderbar," ſchreibt er am 23. Juni an Halm. „Sollte ſie gar gerathen, dabei bühnengerecht und dies die Folge meiner mehrjährigen praktiſchen Beſchäftigung mit dem realen Theater ſein, ſo hätte das Schickſal ſich einmal vernünftig benommen".

Es muß uns in der That verwundern, daß ſich gerade jetzt Immermann jenem Drama zuwendete, wo ihm die Möglichkeit genommen war, ſeine Geſtalten perſönlich auf die Bühne, und zur Geltung zu bringen und wo er alle Schwierigkeiten hatte kennen lernen, mit denen auch die begeiſtertſte Hingebung bei dem jetzigen Theater zu kämpfen hat, wenn ſie ideale Aufgaben verfolgt. Und doch war es kein beſonderes neues Erlebniß, keine friſche Erfahrung des Herzens die er darin auszuſprechen ſuchte, ſondern nur die Sehnſucht, welche die Zeugerin der Poeſie iſt, das Verlangen nach einem neuen reichen Inhalte des Lebens ſchuf das zarte, tief empfundene Gedicht.

Der Plan war aus der erſten Novelle des Boccaz am vierten Tage des Decameron in ſeinen rohſten Umriſſen hervorgegangen, aber der geiſtige Inhalt ſtand derſelben ſehr fern und baſirte ſich, wie Immermann an Tieck ſchrieb, „auf manche Anſchauungen, die er von den Entfaltungen der Liebe, insbeſondere bei Frauen gehabt hatte". — Wir irren uns nach dieſer Mittheilung um ſo weniger, wenn wir auch in dieſer tragiſchen

Liebesgeſchichte, wie in früheren ergreifenden Bildern ſeiner Dichtungen die Klage des Herzens vernehmen, das immer ſchmerzlicher die reine Befriedigung entbehrte, welche die volle Hingabe einer geliebten Frau dem Manne gewährt. Hochgeartet, edel, tiefer Empfindung fähig, zeichnet er ſeine Ghismonda; aber erſt das grauſenvollſte Geſchick befreit ſie von dem kranken Stolz, der zagen Scheu des Ranges und löſt ihr edles Ich aus den Bethörungen der Selbſtſucht. So trägt auch dieſe Frauengeſta.. die widerſprechenden Züge derjenigen, die dem Dichter ohne Aufhören durch viele Seiten ihres Weſens Bewunderung und Verehrung abgewann, obgleich er längſt erkannt hatte, wie ſehr ſie ſein Leben durch ihre Willkür gehemmt hatte.

Der Inhalt der Ghismonda, oder der Opfer des Schweigens, wie Immermann anfänglich das Drama nannte, iſt der tragiſche Untergang einer Liebe, die nicht ihr heiliges Recht allem Widerſtand der Welt gegenüber zu ſtellen wagt. Ghismonda, die Tochter und Erbin des Fürſten Tancred von Salern iſt die Heldin, die den jugendlichen Geliebten Guiscardo entzückt, und in's Verderben ſtürzt. Guiscardo war von dem Vater Dagobert, einem alten Waffengefährten Tancred's an deſſen Hof gebracht, um dienen zu lernen, damit er einſt geſchickt ſei zu befehlen. Die erſte Begegnung mit Ghismonden entſcheidet ſein Geſchick; ihr Anblick ſchon reicht hin, das Herz des Jünglings mit einer Liebe zu erfüllen, deren Tiefe und Gewalt auch in der Bruſt der Prinzeſſin ein neues, ungeahntes Leben erweckt. Das Schweigen, das ſie dem Geliebten nach dem Geſtändniß ihrer Gegenliebe als unverbrüchliches Gelübde auferlegt, läßt ihn den jähen Tod durch die Hand Tancred's finden, dem ihr eigner Untergang folgt.

Wir gehen nicht weiter auf das verwickelte Seelengemälde ein, denn es kommt uns weſentlich darauf an, die Idee hervorzuheben, die Immermann zu demſelben zog. Die Liebe

wollte er ſchildern von ihrem erſten ahnungsvollen Entſtehen bis zur höchſten Entfaltung, in der ſie nur ſich ſelbſt als Daſein und Leben empfindet, und die Schönheit ſeiner eigenen Seele ſpricht ſich in dieſem Bilde aus. Es liegt ein zarter Duft wahrer Poeſie über der Dichtung, ein reiner Hauch der Innigkeit und Wahrheit durchweht ſie, und der nun ſchon über die Mitte des Lebens hinausgeſchrittene Dichter zeigt eine Gluth und Begeiſterung der Empfindung, als ſei ſein Herz erſt eben in jugendlicher Wärme erwacht.

Mehr als ein Jahrzehnt war verſtrichen, ſeitdem er Cardenio und Celinde geſchrieben, das dunkle glühende Gedicht, und vergleicht man mit dieſem die Ghismonda, ſo ſieht man erfreut, wie ſehr ſein ganzes Weſen ſeitdem gehoben iſt, wie veredelt die Züge ſind, in welchen die Tragik des menſchlichen Herzens ſich in ſeinem Innern abſpiegelt. Die Schmerzen Cardenios erſchienen ihm einſt als der eigentliche Inhalt des Daſeins, jetzt ſind ſie zu einem heiligen Feuer in der Dichterbruſt verklärt, und von dem vollſten Liebesbedürfniß, der vollſten Liebesfähigkeit genährt.

Immermann ſandte ſein Manuſcript in den erſten Tagen des Auguſt an den Grafen Redern nach Berlin mit der Bitte um Darſtellung auf der dortigen Bühne, die ihm auch bald in ſchmeichelhaften Ausdrücken zugeſagt wurde und endlich einmal wieder eine literariſche Einnahme in ſeine Kaſſe fließen ließ. Auf dieſe Zuſage wandte er ſich auch an Eduard Devrient, bat ihn, das Patronat ſeines Stückes zu übernehmen und ſprach den Wunſch aus, daß es im Spätherbſt gegeben werden möge. Mit liebenswürdigſter Bereitwilligkeit kam Devrient ſeinen Wünſchen entgegen und Immermann wußte die Freundſchaftsdienſte voll zu würdigen, die er ihm ſpäter bei der Vertheilung der Rollen, bei der Einrichtung und dem Arrangement erwies. Aber leider konnten dieſe Bemühungen die gewünſchte Beſchleunigung der Aufführung nicht erwirken; erſt im November

wurden die Rollen vertheilt und erſt im Januar 1838 kam das Stück zur Aufführung. War dieſe Verzögerung auf der einen Seite ſehr verdrießlich, ſo blieb dadurch auf der anderen der Dichter in einer ſpannenden hoffnungsvollen Erwartung, welche ihm für den Augenblick die geiſtige Friſche erhielt, die er ſonſt nach der Vollendung einer Arbeit ſchmerzlich entbehrte.

Trotz des Kummers, den Immermann über den Untergang der Bühne empfand, wirkte die Freiheit, welche ihm wieder zu Theil geworden war, übrigens wohlthuend auf ſein körperliches Befinden, namentlich erholten ſich die überreizten Nerven in der Ruhe, die er genoß und in der manche neue literariſche Pläne erwuchſen. „Ich denke bald an die Aufzeichnung meiner dramaturgiſchen Erinnerungen zu gehen", ſchreibt er am 22. Mai an O. L. B. Wolff, „ſo lange die Sache noch friſch iſt, jetzt ſteht ſie mir aber noch in zu maſſenhafter Nähe. Es iſt ſonderbar, während die Journale von dem Erbärmlichſten des Erbärmlichen, nämlich, wie Madame X. geſpielt und wann Herr Y. ſeinen Catarrh losgeworden, ſtarren, war von der Düſſeldorfer Bühne, wo wirklich materiell Intereſſantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Sceniſchen geſchah, nie die Rede. Dies treibt mich hauptſächlich mit zur Feder; es iſt hin und wieder hier etwas geſchehen, was ein Mann von Fach noch auswärts wird brauchen können."

Drei Jahre lang hatte Immermann den Umkreis von Düſſeldorf nicht verlaſſen und während dieſer Zeit von ſeiner Familie Niemanden geſehen als Hermann, der zum Beſuch an den Rhein kam; darum wollte er im September einmal wieder nach Magdeburg gehen und hoffte, einige Wochen mit ſeiner Familie heiter und ungeſtört zu verleben. Dieſe Lieblingsidee, die ihn durch den ganzen Sommer begleitet hatte, zerſtörte die Cholera; als er ſich eben zur Abreiſe rüſtete, erhielt er die Nachricht, daß die Krankheit in Magdeburg ausgebrochen ſei. Es mußte ſonach als Thorheit erſcheinen, ſich in eine Atmo-

ſphäre zu wagen, die früher ſchon übel auf ihn gewirkt, und ſo entſchloß ſich Immermann, Franken und Thüringen zu beſuchen. Die Erinnerungen an dieſe heitre, ſehr ertragreiche Reiſe beſitzen wir in Tagebüchern und Briefen, die unterweges niedergeſchrieben und zum großen Theil gedruckt worden ſind. — Wir begleiten den Dichter darum nur flüchtig auf derſelben, um die Stimmungen zu verfolgen, in welche ihn der Anblick vieles Neuen und Intereſſanten verſetzte.

Den erſten Aufenthalt machte er in Frankfurt. Trotz des Meßtroubels, der ihn nöthigte ſich mit einem dürftigen Unterkommen zu begnügen, fand er Sammlung zur Umarbeitung einer Scene aus der Ghismonda, die Devrient angerathen hatte. Die Wellen des Menſchentreibens, die ihn umwogten, gewährten einen eigenen Contraſt mit dieſer Beſchäftigung, in welcher er ſich in ſeinem eigentlichen Beruf ſtill und ſicher fühlte. — Von Frankfurt führte Immermann ſein Pfad über Aſchaffenburg nach Würzburg weiter und er empfand fröhlich und dankbar, wie es doch der größte Vortheil des Reiſens ſei, „daß das Schöne einmal wieder die ganze freie Seele, aus der alle Falten der Erinnerung weggeplättet ſind, treffe“. Dies Gefühl half ſelbſt über die Unbequemlichkeiten weg, die ſchon das ewige Aus- und Einpacken ſeinem ſchwerfällig gewordenen Körper machten und über die oft ſehr unerquicklichen Fahrten im Poſtwagen. Dieſen entzog er ſich denn auch zum Schaden ſeiner Kaſſe auf dem Wege durch den Speſſart, der ihm wie ein urgermaniſcher Forſt däuchte und den er nur in ſtiller Einſamkeit genießen konnte. Der himmliſch klare Morgen lockte ihn aus dem Wagen und auf heimliche Nebenwege, wo er mit Entzücken den Walddufft einſog, und zwiſchen wildem Thymian, Farren und Blumen, bunten Schmetterlingen und blauen Käfern, ſchlüpfenden Eidechſen und zierlich glänzenden Schlangen ſein Märchen erſann: „Die Wunder im Speſſart“. In Bamberg intereſſirten den Wanderer mehr als

die Aeußerlichkeiten, die Spuren einer geiſtigen Vergangenheit, die noch in einzelnen wehmüthigen Lauten der Erinnerung zu ihm redeten. Hier hatte Hegel nach der Schlacht bei Jena privatiſirt; hier hatte Holbein zuerſt Calderoniſche Stücke aufführen laſſen, zu denen E. T. A. Hoffmann Decorationen malte, hier lebte und ſang Wetzel, hier hatte ein genialer Arzt Marcus eine Zeitlang Alles literariſch und poetiſch lebendig gehalten — nun war von dieſen Dingen Nichts geblieben, als die Gräber die Immermann beſuchte, und einige Menſchen, die auf den eigentlichen Inhalt ihres Lebens zurückſahen.

„Wer Deutſchlands geheimſte, jungfräulichſte Reize genießen will, muß nach dem geſegneten Franken reiſen," ſchrieb er aus Muggendorf, dem Herzen der fränkiſchen Schweiz. In den Höhlen, die er auf dem Wege dorthin beſuchte, beſchlichen ihn ſeltſame Gefühle. „Ich laſſe mir nicht ausreden", ſagte er, „daß in dieſen geheimen Kellern Dinge ſich ereignen, fremd, unerklärlich, unfaßbar. Dort muß die Werkſtatt der Mütter ſein, von welchen Plutarch redet und Goethe im zweiten Theile des Fauſt die Erwähnung thut. Wenn man ſich einmal darin allein ohne Lichte verſperrte, ſo müßte man Gedanken bekommen, dergleichen die weite Fläche der Erde ſonſt nicht erzeugt. In wunderſamer Gegenwirkung erſcheinen an dieſen Höhlen die Mächte des Feuers und des Waſſers. Die Felſen, die Vulkan, der alte zornige Titan, einſt geſpalten und geklüftet, ſucht Aqua, die Wehmuth der Erde leiſe weinend und löſend, nach und nach wieder auszufüllen." —

Aus der fränkiſchen Schweiz ging der Weg über das Gebirge nach Wunſiedel. Es war eine harte Tour, aber ſie machte Immermann um manche Anſchauung reicher und er ſchrieb nach derſelben: „Mich verjüngt dieſe Reiſe ordentlich; ich habe mich lange nicht ſo friſch und offen gefühlt als jetzt". Auch die Gänge eines Bergwerkes wurden durchſtrichen, dann auf der Höhe, zwiſchen unermeßlichen dunklen Fichtenwäldern die

Quellenregion beſucht, aus der das Fichtelgebirge Main, Saale, Eger und Naab zu Thale ſendet. Nur mit großer Mühe hatte Immermann den Ochſenkopf erſtiegen, auf deſſen Gipfel die Sonne über herbſtlich gefärbten Blättern glühte und um deſſen Abhänge ſich in weitem Umkreiſe das dunkelblaue Gebirge breitete. Oben pfiff der Wind ſchneidend kalt, aber der Dichter ſaß in ſeinen Mantel gehüllt auf der Granitkuppe droben und ließ ſich von ſeinem Führer Geſchichten erzählen. Er hörte noch Sagen von wandernden Italienern, die in Klüften und Gräben Gold und Silber zu finden wiſſen und als reiche Leute heimkehren; von einer unſichtbaren Kirche auf dem Gipfel des Berges, die nur am Johannistage von Sonntagskindern geſehen wird; aber er fand dieſe Welt leider ſchon bei dem Volke im Erlöſchen. „Und doch iſt der Natur in ihrer geheimnißreichen Fülle durch techniſche Nomenclatur nicht beizukommen und doch „ſcheint dem Dichter", ſagt ein Mythus, ihrem Räthſel noch zunächſt zu treten". In jener Einſamkeit erklang ein leiſes Rauſchen zwiſchen den Worten des Führers und lockte den Horchenden zur Geburtsſtätte des Main, deſſen Quellſtrahl er unter dem herrlichſten Fichtengebüſche fand. Lange lauſchte er ſeinem heimlichen Lächeln und Weinen, dann fuhr er nach ſtarker Fußwanderung die Abdachung des Fichtelgebirges hinunter, von dem leichten, jugendlichen Laufe der Saale begleitet. Eine Felſenpartie in der Nähe Wunſiedels erweckte ihm eigenthümliche Gedanken. Unwillkührlich mußte er bei ihrem Anblick ausrufen: „Eine Beethovenſche Sinfonie in Stein! Und das iſt vielleicht kein bloßes Gleichniß", fügt er betrachtend hinzu, „ſondern mag eine Art von Wahrheit ſein. Der Naturgeiſt ſchritt von Formation zu Formation vor, bis er zur oberſten, zum Menſchen gelangte, in dem er eine potenzirte Recapitulation aller früheren lieferte. In jenem ewigen Verſtande war Alles vorausgeſehen, voraus bedacht, neben dem generellen Charakter der unteren Formationen geht in jeder

einzelnen doch etwas äußerſt Specielles her, wovon anzunehmen iſt, daß es hernach in der Individualiſation der Menſchengeiſter ſeine eigne Signatur erhielt und wenn dem ſo iſt, ſo wird der Naturgeiſt vor Uralters auch wohl ſchon in Granit an die muſikaliſche Phantaſie Beethovens gedacht haben.

„Ich glaube, mich bei dieſen Grillen nicht zu weit von der Pauliniſchen Idee über das Harren der Kreatur nach der Erlöſung und über die herrliche Freiheit der Kinder Gottes zu entfernen. Indem wir die Kreatur oder die Natur in uns nach dem Willen des ſchaffenden Geiſtes vollendet ſehen, wird ſie erlöſt aus der Angſt und Stummheit und zugleich hört ſie auf, für uns Sünde zu ſein, welches ſie war, ſo lange ſie unerkannt, klumpig und trübe uns gegenüber ſtarrte.“

In Wunſiedel beſuchte Immermann das Schulhaus, in welchem Jean Paul geboren. Er liebte dieſen Schriftſteller nicht, der mit allem Genie, Gefühl, Witz, Scharfſinn es nach ſeiner Anſicht doch zu nichts Schönem gebracht hatte, aber nachdem er Baireuth und das Fichtelgebirge beſucht hatte, glaubte er ihn in ſeiner Geneſis zu verſtehen und hatte ihn entſchuldigen gelernt. Er ſpricht das geiſtvoll und liebenswürdig in folgender Weiſe aus: „Ein großes bizarres, mit den wunderbarſten Naturſpielen ausgeſtattetes Gebirg giebt einem kindlichen Geiſte die erſten Eindrücke. Seine Wiege ſteht auf einem Boden, wo ſich mehrere Volksſtämme berühren, die Menſchen fahren entweder in ſcharfkantigen Eigenthümlichkeiten auseinander, oder amalgamiren ſich zu ſonderbaren Spielarten. Vogelfänger, Bergleute, Leute, die vom Holze und was daraus gewonnen werden kann, ihren Unterhalt ziehen, prägen ſich mit ihrem einfachen Gewerbe, was zu ſo manchen Launen und Seltſamkeiten führt, der jugendlichen Erinnerung ein. Ein mesquines Regiment führt zu tauſenderlei Hokuspokus der Verwaltung in Stadt und Land; endlich iſt der Knabe im Schulhauſe geboren, alles Enge, Pedantiſche, aber auch alles

Fromme und Redliche eines armen Lehrers färbt ſeine erſten Stunden.

„Beginnt nun der Blick weiter zu dringen, ſo erſcheint ihm Baireuth als das Höchſte menſchlicher Pracht und Herrlichkeit. Baireuth mit ſeinen bronzirten Markgrafen, mit den Porzellan-Schnecken- und bunten Kieſelwundern, der Eremitage und Fantaſie. Geſchmacklos aber eigenartig iſt Alles, was ihn umgiebt, wohin er mit ſeiner Sehnſucht dringt.“ —

Ein kurzer Aufenthalt in Hof ließ Immermann noch einmal den gehabten Gewinn in der Betrachtung überſchauen. „Es iſt hier ſo ein Straßenknoten, wo ich gern hin und wieder einen halben Tag verweile, mich auf die Bank ſetze und dem Getreibe nach den vier Himmelsſtrichen nachſinne,“ ſchreibt er dort. „Der Abend war reizend klar, der Blick von der Höhe über den Saalgrund lieblich. Ich hatte milde durchſichtige Gedanken, wie die Luft, in der ſie entſtanden“.

Der einſamen Wanderung durch Feld und Wald folgte eine wohlthuende menſchliche-Begegnung, denn als Immermann nach ſechszehnſtündiger Fahrt am 1. October Morgens nach Merſeburg gelangte, wo ſein jüngſter Bruder als Aſſeſſor angeſtellt war, fand er dort im Gaſthof die angenehmſte Ueberraſchung vor. Der Wirth wollte ihn anfangs in den zweiten Stock bringen und auf ſeine Frage, ob denn kein Zimmer im erſten frei ſei, erhielt er die Antwort, dort ſei Alles für den Herrn Landgerichtsrath Immermann beſtellt, deſſen Familie ihn ſeit zwei Tagen erwarte. Voller Freude wurden nun die verſchiedenen Familienglieder aus den Betten gerufen, die Begrüßung nahm kein Ende und fröhlich blieb man zwei Tage beiſammen.

Von Merſeburg reiſte Immermann nach Jena und Weimar. O. L. B. Wolff und ſeine Frau, der Philologe Göttling, Schopenhauers empfingen ihn artig und zuvorkommend in Jena, man verſtand ſich vortrefflich und beſprach den Plan

zu einem Privatjournal, das man in der Art des Goetheſchen Chaos gründen wollte. Nach zweitägigem Aufenthalte hier, „ging es in die Nekropolis, am Grabe des Propheten das Gebet zu verrichten und ſeine leuchtenden Spuren zu küſſen," da es dem Dichter nicht ſo wohl geworden war, ihm im Leben zu begegnen. Die drei Tage, die Immermann in Weimar zubrachte, waren in gewiſſer Weiſe die bedeutendſten der Reiſe. Unerwartet freundliches Entgegenkommen, reicher, geiſtiger Ertrag, künſtleriſcher Genuß, namentlich durch die genaue Betrachtung der Carſtensſchen Zeichnungen, und wunderſame Erinnerungen an die weit zurückliegende eigene Jugend vereinten ſich in der nur zu kurzen Zeit ſeines Verweilens.

In ergreifender Weiſe trat ihm die Geſtalt Goethes an der Stätte ſeines Wirkens entgegen und die Schönheit ſeines eignen Weſens ſpricht ſich in der Empfindung aus, mit der er des großen Dichters Haus, die Spuren ſeines Lebens in allen Einzelheiten betrachtet und ſtill und andächtig die Stätte beſucht, wo ſeine Gebeine ruhen: „Ich verließ dieſes geweihte Haus in der frommen Stimmung, die mir von der Natur beſchieden iſt. Mich weht nun einmal der Athem Gottes nur in der Natur und in der Menſchheit an. Es ſteckt allerdings etwas Pantheiſtiſches dahinter, ich kann aber nicht dafür.

„Wir ſind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unſer Selbſt nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens iſt eben aus uns herauszugelangen und in Andern eine verklärte Perſönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dies recht durch, ſo verliert der Tod den größten Theil ſeiner Schaurigkeit, ſelbſt wenn man die Hoffnung perſönlicher Fortdauer auf ſich beruhen läßt. Ich glaube an Letztere, und halte es für wahrſcheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöſchen in der großen Nacht zu bewahren wiſſen wird. — Nur verliert ſich alle ängſtliche und ausmalende Be-

trachtung dieſes Punktes an den Särgen ſo hoher Menſchen, wo man mit einem Blicke ihre verſtäubende Aſche und ihr ewiges weſenhaftes Fortleben auf der Oberfläche umfaßt.“ —

So lehnt er fromm dort ſeinen Wanderſtab,
Ein Heros ſelbſt, an der Heroen Grab;
Geſenkt das Haupt, ein ernſter Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Muth Unſterblichkeitsgedanken,
Als Todtenkranz um ihren Staub ſich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würdiger wäre. — Tief ergreift nur Eins;
Daß Er, der Hehre ſelbſt, der es gebracht,
So bald ſchon einging in die „große Nacht“;
Daß er es brachte nur um uns zu lehren,
Wie wir ihn ſelbſt im Tode würdig ehren!

---

In dieſen Verſen ſagt ein Dichtermund, was empfängliche Leſer bei Immermanns Worten empfinden werden. Es iſt Freiligrath, der in dem Gedichte, aus welchem ſie entnommen ſind, dem geſchiedenen väterlichen Freunde nach deſſen frühem Tode ein ſchönes Denkmal herzlicher Verehrung widmete. —

Geiſtig erfriſcht und im Innern neu belebt, kehrte Immermann am 12. October nach Düſſeldorf zurück. Erſt als die Wellen der Reiſe ſich gelegt hatten, das Leben wieder ſeinen gleichförmigen Gang begonnen hatte, als der Winter mit ſeinen kurzen dunkeln Tagen ſein Reich aufrichtete, ſchmerzte es den Dichter recht in der Tiefe, „daß ſeine hübſche Bühne dahin ſei“. „Man kann wohl wehmüthig werden, wenn etwas untergeht,“ ſchreibt er an Devrient, „woran man ſo treue Pflege Jahre lang geſetzt, um das man eine ganze Handvoll grauer Haare mehr gekriegt hat“. Doch gab er ſich vergeblichem

Kummer nicht hin, sondern griff die Gegenwart muthig wieder an. Ein Besuch in Elberfeld brachte ihn noch im October in Berührung mit Freiligrath, dessen Talent er mit dem größten Interesse seit seinem ersten Auftreten gefolgt war und auf dessen Zukunft er schöne Hoffnungen setzte. Immermann hatte auf seiner Reise viel warme Freunde des jugendlichen Dichters gefunden und seinerseits auch beigetragen, denselben bekannter zu machen. Namentlich hatte er am Weimarischen Hofe mehrere Gedichte desselben vorgelesen und großen Antheil dafür gewonnen. In einem Briefe an Wolff schrieb er darauf im November: „Wenn ich noch keine Gedichte lesen konnte, so habe ich inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wuppertaler Handlungshauses in den geisttödtendsten Verhältnissen. Es thut Einem in der Seele um ein so wahres, reiches Talent wehe und doch läßt sich nur das Prognosticon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde." —

Die Stiftung der sogenannten zwecklosen Gesellschaft, welche in diesem und dem nächsten Winter einen Kreis geist- und phantasievoller Menschen in regelmäßigen Zusammenkünften vereinte, gehört ebenfalls in diese Zeit. Immermann hatte wenige Tage nach seiner Rückkehr an einem öffentlichen Diner Theil genommen, bei welchem eine lange Reihe von Toasten ausgebracht wurden, die alle von den großen Zwecken des Jahrhunderts handelten. „Mir wurde das Ding am Ende zu viel", erzählt er, „ich sagte zu meinem Nachbarn, man weiß ja gar nicht mehr, wo man vor lauter Zweck und Absicht hin soll, laßt uns die Zwecklosigkeit zu Ehren bringen". Der Zweck der zwecklosen Gesellschaft war: ein Zusammenwirken verschiedener productiver Kräfte herbeizuführen und unter einer scherzhaften Hülle spielte der ernste Gedanke, eine neue Socie-

tätscombination zu ſchaffen, in welcher ein freier vernünftiger Menſch alle vier Wochen einmal einen heiteren Abend haben könne. Manches hatte ſich in den bisherigen Geſellſchaftsverhältniſſen abgelebt, war auseinander gefallen, oder hatte ſich in Cliquen einſeitig iſolirt, zwiſchen denen Anderes vereinzelt und zerſtreut umherſchwamm. Aber es war immer noch genug geiſtiges Leben vorhanden, um daraus eine gute Gemeinſchaft zu bilden, wenn es nur gelang, das Verlorene wieder zu ſammeln.

Immermann entwarf das Statut einer Geſellſchaft, die ſich unter dem Vorſitz des myſtiſchen Oberhaupts Saraſtro in verſchiedene Kreiſe theilte. — Für den zweiten November waren geheimnißvolle Einladungen ergangen, auf Karten mit Hieroglyphen verziert, die von Hildebrandt und Schrödter allerliebſt gezeichnet waren. „Am Receptionstage," erzählt Immermann, „ſaß ich, als myſtiſches Oberhaupt Saraſtro im Prieſtermantel, mit einem langen Flachsbarte und einer greiſen Allongenperrücke auf einem hohen Thron, zu beiden Seiten die ehrwürdigen unbekannten Obern des Ordens, und ſo nahmen wir nach einem von uns erſonnenen Ritual die Neophiten auf. Ich hielt eine Rede, die keinen Auszug verträgt; vielleicht ſchreibe ich ſie einmal aus dem Gedächtniß auf. Dazu donnerte und blitzte der Himmel unaufhörlich, als wollte er ſeinen Tadel zu erkennen geben, daß ich, ein einundvierzigjähriger Mann, noch ſolche Hanswurſtſtreiche triebe. Das Lächerlichſte faſt war der ſteife deutſche Ernſt, womit viele der Einzuführenden unſeren Hokus Pokus anhörten, indeſſen war das allgemeine Vergnügen doch vorherrſchend, wie ich von allen Seiten hinterher höre." Ein ſtarkes Heft von zum Theil ſehr humoriſtiſchen Akten wuchs während des Beſtehens der Geſellſchaft an, in welcher die Kunſt der Maler und Architecten, die Muſik, die Mimik und die Poeſie mit ihren Kräften wetteiferten. In Ernſt und Scherz hielten ſich dieſe Zuſammenkünfte auf einer geiſtigen Höhe, deren ſich

unſere Geſelligkeit ſelten rühmen kann, leider aber ließen ſpäter eintretende Wechſel der Verhältniſſe, vielleicht auch Laune und Verſtimmung Einzelner, ſchon nach der kurzen Dauer von zwei Jahren die Sache zu Grunde gehen. —

Zwiſchen dieſe heiteren Spiele hallte ein ernſter Ton, der das ganze Rheinland in dieſem Herbſt in Aufregung verſetzte. Im November erfolgte die Entſetzung des Erzbiſchofs von Cöln und ſeine Entführung nach Münſter. „Was hieraus entſtehen wird," ſchreibt Immermann am Tage nach dieſem Ereigniß, „weiß Gott; es iſt ſehr zu befürchten, daß manches Verdrießliche ſich daran knüpfen wird. Das haben nun die zu verantworten, die die ſinnloſe Wahl eines Fanatikers durchſetzten, weil er ſechszehn Ahnen hatte, nachdem man zehn Jahre lang das Syſtem eines Rationaliſten begünſtigt hatte." In Düſſeldorf erregte die Sache beſonders bei dem hohen Adel gewaltiges Aufſehen, er hielt ſich ſeit der Zeit ganz für ſich, und that, als ob er in Sack und Aſche traure. Immermann erzählt in einem Familienbriefe von allerhand Seltſamkeiten, die dabei vorkommen, und die er mehr für Demonſtrationen als für den Ausdruck wahrer Empfindungen hält und fügt hinzu:

„Mir kommt die Geſchichte, die Vielen als ein ſolches Unheil erſcheint, eigentlich wie etwas vor, was in letzter Inſtanz vielleicht ſehr wohlthätige Folgen haben wird. Schon daß die Gedanken der Menſchen einmal auf einen geiſtigen Punkt hingerichtet worden ſind, iſt ein Vortheil, noch beſſer aber iſt es, daß die Gegenſätze aus ihrer halben Verhüllung hervorgetreten ſind, und Jeder ſich wieder auf ſeinen Standpunkt hat beſinnen lernen. Mancher wird beſſerer Proteſtant geworden ſein, ſeit er ſieht, welch' ein Weſen doch noch in der heutigen, katholiſchen Kirche umherſchleicht."

Am 3. November meldete ein Brief Devrients, daß die Rollen zur Ghismonda endlich in Berlin vertheilt werden ſollten. Die Beſetzung war nicht in allen Beziehungen be-

friedigend, denn die Wolff lehnte ab, die Oberhofmeiſterin zu ſpielen, und die Rollen der Hofdamen, welche er gern in den Händen der beiden Stichs geſehen hätte, kamen an untergeordnete Perſönlichkeiten. Dagegen waren Ghismonda durch Charlotte von Hagn, Guiscardo durch Devrient in erwünſchter Weiſe vertreten. Lag die Aufführung nach dieſer Seite auch noch in ziemlich weiter Ferne, ſo zeigte ſich dafür willkommener Antheil an der Dichtung in Weimar, von wo die Aufforderung an den Dichter erging, ſein Drama zur Darſtellung einzuſchicken.

Im Ganzen waren die letzten Monate des Jahres ziemlich ſtill verlaufen; doch „manche kleine angenehme Zufälligkeiten," ſchreibt Immermann am 9. Januar der Mutter, „ſtellten ſich für mich an dem Schluß zuſammen, den ich in munterer Geſellſchaft diesmal ſehr heiter verlebte. Sonſt bringe ich jetzt meiſtens meine Tage auf mein Zimmer beſchränkt zu, leſe, ſtudire und arbeite viel. Es giebt keinen größeren Gegenſatz als dieſe Stille und Einförmigkeit gegen die Vielgeſchäftigkeit und das Lärmen der letzten drei Winter, wo ich oft an manchem Tage mit fünfzig verſchiedenen Menſchen zu thun hatte. Im Anfang und beſonders in den kürzeſten Tagen litt ich davon viel, der ganze Zuſtand kam mir gar zu verarmt vor, nun, wo wir dem Lichte wieder entgegen gehen, macht ſich's ſchon beſſer." — In demſelben Briefe bat er, ihm das Hausbuch des Vaters zu ſenden, weil er die Abſicht habe, Manches aus ſeinem Leben aufzuſchreiben, was übrigens nicht zur Veröffentlichung beſtimmt ſei, wenigſtens vor der Hand nicht. Dieſer Plan trat aber für den Augenblick wieder zurück, da die Conception des Münchhauſen ſich jetzt mächtig zu regen begann. Schon im December hatte er ſich mit demſelben beſchäftigt, wie wir aus einem Briefe an Wolff ſehen, in dem es heißt: „Ich ſchreibe an einer höchſt abenteuerlichen Compoſition, Namens Münchhauſen. Noch weiß ich ſelbſt nicht,

was daraus werden ſoll, und deshalb kann ich's Ihnen noch weniger vertrauen. Es geht über Vieles in Literatur und Leben darin haarſcharf her, und daher wird es wohl allerhand Spektakel abſetzen, wenn das Ding erſcheint. Das iſt nun freilich ſchlimm, indeſſen nicht zu vermeiden, denn wenn ein Rad im Laufen iſt, ſo kann es Niemand hemmen."

Ein heftiges Unwohlſein, Rheumatismen in der Bruſt, unterbrach im Januar alles Schaffen, und verſetzte Immermann in eine vollkommene Einſamkeit. „Jetzt bin ich in meinem Garten ganz eingeſchneit," ſchreibt er am 13. Januar der Schweſter. „Ich ſehe auf die geräumige weiße Fläche mit den kahlen ſkelettartigen Bäumen, und das einzige Lebende darin ſind die großen ſchwarzen Droſſeln, die bis unter mein Fenſter kommen und ſich Krümchen ſuchen; meine gewöhnlichen Wintergäſte. Ich war ſeit einer Woche wegen rheumatiſcher Schmerzen an's Zimmer gefeſſelt, zufällig kam keiner meiner Bekannten zu mir, ſo hatte ich denn ganz das Gefühl, als ſei ich in einem Schiffe am Nordpol eingefroren. Indeſſen kann eine ſolche völlige Abgeſchiedenheit auch zuweilen ihr Behagliches haben, wie ſie es diesmal wirklich für mich hatte." — Zum Glück erholte er ſich ſchnell genug, um den Erinnerungstag des vor fünfundzwanzig Jahren erfolgten Aufrufs des Königs zum freiwilligen Dienſt in Cöln mitfeiern zu können; denn lange hatte ihm kein äußeres Ereigniß eine ſo reine und erhebende Freude gewährt, als die Betheiligung an dieſem Feſte. Der erſte Antrieb zu demſelben war von Cöln ausgegangen. Der Tag des Aufrufs ſollte als derjenige der Feier feſtgehalten werden, und Cöln, die alte, ehrwürdige Stadt voll deutſchen Sinnes und deutſcher Erinnerungen, der Mittelpunkt der Rheinprovinz, mußte der Ort des Feſtes ſein. Nachdem die Einladungen ergangen, wurde aus den Liedern der Kriegsjahre ein Liederbuch für das Feſt zuſammengeſtellt und manches neue Lied, das von dem freudigen Ereigniſſe auferweckt werden

war, vermehrte die Sammlung. „Auch mich," ſagt Immermann, „überkam ein lyriſches Gefühl, wie ich es lange nicht gehabt hatte, und ſehr bewegt davon ſchrieb ich ein Gedicht nieder."

Am Vorabende des Feſtes, den 2. Februar, reiſte er nach Cöln. „Von hier fuhren wir, zwanzig Mann hoch, ab," heißt es in einem Briefe. „Abends war großes Rendezvous im Kaiſerlichen Hofe. Ein wahres Wallenſteiniſches Lager von den verſchiedenſten Truppentheilen und Landsleuten. Es wurde geſchwatzt, gelärmt, geraucht, geſungen. Der Oberpräſident war mitten darunter, und gab gleich einen ſehr tüchtigen und ſelbſtſtändigen Ton dadurch an, daß er im Namen aller Theilnehmer in herzlichen Worten Arndt von Bonn einlud, welch-s man von Comité wegen aus manchen ſcheuen Rückſichten unterlaſſen hatte. Dreihundert Feſtgenoſſen waren eingezeichnet. Am anderen Morgen kam Arndt in ſeinem kurzen Mäntelchen, das ſchwarztuchene Barrett auf dem Kopfe, angeſtiefelt. Er ſchien über die Einladung ſehr erfreut zu ſein. Um Eins ging's nach dem Caſino, wo nun in einem großen Gemache die verſchiedenſten Geſichter, der ſchwarze Frack, die Uniform, Ordensſterne und Ehrenkreuze durcheinander wogten. Sogar von Frankfurt waren mehrere Theilnehmer gekommen, darunter ein ehemaliger Feldwebel von Lützows Corps, der bei Körners Beſtattung zugegen geweſen war.

„Nach der Eröffnungsrede, die von einem Comité-Mitgliede gehalten war, erſcholl mit Stentorſtimme: „Angetreten," und es formirten ſich vier Compagnien, die unter Hauptleuten bei dem Klange des Deſſauer Marſches in den Feſtſaal marſchirten. Dieſer kirchenhohe Saal mit ſeiner Architectur, von acht großen Kronleuchtern erhellt, gewährte einen impoſanten Anblick. Eine mächtige Trophäe, aus Waffen zuſammengeſetzt, die lorbeerbekränzte Büſte des Königs, Schilder mit den Namen der Hauptſchlachten und der Heerführer, preußiſche und rheiniſche Provin-

zialfahnen, hoch oben das eiserne Kreuz und die Kriegsdenkmünze bildeten seinen reichen Schmuck. Nachdem Alles versammelt war, gab das Flügelhorn das Stille gebietende Signal, und Einer der Herolde rief aus, daß der Kamerad Immermann das Wort habe. Es war Parolebefehl, daß alle Titulaturen während des Festes aufhören, und nur die Bezeichnung und Anrede: „Kamerad" gelten sollte. Ich sprach nun, auf einer Erhöhung unter der Trophäe stehend, mein Gedicht: „Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rheine," und darauf hob das Festmahl an. Gesänge und Toaste wechselten während des Essens, kein einziges ungeschicktes Wort wurde laut, der große Gedanke der Feier hielt alle Reden auf der Höhe. Zwischen den Toasten wurde rechts und links schmollirt, die Hände gedrückt, angestoßen. Jede Beziehung auf das Zusammenhalten gegen den äußeren Feind, auf die Einigkeit des Vaterlandes wurde mit Begeisterung aufgenommen.

„Es war das fröhlichste und herrlichste Getümmel zwischen den langen Tafeln auf und nieder. Manch' lustiges Nachspiel folgte dem eigentlichen Festmahle. So marschirten wir im Geschwindmarsch unter Anführung des General von Pfuel rund um die Tafel, dann ließ Pfuel den 75jährigen Konsistorialrath Graßhoff, der als Fünfzigjähriger mitgegangen war, auf einen Stuhl stellen, und brachte dem ältesten Freiwilligen der Armee ein Vivat. In solcher Weise begingen wir in der alten Colonia, auf dem äußersten Vorposten gegen Westen das vaterländische Fest, und es war in jeder Beziehung eine schöne und erhabene Feier, recht eine grüne Oase in der jetzigen, prosaischen Tageswüste, und um so zauberischer, als die Schatten der Trauerweiden zugleich über den Rasen streiften. Ich habe manches Fest erlebt: aber ein solches noch nicht, und wen ich nachmals von den Theilnehmern sprach, der sagte mit ähnlichen oder anderen Worten dasselbe."

Was dieses Zusammensein so über das Gewöhnliche erhob,

und einen ſo tiefen Nachhall in den Gemüthern der Theilnehmer hervorrief, das ſucht Immermann in ſeiner Beſchreibung deſſelben in folgender Weiſe auszudrücken: „Iſt Alles, was die Menſchen auf löbliche Weiſe einander näher bringt, ſchon hochwerth, ſo tritt ein Göttliches in die Sichtbarkeit, wenn wir uns auf einem Gipfel des Fühlens und Erkennens zuſammenfinden. Dann iſt wirklich Gott unter uns und wir ſind in ihm.

„In Cöln waren dreihundert Männer in einer hohen Empfindung vereinigt. Unter allen irdiſchen Erſcheinungen aber halte ich die Brüderſchaft, welche freie und treue Männer vor dem Angeſichte eines großen Gedankens ſtiften, für die heiligſte. Es giebt Bündniſſe, welche das Herz zu heftigeren Schlägen anregen; aber keines, welches reinere hervorriefe."

In ſolcher Stimmung und Erhebung beſchrieb Immermann unmittelbar nach ſeiner Heimkehr „das Feſt der Freiwilligen zu Cöln am Rheine".

Zu ſeinem Verdruſſe aber zog ſich der Druck des Buches ſo in die Länge, daß bei ſeinem Erſcheinen ſchon in vielen Theilnehmern die Stimmung, die das Feſt durchzogen, von dem Treiben des Alltags zurückgeſchoben war. Doch möchten wir dieſe Schrift, namentlich den kurzen hiſtoriſchen Abriß, der die eigentliche Feſtbeſchreibung einleitet, nicht in der Reihe von Immermann's Werken entbehren. Geſinnung und Charakter des Dichters paaren ſich mit ſeiner Gabe der Darſtellung zu einem würdigen Zeugniſſe von der Wirkung der vaterländiſchen Geſchicke auf ſein ganzes Volk, und mit hohem Patriotismus nennt er das Vaterland die heiligſte Habe des Mannes. Die hiſtoriſche Stimmung, welche das Feſt in ihm erregt hatte, ließ ihn in klaren Umriſſen die Geſtalt jener Jahre erkennen; die finſtern Tage ſtanden vor ihm, in denen unter Noth, Elend und Trübſal nur die preußiſche Ehre ſich aufrecht erhielt, und ebenſo der Sonnenſchein, der ihnen folgte, als am

17. März 1813 der König zu seinem Volke gesprochen hatte, nun vor dem Bilde Borussias die Umhüllung zusammenfiel, und dieses hergestellt, frischen Glanzes wieder das Staunen und die Freude der Welt erregte. Diese Empfindung fand denn auch ihren Ausdruck in dem Festgedichte Immermann's, das wir hier folgen lassen.

## „Die silberne Hochzeit zu Cöln am Rhein."

Wißt Ihr, Camraden, was wir feiern?
Die Silberhochzeit feiern wir! —
Ich will Euch unsre Braut entschleiern
Und auch den Bräut'gam zeig' ich hier.
Das Vaterland ist die Verlobte;
Der Mannesmuth, der sich erprobte
In letzter Noth, im tiefsten Gram,
Der ist der wackre Bräutigam!

Er ist vor fünfundzwanzig Jahren,
An böser Tage schwülem Schluß,
Zu seiner bangen Braut gefahren,
Gepanzert ganz vom Kopf zum Fuß.
Ihr schönes Antlitz war benetzet
Von Thränen und ihr Leib zerfetzet,
Und durch der Feinde wüsten Hohn
Zertreten ihrer Ehre Kron'.

Er aber sprach: Mit dir verbunden
Will ich für alle Zeiten sein!
Du bringst mir zu die schwersten Stunden,
Doch so soll just der Tapfre frei'n.
Ich will dich schirmen und beschützen,
Mit meines Degens hellen Blitzen,
Wie auch von Wunden starrt dein Leib,
Bist doch mein heißgeliebtes Weib!

Als nun geſchah der Ringe Tauſchen,
Brach an des Hochzeitsfeſtes Licht,
Von dem die Saiten werden rauſchen,
Bis daß die deutſche Lei'r zerbricht.
Zum Saale ward von Sachſens Aue,
Das Land bis zu des Rheines Gaue,
Doch faßte kaum der weite Saal
Der Gäſte ungeheure Zahl.

Die Trommeln ſpielten, die Trompeten,
Zum wilden ſtürm'ſchen Reigen auf,
Kaum war von Einem abgetreten,
Nahm ſchon ein andrer Tanz den Lauf;
Und Reſ' an Reſ' den Eſtrich ſchmückte,
Soweit das Aug' im Saale blickte,
Die Tänzer goſſen hin ihr Blut,
Das war die ſchöne Rosenglut!

Gott hatt' entflammt der Liebe Zunder,
Gott ſchuf des hehren Feuers Pracht;
Gott ſegnete den Bund; ein Wunder
Wirkt' er aus ſeiner heil'gen Macht.
Bei Leipzig legt' er in die Arme,
Die Braut dem Bräut'gam, frei vom Harme,
Schön, reizend, lorbeerüberlaubt,
Die alte Kron' auf ihrem Haupt!

Und nun, nach manchem Friedensjahre,
Das Frucht an Frucht des Bund's gereiht,
Steht wiederum vor dem Altare
Das Paar, zur Einſegnung bereit.
Und wieder ſchafft ein Wunder, prächtig,
Der alte Gott, der einſt ſo mächtig,
Dreizehn in Ehren reich gegrüßt,
Und achtunddreißig nicht vergißt.

Wenn ſonſt ſich ſilbern wo begiebet
Die Hochzeit, ging die Jugend aus,
Und wenn das Paar ſich auch noch liebet,
Iſt doch die Stirn von Falten kraus.
Doch unſre Braut hat nicht gealtet,
Der Bräut'gam iſt wie ſonſt geſtaltet,
Boruſſia blieb friſch und ſchön,
Und unſer Muth blieb auch beſtehn.

Bei unſrer Reben gold'ner Zähre
Sprech ich den alten Hochzeitsſpruch:
Du aber, Rhein, trag' ihn zum Meere,
Durch Berg' und Thäler trag den Spruch:
Vorwärts, Boruſſia, im Werke!
Vorwärts in Eintracht und in Stärke!
Vorwärts wir All', aus jedem Stand,
Mit Gott, für König und Vaterland!

Mitten in den guten Tagen, die Immermann im Nachhall des ſchönen Feſtes genoß, mußte er leider allerhand mißliebige Urtheile über die Ghismonda vernehmen, die nicht ohne bittern Einfluß auf ſeine Stimmung blieben. Das Stück war nach langem Zögern am 13. Januar in Berlin gegeben und hatte gleich die erſte Aufnahme deſſelben, nach Devrients Ausſpruch, nicht ganz die Hoffnungen erfüllt, die dieſer darauf geſetzt hatte, ſo war die darauf folgende zweite Vorſtellung doch gut beſucht und wohl aufgenommen worden und die dritte hatte bei ſehr vollem Hauſe lebhaften Beifall erlangt. Es wäre alſo zu hoffen geweſen, das Stück auf dem Repertoir zu erhalten, wenn nicht ein Urlaub der Fräulein von Hagn fernere Wiederholungen deſſelben für's Erſte unmöglich gemacht hätte. So lautete der Bericht über den Verlauf der Sache den Immermann von verſchiedenen Seiten erhielt, und der von manchem

guten Wort der Anerkennung von Leuten begleitet war, deren Urtheil von Bedeutung für ihn ſein mußte. Um ſo unerwarteter waren die Angriffe der öffentlichen Blätter, die in der gehäſſigſten Weiſe über das Stück herfielen. Es wurde geradezu behauptet, es ſei durchgefallen, und dieſe Nachricht ging von allerhand heuchleriſchen Condolenzen begleitet von einem Journale in's andere. In gerechter Verſtimmung über dies unwürdige Verfahren ſchrieb Immermann am 6. März an Devrient: „Welche Niederträchtigkeit haben jene Menſchen diesmal an mir geübt! Wie haben ſie ordentlich darauf ſtudirt, jedem zunehmenden Verſtändniſſe und Befreunden giftig in den Weg zu treten. Und das Abſcheulichſte war bei allem dem, daß ein Theil dieſer Leute noch gar eine Art Larve von Pietät vor das Geſicht nahm und ſo that, als ſchmerze es ſie um meinen Ruf und ihre ſchönen Erwartungen, daß ich ein ſo gar ſchlechtes und gehaltloſes Stück geſchrieben habe. — Sie ſehen, mein Freund, aus dieſer ſtürmiſchen Expectoration, daß ich noch immer meines Unmuthes nicht habe Meiſter werden können. Wirklich hat mich lange nichts ſo verdroſſen, als dieſe Depravation des öffentlichen Urtheils, welche ich bei der Gelegenheit kennen gelernt habe.

„Man iſt auf dem Theatergebiete jetzt in der Beziehung zu ſehr in den Händen der Schlechten. Ich gehöre nicht zu den Autoren, welche bei ihrer Arbeit beſtändig mit dem Auditorio Blick und Miene wechſeln, in gewiſſem Sinne kann ich von mir ſagen, daß mir nur die Muſe befiehlt und die kokette Berechnung des Erfolges iſt mir gewiß ganz fremd; allein mich umſteht doch, bei der Arbeit, wie eine zarte Schattengeſtalt, das Bild einer ſchönen Menſchheit, welches mich kräftiget und ausdauern macht, und dieſes zarte geiſtige Bild iſt mir durch die anfängliche Unempfänglichkeit des Publikums und die Poliſſonnerie der Journale vielleicht auf lange hin zerſchlagen worden. —

„Sie ſehen, das iſt Verſtimmung und ob ſie einer andern Stimmung dermaleinſt wieder Raum geben werde, muß dahin geſtellt bleiben. Für jetzt habe ich die Pläne, an denen ich nach den Opfern des Schweigens zu arbeiten mir in Fröhlichkeit vorgeſetzt hatte, weit hinweggeſtellt und mich zu andern Dingen gewendet."

Einige Wochen lang vermochte Immermann nicht Herr der üblen Empfindungen zu werden, die er in dieſen Worten ausſpricht, dann tröſtete ihn die Feſtſtellung des eigentlichen Standes der Sache und er wandte ſich in klarer Stimmung andern Dingen wieder zu. „Mir iſt dieſer Winter, der eine ganz eigne Phyſiognomie hatte, leidlich genug vergangen," ſchreibt er nicht lange nachher an Hermann. „Ich bin in großem Arbeitsgetriebe und habe oft ein Genügen bei meinem ſtillen Leſen und Schreiben, wie in der erſten Jugend verſpürt."

Das ſtillere Leben und die aus ihm quellende geiſtige Friſche ließ denn auch die Correſpondenz mit der Familie wieder eifriger und eingehender werden, als ſie während der Theaterzeit geführt werden konnte, und es ſind aus dieſer Zeit manche inhaltsvollen Briefe vorhanden. In einem an Ferdinand am 9. März gerichteten Schreiben finden wir die Antwort auf ängſtliche Aeußerungen, welche dieſer an die Nachricht von dem Tode eines gemeinſamen Freundes knüpfte und entnehmen aus demſelben ein Bekenntniß, mit welchem er den ſorgenden Bruder ein für Allemal über ſein Chriſtenthum zu beruhigen wünſchte. „Meine Natur iſt nun einmal nach ihrem unverrückbaren Fundamente auf die Erkenntniß Gottes, auf das Verhältniß zu Gott in allem Ewigen, Schönen, Lichten, Freudigen, in dem großen Pulsſchlage der Natur, der Kunſt und der Geſchichte hingerichtet. In der Verkümmerung, in Heulen und Zähnklappen würde ich Gott und mich verlieren. Die Schranken, die Hülfsloſigkeit der menſchlichen Natur fühle

ich ſo gut wie Einer, und deshalb iſt mir das Faktum der Erlöſung durch den in die Menſchlichkeit hinabgeſtiegenen Gott mit meinem innerſten Bewußtſein verwachſen, aber es fehlt viel, daß ich die — nur durch die Ueppigkeit und den Werkwucher der katholiſchen Kirche hervorgerufene — Ueberzeugung der Reformatoren von der ſchwarzen Sündhaftigkeit der menſchlichen Natur und von der gleichſam magiſchen Kraft des Glaubens theilen ſollte, vielmehr neige ich mich in dieſer Beziehung mehr zu einem geläuterten Kirchenglauben, in welchem das Dogma vom freien Willen und von einem Glauben, der ſich durch die Werke manifeſtirt, eine bedeutende Stelle hat. Es will mir denn auch ferner hin und wieder vorkommen, daß die ganze Geſtalt eines Menſchen durch ſein Sinnen und Dichten, durch ſein Reden und Wirken, durch ſein Verhalten gegen Andre chriſtlich ſein könne, ohne daß er gerade immer die Aeußerungen ſeines Weſens auf ein religiöſes Symbolum zu beziehen, ja ohne daß er eigentlich kirchlich zu ſein brauche.

„Denn wenn in dem letzteren allerdings ein Mangel des vollen religiöſen Lebens gefunden werden mag, ſo haben wir denſelben doch nicht zu vertreten. Wir haben es doch nicht zu vertreten, daß es immer klarer wird, daß der Proteſtantismus nur der kritiſche Moment der Kirchengeſchichte war, und keine eigentliche Kirche aufzubauen vermocht hat. Im Gegentheil, die rechte wahre Natur empfindet die Pflicht, ſich hier keine Illuſion vorzumachen, keine künſtliche Kirchlichkeit in ſich erzeugen zu wollen, ſondern es lediglich vom innern Bedürfniß abhängig zu machen, ob zur Gemeine hinzugetreten werden ſoll, oder nicht. Unglücklicherweiſe hängt bei uns ſo viel von der Predigt ab, und wie ſelten die Predigten eigentlich erbaulich ſind, das weißt du ſowohl wie ich. In Summa: das Gefühl von der hohen Bedeutung der Gemeinſchaft der Gläubigen iſt bei dem gegenwärtigen Zuſtande der proteſtantiſchen Kirche kein beſtändiges, es kann nur in einzelnen Momenten

ſein Aurecht über alle die Zerſplitterungen hinaus geltend machen, dann folge man ihm; wenn man nämlich ſo geartet iſt, wie ich. So werde ich dieſe Oſtern zum Abendmahl gehen, weil ich ein Bedürfniß darnach habe, wie ich die Jahre her nicht dazu gegangen bin, weil ich kein Bedürfniß darnach hatte."

Noch einmal erwähnt Immermann dieſer Feier in einem ſpäteren Briefe an Ferdinand, in welchem es unter Anderm heißt: „Ueber meine Stimmung und Verfaſſung haſt Du ganz Recht, wie Du ſie Dir allgemach eingetreten denkſt; das große Wort der Entſagung iſt mir allmälig durch Fell und Fleiſch gedrungen, welches mich indeſſen nicht triſt oder kopfhängeriſch, ſondern vielleicht noch lebensluſtiger und geſtaltenreicher macht als ehedem, und mir nur die Kümmerniſſe nimmt, die man hat, ſo lange man an Leben und andere Menſchen große Anſprüche formirt. — Das Abendmahl zu Oſtern hat mir wohlgethan. Dann las ich in den Oſtertagen zum erſten Male den Parcival in einem Strich durch und erfreute mich an dieſer ſeltſamen Ketzerei. Ich bin Chriſt, aber Weltchriſt und ſolche muß es auch geben, denn in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen."

Der Geburtstag des Dichters, der nun ſein 42. Jahr vollendet hatte, wurde heiter im Kreiſe der Freunde gefeiert und er ſpricht dankbar von den hübſchen Sachen, die ihm geſchenkt ſeien, einem Lorbeerbaum, der Gedichte in papiernen Hülſen trug, bunten Kränzen u. ſ. w. Das Beſte war aber, daß er allgemach Grün vor den Fenſtern ſah; es war endlich ein furchtbar kalter Winter und grimmiger Lenz überſtanden, unter deſſen Schauern ſich Immermann nach dem Erwachen der Natur geſehnt hatte, wie lange nicht.

Ein arbeitſamer Sommer lag vor ihm, er meinte, er werde kaum aufathmen können, ſo viele Aufgaben waren ihm zum Ziel geſetzt, aber hinter dieſen ſtanden lockend und tröſtend

ſchöne Herbſtpläne, Gedanken an Reiſen, Hoffnungen auf das Wiederſehen der Heimath, dies Mal ungeſtört von Cholera und anderen Hemmniſſen.

Ein abermaliger Anfall der im Januar empfindlich aufgetretenen Rheumatismen, ſtellte ſich im Mai wieder ein. Anfangs ſchien er dem Gebrauche von Dampfbädern zu weichen, kehrte aber heftiger zurück und da auch die Gelbſucht hinzutrat, vergingen dem Dichter ſechs lange Wochen unbehaglich genug. Es waren keine gefährlichen, aber äußerſt ſchmerzhafte und läſtige Leiden, die ihm manche ſchlafloſe Nacht brachten und ihn ſehr angriffen. Seine Arbeiten wurden jedoch nur kurze Zeit völlig von der Krankheit unterbrochen, und noch aus dem Krankenzimmer theilte er Hermann mit: „Am Münchhauſen ſchreibe ich emſig, denn das Buch ſoll ſchon zur Michaelismeſſe herauskommen und ich habe noch einen ganzen Band zu ſchreiben. Die Compoſition iſt die ſeltſamſte der Welt, ich kann Dir keinen rechten Begriff davon geben, weil ich ihn ſelbſt kaum davon habe, ſo ſehr ich das Gefühl des Ganzen in mir trage; wie fremd dies auch klingen mag. Iſt Dichten etwas anderes als Leben in höchſter Potenz und weiß man beim Leben, wo es hinaus will?“

Am 16. Juni wurde die Ghismonda in Weimar aufgeführt, und obgleich bei der Darſtellung ſeltſame Mißgriffe vorkamen, und man ſich ſowohl in der Beſetzung der Rollen, wie in der ſceniſchen Anordnung ſehr vergriffen hatte, war das Ganze doch keineswegs ohne tiefere Wirkung auf das Publikum geblieben. Eckermann, O. L. B. Wolff, Friedrich v. Müller bezeugten dieſelbe, Jeder in ſeiner Weiſe; aber ungünſtige Umſtände hinderten vor der Hand die Wiederholung der Darſtellung. Die Darſtellerin der Ghismonda, Fräulein Lortzing, trat unmittelbar nach der erſten Aufführung eine Badereiſe an und blieb ſo lange leidend, daß erſt nach Jahr und Tag das Stück wieder gegeben wurde. Immermann war es eine Befrie-

digung, daß sein Drama an einer Stätte lebendig geworden war, wo man noch immer ein feines Verständniß für wahre Poesie besaß, und hohe Achtung vor echten Kunstwerken das Eigenthum der Gesellschaft war. Auf den Bericht, den ihm v. Müller über die Darstellung und die Urtheile, die sie hervorgerufen, erstattet hatte, antwortete er: „Mit der Wirkung, wie Sie mir solche schildern, bin ich ganz zufrieden. Es ist unmöglich, daß ein Stück, worin ein Gedanke lebt, in den ersten drei Stunden der Bekanntschaft, alle Zuhörer für sich gewinnen sollte, ja ich gestehe, daß mir ein solcher Erfolg manchen Zweifel an der Arbeit aufregen würde, und daß es mir viel lieber ist, wenn das Stück, wie ich aus Ihrem Briefe abnehme, die Leute wie ein Faktum interessirt hat, über welches noch nicht ein Jeder mit sich fertig geworden ist. Und in der That ist die Aufgabe für die Darstellung nicht leicht, da es in dem Stücke auf Hervorbringung einer Seelenstimmung und seiner Conflikte ankommt."

„Aller etwaigen Verstöße unerachtet, die bei der Darstellung einer von dem Moderepertoir so verschiedenen Dichtung, wie meine Ghismonda ist, kaum zu vermeiden standen, bin ich der Intendanz und den Schauspielern großen Dank schuldig. Denn bei einem Drama kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Verse Laut und die Personen sichtbares Leben gewinnen, wie viele kleine Fehler auch mit unterlaufen mögen. Die stumme Poesie ist keine, die stumme dramatische Poesie ist nun vollends ein Unding. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß, wenn ich mir hin und wieder eine Freude, die ich an meinen Sachen haben könnte, einbilde, ich dann vorzüglich an Weimar denke, wo doch noch eine nachhaltige Rezeptivität für die Hervorbringungen des Geistes herrscht, über deren Mangel man anderer Orten in Verzweiflung gerathen könnte, wenn man es ernst mit der Sache meint." —

Die öffentlichen Nachrichten über die Aufführung in Wei-

war waren alle wohlwollend und anerkennend, am befriedigendſten für Immermann die Notiz, welche Wolff in der Zeitung für „die elegante Welt“ gab.

Das ſächſiſche Land bezeigte übrigens in dieſer Zeit dem Dichter ſeine Achtung noch in andrer Weiſe, indem die philoſophiſche Fakultät der Univerſität Jena ihm unter dem damaligen Decan: Geheime Hofrath Hand, die Doctorwürde honoris causa verlieh. Wolff war der Erſte, der Immermann davon benachrichtigte und er erhielt umgehend die folgende Antwort: „Heute mache ich eben den Strich unter einem vollendeten ſchwierigen Kapitel des Münchhauſen; da tritt der Bediente in's Zimmer und bringt mir Ihren Brief, verehrteſter Freund, aus dem ich erſehe, welche Ehre mir amplissimus ordo philosophorum angethan. Die Sache hat mir außerordentliches Vergnügen gemacht und ich habe einen ganz glücklichen Tag darüber verlebt. Danken Sie vorläufig Hofrath Göttling, der die Sache doch wohl gütigſt in Gang gebracht hat; Ihnen aber danke ich noch insbeſondere, daß Sie ſo freundlich geweſen ſind, mir's gleich zu ſchreiben. Sonderbar, daß ich geſtern mit Beſtimmtheit dachte, es werde mir heute etwas Angenehmes paſſiren. — Noch ſonderbarer, daß, während ich ein Buch voll Flirren und Flauſen ſchreibe, ich Doctor der Philoſophie werde. Sobald ich das Diplom habe, werde ich mich in aller Form, zwar nicht in zierlichem Latein, aber doch in wohlgeſchrotenem Deutſch der Fakultät gegenüber vernehmen laſſen.“ —

Die Beſchäftigung mit dem Münchhauſen bildete hauptſächlich den Inhalt des Sommers, in dem wenig äußere Ereigniſſe den gleichen Lauf der Tage unterbrachen. Fortgeſetzte Freude gewährte aber während deſſelben der perſönliche und ſchriftliche Verkehr mit Freiligrath, zu dem Immermann ſich mehr und mehr wie ein väterlicher Freund ſtellte. Mit warmer Theilnahme für ſeine Poeſien, verband er das Streben, den

jungen Mann über ſich ſelbſt und ſeine Aufgaben klar zu machen. Er wußte ihn zu ermuthigen, ohne ihm zu ſchmeicheln, und ermahnte ihn zugleich mit Ernſt, Alles was er bis jetzt geleiſtet, nur wie Bauſteine anzuſehen, aus denen er in Zukunft erſt den Tempel einer großen Kompoſition zuſammen zu fügen habe.

# XXVII.

## Reiſe nach Magdeburg. Verlobung.

### 1838—1839.

Der erſte Theil des Münchhauſen war erſchienen, die Handſchrift des zweiten legte Immermann zum Drucke fertig in den Koffer, da er am 7. September, einem Freitage, ſich abermals zu einer Reiſe anſchickte. Als er von Frau von Sybel Abſchied nahm, fiel ihm der alte Aberglaube ein: „Man ſoll nicht am Freitage eine Reiſe antreten," und die Freundin vermißte in ihm die Freudigkeit, mit welcher er ſonſt den Wanderſtab zu ergreifen pflegte. Auch war ihm ſeltſam zu Muthe, als ſolle ihm etwas Verhängnißvolles begegnen und gern wäre er zu Hauſe geblieben, wo die Arbeit ſchön im Fluſſe war. Nur das Verlangen, die Seinen wieder zu ſehen, überwog jenes unklare Bangen, und ließ die Luſt des Schaffens zurücktreten. Ein frohes Familienereigniß rief ihn zudem in die Heimath; die Geburt des erſten und einzigen Sohnes ſeines Bruders Ferdinand, bei welchem er eine Pathenſtelle übernehmen ſollte. Seinen Weg nahm Immermann über Caſſel und Weimar, da er am letzteren Orte, wie im vorigen Jahre, einige Tage verweilen wollte, und es war keine angenehme Ueberraſchung, als er ſchon in Gotha erfuhr, daß am weimariſchen Hofe eben die kaiſerlich ruſſiſche Familie, die dieſen Sommer Deutſchland durchreiſte, anweſend ſei. Wirklich fand er kaum Unterkommen in der von

Fremden überfüllten Stadt. Zwar befreite ihn der Kanzler von Müller bald aus seinem dürftigen und schmutzigen Quartier durch die liebenswürdigste Aufnahme im eigenen Hause, doch fehlte dem ganzen Zustande die Ruhe und Sammlung, welcher Immermann zu wahrem geistigen Behagen bedurfte. Die Menschen waren zerstreut und mit allen Sinnen an die russischen Majestäten hingegeben, und obgleich der Hof sich still hielt, weil der Kaiser mit seiner Schwester ganz en famille leben wollte, herrschte viel Gerenne und Durcheinander in der kleinen Stadt. Immermann lernte den russischen Dichter Joukowsky kennen, verkehrte außer seinem Wirth mit ihm, Riemer, Froriep, Schütz, und besonders viel mit Eckermann, der sich klösterlich in seiner Klause hielt und den Immermann von Stunde zu Stunde als einen kreuzbraven, liebevollen Menschen mehr schätzen und lieben lernte. Zugleich empfand er theilnehmendes Mitleiden für ihn, denn Eckermann gehörte nicht zu den selbstschöpferischen Naturen, sondern zu denen, die auf ein zu Betrachtendes angewiesen sind. Mit Goethe's Tode war ihm eigentlich die Basis seiner Existenz unter den Füßen weggezogen, und er schwebte so zu sagen in der Luft, was er selbst fühlte.

Eine Fahrt nach Tiefurt, in Müllers und Joukowsky's Begleitung, war als ein angenehmes Intermezzo zu betrachten. Das hübsche stille Thal erfreute den Dichter, das Lustschloß, worin die Herzogin Amalia mit den weimarischen Geistern verkehrte, muthete ihn an; Flur, Treppen und Zimmer boten das Bild der alten Zeit, in Gypsabgüssen, Portraits, Meubles und Stickereien, mannichfachen bunten Geschenken und Verehrungen. „Das berühmte Tiefurter Journal," erzählt der Dichter, „lag in einem eingebundenen Buche und in losen Blättern in einem braunen Kasten, und ich nahm diese Urkunden hohen geistigen Verkehres mit einer frommen Empfindung in meine Hand." Ganz nahe am Tiefurter Garten, nur

durch eine Baumwieſe und eine Planke geſchieden, ſteht Wielands kleines Bauernhäuschen. Er hatte den Schlüſſel zur Thür der Planke, und konnte ſo auf dem kürzeſten Wege in den Garten gelangen. „Mir gefiel es an dem ſtillen mit Erinnerungen belebten Orte ſo, daß mir der Gedanke kam, es müſſe recht angenehm ſein, hier ſich einmal auf ein paar Tage einzuniſten," ein Verlangen, auf welches die Großherzogin, die von des Dichters Wunſche gehört, die liebenswürdigſte Einladung folgen ließ.

Einen mehrtägigen Aufenthalt in Weimar beſchloß die Vorſtellung des Taſſo, die mit um Immermanns willen vorbereitet war. Die Darſtellung war in einigen Rollen gut, in den anderen ſehr mäßig, aber die Gewalt dieſer goldenen Poeſie war ſo groß, daß Immermann ſich ungeachtet der Mängel und Fehler die vorkamen, an ihr erbaute. Unmittelbar nach dem Theater reiſte er ab, und brachte in Jena noch einen halben Tag heiter mit Wolffs und Adele Schopenhauer zu. „Sie begleiteten mich dann Alle halbweg Dornburg," heißt es in Immermanns Tagebuch, „wo wir uns luſtig und guter Dinge trennten, ich im ſchönſten Sonnenlichte gen Naumburg fuhr, und in meiner allgemeinen epiſchen Stimmung nicht ahnte, welche beſondere Lyrik mir bevorſtehen ſollte."

In Merſeburg wollte Immermann ſeinen Bruder Hermann beſuchen, da dieſer aber bereits nach Magdeburg abgereiſt war, ſo ging er am 17. weiter nach Oſchersleben, wo er im Hauſe ſeines Schwagers freudig empfangen wurde; auch die Mutter wiederſah, und unter geliebten Menſchen einige gute, friedliche Tage verlebte, ehe die Familie gemeinſam nach Magdeburg aufbrach. Mit bewegter Seele trat Immermann dort in das Haus des Bruders, zu der noch ſchwachen Wöchnerin, und legte tief empfundene Verſe auf die Wiege des Neffen, den er mit ſeines Herzens wärmſten Schlägen grüßte, der ihm das junge Licht auf ſeines Alters dunklen Wegen ſein ſoll; deſſen

zweiter Vater er zu sein gelobte. „Hochsommer ward es schon bei mir," schrieb der Dichter in diesen Strophen; aber noch einmal sollte es Frühling werden in seiner Seele, und schon stand er ahnungslos an der Schwelle der neuen Zukunft, in der sich sein Leben vollenden durfte.

Gleich bei seinem Eintritt in die Familie führte ihm Ferdinand sein Mündel, Marianne Niemeyer, zu, die Tochter des kürzlich in Magdeburg verstorbenen Doctor Niemeyer. Sie war ihrem Vormund ein theures Vermächtniß des geliebten Vaters, war unter seinen Augen aufgewachsen, und der Familie seiner Frau von früher Kindheit an eng verbunden. In dieser war sie seit einigen Wochen von Halle aus zum Besuche anwesend, wo sie seit dem Tode des Vaters bei ihrer Großmutter, der Kanzlerin Niemeyer, lebte. Immermann hatte das eben neunzehnjährige Mädchen schon früher gesehen, und war ihr freundlich begegnet. „Marianne hatte mir schon einen Eindruck gemacht," sagt er in einem Briefe, „als sie, noch halbes Kind, horchend mir gegenüber saß mit gespannter Theilnahme, und ich glaubte in ihren dunkelen, fragenden Augen ein Schicksal zu lesen; aber seitdem hatte ich ihren Namen oft gleichgültig von den Meinen nennen hören."

Ihre äußere Erscheinung hob sie durchaus nicht hervor, und ihr Wesen war noch völlig unfertig. In unharmonischen Verhältnissen aufgewachsen, und früh ihrer Eltern beraubt, hatten ihr diese Schicksale einen gewissen Ernst gegeben, dem doch die Reife fehlte, und der, wie Immermann sagt, mit knabenhaftem Muthwillen wechseln konnte. Die consequente Leitung, unter der ein jugendlicher Geist sich entfalten soll, hatte ihrer Kindheit gefehlt, ihrer Erziehung die Einheit gemangelt; doch hatte sie das Glück gehabt, von einigen bedeutenden Persönlichkeiten früh beachtet und so weit angeregt zu werden, daß sie gelernt hatte, ihrem suchenden Geiste Nahrung zu schaffen, und die eigene Kraft, auf die sie meist angewiesen

war, zu ſtählen. Der geniale Vater, der in ſeiner älteſten Tochter zugleich die früh verlorene Gattin liebte, hatte als viel beſchäftigter Arzt wenig Muße für ſeine Familie, aber durch ein ſeltenes Vertrauen, welches er Mariannen zeigte und durch ernſte Forderungen, die er an ſie ſtellte, förderte er ihre Entwickelung. Daneben bot die geiſtvolle, liebenswürdige Großmutter bei ihren häufigen Beſuchen ihrer Enkelin reiche Nahrung aus dem Schatze eines bewegten, inhaltsvollen Lebens, und gerade ſolche wie das heranwachſende Kind bedurfte. Endlich erhielt der überaus mangelhafte und zerſtückelte Schulunterricht eine bedeutungsvolle Ergänzung, als Marianne durch den bekannten Biſchof Dräſeke zur Confirmation vorbereitet wurde. Dieſer ausgezeichnete Mann übte den nachhaltigſten Einfluß auf ſie durch ſeine ganze Perſönlichkeit, wie durch die liebevolle Theilnahme, die er ihr ſchenkte. Mit aller Hingebung des Gemüths hing ſie an dem verehrten Lehrer, und durch ihn gewann der jugendliche Geiſt die erſte Faſſung und Klarheit. Er lehrte ſie denken, und gab ihren Gedanken Inhalt in den religiöſen Wahrheiten, die er ihr erſchloß. Mit heiligem Ernſt traten ihr dieſe entgegen und die Sehnſucht nach dem Ewigen blieb das Gepräge ihres Lebens, wenn ihrem Geiſte auch ſpäter mancher innere Kampf nicht erſpart blieb. Manches lag noch im Keime in ihr verſchloſſen, und Viele hatten ſich nicht in dem Mädchen zurecht finden können, das unabhängig, frei von allem Angelernten, und doch des Anhalts und der Führung ſehr bedürftig, durch die Liebe zu der Entfaltung gelangen ſollte, deren ſie ihrer Natur nach fähig war.

„Nie iſt ein Eindruck raſcher, reiner, ruhiger geweſen,“ ſchreibt Immermann. „Schon am zweiten Tage wußte ich, daß ich Marianne liebe, und daß nur der Bund mit einem ſolchen Weſen mein Leben herſtellen, mich in die Ruhe und Zufriedenheit leiten könne, nach der ich mich ſo lange geſehnt. Ich war mit ihr ſechszehn glückliche Tage beiſammen. Die Ver-

traulichkeit des Familienlebens hatte alle Schranken der Convenienz zwiſchen uns weggeräumt; wir ſahen uns täglich, oft Vormittags, Nachmittags, Abends. — Meine Seele durchdrang ein frohes Leben, Alles ward grün um mich und in mir, ich war wieder ein glückliches Kind geworden. In einer nach Hoffnung darbenden Verfaſſung fand ich ſie, und da war Alles was ich bedurfte: Jugend, Muth, Frohſinn, Freude, reichte mir im Zauberbecher aus lauterem Golde das braune Mädchen. Die Träume der Poeſie weckte ſie mir wieder auf im erſtarrten Herzen, und alles Lichte was ſchon eingeſchlafen ſchien. Mariannens Kommen und Gehen machte all' meine Zeitrechnung, ich wußte beim Thee und bei Tiſche immer meinen Platz neben ihr zu finden, mußte ſie beim Vorleſen mir gegenüber ſehen. Ueber die Zukunft hatte ich keine Vorſtellung, ja ich dachte wohl, ich könne mit dem Glücke, noch einmal ſo recht von ganzem Herzen, aus voller Seele zu lieben, zufrieden ſein und es brauche nichts weiter zu folgen. Freilich war in dieſen Gedanken die Einbildung mit verwebt, ich müſſe Mariannen dann immer ſo fort ſehen, wie in Magdeburg, oder wir müßten wöchentlich, wo möglich täglich an einander ſchreiben."

Der Nachhall dieſer glücklichen, wünſcheloſen Zeit weht durch die Schilderung von Oswalds und Lisbeths Zuſammenſein im Oberhofe, durch das Bild der Tage, von welchen dort geſchrieben ſteht: Sie blühen einmal und nicht wieder. Das Wort Liebe war nicht geſprochen; aber der Scherz, mit dem der Dichter dem jungen Mädchen eine kleine Gabe reichen wollte, ward zur ſanften frommen Rührung, und er hätte ſie wohl mit einem beſſeren Verſe begleitet, wäre er freieren Herzens geweſen.

Die Lectüre der erſten Bände des Münchhauſen bildete meiſt den Mittelpunkt des abendlichen Beiſammenſeins, und täglich vereinte ſich die Familie in des Dichters Zimmer um die Lampe. Marianne ſcheute ſich nicht, über den gemeinſten

aller gemeinen Bedienten zu lachen und über ihr Antlitz zogen die Geiſter der Dinge, die ſie hörte; zu ſagen hatte ſie wenig, nur zu empfangen wußte ſie mit durſtender Seele. Auch Tuliſäntchen wurde geleſen, ſowie einzelne Gedichte aus früherer Zeit, und zwiſchen dem Dichter und dem jungen Mädchen wogte es hin und wieder, ein Seliges, Unausgeſprochenes, Unausſprechliches. Kein Gedanke an die Zukunft kam in Mariannens Seele, ſie fühlte ſich erwachen zu einem neuen Leben, und genoß den Augenblick, die Stunde ohne Frage und Zweifel, von einem ungeahnten Glücke erfüllt. Hoch über ihr ſtand der gereifte Mann, und wenn er auf ſie die reichen Spenden ſeines Geiſtes ſchüttete, empfing ſie ſeine Gaben mit kindlicher Hingebung. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß auch ſie ihm etwas ſein könne, und nur als Immermann einige Male in ſeinen Verkehr mit ihr etwas von dem leichten Ton und der Weiſe legte, mit der jüngere Männer ihr begegnet waren, fühlte ſie ſich verletzt und beunruhigt, und es bedurfte des ganzen Zaubers, den er ſchon auf ſie übte, um ihr die unbefangene Freudigkeit wiederzugeben, mit der ihre Seele ſich in die ſeine ſenkte.

Mit dem Freunde gemeinſam durfte Marianne am 2. October den Sohn Ferdinands über die Taufe halten, dann nahte der Tag der Trennung, der 7. October allzu ſchnell heran. Am Morgen vor derſelben überraſchte Immermann ſie mit der Frage, ob er bisweilen an ſie ſchreiben dürfe, und der Bitte, ihm ebenfalls von ihrem Leben und ihren Beſchäftigungen zu erzählen. Es war kein heimlich ſtilles Geſpräch, ſondern in der Mitte der Familie äußerte er ſeinen Wunſch einfach und ruhig; aber ſeine Worte durchzuckten elektriſch des Mädchens Bruſt, und eine dunkle, geſtaltenloſe Ahnung trieb Thränen in ihr Auge, als ſie ſchüchtern und zögernd einige Worte der Erwiederung ſagte. Von da ab legte ſich eine ſanfte Wehmuth über die letzten Stunden des Beiſammenſeins; dieſelben ver-

klärend, nicht bedrückend. Marianne war sich jetzt bewußt, daß die Begegnung des Dichters nicht nur ein Segen der Erinnerung für ihr Leben bleiben werde, sie knüpfte nun auch an sie Bilder der Zukunft, und hoffte auf eine fernere Gemeinschaft mit dem Freunde, wenn sie gleich diese nur als einen Nachhall der beschwingten Gegenwart ansah. Sie wußte nun, daß nicht mit einem Schlage abgeschnitten ward, was unbewußt ihr eigentliches Leben geworden war. Immermann, der schon gelernt, in Mariannens Seele zu lesen, verstand ihre Stimmung, und als man sich spät Abends trennte, war ihm nicht schwer um's Herz. Am frühen Morgen führte das nach Hamburg gehende Dampfschiff den Dichter dorthin, und einige Blätter seines Reisetagebuches mögen seine Stimmung beim Abschiede und während der Fahrt zeigen.

### Sieghaftes Morgenleuchten.

Die Sterne schimmern,
Es glänzet der Mond,
Aber herauf schon dringet
Die junge Königin in Purpur,
Die Morgensonne.

Unter Deinem Fenster stehet
Der Wanderer im Mantel.
Noch schimmern ihm erbleichende Sterne,
Noch glänzet der abnehmende Mond —
Aber schon gingst Du auf
Junge Sonne
Seines kommenden Tages!

---

„Ich erhob mich, einen Abglanz des Trennungsabends in der Brust, frühmorgens von meinem Lager. Ich fühlte mich frisch wie ein Bräutigam, und doch hatte ich die Nacht durch

wenig geſchlafen, und doch liebte ich, und doch ging es zum Scheiden! Am Himmel droben wirkten Mondenſchein, Sternenlicht und Morgenroth zu einem ſieghaften, gelb-roth-grünen Leuchten zuſammen, und ſchufen das ſideriſche Bild von dem Farbenſchiller in meinem Herzen, den aufgehende und untergehende Lichter zuſammenſetzen. Ich gab Ferdinand ein Gedicht an Marianne, was ich in der Nacht geſchrieben, dann ging's auf das Schiff, und auf dem Verdeck, bei dem Schwatzen, Arbeiten der Leute und dem Getöſe fielen mir folgende Strophen ein:

Zwiſchen dem Klappern der Räder, der Wogen Geräuſch,
Zwiſchen dem Rennen und Plaudern,
Zwiſchen dem Krachen der ehernen Arme,
Dem Lärmen und Schwirren und Summen
Klaget es leiſe,
Seufzet es ſtill, doch vernehmlich.
Mein Herze klaget,
Mein Herze ſeufzet,
Wie ein ſuchendes Kind,
Das im Getümmel die Mutter verlor. —

„Ich fragte mich, wie iſt denn das nur zugegangen, daß Dir das braune Mädchen mit der kurzen Oberlippe das anthun konnte? Wie konnten Dich zwei freundlich aufmerkende Augen, einige hundert Worte und ein gelblicher Teint ſo in Feuer und Flammen ſetzen? Und ich antwortete mir: Es iſt eben ſo zugegangen. Ich fragte mich: Biſt Du denn nicht zwei und vierzig Jahre alt? — Und ich antwortete mir: Ja wohl, eben darum.

„Ich fragte mich: Warum biſt Du denn nicht traurig, da Du doch kaum weißt, ob Du ſie wiederſehen wirſt, oder ob Du ſie nicht als verlobte Fräulein Braut wiederſiehſt? Und ich antwortete mir: Ei, warum ſollte ich traurig ſein? Hat ihre Hand denn nicht in deiner geruht? Streiften ihre Lippen nicht deine Lippen? Muß denn Liebe immer ein Harpagon ſein, und

kann ſie nicht auch einmal als ſanguiniſcher Verſchwender auftreten?

„Das ſieghafte Himmelsleuchten war ein Silberblick geweſen, keine Wetterpromeſſe. Die Bläue bedeckte ſich mit Grau, die friſchen Morgenlüfte wurden Wind, die rothen Wölkchen ergiebige Regenſchläuche. Wilde Gänſe und Enten zogen gen Süden leicht rudernd über das Schiff hin, der Kronprinz von Preußen ſchrotete mühſelig durch das ſeichte Gewäſſer. Es iſt kein Bild, ich hatte einen Augenblick lang wirklich die Empfindung, als müſſe den Maſchinen die Arbeit wehe thun, als müßten ſie ſchwitzen von der Mühe. Trotz mancher Hinderniſſe, bei ſeichtem Waſſerſtande und widrigem Winde wurde die Fahrt in ſechs und zwanzig Stunden vollendet, am Morgen des 8. October liefen wir im Hafen von Hamburg ein.“

„Mir hat das Räthſel, welches mein Geſchick mir nun wieder vorlegt, meine Luſt am Leben, und an der Breite der Welt nicht genommen,“ ſchreibt Immermann einige Tage ſpäter. „Ich ſtürzte mich in das Gewühl der großen Stadt, ſobald der erſte Reiſeſchwindel überwunden war.“ Vier Tage lang beutete er ſeine Zeit tüchtig aus, um Alles kennen zu lernen, was Stadt und Umgegend boten. Morgens wurden die Straßen durchwandert, der Hafen mit der ſtolzen Flotte der Handelsſchiffe befahren, Altona und Ottenſen mit Klopſtocks Grab beſucht. Abends bot das Theater dem Reiſenden freilich nur mäßigen Genuß; die Blüthe der Hamburger Bühne war vorüber, nur einzelne Erſcheinungen erinnerten an die gute alte Zeit. Deſto mehr zog Immermann das friſche ſelbſtſtändige Leben der Stadt und des kleinen Staates an, über deſſen Verfaſſung und Eigenthümlichkeit er ſich möglichſt zu unterrichten ſuchte. — Es iſt merkwürdig, wie ihn die neuen Dinge bis in's Einzelne intereſſirten, und wie ausführlich er die bunten Bilder von Markt und Straße aufzeichnete, freilich nicht ſelten von der Dichterphantaſie ſo gefärbt, daß mancher geborene

Hamburger lächelnd den Kopf ſchütteln wird über die Sachen, die ſie entdeckt, und die ihm ſelbſt noch nie in die Augen gefallen ſind. Neben dem beobachtenden Umherwandern füllten Geſchäfte, Beſuche, Einladungen die Zeit. Immermann ging zu ſeinem ehemaligen Verleger Campe, und ſchloß mit ihm über den Verlag der Studien (ſpäter Memorabilien) ab, weil er meinte, dieſe nicht gut am Rhein erſcheinen laſſen zu können. Mit dem Theaterdirector Schmidt wurde wegen Ghismonda, Alexis und Immermanns Einrichtung des Richters von Zalamea für die Hamburger Bühne verhandelt. Obgleich er auf Darſtellungen in Hamburg, wie er das Theater getroffen, keinen großen Werth legen konnte, ſo gehören dergleichen Dinge doch immer zu den Wellen, welche das Lebensſchifflein im Schweben und Schwanken erhalten, und die er darum nicht aus den Augen laſſen wollte. Bei Schmidt und Lebrun traf Immermann den Schauſpieler Lenz, den Maler Kitzerow und den alten Prätzel, der ihm durch ſeine poetiſchen Erzählungen à la Langbein, in der Stephan Schützeſchen Liebe und Freundſchaft und dem Beckerſchen Vergnügen bekannt war. „Das Merkwürdigſte unter meinen hieſigen Begegnungen," heißt es in ſeinen Notizen, „war, daß ich mit dem hier reſidirenden jungen Deutſchland fraterniſirt habe, nämlich mit Gutzkow und Wienbarg." Mit Gutzkow hatte er im Münchhauſen angebunden, ihm aber nachher das Buch mit einem Briefe überſchickt und mochte und wollte ihn nun nicht umgehen. Gutzkow hat nach Immermanns Tode im Telegraphen über des Dichters Beſuch in Hamburg berichtet, und es iſt darum nicht ohne Intereſſe, das zu hören, was dieſer ſelbſt von jenem Zuſammentreffen ſchreibt: „Ich ſchickte Gutzkow meine Karte, ließ anfragen, wann er zu ſprechen ſei, und muß ihm das Zeugniß geben, daß er ſich bei unſerer Zuſammenkunft ſehr vernünftig betragen hat. Er verhehlte ſeine Empfindlichkeit nicht, die er gehabt, ſetzte aber hinzu, daß bei ihm die Sache ausgeglichen ſei, und daß er

nur wünſche, ſie auch vor dem Publico in Ordnung zu bringen, damit nicht meine Stimme von ſeinen Feinden wider ihn gemißbraucht werden möge. Er war ſehr offen über ſich und ſein Schickſal, und ſchilderte letzteres als das eines Verfolgten, Beiſtands- und Anhaltsloſen nicht beneidenswerth. Seine Aeußerungen waren glasſcharf und ſchneidend, wenn man will, ohne Liebe und Gemüth, zeugten aber von Wahrhaftigkeit, Verſtand und Penetration. Er hat ein ſchmales Geſicht, ſchmale, feine Lippen, eine Röthe auf den Wangen, die ich für hektiſch halte, helle Augen, und geht gebückt, obgleich er erſt ſieben und zwanzig Jahr alt iſt. Ich durfte mir in dem Geſpräch mit ihm nichts vergeben. So that auch er. Unſere ganze Unterredung hatte die vornehme Haltung einer Tractatſchließung kriegführender Mächte, bei welcher aber Aufrichtigkeit von beiden Seiten obzuwalten ſchien. Das Sonderbarſte bei der ganzen Sache iſt, daß er in ſeinem Telegraphen nach den in den oldenburger Blättern mitgetheilten Proben des Münchhauſen, vor deſſen Erſcheinen darauf als auf ein ſehr witziges und geiſtreiches Buch hingewieſen hatte, was ich erſt in Hamburg erfuhr. Abends war ich mit ihm bei Lebrun zu Tiſche und kam mit ihm in eine inhaltreiche Debatte über Grabbe. Er ſprach ſeinen Abſcheu vor dieſer zerfahrenen Natur aus und ſagte, am meiſten widere ihn an, daß Grabbe ſo ohne alle Liebe, ohne alles Bedürfniß nach Anderen geweſen ſei. Dies konnte ich nicht ganz zugeben, indem ich aus meiner eigenen Geſchichte mit ihm anführte, Grabbe's Zuneigung ſogar im höchſten Grade eine Zeit lang beſeſſen zu haben, daß nur aber Liebe und Neigung wie Alles in ihm des ſittlichen Haltes entbehrt habe. — Er verſetzte hierauf: „Auf das, was man Sittlichkeit nenne, komme es ihm bei einem Menſchen zuvörderſt nicht an, er halte ſie meiſtens für etwas Angeeignetes, Conventionelles, ſondern darnach frage er bei einem Menſchen, ob er das Gefühl habe, nicht allein zu ſein in der Welt, ob er den Socie-

tätstrieb in sich trage, die Empfindung der Reciprocität; denn daraus entspringe alles Gute und Rechte."

„Wir gingen nach dem Verlassen der Gesellschaft wohl noch dreiviertel Stunden am Alsterbassin auf und nieder. Der Mond schien dazu ganz herrlich. Ich konnte mir einen Zug der Hinneigung zu diesem kalten sonderbaren Menschen nicht verbergen, und auch er schien an mir Geschmack zu finden.

„Ich hatte den Wunsch geäußert, das Hamburger Volksleben kennen zu lernen; und Gutzkow hatte sich mir zum Führer erboten. Wir fuhren nach dem Hamburger Berge und ich that dort in verschiedenen Lokalen einen Blick in die Tanzfreuden und improvisirten Häuslichkeiten der Seefahrer. Es war aber durchaus Nichts von dem Bacchantischen und Ungeheuerlichen zu schauen, womit die Beschreibungen dieser Dinge angefüllt sind und wovon mich noch Jemand auf dem Dampfschiff unterhalten hatte. Ein verdorbener Schriftsteller, Namens Clemens Gericke, spielte ihnen in dem einen Lokal auf; das war allerdings eine Merkwürdigkeit. — Nach einigen Kreuz- und Querzügen in der Stadt, die indessen auch keine sonderliche Ausbeute gaben, setzten wir uns in einem Austernkeller zur Ruhe, und verbrachten einen Theil der Nacht in Gesprächen über Probleme der sittlichen und socialen Welt.

„Das Verhältniß der Geschlechter zu einander kam zur Sprache. Durch die Kriege, durch die nachgebliebene politische Gährung, durch die materiellen Interessen und Fieberkrisen, welche die Gesellschaft der Noth und des Bedürfnisses wegen ausstehe, ist es etwas entblättert worden, und in einen Zustand der Trocknitz gerathen; welcher nicht wohl thut, und dem Leben eine seiner farbigsten Blüthen abstreift. Man bezieht jetzt Alles, was zwischen Mann und Frau vorgehen darf, auf die Ehe, auf das, was zu derselben direct führt, und aus ihr entspringt. Die tausend Nüancen und Schattirungen, welche neben diesem Grundverhältniß möglich sind, erlaubt und für das Leben

des Geiſtes und Gemüthes höchſt förderlich ſein können, ſind, wenigſtens gegen Sonſt, ſehr reducirt und ſtehen gegenwärtig immer in der Gefahr, für lächerlich oder verfänglich zu gelten. Nun aber wird der Mann, der nicht mit verſchiedenartigen Frauen lebt, nothwendig ein barbariſcher Philiſter, wie derjenige, der blos mit Frauen lebt, zum egoiſtiſchen Schwächling werden muß.

„In dieſen Ueberzeugungen waren wir einverſtanden; wie aber der Sache abzuhelfen ſei, darüber gingen unſere Meinungen auseinander. Sonderbarerweiſe verhielt ich mich bei der Discuſſion als Freigeiſt und er als Rigoriſt. Ich meinte nämlich, daß wenn man in ſich die Nothwendigkeit fühle, anders und freier ſich zu Frauen zu ſtellen, als wie es die prüde Convenienz der Gegenwart geſtatte, man eben ſeinem Gefühle unbefangen folgen ſolle; wogegen er einwandte, daß ſolche iſolirte Grundſätze immer ſehr gefährlich ſeien und leicht in Verwickelungen mit den echten Geſetzen der Welt führen können. Ich bemerkte darauf, Gewiſſen, Takt und Zartgefühl würden ſchon einen Jeden vor dem Ueberſchreiten der zu reſpektirenden Grenzen behüten, im Nothfall würden die Verhältniſſe nicht ermangeln, ſich zum Correktiv verletzter Schranken zu machen.

„Er ſeinerſeits hielt dafür, daß eine Umbildung oder vielmehr Belebung der zarteſten Nerven des ſocialen Organismus von großen Dichterwerken ausgehen müſſe. Die Phantaſie, das Gefühl des Menſchen müſſe durch zeitgemäße Bilder und Töne erſt aus dem Schlummer erweckt werden, dann werde von ſelbſt eine Erweichung der in Stockung gerathenen Organe folgen. In dieſer Beziehung ſtellte er Bettinen ſehr hoch und tadelte mich, daß ich über ſie im Münchhauſen geſpottet. —

„Meine Gegenbemerkung, indem ich Bettinen und den Tadel auf ſich beruhen ließ: Die Literatur und Poeſie erzeugt die Zuſtände nicht, ſondern ſie geht aus denſelben hervor.

Nicht Werther rief die Sentimentalität hervor, er gab ihr nur Geſtalt. —

„In dieſem Sinne betrachte ich daher Bettinen und ihr ähnliche Erſcheinungen als Eruptionen des ſich heftig anmeldenden Bedürfniſſes. Die Kreatur lechzet nach Erlöſung aus den Banden der Starrheit und Kälte und ihr Schrei iſt nicht melodiſcher Kunſtgeſang, ſondern eben — ein Schrei.“ —

---

„Am folgenden Morgen beſuchte mich Wienbarg, den ich in Altona verfehlt hatte. Ein ſchmucker, wohlgebauter junger Mann mit hoher Stirn und feinen Lippen, auf deſſen Rede man etwas hinhorchen mußte, da er leiſe und holſteiniſch-weich ſprach. Seine Augen ſchienen mir von manchem Zorn und mancher Thräne geröthet zu ſein. Es gelang mir ihn aufzuſchließen und er eröffnete mir ein ſchmerzenzerriſſenes, tief verbittertes Herz. Man hat ihn arg verfolgt, von Frankfurt geradezu weggewieſen, das Verdikt, welches auf ſeine Schriften gelegt ward, iſt in Preußen nur gelüftet, noch nicht aufgehoben. In der That gehört jener Bannſpruch, welcher die Früchte des Geiſtes noch ungeboren tödten wollte, zu den häßlichſten Ausgeburten eines matten Despotismus. — Mein Antheil ſchien ihm ſehr wohl gethan zu haben, er wollte meine Hand nicht aus der ſeinigen loslaſſen, als wir ſchieden.

„Was, wie ein Fluch auf dieſen jungen Männern haftet, iſt ihre Ueberraſchheit. Sie verzetteln ſich in kurzen Bewegungen und Alles, was Leben, Studien, Schickſal erſt im Menſchen zur Reife kommen laſſen ſoll, wird herb und grün von ihnen aus den Zweigen geſchüttelt. Ich finde in den Sachen der beſten unter ihnen viel Gutes, ſelbſt Großes angedeutet, aber nichts wird mit Ruhe ausgeführt, und werden ſie nun jemals ſpäterhin wieder zu den Dingen zurückkehren

mögen, an welchen ſie ſich ſelbſt vorſchnell den friſcheſten, jungfräulichſten Reiz zerſtört haben. Ich fürchte, daß bei allem Talent, was ſie unläugbar beſitzen, doch nur eine ephemere Wirkung von ihnen ausgehen wird."

---

„Bremen will mit ſeinen menſchenleeren Gaſſen, mit ſeinem dürftigen Hafen, in welchen nur die kleinſten Fahrzeuge kommen können und dem Strom, der gegen die Elbe ſchmal erſcheint, auf das ſtattliche Bild Hamburgs nicht behagen. — Ich ſaß im Rathskeller in einem der kleinen Verſchläge, die mit ſchmalen Schaltthüren verſehen, Kojenartig die ganze Fenſterſeite des Kellers einnehmen. Ich probirte ein Glas 1727iger von der Jungfrau Roſe, welcher wie Tinte ſchmeckte, da öffnete ſich die Thür meines Verſchlages und v. Kobbe und Dr. Stahr traten ein, welche von Oldenburg herüber gekommen waren, mich zu ſprechen. Sie waren vom Wagen geſtiegen, mit richtigem Inſtinkt gleich nach dem Rathskeller gegangen. Sie brachten einen jungen Kaufmann in meine Geſellſchaft, der den herrlichſten, ſüßeſten Tenor beſitzt, den ich ſeit lange gehört habe. Dieſer ſang nun im Keller, bei ſich, im Gaſthofe nach Tiſch was er nur konnte und vermochte, denn ich war unerſättlich nach ſeinen Seele umſtrickenden Tönen. Heiße Liebeslieder hörte ich, Wiegenlieder, Volksweiſen, heroiſch-elegiſche Klänge. Eins der Lieder bewegte mich am tiefſten. Es iſt ein Jüngling, der eine kurze Liebe gehabt hat, die ihm vom Schickſal verdüſtert worden iſt. Er aber kann die Plätze noch nicht laſſen, wo er glücklich geweſen iſt, wird drum von den Leuten getadelt und antwortet:

Dürft mich drum nicht ſchelten;
Kann's ihr nie vergelten,
Denn die kurze Liebe war das ganze Leben!

„Die Muſik löſete mein ſtockendes Herz, ich weinte bei manchem ſeiner Lieder, am meiſten aber bei dieſem.“

---

Zwei Tage und zwei Nächte dauerte die Reiſe von Bremen nach Düſſeldorf. Dort langte Immermann am 14. October in Begleitung der Gräfin Ahlefeldt an, mit welcher er in Hamburg zuſammengetroffen war. Sie hatte längere Zeit in Dänemark bei ihrer Familie verweilt und die mit ihr verabredete Rückreiſe hatte Immermann's Aufenthalt in Magdeburg das Ziel geſetzt. Trotzdem war der Name dieſer Frau dort während des ganzen Beiſammenſeins nicht in der Familie genannt worden. Als Immermann in Hamburg eintraf, war die Gräfin ſchon angekommen. „Ich ging zu ihr“, ſagte er in ſeinem geheimen Tagebuch, „mit tiefem Mitleid und mit einem Schauder über die Natur und Geſtalt der menſchlichen Dinge. Aber ich ſpürte keinerlei Reue, keine Beklemmung, keine Verlegenheit in mir und würde, wenn ſie mir in den erſten Augenblicken unſeres Wiederſehens eine Gewiſſensfrage vorgelegt hätte, dieſelbe der Wahrheit gemäß beantwortet haben. Ich muß alſo entweder der Verſtockteſte, Leichtſinnigſte der Menſchen ſein, oder es iſt in den Vorgängen meines Herzens etwas Erlaubtes und Berechtigtes.“

Zugleich erweckte die Freude des Wiederſehens, „Dankbarkeit, Erinnerung, Gewohnheit und die Sympathie hervorgegangen aus vielen gemeinſam durchduldeten Schickſalen,“ in Immermann's Seele. Es ſchien ihm in dieſem Augenblick unmöglich, mittelbar oder unmittelbar an dem beſtehenden Verhältniſſe zu rütteln; aber ebenſo ſtand das auch feſt in ihm, daß er Marianne fortlieben müſſe mit der Liebe, die er zu ihr trug. — „Ich habe dieſe Liebe im Gemüth ergriffen, weil ich ſie im Gemüth ergreifen mußte,“ ſagt er in den ſchon angeführten Blättern. „Sie iſt aus dem tiefſten und richtigſten

Bedürfniß entſprungen, rein in ihrer Geſtalt, beſcheiden in ihren Anſprüchen. Mir ſoll vor der Hand genügen, von Mariannen zu hören, hin und wieder an ſie zu ſchreiben. Beglücken mich dann wieder einige Zeilen von ihrer Hand, darf ich hoffen, ſie wiederzuſehen, wie ich ſie verließ, ſo bin ich zufrieden.

„Dieſe Liebe hat Etwas von der Dantes zu Beatricen, denn Jugend und Natur werden Marianne ihren Weg führen, ihr Bild wird mir vielleicht in den Armen eines andern Mannes auslöſchen, ich ſehe das vorher. Aber es kann doch Alles ſich milde löſen, wenn die Menſchen nur nicht grauſam an dieſer Blüthe rütteln und zupfen."

In der weichſten Empfindung ſchrieb Immermann unmittelbar nach ſeiner Ankunft in Düſſeldorf der Mutter und ſprach ihr und den Geſchwiſtern ſeinen Dank aus für die Liebe, die ſie ihm während des Beiſammenſeins erwieſen hatten. In ſeinen Worten zeigte ſich deutlich, daß die Erregung des Gemüthes, in der er die Seinen verlaſſen, ihn bis in die Rheiniſche Heimath begleitet hatt. Die Kloſterſtille ſeiner Wohnung kam ihm ſeltſam vor auf alle die Bewegungen und das Geräuſch der letzten Wochen um ſo mehr, als eine Reiſeerkältung ihm einen heftigen Anfall von Gelbſucht zugezogen hatte, ihn an das Zimmer gefeſſelt hielt und von allem Verkehr mit der äußeren Welt ſchied. Geſchäftliche Verdrießlichkeiten hatten ihn außerdem empfangen. Er erfuhr bei der Heimkehr, daß ihm bei einer Vacanz im Appellhof ein jüngerer Rath vorgezogen war, der nicht einmal das dritte Examen gemacht hatte und aus der Rheiniſchen Juſtiz ausgeſchieden war. Sein Ehrgefühl war verletzt, er glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ſich über ein ſolches Verfahren officiell zu beklagen und fand ſich tief verſtimmt, obgleich ihm die Freude wohlthat, welche die Freunde über ſein Verbleiben in Düſſeldorf zeigten. Viel Güte und Herzlichkeit trat ihm entgegen, er mußte ſich ſagen,

daß von mancher Seite er ſich eigentlich kaum beſſere Verhältniſſe wünſchen könne als ihm zu Theil geworden ſeien. Trotzdem meinte er, die Sache nicht ſtill hinnehmen zu können.

„Ich bin noch in einer wunderbaren Stimmung," ſchreibt er am 25. October an Hermann „und weiß zur Zeit nichts anzufaſſen, weil mir die Gedanken immer in die Ferne gehen". Schon einige Tage früher hatte Immermann an Marianne geſchrieben, gütig, innig, liebevoll, wie er in Magdeburg mit ihr zu ſprechen pflegte, ohne den leiſeſten Anklang einer heftigeren Empfindung. Es ſchien als wollten ſeine Worte wieder einlenken in die freundſchaftliche Weiſe, in welcher er in Magdeburg mit dem jungen Mädchen verkehrt hatte und aus welcher nur der Moment des Scheidens andere Klänge hervorbrechen ließ. Hätte Marianne dieſen Brief in gleicher Weiſe beantwortet, ſo hätte ſich wohl ein ruhiger ſchriftlicher Austauſch länger fortgeſetzt; aber ein Verſprechen, welches ſie ihrem Vormunde gegeben, band ihre Hand. Sie blieb ihrem Worte treu, obgleich ſie nicht ihrer Ueberzeugung folgte, ſondern nur im Gehorſam gegen den Mann ſchwieg, der des Vaters Stelle bei ihr vertrat und deſſen Willen ſie ſich darum fügen mußte. Als der Freund ſie verlaſſen hatte, als Ferdinand die Worte in ihre Hand legte, welche er noch in der Nacht des Abſchiedes für ſie niedergeſchrieben hatte, war ihr die Stärke ihrer eigenen Empfindung erſt klar geworden. Wenige Tage darauf kehrte ſie nach Halle zurück, in ihrem ganzen Weſen verändert. Sie war reich geworden, denn ſie wußte ſich von dem Manne geliebt, dem ihr ganzes Herz ergeben war und an den ſie glaubte, obgleich Ferdinand ihr vor ihrer Abreiſe die Verhältniſſe ſeines Bruders, die er zum erſten Male gegen ſie berührte, im unheilvollſten Lichte hinſtellte und geradezu ausgeſprochen hatte: ſie dürfe denſelben nicht als einen freien Mann betrachten. Er hatte als eine heilige Pflicht von ihr gefordert, vor der Hand jedem Verkehr mit dem Freunde zu entſagen und nicht eher

geruht, bis das geängſtigte Mädchen gelobte, ihm zu folgen. Still und ernſt trat ſie der Großmutter nach dieſem ſchweren Verſprechen wieder entgegen; aber ſie war nicht eigentlich unglücklich, ſah nicht ganz hoffnungslos in die Zukunft und als der Brief des geliebten Freundes ihr Gemüth leiſe und ſanft in die Bahn einer ruhigen Neigung zu lenken ſchien, als ſie ihn wieder zu ſich reden hörte, wie in den ſchönen Tagen des Beiſammenſeins, da empfand ihre Seele keinen Wunſch und kein Verlangen, als in ſolcher Weiſe mit ihm fortleben zu dürfen. Sie ſprach das gegen Ferdinand aus und bat ihn um die Erlaubniß ſeinem Bruder zu ſchreiben. Wochen vergingen, ehe ſie eine Antwort erhielt, Wochen, in denen das innigſte Verlangen in ihr wogte, nur mit einem Worte den Freund zu bitten, er möge ſie nicht mißverſtehen, ihr Schweigen nicht für ſtumpfe Gleichgültigkeit halten, in denen ſie das Verlangen gewaltſam niederkämpfen mußte, ihm wenigſtens ein Mal zu ſagen, was ſie empfand und was ihr auszuſprechen verboten war. Als endlich zögernd die Erlaubniß erfolgte, den Brief mit einigen Worten des Dankes zu erwiedern, war bereits der Würfel des Schickſals gefallen; Immermann hatte bei der Kanzlerin Niemeyer um die Hand ihrer Enkelin angehalten. „In ruheloſen Tagen und ſchlafloſen Nächten," ſchrieb er am 16. November, „bin ich zur Klarheit, zum Entſchluſſe gekommen, mein Gemüth hat ihn ausgetragen, wie ein reifes Kind. Ich habe feſt, ſtark und unwiderruflich für mich den Wunſch in mir empfangen, Ihre Enkelin die Meinige zu nennen. Die Löſung der Frage, ob meine ferneren Jahre ſich in neuer Jugend, in friſcher Kraft entfalten, oder in Dumpfheit und Mißmuth traurig verwelken ſollen, hängt von Mariannens Ja oder Nein ab. Sie hat, was mein tiefſtes Bedürfniß fordert, und in ihrer jungen Bruſt trägt ſie meine ganze Zukunft und die Löſung aller Räthſel, an denen mein Leben ſich bereicherte, aber auch — blutete! —

„Meine Liebe zu ihr kann ich nur mit meiner erſten Jugendliebe vergleichen, grade ſo voll, ganz und warm fühl ich mich ihr ergeben und gewidmet. Nachher traten heftige und große Leidenſchaften in mein Leben; aber ich weiß, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſen und dem, was ich jetzt nach einundzwanzig Jahren wieder empfinde.“

Ganz unerwartet ſah ſich Marianne durch dieſe Werbung zu einer Entſcheidung gerufen, deren Gewicht ſie erſt jetzt voll empfand. Sehnſucht und Zweifel rangen in ihrer Bruſt, Herz und Gewiſſen ſuchten nach einer reinen Löſung der ernſten Frage, das Bewußtſein der Ewigkeit erfüllte ſie, ſie ſah in ihrem Licht ihr Leben mit dem des Freundes verbunden, fühlte ſich vor ihrem Antlitz mit ihm vereinigt, weit über das irdiſche Daſein hinausgeführt. Es war unmöglich, eine entſcheidende Antwort zu geben, wenigſtens eine bejahende, denn es mußte auf's Höchſte befremden, daß kein Wort, keine Andeutung in Immermanns Briefe das Verhältniß erwähnte, welches nach Ferdinand's Anſicht ſeines Bruders Verheirathung entgegen ſtand, indeſſen keine Pflicht hinderte dieſen ſelbſt über eine Sache zu befragen, die dunkel und verhängnißvoll über ſeinem Leben zu ſchweben ſchien. Mit der Zuſtimmung der Großmutter ſchrieb alſo Marianne an Immermann, der auch an ſie einige einfache Worte gerichtet hatte und ſagte ihm frei und ohne Rückhalt, was ſie für ihn empfand und was ihr verbot ihm getroſt und freudig ihre Hand zu reichen.

Darauf vertraute nun Immermann mit ſchrankenloſer Aufrichtigkeit dem jungen Mädchen die traurige Geſchichte ſeiner Liebe und ihres allmäligen Abſterbens unter Verhältniſſen, die ihr den Grund und Boden nicht gewährt, auf dem das wahre Leben allein ſich fortentfalten und geſunde Blüthen tragen kann. Schonend und milde entſchuldigte er die Mißgriffe einer Frau, die ihm theuer blieb, ſo viel er durch ſie gelitten hatte, ſo wenig ſie die edelſten Bedürfniſſe ſeiner Natur geachtet hatte.

Und neben diesen Bekenntnissen verschwieg er nicht, daß er sich geirrt habe, als er gehofft, die Gräfin werde mit Fassung das Geständniß seiner Liebe zu Mariannen aufnehmen und mit Ruhe in eine äußere Trennung von ihm willigen.

Am Tage nach der Absendung seines letzten Briefes an Mariannen, hatte Immermann der Gräfin seinen Schritt mitgetheilt und die Wirkung dieses Geständnisses war eine so traurige, daß Mitleiden und Theilnahme ihn diesem Schmerze gegenüber bewogen, seine Zukunft von dem Entschlusse abhängig zu machen, den die unglückliche Frau über die ihrige fassen werde. Sein Gewissen sagte ihm zwar auch jetzt, daß er kein Recht verletze, wenn er sich rücksichtslos von falschen Banden befreie, aber er bat Mariannen still mit ihm zu warten, bis die Gräfin sich gefunden habe.

Man begreift, daß diese Geständnisse tief erschütternd für ein junges Mädchen sein mußten, deren Gemüth nie von den Wirrnissen der Leidenschaft berührt war und die in ungekannte Schmerzen blickte, welche sie mit dem geliebten Mann zu tragen hatte. Ein unsägliches Mitleid für ihn durchdrang sie, ihr Herzblut hätte sie gegeben, hätte sie ihn frei machen können von dem Schatten, den sie auf seinem Leben liegen sah und die tiefste Sehnsucht, ihm die Gestalt desselben wieder herzustellen, ihn zu lösen aus dem traurigen Verhältnisse, in welches er verstrickt war, — leider nicht ohne Schuld — erfüllte sie. Aber sie fühlte auch, daß stilles geduldiges Warten die Aufgabe sei, die Immermann gesetzt war; daß ihre Liebe ihm dazu helfen müsse und sich in der Prüfung zu bewähren habe.

Wir schweigen von den nun folgenden schweren Seelenleiden und bitteren Kämpfen, unter denen Wochen und Monate vergingen. Die gemeinschaftliche Häuslichkeit Immermanns und der Gräfin wurde zu einer fortgesetzten Qual, bis diese von dem Rath und Beistand einer Freundin unterstützt, den längst ge-

faßten Vorſatz ausführte, Düſſeldorf zu verlaſſen. In dunkeln Schmerzenstagen ſtärkten ſich Immermann und Marianne an einem Briefwechſel, der immer inniger ihre Seelen vereinte, und als die Gräfin ihren Entſchluß ausgeſprochen hatte, ſich von Immermann zu trennen, begannen ſie auch feſte Pläne für die Zukunft zu machen. Ein Beſuch des Freundes in Halle wurde für den Herbſt in Ausſicht genommen, bei ſeiner Anweſenheit ſollte die Verlobung declarirt und die Zeit der Verbindung feſtgeſetzt werden, welche jedoch nach ſpäterer Ueberlegung ſchon wenige Wochen nach dem Wiederſehen geſchloſſen wurde.

Unter den trüben Elementen, die ihn in der Nähe umgaben, flüchtete der Dichter viel in die Stille, und wenn er ſich in derſelben brieflich gegen ſein bräutliches Kind ausſprach, ſchwand meiſt der Druck, der auf ihm laſtete, obgleich ein tiefer Ernſt, geſellt mit einem unbegrenzten Vertrauen der Grundton dieſes Verkehrs blieb. In ihm ſprach ſich des Dichters ganzes Weſen aus und es war kein leeres Wort, wenn er Mariannen ſchrieb: „In den Briefen an Dich, da bin ich ganz wie ich bin, auf dieſe Briefe kann der ewige Richter über mich das Urtheil ſprechen“. Er ſah ſie an „als die ernſte Freundin ſeiner Seele, die Beratherin ſeines Geſchickes, vor der ſeine Seele offen lag, damit ſie mit ſanfter Hand die Schlacken tilge, die alten böſen Wunden heile, mit welcher das Leben ihn verletzt hatte.“ Vieles aus dieſen Briefen iſt in früheren Abſchnitten erwähnt worden, namentlich wo es ſich auf Immermanns Dichtungen bezog und bei der Beſprechung derſelben benutzt werden konnte, Anderes ſoll in einem ſpäteren Abſchnitte mitgetheilt werden, wenn auch meiſt nur in Bruchſtücken, weil der ganze Inhalt ſich nicht zur Mittheilung eignet.

Wenn wir früher ſchon Immermanns elaſtiſche Natur in Zeiten geiſtiger Conflikte bewundert haben, ſo trat ſie doch

nie so glänzend heraus, als jetzt, wo neben Allem, was er innerlich erlebte, die Arbeit nie ruhte, sondern ihm als Halt und Erquickung diente. Aus den häuslichen Bedrängnissen, aus Schmerzen und Aengsten führte ihn die Muse in ihre lichte Welt und sein übervolles Herz konnte sich in dem Strom der Poesie ergießen, in ihm baden und erfrischen. Die Stimmung für den Münchhausen fand sich freilich noch nicht wieder, denn er mußte sich diesen Stoff erst neu aneignen und mit den Klängen durchdringen, die in ihm erwacht waren; aber er griff nach dem Tristan, der lange geschlummert hatte und kaum zur Ausführung gekommen wäre ohne die neue Liebe, die sein Leben verjüngte. Fast unbewußt drangen ihm die Zueignungsverse aus der Seele:

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe! —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde,
Es klopfet, fühlet neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde!"

Zu dem heißesten Liebesliede deutscher Vorzeit zog ihn das sehnende Verlangen. „Was Gottfried von Straßburg einst gesungen, das sang er nach in seiner Zungen":

Es hätte stets in mir geruht
Und wäre wohl mit mir vermodert,
Doch plötzlich fühl' ich Jugendmuth
Und bin von Jugendgluth durchlodert.

So klingt es in dem Vorspiele zu der wieder erwachten Mähr. Den Spuren Rivalins und Blancheflur's geht der Sänger nach, und der Maienzauber des Festes zu Tietayol entfaltet in seinen Worten noch einmal seinen süßen Reiz. Aber bald unterbricht der Dichter das Abentheuer.

„Weil ihm der Buſen zu gewaltig klopft,
Um fremd Geſchick und Glücke zu beſprechen,
Indeß das Heiligthum der Seele tropft,
Vom Thränenguß aus heiliger Wonne Bächen,
Dem lange jeder Zugang war verſtopft,
Bis ſeine Flut die Kruſtenwand durchſintert,
In der das Leben ſtarr mich eingewintert."

Mit dieſen Verſen geht die Romanze in den Zwiſchengeſang über, welcher den ſeligen Augenblick zu ſchildern ſucht.

„wenn nun die Binde
Dem Flügelkinde von der Stirne fällt
Und Liebe gleich dem neu gebornen Kinde
Uns zuruft: Seht, ich bin ja auf der Welt!

Ueber dieſes Zwiſchenſpiel hinaus kam der Dichter augenblicklich nicht; die Entſagung, mit der er daſſelbe beſchloß, wandelte ſich in Hoffnung, dieſe in Erfüllung, und holde Wirklichkeit gab der Dichtung andre Farben, als Immermann faſt ein Jahr ſpäter zu derſelben zurückkehrte, denn er vollendete den erſten Geſang ſeines Triſtan erſt an der Seite ſeiner Braut. Jetzt erfuhr noch Niemand etwas von dem, was ihn beſchäftigte; ſeine Empfindungen wie ſeine Dichtung blieben den Freunden verborgen, in deren Mitte das äußere Leben ſcheinbar ruhig ſeinen Gang nahm.

Die zweckloſe Geſellſchaft vereinte wieder den bekannten Kreis und einige dramatiſche Vorleſungen unterbrachen außerdem die häusliche Einförmigkeit. Gegen Weihnachten nahm Immermann auch den Münchhauſen wieder vor und arbeitete um ſo fröhlicher daran weiter, als von verſchiedenen Seiten der gute Eindruck ſich ausſprach, welchen der erſte Band hervorgerufen hatte. Namentlich Freiligrath und Devrient empfanden den Reichthum dieſer Schöpfung, die geſunde Lebensfülle des heiter über Welt und Zeit hinfliegenden Humors.

Beider Antheil war dem Dichter fruchtbringend, beſonders anmuthig aber klangen die begeiſterten Worte des jüngern Dichters, aus deſſen Brief wir das Folgende einfügen:

„Der wilde Jäger hat den Kopf verloren, das Gewehr liegt in Stücken am Boden und die blonde Lisbeth ſitzt bleich und blutig auf dem Steine des Freiſtuhls; ich aber, während ſie vom Oberhofe den Tragieſſel heranholen, greife ſchnell nach Feder und Papier, um Ihnen, verehrter Freund, nach eben beendigter Lectüre des erſten Theils Ihres Münchhauſen friſchweg von dem wunderbaren Eindruck zu berichten, den vornehmlich der zweite Abſchnitt dieſes Bandes auf mich gemacht hat. — Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie ich davon ergriffen bin! Die Leute ſagen immer, ich hätte keinen Vaterlandsſinn, ich wäre ein Kosmopolit, ein Vagabund, faſt hab' ich's ſelbſt geglaubt! — Der wilde Jäger aber hat mir's anders gezeigt! — Ihre Schilderung Weſtphalens iſt trefflich, — Menſch und Land ſtehen vor Einem, als lebten ſie; — auf dem Haarſtrang und im Arnsberger Walde rauſchen die Eichen, und in der Börde flüſtern die Aehren, grau und verwittert erhebt ſich die Kirche Marian zur Wieſe, und zwiſchen durch treiben die ſeltſamen Geſtalten ihr Weſen, die das ſeltſame Land in ſeiner Kraft und ſeiner Beſchränktheit hervorbringt: patriarchaliſche Hofſchulzen, penſionirte Obriſten, und auf ihren Münſterländiſchen Gütern zuſammengeſchnurrte Edelleute! — Es iſt mir beim Leſen des wilden Jägers Etwas begegnet, was ich ſchon lange bei keinem Romane mehr zu erleben glaubte; ich habe mich mit Ihrem Helden identificirt, ich glaubte, als ich den Jäger las, wieder meine eigene Geſchichte zu leſen, wie ſie ſich vor ſieben bis zehn Jahren an der nördlichen Abdachung des Haarſtranges zugetragen; — Ich trug wieder meine lütticher Doppelflinte; auf dem Brandholze und der Günner Haardt wurden die Bracken gelöſt, einſam und träumeriſch ſtand ich auf meinem Stande, ſchoß das Wild vorbei

und ſah ſinnend hinab in die weite, endloſe Fläche der Börde und des Münſterlandes, Soeſt, Werl, manchmal auch Dortmund, in duftiger Ferne unter mir. — Dazu ſchollen dann die Jagdhörner, hier das Soeſter, drüben das Fürſtenberger; Schüſſe fielen, Dirnen, friſch und ſtämmig, ſchritten über den Holzweg. —

„Das Alles iſt mir durch Ihr Buch wieder lebendig vor die Seele getreten und was ich eben ſagen wollte, ich habe dabei gefunden, daß ich bei aller Kosmopoliterei meine Heimath doch im Herzen lieb habe! — Es geht mir mit ihr, wie mit einer Geliebten, die man eine Zeitlang vernachläſſigt hat und nun, da ein Teufelskerl, der's verſteht, ſie Einem einmal wieder recht reizend vor Augen ſtellt, wieder bis über die Ohren drin verſchoſſen wird. — Sie aber haben Weſtphalen ganz vortrefflich abgemalt und ſelbſt der Anflug von Ironie, der ſich manchmal bemerklich macht, ſchadet dem erquicklichen, behäbigen Eindruck des Ganzen nicht. Ich muß jedenfalls noch dieſen Herbſt auf rother Erde wandeln und wenigſtens eine Brackenjagd am Saume des Arnsberger Waldes mitmachen. — Mit dem Schulzen will ich plattdeutſch ſprechen, in den Eichenkampen will ich fehl ſchießen und auf dem ungleichen Pflaſter der grauen, ſtillen, alterthümlichen Städte des platten Landes ſoll es mir noch gegenwärtiger werden, als jetzt, wie ſprechend Sie uns im Münchhauſen aus den einzelnen charakteriſtiſchen Zügen aller dieſer Neſter den Typus einer echten, weſtphäliſchen Stadt hergeſtellt haben. —

„Sie werden gewiß ſagen, daß ich ein geſchwätziger Enthuſiaſt bin. — Aber meine Freude an Ihrem Werke iſt zu groß und Sie müſſen mir drum meine ungefüge Art, mich zu freuen, ſchon zu gute halten.“ —

Der Weihnachtsabend hatte von außen ein rauhes Aussehen, aber im Herzen des Dichters war es hell und der Christbaum leuchtete in sein stilles Zimmer, in dem er sang:

Ich weiß ein Stübchen,
So hell, mein Liebchen,
Ich weiß ein Kämmerlein,
Strahlend von Weihnachtsschein.
Rund umher ein wüstes Wetter,
Rührt und reget welke Blätter,
Die der Herbstwind abgestreift
Und im Garten aufgehäuft.
Doch je wüster Wetter und Wind,
Um so heller strahlt's im Kämmerlein,
Und ein altes, großes Kind,
Jubelt über den Weihnachtsschein.
Sie legt auf meine Brust die Hand,
Das Kämmerlein ist ihr bekannt,
Sie lächelt, flüstert: Ich, dein Liebchen,
Steckt an den Christbaum Dir in diesem Stübchen!

---

Eine Erkältung, die sich Immermann in der Neujahrsnacht auf einem Hofballe zuzog, machte die erste Hälfte des Januar sehr unbehaglich. Er war fast 14 Tage an das Zimmer gebannt und eigentlich von allem Verkehr geschieden; dann fühlte er sich so weit hergestellt, um den Wünschen der Künstler genügen zu können und Wallensteins Lager einzustudiren, das von ihnen auf dem Maskenball des Carnevals am 9. Februar gegeben wurde. Diese Aufführung hat Immermann später in seinen Maskengesprächen auf das Anmuthigste geschildert, hat dem Leser dort gezeigt, auf welche Weise er durch seine Berechnung mit kleinen Mitteln große Wirkungen erzielte und wie das geistige Leben, welches er der Darstellung einhauchte, auf einer höchst soliden, praktischen Basis ruhte,

ja wie es ſich nur auf einer ſolchen entwickeln kann. Nachdem er in ernſter Arbeit auf der Bühne Jahre lang große dramatiſche Ziele verfolgt hatte, verſprach ſich der Dichter von einer vereinzelten Aufführung durch ungeſchulte, wenn auch talentvolle Darſteller keine große Befriedigung, aber er zeigte ſich gern ſeinen Freunden gefällig, die ihm ihrerſeits gerade in dieſem Winter manche Beweiſe treuer Zuneigung gegeben hatten. Nach vieler Mühe übertraf auch der Erfolg bei Weitem ſeine Erwartung, ſo daß er ſich ſelbſt daran erfreuen konnte und ſeine Methode bewährte ſich wieder glänzend. Die Darſtellung des äußerſt ſchwierigen Stückes durch dieſe Dilettantenkräfte war eine ſehr friſche und gelungene zu nennen.

Dergleichen Zerſtreuungen waren übrigens wohlthätig für Immermann, ſie zogen ihn aus der ſchwülen Häuslichkeit und nöthigten ihn von Zeit zu Zeit ſich vom Schreibtiſch zu trennen, an welchen der Münchhauſen ihn ſo gefeſſelt hielt, daß ſeine Kräfte faſt übermäßig angeſtrengt wurden. Die Dichtung ſchritt raſch weiter und im Anfang März las er in der zweckloſen Geſellſchaft das fünfte Buch des Romans vor, deſſen Hauptinhalt das Liebesgeſchick bildet, in welches ſein eignes Schickſal in der perſönlichſten Weiſe verflochten iſt. Die Erregung, in welcher er dieſe Bekenntniſſe, freilich in den Schleier der Poeſie gehüllt, vortrug, rief nicht nur einen wahren Sturm des Entzückens hervor, ſondern erregte auch allerhand Vermuthungen, die Immermann bisweilen noch durch unbewachte Aeußerungen vermehrte. „Lieber, die Poeſie iſt erſt jetzt bei mir aufgegangen," ſagte er zu einem Freunde, der über die Vorleſung mit ihm ſprach, und als ein Anderer in der Beſchreibung Lisbeths ganz individuelle Kleinigkeiten hervorhob, die kaum in das Bild gehörten, wußte er bei der Frage, wie er dazu gelangt, nur mit Lächeln zu erwiedern. —

Zwiſchen die poetiſchen Beſchäftigungen ſtellte ſich Ende März leider eine ſehr verdrießliche Geſchäftsſache. Abermals

war eine Vacanz im Appellhof eingetreten, und abermals war Immermann bei der Beſetzung derſelben übergangen worden, ein Verfahren, was nach ſeiner Meinung geradezu ſeiner bürgerlichen Ehre zu nahe trat. Man hatte ſeine temporaire „Leitung der Bühne“, für welche ihm doch ein königlicher Urlaub gewährt worden war, wider ihn geltend gemacht und traute wohl überhaupt im Miniſterium einem Beamten nicht, der wie Immermann zugleich literariſche Intereſſen verfolgte. Doch waren dieſe nie in irgend einen Widerſpruch mit ſeinen Pflichten getreten, das durfte ihm ſein Gewiſſen ſagen, das ſprach das Zeugniß aller ſeiner Collegen, wie das des Präſidenten von Voß aus, unter welchem er ſeit eilf Jahren gearbeitet hatte. Er war treu, gewiſſenhaft, eifrig in Allem, was von ihm gefordert wurde, gründlich bewandert in ſeinem Fach, und es gab in der That keinen Grund, der das verletzende Verfahren wider ihn hätte rechtfertigen können. Eine Verſetzung wäre gerade in dieſem Augenblicke überaus erwünſcht geweſen, ſie hätte ihn aus ſeiner peinlichen Lage befreit und ſeiner künftigen Häuslichkeit etwas reichere Mittel verſchafft, als ihm die Juſtiz bisher geboten hatte. Immermann beſchloß alſo, Alles aufzubieten, um der ihm widerfahrenen Unbill entgegenzutreten. Er wandte ſich in einer Immediateingabe an den König, die von den ehrenwertheſten Zeugniſſen hochſtehender Männer der Rheinprovinz begleitet war, und legte die Documente vor, welche das ungerechte Verfahren gegen ihn erwieſen. Von Teplitz aus erhielt er denn auch einige Monate ſpäter den Königlichen Kabinetsbefehl, demgemäß Friedrich Wilhelm III. nach eingefordertem Bericht des Juſtizminiſters, mittels Ordre an denſelben genehmigt, daß Immermann bei der nächſten Vacanz zu einer Rathsſtelle bei dem Appellationshofe zu Cöln berückſichtigt werde.

Erſt als dieſe Verdrießlichkeit in ſolcher Weiſe erledigt war, trat der Gedanke völlig zurück, den Immermann in der

erſten Aufregung gefaßt hatte; der Gedanke, den Rhein zu verlaſſen und in ein Oberlandesgericht zu treten. — Es wäre ein ſolcher Wechſel geradezu ein Unglück für ihn geweſen, denn es iſt nicht zu verkennen, daß die Rheiniſchen Gerichte viel geringere Anſprüche an die Arbeitskraft ihrer Räthe ſtellen, als es bei den Gerichten der andern Preußiſchen Provinzen der Fall iſt, und daß Immermann nur am Rhein Freiheit für ſein geiſtiges Leben finden konnte.

Ein Anfall von Gelbſucht, den ihm der Aerger zuzog, zeigte die Reizbarkeit, in welche ihn die Anſtrengungen der letzten Monate verſetzt hatten, auch rheumatiſche Schmerzen regten ſich wieder. Um Oſtern war der Dichter durch dieſelben abermals vierzehn Tage an das Zimmer gefeſſelt und befand ſich ernſthaft leidend. Leider zögerte auch der Frühling, nach dem er in den letzten ſchweren Wintertagen wahrhaft gelechzt hatte, zu erſcheinen. „Es iſt eine Luft", ſchreibt er im April, „welche die Nerven bis auf den Tod peinigt und alles Rheumatiſche gewaltſam aufwühlt. Gott Lob, daß wenigſtens der Winter vorbei iſt. Was kann der Menſch erleben! Aber noch ſtehen die Bäume wie Beſenreiſer, ſchüchtern wagt das Laub ſich nicht hervor, der Wind heult, der Regen ſtrömt und die Scheußlichkeit des Frühjahrs iſt wirklich ohne Beiſpiel in der Geſchichte des Wetters!"

Einige Blätter von Immermann's Briefen an Mariannen, die wir aus dem Sommer mittheilen, führen uns auch in die kleinen äußern Ereigniſſe deſſelben ein und wir fügen hier nur noch über denſelben hinzu, daß am 17. Auguſt die Gräfin Ahlefeldt Düſſeldorf verließ, um nach Italien zu gehen und daß am 20. Auguſt Immermann ſeine Reiſe nach Halle antreten konnte.

# XXVIII.

## Aus Briefen.

### 1839.

„Sie haben mir erlaubt, an Sie zu ſchreiben, und ich mache dankbar von dieſer Erlaubniß Gebrauch, welche mir die freundliche Ausſicht öffnet, daß die holden Stunden, die ich mit Ihnen in Magdeburg verleben durfte, nicht wie mit der Scheere abgeſchnitten ſein werden. Noch eben das traulichſte und für mich beglückendſte Zuſammenſein — und dann plötzliches Verſtummen, Verſchweigen, Nichts! Das wäre mir zu herbe und würde mich recht traurig machen. Wo mein Gemüth ſich ergriffen fühlt, da kann es nicht abbrechen, es will haften und dauern.

„Wenn gewiſſe Dämchen gehalten hätten, was gewiſſe Dämchen verſprochen; nämlich am Morgen des 7. October ſich in der Frühe zu erheben und den Wanderer mit ihren letzten Blicken zu entlaſſen, ſo würden gewiſſe braune Augen ſich an dem herrlichſten Phänomen erquickt haben, welches gewiß ſeit lange den Himmel verklärt hat. Nämlich am völlig reinen Firmamente wirkten Mondlicht, Sternenſchein und Morgenroth zu einer prismatiſchen Farbenglorie zuſammen, wie ſie noch nimmer meinen Augen erſchienen war. Mein Bruder wird Ihnen vielleicht davon erzählt haben. Iſt der Himmel nicht zu vornehm, ſondern läßt er ſich zuweilen herab, uns Zeichen zu ſenden, ſo bin ich unter günſtigen Zeichen geſchieden. Und

da der Tag, an welchem ich reiſte, spes im Kalender hieß, d. h. Hoffnung, ſo will ich hoffen. Unter dem Hoffen verſtehe ich etwas ſehr Hohes und Göttliches im Menſchen, das ewig poſitive Element in ihm, die Zuverſicht, daß Alles, was in ihm einmal wahrhaft lebte und webte, auch irgendwann und irgendwie draußen in der Sichtbarkeit ſeine Frucht tragen werde. Und nicht etwa erſt im Jenſeits, auf welches ich überhaupt die Menſchheit nicht zu freigebig angewieſen ſehen möchte, ſondern ſchon im Dieſſeits — freilich gewinnt manche Frucht unter Gottes Pflege eine andere Geſtalt, als der Menſch im Moment des Keimens dachte, und darum ſoll man überhaupt nur hoffen, immer hoffen, ſich aber von dem zu Hoffenden keine allzubeſtimmte Vorſtellung machen.

„Sie ſehen, Marianne, der Mann in ſeinen beſten Jahren (wie man nach gerade abgängig werdende Figuren gefällig verſchönernd nennt) kann ſich nicht verläugnen. Ich docire — Geſchwind alſo nach Hamburg! Dort iſt Leben, Bewegung, Getümmel, Volkstrachten wechſeln mit Equipagen, ſchöner Welt, Eleganz. Blanke Läden ſtrahlen, an der Börſe rechnet der Kaufmann, im Hafen flaggt der Dreimaſter! Wie oft dachte ich an Sie, wie oft wünſchte ich Sie hin, um dieſes Chaos aus dem Spiegel Ihrer Augen zum frohen Bilde geordnet zurück zu empfangen. Wie würden gerade Ihnen Reiſen zum Segen werden! Sie würden die ſchöne bunte Welt in ſich aufnehmen, ihre Lücken nicht ſehen und das ſchlichte wahre Kind bleiben, welches Sie ſind. — Ich habe mit meinen Reiſenotizen einige Bogen beſchrieben und dieſe meinem Bruder geſendet mit dem Erſuchen, ſie nach der Leſung Ihnen zu überſchicken. Denn ich dachte, als ich ſchrieb, an Sie als Zuhörerin. Es iſt eben nicht ausnehmend intereſſant, was ich zu verzeichnen hatte, da Sie mich aber in Magdeburg auch gütig anhörten, wenn ich gewöhnliche Dinge plauderte, ſo vertraue ich auf die Fortſetzung dieſer mir günſtigen Gewohnheit. — Den Kupferſtich liefere

ich Ihnen nach, wie es hin und wieder bei Büchern der Fall ist, nämlich eine ausgeschnittene Vierländerin die „schöne Maiblom“ ausruft.

„Gern hätte ich einen regierenden Bürgermeister, den ich in seiner mittelälterlichen Amtstracht zu sehen die Ehre hatte, dazu gelegt, wenn er zu haben gewesen wäre; das wäre ein hübsches Paar gewesen.

„Hier fand ich Alles, wie ich es verlassen. Selbst einige Georginen im Garten waren so gefällig gewesen, zum Empfange mir noch ein paar Blumen aufzuheben. Wäre doch Ihre Großmutter damals vor einigen Jahren so großmüthig gewesen, an Düsseldorf einen Tag zu schenken, ich hätte ihr und Ihnen schon einige vergnügte Stunden bereiten wollen! — Meine Verhältnisse hier sind so einfach und leicht, daß, wenn ich zwei Monate abwesend gewesen bin, es ist, als ob ich zwei Stunden ausgegangen war. Ein großes Glück, wenn man dagegen sieht, mit welchem Ballast Anderer Schifflein belastet ist!

„Ich dichte einmal wieder manches und werde noch mehreres vielleicht dichten. Täglich schreibe ich ein paar Verse. Es kriegt sie aber Niemand zu lesen, vielleicht bei meinem Leben Niemand. Man muß Sachen für das Publikum haben und Sachen für sich. Für den Münchhausen war ich noch immer zu unruhig, und so ist's noch völlig unentschieden, ob er's ist oder nicht ist? — Sie wollten ja wohl, er solle es nicht sein? So wird er es denn wohl nicht werden.

„Nun, liebe Marianne, schließe ich für heute. Wenn Sie mich jetzt recht erfreuen wollen, so sagen mir einige Zeilen von Ihrer Hand, wie es Ihnen geht, wie Sie leben, wen Sie sehen und gesehen haben. — Alles und Jedes, was ich von Ihnen höre, wird mir lieb und werth sein. Und nehmen Sie keinen feierlichen Ernstanlauf, sondern setzen Sie sich zum Schreiben nieder, als wollten Sie mit mir harmlos mündlich plaudern wie in M., dann wird mir's am wohlsten werden.

„Ihr Bild bleibt in mir bewahrt und zwar an der Stelle meiner Seele, wo unter dem Dornengeflecht von Spott, Ironie, Zweifeln, welche das Leben erzeugte, die Entzückungen der Andacht, Poeſie, Begeiſterung, noch ein kleines verborgenes Heiligthum bei mir beſitzen. Ich beuge nur vor Wenigen jene Dornen hinweg, die es dem Auge der Welt verhüllen; Sie aber ließ ich hineinſehen. Da ich es bin, ſo unterzeichne ich mich auch als

Düſſeldorf, den 21. October 1838.

Ihren Freund
Immermann."

1. Januar. „Wenn es mir oft zu ſchlimm werden will, und ich trete dann in mein ſtilles Muſeum, wo mich die Geiſter der Vorwelt anſchauen, und die Götterbilder, und ſo manches Denkmal meines ernſten, arbeitſamen Lebens, dann fühle ich mich wieder und weiß, daß ich ausharren und beſtehen bleiben werde.

„Meine Jugendliebe ging mir verloren, — dann kam der lange, heftige Traum der Leidenſchaft, und nun in voller Reife, aller meiner Kräfte Meiſter, durch das Leben gezeitiget und geläutert, ſehe ich die früheſte Liebe wieder mir nahen. Denn zu Dir habe ich gerade daſſelbe reine, andächtige und keuſche Gefühl, wie damals zu Louiſen, nur bereichert mit allen Schätzen, die mir das Leben hernach gegeben."

2. Januar. „Als Du vor mir ſtandeſt, gegen Abend, meine geringen Verſe in der Hand, in ſo lieber demüthiger Unbehülflichkeit — da war es um mich geſchehen. Mein ganzes Weſen war eine ſanfte Flamme, wie ein Blitz durchzuckte es mich, in dieſem Mädchen ruht der ganze Lohn und Preis deiner vielen Mühen und Arbeiten.

„Ich habe endlich ſoviel Stimmung wieder gewonnen, um am Münchhauſen von neuem arbeiten zu können. Es iſt nun das vorletzte Buch daran, worin ich die Sachen unter den

Bauern und mit meinen jungen Liebesleuten zu Ende führe. Es muß, ſoll das Ganze etwas taugen, dieſes Buch der Gipfel und das Meiſterſtück werden, und ich bin ſo bewegt, und in ſolcher Verfaſſung ſchreibt man ſo ſchlecht. An der Liebesſcene arbeite ich mit einem Feuer, wie nie, oft aber ſpringe ich auf, weil ich nicht weiter ſchreiben kann, und ſtrecke die Arme in die leere Luft aus.

„In mir iſt eine wunderbare Miſchung der Gefühle gegen Dich, ich habe die ganze Gluth des Liebenden, und doch auch etwas von der uneigennützigen Zärtlichkeit des Vaters zu Dir. Was iſt's doch ein Glück um ſo eine einfache, offene, fromme Liebe! Wie macht ſie das Herz ſo ruhig und ſicher und ſtark. O bleibe recht, recht ruhig in dem Bewußtſein, daß Du der gute Engel eines Menſchen geworden biſt. Ich ſtand recht nahe dem Untergange, wachte oft mit einem ſchrecklichen Gefühl der Gleichgültigkeit auf, ſah ein frühes Altern vor mir, eine trockene Zukunft. Denn über mein Talent habe ich immer ſehr beſcheiden gedacht, und die Zweifel ſind nie ganz von mir gewichen, ob ich eine dauernde Wirkung in der Literatur hervorbringen werde. Worauf ſchaute ich nun hin? Woran ſollte ich mich halten? Aber wenn ich eine liebe Frau haben werde, dann werde ich freilich wiſſen, wofür ich arbeite und ſorge."

16. Januar. „Ich habe gefehlt, und habe gebüßt und werde noch büßen müſſen. Denn ich weiß recht wohl, was ich an der Gräfin verliere. Mit allen meinen Erinnerungen iſt ſie verwachſen, überall wird ſie mir anfangs fehlen. Ihr Schickſal geht mir nahe, als ſähe ich meine Mutter foltern. Eine Wehmuth wird mich noch oft ergreifen, vielleicht zuweilen ein ungeheurer Schmerz, und nicht eher werde ich ganz glücklich an Deiner Seite ſein, als bis ſie, verſöhnt, gefaßt, mir, Dir und unſerem Hauſe als Freundin angehören wird. Darin, daß ich Dir das Alles ſo frei ſagen kann, und daß ich weiß, Du liebſt mich um dieſer Freimüthigkeit willen um ſo mehr, ſiehſt

Du eben, daß zwiſchen uns das Verhältniß ganz richtig iſt. Deine Jugend ſieht in mir den vorgeſchrittenen, gemachten Mann, Du haſt den Glauben und die Ahnung, daß Alles in mir feſt und zuſammenhangend iſt, deshalb rankſt Du Dich wie die zarte Rebe um die Ulme; ich aber ſehe und empfinde in Dir die ewige innere Poeſie, die Gott in das Herz des Weibes gelegt hat, und aus der allein mein Leben ſich noch geſtalten und erhalten kann."

22. Februar. „Laß Dich's nicht dauern, Kind, daß Du noch Vieles von deutſcher Literatur nicht kennſt, willſt Du denn Nichts bei mir lernen? Wie ſchön wird dann das ſein, wenn Du aus dem Munde Deines Geliebten die Heroen unſerer Nation kennen lernſt! Das iſt ein neuer Zauber unſeres Bündniſſes. Alſo lies nur friſch mit der Großmutter die Franzoſen und die anderen Ausländer, von denen kannſt Du mir wieder manches erzählen, was mir unbekannt blieb.

„Daß Du übrigens auf einer ſtocktheologiſchen Univerſität lebſt, ſieht man daraus, daß Jemand jungen Damen vom Teufel und von der Ewigkeit der Höllenſtrafen den ganzen Abend über erzählt. Was die Meinungen betrifft, ſo ſchließe ich mich der Deinigen an. Ich denke mir Gott als in einem ewigen Liebesbunde mit der Welt begriffen. Er durchdringt mit ſeinem ſchöpferiſchen Feuer den Stoff bis in ſein Innerſtes, da praſſelt es denn zuweilen, da ziſcht es und ſchäumt es, und dieſes Praſſeln, Ziſchen und Schäumen nennen die dummen Leute den Teufel; aber alle Blaſen und Schlacken, die dabei aufgeworfen werden, ſind vor ſeinem Auge doch nur wieder Keime neuer göttlicher Formationen. Die Sünde iſt da, das iſt richtig, ſie iſt aber nur das Negative, das noch nicht Gott durchdrungene, nichts Poſitives. Zuletzt wird Gott überall ſein und folglich die Hölle aufhören. So lautet mein Glaubensbekenntniß, was allerdings wohl nicht in den Formeln des Syſtems ſein mag."

26. Februar. „Am Münchhauſen habe ich immerfort

geſchrieben. Der Stoff hat ſich zu drei Bänden entwickelt, der zweite iſt fertig gedruckt, am dritten ſchreibe ich noch. Das vorletzte Buch iſt beinahe fertig, aber das ganz letzte liegt noch ungeboren in meinem Kopfe. Es bleibt entre deux, ob er's iſt, oder nicht. Karl Buttervogel verliert zuletzt ſeine Geliebte, bekommt aber eine Ohrfeige und einen Sauerbraten. Daraus mache Dir einen Vers, wenn Du kannſt. Doch nicht Alles iſt poſſenhaft. Zwiſchen allen Fratzen grünen die Wieſen des Oberhofes, tragen als liebliche Frucht das Verſtändniß des Jägers und Lisbeths. Die individuellſten Züge ſind hineingewebt, — dann das Schifflied und die Verſe an Dich zur Taufe. Eins verdrießt mich nur, daß die Lisbeth blond iſt, nicht ſchwarzlockig. Noch nie habe ich wohl ſo Liebe gemalt. Der Münchhauſen iſt mir unter den Händen eine ſonderbare Compoſition geworden, er ſollte erſt nur reiner Spaßmacher werden und kommt jetzt gegen das Ende ganz tragiſch zu ſtehen; es geht ihm in anderer Nüance wie dem Saraſtro, der offenbar nach Mozarts erſter Intention zum ſchwarzen Ungeheuer beſtimmt war, ſich ihm aber unter den ſchöpferiſchen Fingern zum edlen Menſchen verwandelte.

„Ich habe unermeßlich viel zu thun. Denke nur, wenn ich mit Münchhauſen fertig bin, worüber noch der März hingehen wird, ſo muß ich in den Monaten April, Mai, Juni einen ganzen Band ſchreiben von allerhand einzelnen Aufſätzen, Studien, Erinnerungen. Mit dieſen Laſten habe ich mich überbürden müſſen, um in dieſem Jahr ganz ſchuldenrein zu werden, und Reiſegeld für den Herbſt zu bekommen. Bete für mich, daß ich nicht unterliege.

„Der Grundton aller meiner Empfindungen gegen Dich bleibt immer ein unbegrenztes Vertrauen. Vor Dir habe ich keine Geheimniſſe, vor Dir, Du mir von Gott geſchenktes Kind, liegt meine Seele offen da. So laß es bleiben, dieſes ſchrankenloſe Vertrauen mache mir immer möglich, dann wirſt

Du der gute Engel Deines Freundes auf Erden ſein. Bleibe immer ſo einfach, ſo gerade, ſo redlich mit mir, wie Du bisher warſt. Bedenke, daß mein Leben in ſo manchen Conflikten etwas Halbes und Zerſplittertes bekam, und daß es nun Deine Beſtimmung iſt, es zum Ganzen, Schlichten, Offenen auszuheilen. Du haſt eine hohe Beſtimmung; denn die Seele eines Menſchen retten helfen, iſt wohl etwas Göttliches. Du kannſt ſie aber nur erfüllen, wenn Du mit der größten Wahrheit und Rechtſchaffenheit verfährſt. Künſtle nie mit mir, fern bleibe Deiner Seele jede, auch die kleinſte Koketterie (wie ſie ſelbſt gute Frauen ſich wohl mitunter erlauben) und jedes Spiel mit Launen und Schmollen. Iſt Dir etwas an mir nicht recht, dann ſprich es gleich aus, damit ſich nie ein Geſchwür des Mißbehagens zwiſchen uns bilde. Ich will Dich dagegen hegen und halten wie meinen Augapfel, Du ſollſt gehoben werden in meine geiſtigen Bahnen und Deine Seele will ich ausweiten mit allem Hohen, Würdigen und Unſterblichen, was mir zugänglich iſt. Vor Allem aber ſollſt Du in jedem Augenblicke wiſſen, daß Du Deines Freundes Schatz und Kleinod biſt, das wird Dich mit einer ſanften und heiligen Wärme erfüllen, denn Nichts macht den Menſchen nachhaltig glücklicher als das Gefühl: Du biſt einem zweiten Weſen in ſeinem edelſten Bedürfniſſe nothwendig."

10. März. „Am Sonntag Abend haſt Du einen Triumph gefeiert. Nämlich ich las in der zweckloſen Geſellſchaft das Buch von Münchhauſen, worin die Liebesſcenen zwiſchen Lisbeth und dem Jäger vorkommen und die der eigenſte Abdruck meines Gefühls für Dich ſind. Ich hätte ſie nicht ſchreiben können, wenn Du mir nicht inzwiſchen geworden wäreſt. Sie erregten ein wahres Entzücken, die empfänglichen Gemüther in dem Zirkel konnten ſich über dieſe Offenbarung der Liebe gar nicht zufrieden geben, und da ich vor Tiſche nicht ganz hatte zu Ende kommen können, ſo forderte mich ein kleiner Kreis nach Tiſche

auf, weiter zu leſen. Ich fing um Mitternacht an und las bis Eins, und Alles war hingegeben an die Darſtellung.

„Das hat mir unendliche Freude gemacht, denn es bewies mir, daß die Stimme meines Buſens Recht gehabt hat, wenn ſie rief: „Marianne ſchafft mich erſt zu dem, was ich auf Erden werden kann, ſie ſchafft mich auch erſt recht zum Dichter. — In der ſüßeſten Geſtalt vollendet ſich meine Verſöhnung mit Welt und Leben, der kalte Spott zieht wie ein gebannter Schatten in den Tartarus und der Fluch wird von meinem Haupte genommen.

„Wie ich beglückt bin, das Alles Dir zu Füßen zu legen! — Anmuth, Schönheit und Frieden bringſt Du mir zu, die fehlten mir, die fehlten auch meiner Poeſie bisher, welche ſonſt Witz, Scharfſinn, Tiefe, Vernunft genug hatte. Aber mein Leben war zerſpalten, wie hätte das höchſte Ergebniß des Lebens, die Dichtung, ganz und harmoniſch ſein können? —

„Meine Schriften erhältſt Du gewiß zum 24. April; wie glücklich würde es mich machen, wenn Du darin fändeſt, was Dich erhöbe und bereicherte, doch ſollſt Du mir Deinen Tadel oder Deine Gleichgültigkeit nicht verſchweigen, denn Wahrheit muß zwiſchen uns die ewige Loſung bleiben. Auf Wahrheit, wie auf einen feſten Fels, wird der Tempel unſeres Bundes gebaut.

„Im Geiſte dieſer Wahrheit will ich Dir auch meine Selbſtſchilderung ſchreiben. Ich kenne mich ſehr genau mit meinem Guten und Schlimmen, und noch ein Weſen ſoll es auf Erden geben, welches dieſe Kunde mit mir theilt, und das ſollſt Du ſein. Du ſollſt mich kennen lernen mit meinen ſchlimmſten Fehlern; aber auch mit einigem Guten, was vielleicht Niemand von mir weiß. Dieſe Selbſtſchilderung iſt aber eine Arbeit, die in guten Stunden gemacht ſein will, denn es ſoll nicht dabei auf ein ſchlechtes Kokettiren mit ſich ſelbſt hinauslaufen, ſondern, will's Gott, ſoll dieſe Schilderung einen

abermaligen Moment in der Entfaltung des Lebens unſerer Liebe machen.

„Ich werde viel Tiefes, Ernſtes und Großes mit Dir verhandeln können, glaube das mir, der ich Dich nicht überſchätze, aber erkenne in Deinem eigenſten Weſen. Ich will wahrhaftig an Dir kein Tändelſpielzeug haben, ſondern eine Freundin, mit der ich Gedanken der Unſterblichkeit durchſprechen kann, die mir in ſchwierigen Lagen Rath und Beiſtand ſein ſoll, — eine Frau mit einem Worte im höchſten Sinne, und Du wirſt es ſein, verlaß Dich darauf."

25. März. „Dein zuweilen heftiges Weſen habe ich ſchon in meinem letzten Briefe erwähnt. Das iſt ein Temperamentsfehler und ſchwerlich wirſt Du darüber in ſo jungen Jahren Herr werden. Ueberraſcht Dich ſo ein Anfall, dann ſchäme Dich nur nachher nicht, durch einen ausſöhnenden Blick den Verletzten zu begütigen, und wäre es auch nur ein Kind. Einem guten Herzen wird das nicht ſchwer.

„Bei den Prätenſionen an die Menſchen ſind wir in gleicher Verdammniß, und vielleicht entſpringt der Fehler aus der gleichen Urſache. Wir denken groß von den Menſchen, und darum wollen wir auch immer etwas Reelles von ihnen ſehen. Ich habe lange mit den Schmerzen, die in dieſer Region aus getäuſchten Erwartungen entſpringen, gekämpft, endlich aber eine Art von Heilmittel gefunden. Ich habe mich nämlich gewöhnt, den Menſchen, wo nur immer möglich, mit etwas Beſtimmtem leiſtend entgegenzutreten. Sie leiſten dann ſchon wieder etwas dagegen, und ſo erzeugt ſich wenigſtens häufiger ein Wechſelverkehr, als wenn man ſo in's Allgemeine hin von ihnen fordert. Sieh einmal zu, ob Du nicht einen ähnlichen Weg einſchlagen kannſt."

4. April. „In der Nacht vom Gründonnerſtag zum Charfreitag bekam ich meine alten Rheumatismen abermals, und dies Mal iſt der Anfall ſo ſtark, daß ich ſchon acht Tage

im Zimmer bin und vielleicht noch acht Tage darin verweilen muß. Als Du mich am Charfreitag Morgen noch in ſüßem Schlummer wähnteſt, lag ich gerade in heftigen Schmerzen. Wie die Gedanken der Menſchen trüglich ſind! Wohl uns, daß unſere gegenſeitigen Gedanken im Ewigen ſich nicht täuſchen, und immer die Wahrheit treffen, wenn ſie denken, der Andere ruht in ihr und in dem Abgrunde einer heiligen gottverklärten Liebe.

„Am leideſten that mir, daß ich nicht zum Abendmahl gehen konnte; ich hatte mich ſo danach geſehnt und empfand es wie ein Bedürfniß, mein Herz in dieſer großen Wendung, die über mein Leben gekommen iſt, vor Gott hinzulegen. Begleitet haben Dich meine Gedanken von meinem Sophalager aus auf Deinem Gange zum Altar. Du haſt ganz Recht in dem, was Du von der Entbehrlichkeit des ſchönen Redens vor der Communion ſprichſt. Ich finde in der proteſtantiſchen Kirche überhaupt das Wort zu ſehr und das Symbol, das ſtumme Zeichen zu wenig in Würden. Der Katholik lebt mehr ſein Chriſtenthum. Und nun gar beim Abendmahl! Welcher Prediger bliebe nicht mit der meiſterhafteſten Predigt weit hinter dem Gefühl deſſen zurück, der mit aufgeſchloſſenem Sinn und wahrer Andacht die Handlung begeht? Da möchte ich nie etwas Anderes als Liturgie, Geſang und das Sakrament. — Denke Dir ihn lebhaft, den großen Gedanken dieſes Sakraments und Du wirſt ſchaudern vor Bewunderung. Seiner äußeren Erſcheinung nach ein armer, verachteter Jude, und unter dieſem verachteten Volke wieder zu den Verachtetſten zählend, zu den Galiläern, ißt zu Nacht mit zwölf anderen Juden und die Völker der Erde haben nachmals an dieſem Brot und Wein in ſich das ewige Leben genährt.

„Wie ſehnſüchtig ich täglich während meines Unwohlſeins auf Briefe von Dir wartete, kannſt Du Dir vorſtellen. Doch war meine Sehnſucht ohne Unruhe und Ungeduld; ich dachte:

Wann ſie Dir ſchreibt, dann iſt es recht. Ich bin in einer unbeſchreiblich ſüßen Empfindung über Dich. Da iſt keine Spur von Krampf, Schwulſt, Aufſpannung, ſondern Alles iſt klar, lauter, goldendurchſichtig in mir. Mir iſt, wenn ich an Dich denke, als ruhte ich in einem kryſtallenen Weiher, den ſchöne Blumen umkränzen, meine ermüdeten Glieder aus, und die Fluthen hätten die Eigenſchaft, nicht zu erhitzen und nicht zu kühlen, ſondern wie ein ewig Belebendes zu umgeben."

19. April. „In der Trübſal der Trennung tröſtet mich Eins, und das tröſte Dich auch. Es wäre in zu früher Nähe unmöglich geweſen, daß wir uns ſo gegenſeitig in der Tiefe unſeres Gemüthes und Geiſtes gefaßt hätten, als durch die Briefe geſchieht. Das Leben iſt einmal roh und wirft manches Rohe zwiſchen zwei Menſchen. Weit über Berge und Ströme hinüber empfängſt Du nun den eigentlichen Kern meines Weſens und ich ihn von Dir. Kommen nun, wenn wir in Halle zuſammentreffen, doch noch hin und wieder Dinge, die Dich irre machen wollen, da denke gleich, das iſt er nicht ſelbſt, das iſt der Schaum des Tages, die Aeußerlichkeit. Wie ich mich Dir in meinen Briefen zeige, ſo bin ich, daran glaube."

24. April. „Die ſonderbarſten Widerſprüche vereinigen ſich in mir. Ich bin kalt und warm, gerecht und ungerecht, aufopfernd und egoiſtiſch, offen bis zum Exceß und geheimnißvoll verſteckt, hart und weich, ſehr klug und ſehr dumm. — Wo liegt da die Einheit? — Die Maler klagen darüber, daß mein Geſicht nicht zu treffen ſei, weil kein Augenblick darin dem anderen gleiche; die Seele möchte keine geringeren Schwierigkeiten darbieten. Je klüger die Menſchen ſind, die mich kennen, deſto räthſelhafter finden ſie mich; je dümmer, deſto raſcher ſind ſie mit dem Urtheil über mich fertig. — Etwas näher tritt man dem Bilde eines Menſchen, wenn man die Sterne betrachtet, unter denen er entſtand. Seltſame Umſtände trafen bei meiner Erzeugung zuſammen. Der Vater fünfund-

vierzig Jahre, die Mutter achtzehn Jahr alt — die erſte Jugend und das herannahende Alter miſchten ihre Elemente zu meinem Werden. Der Vater ſtreng, eiſenfeſt, ſchroff, ſchwer; die Mutter weich, nachgiebig ohne Maaß.

„Das erklärt Vieles in mir. Der Contraſt von Froſt und Gluth, von Starrem und Flüſſigem, war ſchon das Geſetz, unter welches die Stunde meiner Empfängniß fiel. In mir erſcheint nun dieſer Contraſt als ſtrenger, kalter, unbeſtechlicher Verſtand neben ſchwärmender Phantaſie und das Gefühl iſt etwas von dieſem Widerſpruche bedeckt. Leichter würden die widerſtrebenden Beſtandtheile meines Weſens ſich zur Harmonie ausgearbeitet haben, wenn meine Jugend eine anmuthigere, ungetrübtere geweſen wäre. Aber der Druck war das Wort jener Jahre. Ihr jungen Leute, die ihr im Frieden entſtanden ſeid, wißt nicht, was für Zeiten das damals waren! Noth, Armuth, Elend überall, Ekel an den öffentlichen Verhältniſſen; die eiſerne Fauſt des Despotismus über jedem Haupte. Wir haben als Kinder damals auch geſpielt, gejauchzt und ausgelaſſenes Zeug getrieben, aber ſelbſt die Kinder verließ der Gedanke nicht, daß die Väter todtgeſchoſſen würden, wenn ſie etwa ſagten, Napoleon ſei auch nur ein Menſch, wie Andere.

„Die Jahre nun, wo der junge Mann der ruhigſten und ſtäteſten Entwickelung bedarf, das ſiebenzehnte bis zum zwanzigſten, fielen bei mir in die ungeheuerſten Kämpfe der Welt. Willſt Du glauben, daß ich Alles in Allem kaum zwei Jahre ſtudirt habe? Die größten Lücken blieben in meinen Kenntniſſen, ein wahrer Fluch, an dem ich zeitlebens nachzuleiden habe, denn wüßte ich mehr, dann ſollteſt Du einmal ſehen, was ich machen würde. Den Vater verlor ich im Kriege; nach der Univerſitätszeit durfte an nichts gedacht werden als an Brot, ſo kam der jugendliche Geiſt nie zu einer eigentlichen Abklärung, zu einem organiſchen Reifen.

„Manches Mißgeſchick außerdem. Gleichzeitig mit meinen

Landsleuten hatte ich mich im erſten Kriege zu den Waffen gemeldet, ein Nervenfieber ergriff mich, brachte mich an den Rand des Grabes, hielt mich ein Vierteljahr zurück, ſo daß ich mein Detachement erſt erreichte als Alles vorbei war. Das war ein ſo tiefes Unglück für mich, daß ich in der Zwiſchenzeit bis zum zweiten Kriege mich faſt immer in einem Zuſtande der Verzweiflung befand. — Ich war deshalb vielleicht der einzige Menſch weit und breit, der jubelte, als Napoleon von Elba entwich und ich kann das Entzücken nicht beſchreiben, welches ich fühlte, als der König zum zweiten Mal die Freiwilligen aufrief. Ich konnte die Zeit nicht abwarten, mich zu melden. Da habe ich denn alſo auch den Krieg und die Schlachten kennen gelernt.

„Meine Liebesgeſchicke ſind Dir bekannt. Das Gefühl für Louiſe war ein ganz reines, andächtiges; der Nachklang dieſer Melodie tönt in dem Jugendſpruche. Mein Herz wurde furchtbar geknickt, als alle Poeſie erſter Liebe darin wogte. Ueber das Verhältniß zu E. kein Wort weiter.

„Neben ſo vielem Herben, Zerreißenden, Auflöſenden ging auch manches Gute her. Früh wurde ich meiner Fähigkeiten gewahr und meiner Kraft, daraus entſprang ein hoher Leidensmuth. Ich lernte von Allem und durch Alles. Ich war der Gegenſtand der Aufmerkſamkeit für meine Lehrer, ſpäter der Liebling verſtändiger Vorgeſetzter. Früh war ich ſelbſtſtändig und mein eigener Herr; als nun gar mein Talent ſich zu entfalten begann und literariſche Erfolge eintraten, da ahnte mir, daß ſich mein Leben nicht in bloßen Privatſchickſalen abſpinnen, ſondern der allgemeinen Geſchichte des Geiſtes mit angehören werde und ſeit dem Augenblicke bin ich wenigſtens dauernd nie verzagt geweſen. — Immer hatte ich Menſchen, die erſtaunlich an mir hingen und die rührendſten Beweiſe von Aufmerkſamkeit und Zuneigung habe ich empfangen. Beſonders waren mir Frauen zugethan, jedoch mehr die in reiferen Jahren.

Von jungen Mädchen weiß ich in dieſer Beziehung nichts. Ich war ihnen wohl zu ernſt, gedankenvoll, ungelenk und nicht lyriſch genug.

In Düſſeldorf kam ich zum Bewußtſein meiner ſelbſt. Ich lernte verſchiedenartigere Menſchen kennen, höhere und feinere Verhältniſſe, hatte Anſchauungen aus dem Leben der Vornehmen und Großen; die mir gewährte Muße benutzte ich wie ich konnte. Das Leben wäre ein ganz heiteres geweſen, wenn nicht der Schatten meiner Verhältniſſe hineingeſpielt hätte. Ich reiſte viel, ſah manche Stadt und manches Land."

---

„Nach dieſer Skizze meines Lebensganges wollen wir nun die verſchiedenen Stellungen und Richtungen meines Geiſtes und Gemüthes beobachten.

„Zuerſt von dem Verhältniß, worin ich Menſchen und Welt zu mir und ich mich zu Menſchen und Welt fühle. Das iſt das eigentlich Moraliſche. Ich bin ſchwerfällig und oft unangenehm im Umgange mit Menſchen, aufbrauſende Heftigkeiten, worin ich Andere verletze, ſind mir nicht fremd, ich ſtelle nicht ſelten eigennützige Anſprüche an Andere, und nur zu oft vernachläſſige ich die kleinen Dienſte, Aufmerkſamkeiten und Zeichen, welche der Tag verlangt. Endlich fehlt mir das weiche überquellende Gefühl, welches jede fremde Noth zu der meinigen machte, und es iſt mir nicht gegeben, mich zum reinen Supplement für die Exiſtenz eines Zweiten darzuleihen.

„Manche nennen mich daher kalt, einen Egoiſten. Auch veränderlich habe ich mich ſchelten laſſen müſſen und ſelbſt ein geiſtiger Despot ſollte ich ſein, der keine fremde Meinung neben ſich dulde.

„Ich will Dir ſagen, wie es mit mir zuſammenhängt.

Ich habe ſo viele erträumte Nöthe und kleinliche Freuden unter den Menſchen geſehen, daß ich etwas unterſcheide und mich nicht dazu beſtimmen kann, ohne Unterſchied meine Sympathie auszugeben.

„Ich geſtehe aber auch, daß eine gewiſſe Zweifelſucht in mir öfter als recht war, an dem Ernſt der Nöthe und Beglückungen gezweifelt hat.

„Wo ich mich jedoch von dieſem Ernſte überzeuge, da kann ich mitfühlen und ich habe Fleiß und Mühe nicht geſpart, fremde Wünſche zu befördern, oder fremden Gram wenigſtens zu lindern. Das iſt auch ſo aus einem Bedürfniſſe meiner Natur hervorgegangen, deshalb mir nie als Verdienſt erſchienen, ich vergeſſe es meiſtentheils nachher und nie rücke ich es Jemandem vor. Auch kann ich ſagen, daß ich mich über fremdes Glück mehr gefreut habe, als über eigenes.

„Von den Menſchen habe ich im Allgemeinen eine ſehr gute Meinung. Es iſt ein Glaubensſatz bei mir, daß Niemand aus Abſicht Anderen wehe thut, ſondern daß, wo dies geſchieht, Ungeſchick oder Beſchränkung die Schuld trägt. Deshalb bin ich auch ſehr bald in meinen Gedanken mit Solchen die mir Widriges erzeigten, ausgeſöhnt, in meiner Betrachtung ſehe ich ſolche Dinge bald in ihrem natürlichen Zuſammenhange ein und wüßte z. B. in dieſem Augenblicke Niemand zu nennen, dem ich etwas nachtrüge.

„Aus dieſer Stimmung entſpringt ein beſonderes Glück meines Lebens. Faſt alle meine Feinde haben ſich ſpäterhin mit mir wieder verſöhnt. Zwiſchen allen meinen Fehlern und Schwächen ſchlingt ſich in meiner Seele ein tiefes Gefühl für Wahrheit in allen Dingen hindurch. Ich kann mich nicht mit oberflächlichen Meinungen beſchwichtigen, ich ſuche immerfort das Tiefſte und Letzte. Daher entſpringt das raſtloſe Sinnen und Grübeln meines Geiſtes, daher auch die Fähigkeit meines Gemüthes, aufzugeben, wovon ich mich überzeuge, daß das Ge-

müthes in einem Irrthume gewählt hatte. Etwas Falſches durchzuführen, um mir, wie man zu ſagen pflegt, „conſequent zu bleiben", einen Irrthum zu verewigen, das iſt mir unmöglich. Das große Geſetz der Bewegung und Verwandlung iſt meiner Seele tief eingeprägt. Gott ſendet die Jahreszeiten nach einander, er läßt Menſchen geboren werden, wachſen und ſterben, Reiche entſtehen und untergehen, ſo meine ich, ſoll auch der Menſch nicht den Moment verſteinern wollen. Sondern in jedem Augenblicke ſoll der Menſch das Beſtehende ſich neu erringen und erobern.

„Menſchen, die dieſes Gottesgeſetz nicht erkennen, habe ich innerlich verarmen und verknöchern ſehen, oder ſie pochten auf ein Ehemals, ohne etwas zu thun, dieſes zu einem Jetzt zu machen.

„Der Sinn, den ich ſchilderte, iſt nun meine Veränderlichkeit genannt worden. Geſtehen muß ich aber auch, daß ich zuweilen Launen habe, die mich für den nicht tiefer Blickenden ungleich erſcheinen laſſen.

„Den Vorwurf geiſtiger Herrſchſucht verdiene ich nicht. Das kann ich mir nachſagen: ich bin von Grund aus beſcheiden, achte jede fremde Meinung, jedes fremde Verdienſt und Talent. Es koſtet mir gar keine Mühe, mich unterzuordnen. Sonſt war ich eitel, ich bin es nicht mehr, aber ſtolz bin ich noch auf das, was ich zu haben glaube, auch fühle ich mich nicht frei von Regungen des Neides, wenn ich ſehe, daß Geringeres neben mir über mich geſtellt wird. Dieſen Neid habe ich in Düſſeldorf oft verſpürt, wenn ich betrachtete, daß mir für Manches, was ich geleiſtet, nicht die Stelle gegeben ward, die ich in Anſpruch nehmen zu dürfen glaubte und daneben die glänzenden Erfolge ſah, die den Künſtlern — oft nur ſehr mäßigen Talenten — zu Theil wurde.

„Meine Phantaſie iſt ewig beweglich, ruht und raſtet nimmer. Wo ſie ſich nicht in freien Schöpfungen offenbarte,

ſondern ſich auf das Leben wendete, da iſt ſie es, welche mich zu vielen Verirrungen hinriß."

---

„Ueber meine Poeſie habe ich kein Urtheil. Sie iſt im Fortſtreben und ſieht noch gar viele Aufgaben vor ſich. Einen ganz neuen Ton hat ſie jetzt bekommen, den Ton ſüßer Ruhe und Befriedigung. Das Drama, mit dem ich mir viel zu ſchaffen gemacht, liegt wohl abgethan hinter mir, ich glaube, daß meine Zukunft der Erzählung, Betrachtung und Schilderung angehören wird. — Im Publiko haben mir unter allen meinen Arbeiten bis jetzt die Epigonen den größten Ruf gemacht. Das öffentliche Urtheil fängt an in Betreff meiner ſich feſtzuſtellen und vielleicht dürfte die Zeit nicht mehr fern ſein, wo man mir in dem Kranze deutſcher Geiſter eine Stelle anweiſen wird.

„Das wollen wir denn ruhig kommen laſſen, wann und wie es kommen will und inzwiſchen uns deſſen, was mein Geiſt hervorbringt, erfreuen, ohne zu grübeln, wie weit ich etwa noch gelangen möchte und könnte."

---

„Nun Heinrich, wie hältſt Du es mit der Religion?" ſo ungefähr fragt Gretchen Fauſten. — Auch darüber will ich mein Bekenntniß ablegen. Ich bin durch und durch naturfromm. Gott iſt mir überall und in Allem. Meine Weltbetrachtung fällt ganz mit der Betrachtung ewiger in den Dingen fortwirkender, nicht todter, ſondern in Liebe lebendiger Geſetze zuſammen. Wo ich gehe und ſtehe, was ich thue und treibe, ich fühle mich an der Bruſt des ewigen Vaters, ich habe ein felſenfeſtes Vertrauen auf dieſen, meinen Gott, der mir zwar nicht alle meine Wünſche gegeben, mich aber immer bis

zu dem Punkte geführt hat, wo ich sein Regiment auch in dem Widrigsten als heilig und gerecht erkennen mußte.

„Ich bin aber kein kirchlicher Geist. Ich gehe selten in die Kirche, weil ich nur selten das Bedürfniß dazu habe. Die Sakramente haben mich immer beglückt, wenn ich ihrer theilhaftig geworden bin, aber auch das geschieht nur selten. Das Christenthum ist mir eine ewige Thatsache der tiefsten Wahrheit und Nothwendigkeit und ich komme immer auf Christum zurück, als auf meinen Erlöser, aber die eigentliche christliche Stimmung habe ich doch nur, wenn ich mich in die ganze Geschichte der Kirche versenke. Zu dem Evangelium für sich betrachtet, habe ich Zeitenlang kein Verhältniß, auch Christus, wie er blos im Evangelio erscheint (nicht der in der Kirche fortwirkende), verbirgt sich wohl für mich in einen Nebel, dann kommen aber wieder Zeiten, wo auch diese Uranfänge des Christenthums mir höchst nahe treten und wo mich namentlich die Leidensgeschichte bis zu Thränen erschüttern kann. Ich lasse in dieser Beziehung ganz meine Natur walten und zwinge mich zu nichts. Einzelne Sprüche aus dem Zusammenhange zu reißen und sie zu richtenden Formeln für individuelle Verhältnisse zu machen, ist mir ein Gräuel, ich hasse das geradezu und finde darin eine totale Verkennung Christi, der eben in die Welt kam, um die Welt von dem Buchstaben der Vorschriften zu erlösen. Sein einziges Gebot ist die Liebe, d. h. nicht die quängelnde, thränenreiche Liebe, sondern der heilige Drang, sich mit Entäußerung alles Starren und Ablehnenden in die tiefsten und feinsten Beziehungen unserer Nächsten hineinfühlen und denken zu können und aus dieser Hingebung an seine Natur und an sein Geschick ihm Trost, Hülfe oder Zurechtweisung zu finden. Diese Liebe ist schwer; ich bin nicht immer im Stande gewesen, sie zu üben, zuweilen aber doch, und im Ganzen glaube ich sie öfter geübt zu haben, als Viele, welche mir den Mangel der Liebe vorwarfen.

„An ein ewiges Leben glaube ich. Ich halte dafür, daß das Feinſte, Individuellſte, die geiſtige Perſon, das Ich mit einem Worte, was nur einmal ſo vorkommt (denn auch der gewöhnlichſte Menſch hat Seiten, die kein Anderer beſitzt), auch das Höchſte und Beſte in uns iſt, und daß es daher unvernünftig wäre anzunehmen, dies könne zerſtört werden, da die ganze Aufgabe des Lebens nur iſt, dieſes Ich zu der Geſtalt herauszuarbeiten, welche Gott ihm beſtimmte. Zu dem Ich gehört nun auch die Liebe, welche es zu andern Weſen trägt, wofern ſie nämlich wahrer, tiefer und echter Art iſt. Iſt ſie alſo das, ſo dürfen wir die Zuverſicht haben, daß das Grab ſie nicht verſchlingen, ſondern daß die Ewigkeit auch ein Wiederfinden gewähren werde.

„Aber über alle dieſe Dinge enthalte ich mich der Ausmalungen, weil, ſobald man ſie ſich in einem beſtimmten Bilde vorſtellen will, auch gleich unlösbare Widerſprüche ſich erheben. Mein Glaube und mein Gefühl iſt ein einfacher lichter Punkt in meinem Innern, eine geſtaltenloſe Hoffnung.“

---

„Soll ich nun noch meine Vermuthung über das Geſetz, was überhaupt in meinem Leben erſcheint, ausſprechen, ſo iſt es dieſe. Ich gehöre nicht zu den beglückten Naturen, die wie z. B. Goethe von ihrer Jugend an ſich nach allen Seiten in Harmonie und Befriedigung ausbreiten dürfen, ich gehöre aber auch nicht zu den Andern, die nach kurzem Schimmer der Jugend in Gewöhnlichkeit verſinken, ſondern es kommt mir vor, als ob ich die Mitte halte. Mein ganzes Leben, ſo ſcheint es mir, iſt ein unter ſchweren Kämpfen langſam aber ſtätig erfolgtes Entfalten zu immer ſchönerer Ausgleichung und Harmonie. Nach fruchtloſen Liebesverſuchen tritt in den Jahren, wo bei Andern das Gefühl Abſchied nimmt, bei mir die höchſte, gewaltigſte und göttlichſte Liebe auf; was dem Zwanzigjährigen

verſagt blieb, damit wird der Vierziger überſchüttet. Und in der Poeſie wird vielleicht nicht viel mich überleben, aber zu einem Werke werden ſich alle meine Kräfte verſammeln und von dieſem Werke hoffe ich die Erhaltung meines Namens bei meinem Volke.

„Gott gebe, daß das Alles ſo eintrifft! — nicht hochmüthig, ſondern in Beſcheidenheit und Ergebung ſpreche ich dieſe Dinge aus."

---

Den 30. April. „Wie freut es mich, daß ich Dich mit meinen Gaben erfreut habe! Die Sonette ſind kaum Gedichte, es ſind Interjectionen des tiefſten, wahrſten Gefühls! Ich habe ſchon einen Sommerkranz, einen Herbſtkranz und einen Winterkranz in Gedanken. — Nun lebe Dich nur recht in meine Werke hinein, damit Dir die Wege meines Geiſtes offenbar werden. Wo Dir was dunkel bleibt, da frage, wo Dir was nicht gefällt, da quäle Dich nicht es hübſch zu finden; es kommt vielleicht dann ſpäter der Moment, wo es Dir näher tritt. Sprich mir, wenn es Dir ſo um's Herz iſt, dreiſt Dein Mißfallen aus, von Dir beleidigt mich Nichts, denn Du haſt mich in Kern und Wurzel verſtanden und wo das der Fall iſt, da iſt mir Alles recht. Alle meine Schriften ſind Abdrücke von innerlich Erlebtem, dieſe Grundanſchauung begleite Dich durch ſie hin, ein Menſchenleben liegt vor Dir aufgeblättert. Dieſes Menſchenleben gehört nun Dir. Halte es immer recht heilig, denn in großen Kämpfen hat es um Dich gerungen. Auf Dich kommt es nun an, ob der Sieg, wie mein gewiſſer Glaube iſt, ein gerechter war.

„Es iſt in dem Weibe etwas unendlich Heiliges, eine Tiefe der Göttlichkeit, die ſich nicht mehr in Worten ausſprechen läßt. An dieſes Heilige und Heiligende glaube ich in Dir und von ihm hoffe ich meine ganze Zukunft.

„Ich habe Dir den Beweis dieſes Glaubens und des Bedürfniſſes meines unſterblichen Theils gegeben, wie man ihn nur einem weiblichen Weſen geben kann. Alle meine Verhältniſſe, meine geheimſten Fehler und Verirrungen habe ich Dir gebeichtet, ſo offen iſt der dreiundvierzigjährige Mann gegen das neunzehnjährige Mädchen geweſen, fühle wie Du mir in dem bräutlichen Lieblinge zugleich ernſte Freundin geworden biſt."

Ohne Datum. „Deine Mittheilungen über die Lectüre meiner Schriften machen mir unſägliches Vergnügen. Ein Mädchen liebt mich von Herzen, weiß doch eigentlich nichts von dem, weswegen die Welt mich achtet und erbaut ſich dann an dem Geiſte des Geliebten, der die erquickendſte Wiedergeburt erlebt, in dem Antheil der ihm von theueren Lippen wird über Manches, was ihm ſelbſt ſchon entſchwunden war. Es iſt lieblich und echt weiblich, daß Du mich zuvörderſt und mein Leben in allen meinen Sachen findeſt. Unſer Begegnen hat in der That Aehnlichkeit mit dem Corneliens und Hermanns, allerdings hatteſt Du ſchon als Halb-Kind einen eigenen Eindruck auf mich gemacht, nachher warſt Du mir aber entſchwunden und es wird mir nun eigen zu Muthe, wenn ich bedenke, mit welcher Ruhe ich vor zwei Jahren immer Marianne von den Meinigen nennen hörte.

„Noch eigener aber iſt, daß ich zweimal hinter einander Waiſen und Verlaſſene zu Heldinnen des Romanes gemacht habe: Cornelie und Lisbeth. Es liegt darin die Anſchauung meiner Natur, daß mir ein kräftiges, aber ſchutzloſes weibliches Weſen das Rührendſte in der Welt iſt. Mit einem zärtlichen Mitleid denke ich an Dich, denke: ſie iſt ganz auf Dich gepflanzt, die Elternloſe!

„Laß uns das göttliche Geſetz, was unſer Geſchick verbunden hat, in unſerem Bunde immer ſo recht in die Wirklichkeit hinausleben. Eine Ehe kann das Gemeinſte ſein, was

es giebt und ist es leider oft; sie kann sich aber auch zu dem höchsten Menschlichen verklären, was denkbar ist. Vor Allem ist das Trübpietistische von der Sache zu entfernen, diese Prüderie und Zuschneiderei von Pflichten und Rechten. So lange zwei noch von Pflichten und Rechten reden, haben sie noch keine wahre Ehe geschlossen. Sondern in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes umfassen einander Mann und Weib und durchdringen einander ganz, und Einer sucht in dem Andern unter allen Spielen, Scherzen, Zufälligkeiten mit heiliger Liebesgluth das Ewige und Unvergängliche.

„Auf dem stillen Boden der Treue wächst alle Pracht und Herrlichkeit des buntesten Lebens, wie ein Flor von Zierblumen auf klarem Wasserspiegel, die Blumen haben ein kurzes Leben, der Spiegel bleibt und treibt immer neue hervor. Gieb mir die Hand darauf, daß es so zwischen uns werden soll."

Den 7. Mai. „Du hast meine Bekenntnisse so aufgenommen, wie ich voraus wußte, ernst, dankbar, gütig. Es ist das seligste Verhältniß, was zwischen zwei Menschen sein kann, das unsrige. Alles Stockende und Gehemmte in mir löset sich, und die verborgensten Quellen meines Innern rinnen nach Dir und lassen Dich bis auf ihren Grund sehen. Immer mehr wirst Du mir ernste Freundin, jede Anschauung, jede Begeisterung meiner Seele werde ich Dir vertrauen dürfen. Alles hast Du in mir verstanden und gefühlt, Alles denkst und fühlst Du weiter, was ich in Dir anschlage. Das ist das richtige Verhältniß, das Weib muß nie positiv werden wollen, man sieht es an den größten Genies des Geschlechts, zu denen ich z. B. die Stael zähle, daß, wo sie originell produciren wollen, doch immer nicht die eigentlich gesunden Schöpfungen, sondern mehr Willkührlichkeiten zum Vorschein kommen. Aber im Empfangen kann das Weib wahrhaft genial sein. Nie fürchte ich in Dir auf etwas Starres, Ablehnendes zu stoßen, immer weiß ich, daß die weichste Regsamkeit mir entgegenquillt. Du bist wie

die Laute die ich rühre und ſie tönt in vollen Accorden. Laß Dich immer von mir regen und rühren, ich werde keinen rauhen, keinen unheiligen Griff in Deine Saiten thun.

„Der Frühling iſt wie ein König eingezogen. Die Knospen warteten ſo lange auf ihn, nun iſt Alles wie mit einem Zauberſchlage grün geworden, die Pfirſiche und Kirſchen blühen im Garten und die Nachtigallen ſchlagen, daß es eine Art hat. Ich ſtreue Dir Blüthen in den Brief, blaue Männertreue, Pfirſichblüthe und, lache nicht, gelbe Rübſamenblüthe. Ueber dem Garten iſt ein prächtiges gelbes Rübſenfeld, was auf hundert Schritte hin duftet und worin hunderttauſend Bienen ihr Werk treiben."

14. Mai. „Wie meine Sachen in Dir ranken und blühen, wie Du es in Dir tönen und klingen läßt, das innerſte geiſtige Leben Deines Freundes, das iſt ein zweites, liebes, liebes Gedicht. Mir iſt, wenn ich Deine Worte leſe, als wiegte mich ein himmliſcher Traum, es iſt ein wunderbares Schaukeln über klaren Fluthen und von drunten ſieht mich Alles an, was ich gewollt und nicht erreicht, in reiner Verklärung. O Seele meines Mädchens, Du biſt die klare, heilige Fluth, Du ſchaukelſt mich in Deinen Armen und es ſehen mich aus Dir die göttlichen Urbilder meiner armen und dürftigen Nachſchöpfungen an.

„Daß Du mit der Großmutter allerhand Realia treibſt, iſt gut, denn das Schöne ſoll die Krone von Allem ſein. Erſt muß Stoff in die Seele kommen und dann baut ſie ſich und ordnet ſich zum Pallaſte, ſo iſt der naturgemäße Gang. Zu frühes Aeſthetiſiren taugt nicht. Nun kommſt Du mit friſchem unabgebrauchtem Sinn an die herrliche Welt der großen Dichter, in die ich Dich einführen will und da wollen wir fein die Eindrücke reifen laſſen und uns nicht übereilen." —

15. Mai. „Wohl haſt Du Recht, wenn Du von der Ueberhebung der Frommen in ihrem beſtändigen Katechiſiren

ſprichſt. Sie kommen mir wie eine Art von Ariſtokraten vor, die auch Niemand gelten läßt, als den, der ein ziemlich gleichgültiges Wörtchen vor ſeinem Namen aufweiſen kann. Der Hinblick auf eines Menſchen ganzes Leben, Wirken und Streben iſt ihnen verſchränkt, immer wollen ſie nur ihr Stichwort hören. Was meinem Chriſtenthum fehlt, weiß ich recht wohl. Es iſt der eigentlich perſönliche Zuſammenhang mit dem Erlöſer, der ſich nur durch ein ſtreng kirchliches Leben gewinnen läßt. Aber ob, wenn ich dieſes nun führte, nicht ſo Manches unterginge, was denn doch Gott offenbar durch mich ausſäen will, das iſt noch eine andere und nicht ſo leicht zu beantwortende Frage. Jedenfalls aber muß ich natürlich bleiben und mich nicht kitzeln, ein frommes Kunſtprodukt zu werden. Iſt es mir beſtimmt, jene Stufe des Kirchlich-Religiöſen zu erſteigen, ſo wird zu ſeiner Zeit die innere Mahnung an mich ergehen. Der werde ich dann folgen. Bis jetzt konnte ich der Gemeine in Andacht nicht zugehören, denn ich hatte ein Verhältniß, welches mich von der chriſtlichen Gemeinſchaft ausſonderte; es wäre eine Heuchelei geweſen, wenn ich in der Kirche mit hätte ſingen und beten wollen. Für mich und in der Stille war ich ein chriſtlicher Menſch auf *meine* Weiſe, und die hat ſich in Geduld, Ergebung und Verſöhnlichkeit der Weiſe der accentuirten Gläubigen gegenüber zu erweiſen recht viel Gelegenheit gehabt. Es wird anders ſein, wenn mein rechtlich angetrautes Weib mir ein Beiſpiel giebt, obgleich ich auch da nichts übereilen, ſondern Alles dem Gotte überlaſſen werde, der mich immer geführt hat.

„Ich danke Dir mein gutes Mädchen, daß Du mir offen über deine momentane Aufwallungen in Betreff der Gräfin geſchrieben, mir auch hierüber Dein Herz nicht verſchleiert haſt. Mehr als momentane Aufwallungen dürfen dieſe Regungen der Eiferſucht und eines unangenehmen Gefühls bei dem Gedanken an eine mögliche dereinſtige Nähe der leidenden Frau nicht

werden, denn Du fühlst es, mein geliebtes Kind, daß dieser Punkt Dir recht eigentlich als eine sittliche Pflicht gesetzt ist. Immer inniger muß Dich die Ueberzeugung durchdringen, daß ich Dich nur lieben durfte, wenn ich in meiner Seele das unverbrüchliche Gelübde that, jene Frau nicht kalt und herzlos fallen zu lassen, daß es also an Dir ist, Deinem Freunde in tugendhafter Liebe die Haltung seines Gelübdes zu erleichtern, es selbst mit halten zu helfen. Es ist aber meine Pflicht einzusehen, daß es für Dich schwierig ist, Dich über diesen Punkt auf die rechte Weise zu fassen. Deshalb ist die höchste Milde, Ruhe und Güte in diesem Betreff meine Pflicht. Ich darf nie aufbrausen oder empfindlich werden, wenn Rückfälle des Trüben oder Gereizten bei Dir kommen. Immer mußt Du wie in allen Dingen, so auch wegen dieses, Dich mit vollem Vertrauen an mich legen dürfen.

„Lies nun noch einmal die Stellen im Reisejournal durch, bei denen Dir das Buch entglitt, lies sie so oft, bis sie Dich nicht mehr unruhig machen, oder wenn Du das selbst nicht erreichen kannst, so bezeichne mir die Steine des Anstoßes und ich will dann weiter mit Dir darüber reden."

16. Mai. „Alle Täuschungen, Sonderbarkeiten, zweideutigen Windungen verwirrter Gefühle durchgemacht zu haben und dann in diesen süßen Frieden gerettet zu werden! In solche Dürre und Trostlosigkeit versunken gewesen zu sein (denn nicht das starke Unglück ist das wahre Unglück, sondern so gleichgültige bequeme Tage zu leben, das ist's) und nun auszuruhen in dieser grünen Oase der Unschuld!" —

21. Mai. „Ich bin anderer Meinung über den Hauptinhalt Deines letzten Briefes; aber ich kann mich nur freuen, daß der Muth in Dir erweckt werden ist, mir frei herauszusagen, wenn Du etwas von mir anders haben möchtest. Weiß ich doch, daß Dich die Bescheidenheit auch nicht verlassen wird, zuletzt den Andern, wenn Du Dich ausgesprochen, in seiner

Eigenthümlichkeit gewähren zu laſſen, wenn ſie ſich Deiner Meinung nicht bequemen kann. — Du ſollſt immer ganz offen über mich, gegen mich ſein, damit erweiſeſt Du mir Deine Liebe am Beſten, die Dich nicht verleiten kann, an mir zu mäkeln und zu kritteln, denn dergleichen zerſtört freilich jedes Verhältniß. Grundton des Concertes, welches Mann und Frau miteinander ſpielen, muß immer die Ueberzeugung ſein, daß man von dem Andern in der Schönheit des eigenen Weſens erkannt wird, und daß der geliebte Andere nur hin und wieder etwas anwendet, um Einen noch ſchöner zu machen. Die zärtliche Sorge und Pflege um das Gemüth des Zweiten iſt der Lebensathem einer edlen Liebe und namentlich verlangt ſie der Mann von der Frau, weil wir in dem rauhen Draußen umhergeworfen, leicht manche zarte Stimme überhören lernen, die uns denn eben das geliebte Weib wieder hörbar machen ſoll. — Wehe dem Manne, der von der Frau nur immer den Widerhall ſeiner ſelbſt hören will! Traurige Verödung und Ernüchterung des Verhältniſſes wird davon die Folge ſein.

„Was Du über weiblichen Sinn ſagſt, iſt richtig, — ſo muß es ſein. Das Weib muß ſeine Freude in ſeiner Liebe und in ſeinem Berufe haben, alles Andere als zufällig betrachten; denn es bedarf ja immer fremde Kräfte, um dazu zu gelangen, ſo wäre es ja alſo, wenn es heftig darnach ſtrebte, ganz unſelbſtſtändig und büßte das beſte Gefühl, was der Menſch haben kann, daß er auf ſich ruhet, ein.

„Ich habe den erſten Abſchnitt meiner neuen Arbeit vollendet: Knabenerinnerungen, und bin am zweiten, worin ich das Weſen der deutſchen Familie entwickele. Eine ſchwierige Unterſuchung. Auch in ihr hat mir über die feinſten Punkte nur das Gefühl der Liebe, die meine Tage zu erfahren noch gewürdigt worden ſind, ein Licht angezündet, ſo ſiehſt Du, wie Du mich ſchon jetzt nach allen Seiten aufbauſt. Traurig iſt meine Lage und mein Herz von tiefem Mitleid und ſchwerer

Sehnſucht durchzogen, ich weine eigentlich immer innerlich, aber an Deiner Hand, mein gottbeſcheertes bräutliches Kind, werde ich durch alle Dunkel und Wildniſſe hindurch kommen."

Ohne Datum. „Ich bin in einer ganz wunderbaren Lage und erinnere mich keiner aus meinem Leben, die dieſer nur von fern ähnlich geſehen hätte. Eine ganze Welt von Erinnerungen ſchwindet mir in ein dämmerndes Bild, eine Welt junger grüner Hoffnungen geht mir auf. In ſo großen Kriſen lebt der Menſch eine Art von Traumleben; die nächſten Gegenſtände, die Umgebungen der Wirklichkeit zerrinnen ihm unter den Händen, den Freunden, den Bekannten weiß er nichts zu ſagen, er ſelbſt mag ihnen fremd genug erſcheinen, ſo iſt er eigentlich ganz für ſich und allein, wie in einem tiefen Walde. Nur die Glockenſtimme der Geliebten ſchallt hell und ſilbern durch das Dickicht vom Weiten und ruft ihm den freudigſten Troſt, die goldenſte Zuverſicht in's Herz. Ich ſtammle da nur in eiligen und rohen Worten von einer Stimmung, die eigentlich unbeſchreiblich iſt. — Selbſt meine Arbeit, unter andern Verhältniſſen mir ein Labſal, iſt jetzt nur eine Arbeit. Ich merke aber wohl, daß ſie leidlich gelingt, denn ich ſchöpfe aus einer großen Mannigfaltigkeit der Erfahrung, aus einer breiten Lebensfülle.

„Wegen Deiner Aeußerungen über ..... brauchſt Du Dir keine Sorgen zu machen. Ich liebe an Dir das kräftige Naturell, welches frei ausſpricht, wie es ihm eben um's Herz iſt. Gerade an geliebten Menſchen ſind uns ihre Unarten und Schwächen am empfindlichſten, wenn wir auch wieder am geeigneteſten ſind, dieſelben von ſolchen zu ertragen und ihnen zu verzeihen. Auch ich habe oft am derbſten geſprochen über Menſchen, die mir am nächſten am Herzen waren. Wer ſeine Lieben immer nur mit roſenrothen Farben malt, iſt ein mattherziger Tropf. — Du könnteſt dieſe Theorie gefährlich finden und ſagen: dann habe ich ſchlimme Tage zu beſorgen, wenn

ſeine Liebe ſich auf ſolche Weiſe zeigt. Geduld, Herz. Mit der Ehe tritt ein Verhältniß ein, welches mit keinem andern menſchlichen verglichen werden kann. Da hört die Zweiheit auf und Zwei werden Eins, ſo daß alſo unendlich viel wegfällt, was uns an Andern verdrießt, denn es iſt, als wollte man mit ſich ſelbſt hadern."

---

„Wohl durfte Goethe ſeinen Genius preiſen. Aber der Dichter iſt überhaupt ein Glücklicher, deshalb, weil er in einer heitern Offenbarung ſeine Wege geht, die das materiell Laſtende, den ſtumpfen Druck des Tages doch ferner von ihm hält. Ich bin, ſeit ich zum Bewußtſein meines Talentes kam, eigentlich nie ganz unglücklich geweſen, ſo hart mich auch das Leben zuweilen erfaßte, immer umgab mich bald wieder die heitere lichte Welt, in der ſich meine Kräfte elaſtiſch hoben. Ohne dieſe Ausſtattung hätte ich auch den letzten Winter gar nicht überſtanden. Aber der Gott gab mir zugleich die Macht, unſer Gefühl in der roſigſten Verklärung anzuſchauen und den Vollgehalt meines Buſens auszuſprechen in den Geſchichten, die Du nun noch zu leſen bekommſt. Und das erhob mich über alle zerſtörenden Potenzen."

---

„Unſer kleines Hausweſen laß immer ſo ordentlich und pünktlich gehen, wie eine wohlgeſtellte Uhr, mein geliebtes Kind! In kleinen bürgerlichen Haushaltungen ſchleicht ſich leicht eine gewiſſe Salopperie ein, die fürchte ich nun von meinem Mädchen nicht, es könnte aber ſein, daß Dir manche Erwartung von mir wie Pedanterie vorkäme; indem ich nämlich gewohnt bin, daß Alles auf die beſtimmte Stunde ohne Erinnerung geſchieht, jede Sache immer an ihrem Orte iſt,

nicht laut getrieben wird und was dergleichen mehr iſt. Auch kann ich nicht leiden, wenn die Frau nach Allem umherläuft, ſondern das Mädchen muß gewöhnt werden, das Meiſte zu thun, wie es ſich ſchickt und gehört und ſie gewöhnen ſich auch bald, wenn nur die Herrſchaft ſelbſt ordentlich iſt, nur in einem wüſten Hausweſen werden die Domeſtiken auch wüſt.

„Du biſt bei Deiner Großmutter in einer vortrefflichen Schule geweſen und wirſt mir daher antworten: Deine Ermahnungen waren unnöthig. — Es ſind auch keine Ermahnungen im gewöhnlichen Sinne, es ſind wieder nur Bekenntniſſe in einer andern Form, denn ich glaube ſelbſt, daß ich etwas zu pedantiſch bin in dieſer Beziehung, Du aber erhältſt für Deine Liebesthätigkeit dadurch ein neues Feld und ſo habe ich's Dir auch ganz unumwunden geſchrieben, denn ich weiß ja, daß ich Dir einen Gefallen thue, wenn ich Dir ſage, womit Du mir einen erzeigen kannſt. — Ach, Du kannſt nicht glauben, wie ich mich ſehne nach dem ſtillen Segen einer von ſüßer Gemeinſamkeit überſchütteten Häuslichkeit. **A mans house is his castle**; das werde ich recht tief empfinden und alle Stürme abprallen ſehen von den vier Wänden, in welchen meine liebe Burgfrau waltet.“

---

30. Mai. „Liebe iſt Geſpräch; ehe die Seele liebt, ſpricht ſie noch nicht, höchſtens hält ſie Monologe. Liebe aber iſt die ewige Unterredung der Geiſter, in ihr wacht ein grenzenloſes Mittheilungsbedürfniß auf, was keine Mittheilung zu befriedigen im Stande iſt. Ich möchte über Alles mit Dir reden, über den Grashalm da vor meinem Fenſter, daß er ſo und nicht anders gewachſen iſt, über den Stern, der dort ſteht und worüber ſonſt noch Alles! Wer dem Geliebten lauter intereſſante und bedeutende Dinge ſagen will, der liebt noch nicht recht, alle

Vorſtellungen und Anſchauungen, auch die geringfügigſten möchte man mit ihm theilen, ſich ſelbſt das Daſein in ihm verdoppeln und ſein liebes Daſein im eignen Buſen ihm auch zu einem Doppelten machen. So wogt es herüber und hinüber und Jeder wird reich, indem er den Andern bereichert.

„Ich ſchriebe gerne den ganzen Tag an Dich, aber wir ſind ja Sclaven von Zeit und Raum. Dieſes Blatt werfe ich Dir hoffentlich noch in Deine liebe Einſamkeit. Ich habe mir ein paar ſtille Abendſtunden erobert, denn die nächſten Tage werden wohl ſtürmiſch werden.

„Es iſt göttlich ſchönes Sommerwetter geweſen heute; ich bin durch das Grüne gegangen, meine Seele iſt grün, denn ſie iſt bei Dir. — Alſo die Großmutter macht Dich ſanft mit meinem Namen? Das iſt entzückend, würde aber einige meiner Freunde zum Lächeln bringen, die ſich immer über mein Aufbrauſen beſchweren. Sie werden ſagen: Der Zauber hilft dem Zauberer ſelbſt nicht. — Mit zitternder Freude wage ich mir zu ſagen: Ich wirke gut in ihr. Denn meine Urempfindung für Dich war eben die reine Schöpferluſt, in Dir alle Blüthen des Geiſtes und Herzens zu wecken und ein zärtliches Mitleid, daß viele Deiner Knospen vielleicht geknickt werden möchten. —

„Deine Mutter trug Dich einſt in ihrem Schooß zum irdiſchen Leben aus, ich habe Dich zum zweiten Male empfangen im Schooße meines Gemüthes und in das neue Leben wiedergeboren, was aus Dir quillt. Das verbürgt mir, ich ſei bei allen Fehlern doch kein verlorener Menſch. — Darauf kommt mir aber zuletzt Alles an, meine geliebte Waiſe. — Daß Einer ein Talent iſt oder ein Bischen mehr Verſtand hat als Andere, will nicht viel ſagen; daß er in ſich und mit Gott zuſammenhängt, das iſt die Hauptſache, obgleich ich dieſen Zuſammenhang nicht ſo eng faſſe, wie die accentuirten Chriſten, ſondern mich daran halte, daß in des Vaters Hauſe viele Woh-

nungen ſind und an die mancherlei Gaben denke, von welchen der tiefſinnigſte der Apoſtel redet. —

„In der Liebe wechſeln beide Theile immerfort ihre Stellen auf eine wunderſame Weiſe, wenigſtens hat der Grundton des Gefühls liebliche contrapunktiſche Ausbeugungen. Am wohlſten iſt mir, wenn ich Dich als mein Kind betrachte, als das Kind meiner innigſten Zärtlichkeit — und dann kommen doch oft Stunden, wo ich mich als Dein Kind betrachte, das dem Mütterlein neue Lebensluſt, hergeſtellte Lebensfriſche entſaugt.

Am zweiten Pfingſttage. „Es iſt ſtill im Hauſe, außer mir Niemand darin, im grünen Tempel der Natur mein pfingſtliches Herz ſanft bewegt nach Dir, der heilige Geiſt der Liebe über mich ausgegoſſen. Lieb' Kind, in meinen Jahren denkt man über die Sachen nach, und ſo habe ich denn auch vielfältig nachgedacht über das Wunder, daß ich mit einem Mädchen, was ich ſechszehn Tage geſehen habe, ſchnell ſo vertraut werden konnte, daß dieſes junge Mädchen die Verwahrerin meiner geheimſten Gedanken, meiner verſchwiegenſten Dinge geworden iſt. Ein Wunder bleibt es nun freilich immerdar, aber die Bedingungen, unter denen das Wunder geſchah, ſind meiner Vernunft doch etwas klarer geworden und ich will Dir meine Gedanken darüber ſagen. Ich habe ſo raſch mit Dir in dieſe Innigkeit des Vertrauens hinein wachſen können, weil das Verhältniß zwiſchen uns das Richtigſte iſt, was zwiſchen Mann und Weib gedacht werden kann. Der Mann muß durchaus das Poſitive ſein, das Beſtimmende, Feſte, Ausſpendende; das Weib das Biegſame, Aufnehmende, das Einſaugende und den Mann anmuthig und rein Wiedergebärende. Je klarer und entſchiedener dieſes Verhältniß ſteht, deſto glücklicher iſt der Liebesbund, deſto mehr gehen die Beiden in einander über. So ſteht es nun zwiſchen uns. Ich bin eine äußerſt poſitive Natur, in Dir begegnete mir die friſcheſte und kräftigſte Empfänglichkeit. Der Umſtand, daß Du mir beim Vorleſen ſo zuhörteſt, wie noch Niemand vor

Dir, kann an und für ſich geringfügig erſcheinen und doch ging von ihm meine Liebe aus. Denn ich erkannte in ihm: Hier iſt ein Weib, ein ganz wahrheits-, ſchönheits- und gefühlsdurſtiges Weſen, in ihre Bruſt kannſt Du Dein Beſtes und Schönſtes legen; was Du in dieſen fruchtbaren Boden ſäeſt, das geht auf und gedeihet. — Und Du beſtätigſt mir alle meine Wahrnehmungen. Und der Glaube an Dich hat mich nicht betrogen. Durch alle Zweideutigkeiten meines Weſens und meiner Verhältniſſe hindurch erkannteſt Du den Urgrund meiner Seele; an meiner Wurzel haſt Du mich begriffen, was ich Dir gebe, machſt Du Dir nicht auf ſelbſtiſche Weiſe zurecht, ſondern nimmſt es auf, ſchlicht, einfach, fromm. So iſt zwiſchen uns die allerheiligſte Einigkeit, die tiefſte Uebereinſtimmung, die auf Erden möglich iſt."

Ohne Datum. „Lieb' Kind, Du haſt Recht, es geht bei mir immer hinüber und herüber, ich bin doppelt, thöricht und klug, weiſe und närriſch. Aber ein Bild gebe ich Dir zum tröſtlichen Gleichniß. Platen braucht einmal das hübſche Gleichniß von der Waſſerlilie, die hin und her ihr Haupt wiegt und dennoch feſt auf dem Grunde wurzelt. Auf ſo einem feſten Grunde wurzle ich auch bei allen Schwankungen hinüber und herüber.

„Den Grund kennſt Du und ſo dürfen Dich die Schwankungen nicht bange machen.

„Ich muß Dir noch etwas aus meinem Seelenleben entdecken. Wenn ich ſonſt ernſte und kluge Sachen an Jemand ſchrieb, ſo ertappte ich mich oft über einem geheimen Behagen an meiner Weisheit, ich ſchrieb nicht ſelten, um mich ſehen zu laſſen. Bei Dir iſt das nun noch nie der Fall geweſen. Ich habe Dir auch ſchon dann und wann dergleichen geſchrieben, aber nie mit der leiſeſten Nüance von Wunſch, vor Dir zu glänzen, ſondern immer mit dem einfachen Sinne, mich unumwunden gegen Dich auszuſprechen. Ich habe viel eher die Be-

ſorgniß, Du möchteſt mich zu hoch ſtellen. Daß meine Schriften auf Dich Eindruck machen, freut mich ganz unbeſchreiblich, aber glaubſt Du, daß es meine Liebe trüben würde, wenn das Gegentheil ſtattfände? Keineswegs. Du könnteſt mich als Autor verwerfen und ich bliebe Dir eben ſo gut, weil ich weiß: das, was Du in mir liebſt, geht weit über den Dichter hinaus. Meine Gedichte ſind nur ein ſchwacher Nachklang von dem Gedichte meines Innern, welches zum erſten Male in der Liebe einer Jungfrau angeklungen hat."

Im Juni. „Während Du in allen Freuden der Halliſchen Societät umherſchwimmſt, habe ich hier in meiner Einſamkeit auch meine Geſellſchaftsgenüſſe. Im Neſt des Schwarzköpfchens in meinem Garten, von dem ich Dir erzählt, ſind die Vöglein ausgekommen und ſperren die Schnäbel nach Futter auf, und im großen Wege hat ſich eine Kolonie beſonderer kleiner Ameiſen niedergelaſſen, welche Häuſer von Erde bauen im Kleinen, wie die Termiten in Afrika im Großen. Sie haben eine förmliche kleine Stadt angelegt, die wie die Pyramidengruppe in der Wüſte ausſieht — im Kleinen."

Ohne Datum. „Es iſt noch zweifelhaft, ob wir noch hier Fuß faſſen und unſer Leben nicht gleich in Cöln beginnen. Unſer Schickſal hat uns bis jetzt gut geführt, laß uns alſo feſt darauf vertrauen, daß auch die Wendung, die ſich nun als bevorſtehend ankündigt, gut ſei. Ich würde Dich dann freilich nicht ſogleich dauernd in einen Freundeskreis einführen können, und Deine Situation als junge Hausfrau wird auch ſchwieriger. Faſſe beſonders wohl in's Auge, daß Du die erſten Zeiten unſrer Ehe viel mit mir allein ſein und alſo einen geſellſchaftsloſen, von Deinem bisherigen Zuſtand ganz verſchiedenen Zuſtand durchleben wirſt. Verſchweige Dir nicht, daß da Stunden kommen können, in denen Du Menſchen entbehrſt. Je weniger Du Dir über dieſen Punkt Illuſionen machſt, deſto wohler wirſt Du Dich nachher befinden. — Mir nach meinem

Sinne wird Deine Liebe und unſre junge grüne Häuslichkeit genügen; ſo ſehr werth mir der Umgang mit Freunden und der Verkehr mit intereſſanten Menſchen iſt, ſo gleichgültig iſt mir alle gewöhnliche Geſellſchaft.

„Genügt Dir alſo meine Liebe, die Dir in vollen Strömen werden wird, ein gemeinſames Betrachten der alten hiſtoriſchen Stadt, ein ſtillfröhlicher Spaziergang, ein gemeinſames Vertiefen in ein edles Werk des Geiſtes, ein erquickendes Geſpräch, dem nie der Stoff ausgehen kann, weil zwiſchen uns ein ewiges Geben und Empfangen und Wiedergeben iſt, der Genuß Deiner kleinen ſaubern Häuslichkeit und daß Du ſiehſt, wie innig behaglich ſich Dein Freund darin fühlen wird — dann wirſt Du es, wie er, ruhig abwarten können, daß ſich dann auch noch andre Menſchen zu uns ſtellen. Denn dergleichen will eben in einem neuen Wohnorte erwartet ſein. — Die Düſſeldorfer Zeit war eine reiche, aber wunderlich verworrene und beklommene; ich hoffe, daß die Cölniſche den Character ſanfter Anmuth und Schönheit, eines ſtillen Friedens haben wird.“

Anfang Juni. „Wenn ich Dich mein gutes Mädchen nenne, dann habe ich Dich am liebſten. Deine Güte thut mir am nöthigſten, denn ich bin zwar ſtark, kräftig und kann zuweilen ſelbſt etwas Erhabenes leiſten, aber gut bin ich noch nicht, dazu iſt noch zu viel Wildes, Heftiges, Egoiſtiſches in mir. Ich habe aber eine große Sehnſucht nach meiner Läuterung, und Du ſollſt mich läutern, nicht durch Singen und Beten, ſondern dadurch, daß Du immer gut und brav vor mir herwandelſt. Da wird ſich die Erſtarrung meines Gemüthes löſen, und alles Störende ſich nach und nach in mir verzehren.

„Vorleſen werde ich Dir viel, es wird mir das größte Vergnügen ſein, die edle Saat des Geiſtes in Dir, Du junger Garten, aufgehen zu ſehen. Modeſachen ſollſt Du nicht zu vernehmen bekommen, ſondern nur das Schönſte und Größte in jeder Art; aber nicht lauter Poeſie, ſondern auch Geſchichte und

ſonſtiges Belehrendes in einer von dem Grundſatze geleiteten Auswahl, daß das Weib mit dem Herzen und mit der Phantaſie lernt, daß alſo Alles, was Dich wahrhaft bereichern ſoll, dieſen beiden Organen eine Seite darbieten muß. — Es iſt mir oft wunderbar zu Muthe, wenn ich an die einfachſten Dinge in der Zukunft denke, und ich dabei das höchſte Glück empfinde. So durchdrang es mich neulich mit dem ſüßeſten Gefühl, als ich mir weiter nichts dachte, als, wie es mir ſein würde, wenn ich, Dich am Arme, ausginge und dann wüßte: da gehſt Du mit Deiner Frau ſpazieren und die iſt auch ganz zufrieden, daß ſie mit Dir ſo ſpazieren gehen kann. — Das iſt das rechte Glück, was keiner Würze bedarf, ſondern auf dem ſeligen Bewußtſein eines harmoniſchen Zuſtandes ruht. — Ich kann Dir nicht ſagen, wie mich Deine Jugend, dieſe friſche unentweihte Jugend glücklich macht. Immer wirſt Du gute und ſchöne Gedanken von mir fordern, und das wird ein ewiger Antrieb für meine Seele ſein, ſie hervorzurufen und in Deine Bruſt zu ſenken. Alles Beſte werde ich nun erſt zu leiſten die rechte Kraft gewinnen und das wird dennoch kein Zuſtand erhitzter Aufregung ſein, o nein, der ruhigſte, einfachſte, wo mitten zwiſchen kleinen Dingen das Große und Hohe aufſprießen wird, wie die Ceder aus dem Mooſe. Ich werde Dir Linien im Haushaltungsbuche ziehen und dazwiſchen wird mir etwas einfallen über Gott und göttliche Dinge, und ich werde es Dir ſagen, Dein Auge ſenkt ſich in meines; Du ſtammelſt Deine rührende Weisheit dazu, und dann ziehe ich die Linien weiter und wir ſprechen von gewöhnlichen Sachen.

„Mein Talent brauchſt Du nicht zu heirathen, das haſt Du in meinen Schriften, und mein Witz und Verſtand wird Dir im Leben und Sterben nicht helfen, ſondern wenn ich ein ordentlicher guter Menſch bin, oder es wenigſtens als Dein Mann noch werden kann, nur dann brauchſt Du Dich nicht vor der Ehe mit mir zu fürchten.“

Ohne Datum. Auguſt. „Mein theures und geliebtes Herz! Das rechte Mittel, Furcht und Zittern vor dem Aufhören des Irdiſchen ſich abzugewöhnen, iſt, daß man Erde und Himmel nicht durch ſo eine Kluft auseinanderreißt, wie gewöhnlich geſchieht. Der Himmel iſt ſchon auf Erden, wir können das göttliche Sein in allen Geſtalten der Erde erkennen, und ſchon hienieden ein ewiges Leben führen, ja, nur der wird die Seligkeit ſchauen, der eben die Ewigkeit im Zeitlichen empfand und in der ganzen Geſtalt ſeines Lebens ausprägte. Es klingt dies freilich etwas abweichend von der Auffaſſung, welche ſich in den Redeweiſen, „daß die Erde nur ein Vorbereitungsplatz ſei," daß wir „Pilger auf Erden" ſeien, u. ſ. w. ausſpricht, allein es ſcheint mir doch, daß es wohl der eigentliche Sinn geweſen ſei von dem, was Chriſtus auf Erden ſagte und wollte. Ich will mich darüber in ruhigen mündlichen Geſprächen mit Dir unterreden, und es ſoll mir hoffentlich gelingen, mich Dir klar zu machen und meine Anſicht als eine chriſtliche nachzuweiſen, die dahin geht, daß wir uns den Zuſtand nach dem Tode nicht ausmalen dürfen, und daß der Tod ſelbſt zwar unſeren irdiſchen Menſchen immer mit einem gewiſſen Beben erfüllen wird; dem geiſtigen und ewigen Menſchen aber in uns um ſo weniger anhaben kann, je weniger wir den Himmel mit unſeren Phantaſien bevölkern, je einfacher und bildloſer wir bei dieſem geheimnißvollen Punkte uns der göttlichen Gnade überliefern.

„Alles Tiefſte und Aechteſte im Menſchen entſcheidet ſich ohne Phantaſie. Die Phantaſie ſoll erſt hinzutreten, wenn ein Zuſtand gewonnen iſt, und ſie ſchmückt ihn dann mit ihrem Zauber aus. Auch als ſich meine Liebe für Dich entſchied, wareſt Du ganz bildlos in mir vorhanden, als ein heller Punkt der zu mir gehörigen Unſchuld, Urſprünglichkeit, Wahrheit, und ſo trat ich zu Dir und glaube, daß eben deshalb meine Handlung eine rechte, aus meinem innerſten Sittlichen hervorgegangene That geweſen. — Und ſo iſt auch meine höchſte Freude

und Hoffnung jetzt Deine Seele, obgleich ich Dich nicht lieben kann wie ein Pietiſt, der alles Leben der Sinne und Phantaſie austauſcht in kalten Begriffen, und will Dein Unſterbliches in treuen Händen halten, und mein Unſterbliches in die Obhut Deiner Liebe ſtellen."

Ohne Datum. „Bald führe ich Dich in meine ruhige Sphäre, in die Welt des ewigen Zuſammenhanges, die ich an Deiner Seite mir immer mehr zu erobern denke. Du haſt in mir einen ganz neuen Sinn geweckt, Du haſt das Herz der Welt, ihre Harmonie mir aufgedeckt, an meinen Früchten ſoll man den Frühling dieſer ſchönen Liebe erkennen. Daran halte Dich, daran erfreue Dich, und ſetze jedem äußeren Wirrwarr einen ſtillen, gleichen Sinn in Deiner Bruſt entgegen, es iſt unglaublich, wie man ſich erhalten kann, wenn man eben ſich gar nicht die Mühe giebt zu opponiren gegen die Strudel, die uns umrauſchen."

---

„Es iſt ein Irrthum, daß durch Religionsunterricht ſonderlich auf junge unreife Gemüther gewirkt werde. Sie lernen das Göttliche dadurch gleichſam nur theoretiſch kennen. Alle Frömmigkeit ruht auf der Ehrfurcht und beginnt mit der Ehrfurcht vor Menſchen. Du wirſt aus Deiner eigenen Geſchichte vielleicht wiſſen, daß Dein ſtarkes Gefühl für Deinen Vater die Grundlage Deiner andächtigen Stimmung geweſen iſt. Ich bin ganz irreligiös erzogen worden und ward dennoch auf meine Weiſe fromm, weil meinen erſten Tagen die ehrfurchtgebietende Geſtalt meines Vaters vorleuchtete. — Dies führt mich auf Religion im Allgemeinen und auf die Urtheile, die Du über Goethe haſt hören müſſen. Es iſt eine gräßliche und ungereimte Beſchuldigung, irgend Jemand Religion abzuſprechen, Niemand iſt ohne ſie, ſelbſt der Gottesleugner bekennt Gott durch ſein Leugnen. Was nun Goethe betrifft, ſo

war er nicht allein religiös, ſondern auch chriſtlich auf ſeine Art. Sein beſtändiges, unabläſſiges treues Forſchen nach Wahrheit, ſeine milde Auffaſſung aller menſchlichen Verhältniſſe, ſein Erkennen menſchlichen Adels auch im Verkehrteſten iſt durchaus chriſtlich.

„Nichts Göttliches ergießt ſich ganz im engen Rahmen der Schrift, ſondern geht immer über den Buchſtaben hinaus. Daß das alte Teſtament inſpirirt worden ſei, ſtellen ſich wohl nur noch Heuchler an zu glauben. Aber auch das Neue muß zuſammen genommen werden mit der Tradition und der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, will man ein vollſtändig chriſtliches Bewußtſein gewinnen. Daraus folgt dann, daß die Schrift an und für ſich einſeitig iſt, folglich nicht einen unmittelbar göttlichen Urſprung haben kann, weil ſie ſonſt allein hinreichte. Die Widerſprüche zwiſchen den Evangelien ſind gar nicht wegzuläugnen, Vieles darin iſt faſt kindiſch; weit gefehlt aber, daß dadurch der Glaube litte, beſtärkt das vielmehr die Unſchuld der Zeugen, die ſonſt leicht ſich künſtlich in Uebereinſtimmung hätten bringen können. Chriſtus iſt vorhanden in der Schrift, in ſeiner hiſtoriſch entfalteten Kirche, in der ganzen durch ihn hervorgebrachten Geſtalt unſerer Vorſtellungen und Gefühle.“

Auguſt. „Lieb Kind, ich bin in einer wunderlichen Stimmung. Soll ich ſie Wehmuth nennen, Unruhe, geiſtige Ermattung? Ich weiß es nicht. Das weiß ich allein, daß mir nur wohl wird, wenn ich mich zu Dir flüchte. Die letzten Zeiten eines qualvollen Zuſtandes ſind die ſchwerſten, jede Minute wird da zur Marter. Und nicht einen Tag frei von körperlichen Schmerzen! Wie hat ſich das geändert gegen voriges Jahr, wo ich Euch junge Leute Alle todt machte mit meiner Munterkeit. Die Schmerzen ſind am Ende nicht ſo, daß ſie unerträglich wären; aber ſie ſtören mich doch im Vollgefühle des Lebens, und der Gedanke quält mich, daß ich in den Wochen, wo ich endlich ſo recht aus Herzensgrunde frei

und glücklich ſein möchte, mannigfach gehemmt ſein werde. Nimm's nicht übel, daß ich Dir ſo viel vorklage. Ich habe ja Keinen ſonſt, gegen den ich mein Herz ergießen könnte. In meiner Seele ſieht es ſonderbar aus. Wenn ich nur weinen könnte, da würde mir beſſer werden. Beweinen die verlorenen Jahre, die verdorbene Jugend, das tragiſche Menſchengeſchick! Dieſe herrliche Frau, dieſes königliche Gemüth, und ſo innerlich elend geworden! In ſo vielen Dingen ſo klar und vernünftig, nur in einem Punkte unvernünftig, und darum in das Leid gerathen was Du kennſt.

„Es iſt aber doch beſſer, wenn ich nicht weine, denn Thränen löſen auf, und ich muß gefaßt vorwärts blicken. Das thue ich auch gewiß, ich ſehe recht ruhig und ſicher in unſere Zukunft, ich vertraue der Liebeskraft Deines Herzens, aber ein menſchlich Grämen iſt in dieſem Falle erlaubt. Ich werde auch ſehr traurig ſein, wenn meine Mutter einmal ſtirbt, und darum Dich doch nicht minder lieb haben.“

Anfang Auguſt. „Sieh', mir iſt es curios gegangen im Leben. Viel Gutes wurde mir wohl auch, aber etwas quer müſſen doch die Sterne bei meiner Geburt geſtanden haben, denn das Beſte wollte noch nie recht kommen. Ich liebe mein Volk, wie nur Einer es lieben kann, ich habe (das ſagt mir mein Bewußtſein) Dinge, die ihm kein Andrer jetzt ſo geben kann, und doch liegt das Volk weit brünſtiger vor Götzen auf den Knien, als vor den Geſtalten ehrlicher Wahrheit, die ich ihm aufgerichtet. Die Gräfin liebte ich tief und innig, als ſie mit ihren Flammen mich entzündet hatte und ſie ſtellte ſich ſo wunderlich quer gegen mich, daß ich die reine, ächte, dauernde Freude nie an dieſer Liebe haben konnte. Entzückungen hatte ich wohl, aber keinen ſtillen Frohmuth. Immer war es mehr, als ſei ein ſchöner leuchtender Komet am Horizonte erſchienen, als daß man das Gefühl gehabt hätte, die liebe warme Gottesſonne wäre aufgegangen.

„Nun iſt das Beſte gekommen nach langem Hoffen und Harren, da wird mir's denn mitunter ſo eigen und ich frage: Ei du ſchöner Himmelsengel, wie haſt du dich denn noch zu mir verirrt? Biſt du nicht vielleicht fehlgegangen? Suchteſt eigentlich einen Anderen?

„Du haſt aber ganz recht, meine junge tapfere Freundin, wir wollen uns ſtrecken nach dem was vor uns liegt.

„Zuweilen iſt mir, als trete Gott der Herr ſichtlich wie im Paradieſe zu Adam, zu mir und habe Dich an der Hand und ſpreche: da haſt du das Weib, was ich dir zur Geſellin geben will."

Einige Tage ſpäter. „Daß eine alte verſchollene Studentenſchrift noch die Geliebte erfreut nach 22 Jahren. Es war immer in mir ein Punkt der Wahrheit, um den ſich meine Affecte, wenn ſie auch einmal in Unordnung gerathen waren, verſammelten. Er ſuchte und errang ſich ſein Recht in jenem alten Vorfalle. An dieſem Punkte der Wahrheit haſt Du mich erkannt für Zeit und Ewigkeit, denn auch in Dir lebt er.

„Sei ganz ruhig über mich. Ich bin ermüdet, aber nicht wie Einer, der ſich im Walde verlief, ſondern wie ein Wanderer, der nach ſaurer Tagesreiſe die Schwelle erreicht, auf welcher er raſten will. Meinen Schlaf ſtört keine ängſtliche Unruhe, in meine ernſten Gedanken bei Tage drängt ſich kein verwirrendes Bild. Das Nichtige, der Schein weicht von mir, die Wahrheit nimmt mich in ihre heilenden Arme."

---

## Brief an eine Verwandte.

„Religion, meine theure Freundin, iſt dem Menſchen angeboren und ſie unterſcheidet ihn vom Thiere. Im Allgemeinen alſo hat Jeder ohne Ausnahme Religion, ſelbſt der Gottes-

läugner, denn sein Läugnen ist eben nur ein Kampf gegen das sich ihm aufdringende Göttliche. Da ich nun ein Mensch bin, so habe ich auch als ein solcher und schon kraft meiner menschlichen Natur Religion d. h. ich fühle mich von Gott umfaßt, bestimmt, regiert.

„Indessen würdest Du mir mit Recht einwenden, daß eine solche allgemeine religiöse Stimmung noch nicht viel bedeutet, und daß sie die unlauterste Gestalt des Geistes und Gemüthes zuläßt. Um nun ohne viele Umschweife gleich auf den Punkt zu kommen, der die Hauptsache ist, sage ich: Wir sind Christen. Grund und Boden des Christenthums ist aber das Erlösungsbedürfniß, und Gestalt gewinnt das Christenthum in Einem, wenn man glaubt, daß jenes Bedürfniß in Christo seine Befriedigung finde. Jenes Bedürfniß modificirt sich nun aber in Jedem anders und deshalb ist auch die Vereinigung mit Christo für Jeden eine Andere.

„Laß mich nun noch vorab bemerken, daß mein religöses Gefühl sich nicht an fromme Kindeserinnerungen klammern konnte. Ich bin aufgewachsen unter den Einflüssen der sogenannten Aufklärung, unter den Schrecknissen der allgemeinen Zerstörung. Ich mußte daher mein Christenthum mir erwerben und es geschah dieß durch das Nachdenken, die Forschungen und die Erfahrungen meiner männlichen Jahre.

„Jetzt will ich dir sagen, wie es seit dem Erwachen meines höheren Bewußtseins um jene beiden Hauptmomente die ich vorher nannte, in mir ausgesehen hat. — Gott gab mir ein Auge für die Schönheit der Welt, und ich umarmte daher mit Liebesarmen diese Schönheit, die mir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Blüthe aufbrach. Aber in der Freude und Lust am Dasein war auch untrennbar immer für mich vorhanden das Grauen vor seinen geheimen Schrecknissen, die tiefe Ueberzeugung von seiner Vergänglichkeit, und der Blick in den Abgrund seiner Leere und seines

Nichts. Ich empfand, daß dieſe Geſpenſter nur verſchwinden, oder verſchwinden konnten, wenn ich in meine Bruſt aufnahm das ewig beſtändige heilige Weſen Gottes, wenn mein Auge, in dieſem Borne gebadet, die Welt und ihre Erſcheinungen betrachtete. Denn ich erkannte, daß mir nur deshalb Geſpenſter erſchienen ſeien, weil ich ſelbſt ein Geſpenſt der Sinnlichkeit geweſen, daß ich erſt von dem Eintritte des göttlichen Seins an in mich als ein Unvergänglicher, und ſo nach Ruhiger, die Unruhe des Vergänglichen anſehen könne.

„Dieſe innere Erfahrung nun mein Erlöſungsbedürfniß zu nennen, bin ich wohl berechtigt. Es ſprach ſich nicht aus durch Heulen und Zähnklappen und durch eine beſtändige Armeſünderangſt und Delinquenten-Bußfertigkeit — denn freudig erkannte ich, daß Gott mich mit allerhand Rüſtzeug gewaffnet habe und mir ſchon durchhelfen werde — es ſprach ſich aber aus durch den ſtillen Ernſt, zu dem ich immer aus allen Scherzen und Leichtfertigkeiten zurückkehrte, durch meine immerwährende Bereitwilligkeit, Irrthümer einzugeſtehen, und durch mein nicht nachlaſſendes Suchen und Streben.

„Nun aber mußte ich einſehen, daß ich mir ſelbſt in meiner Schwäche und Hinfälligkeit dieſes Bedürfniß nicht befriedigen könne. Der Gegenſtand deſſelben ſtand gleichſam nur wie ein Begriff und wie ein Luftbild über mir. Damit derſelbe, das Weſen Gottes, mir als menſchlichem Weſen wirklich werden könnte, war nöthig, daß ich in einem Menſchen jenes göttliche Weſen anzuſchauen bekam und zwar nicht als durchfliegender Blitz, ſondern als ſtehende Erſcheinung.

„Wenn ich dieß anſchaute, dann konnte ich glauben, daß auch in mir, wenngleich in noch ſo viel geringerem Grade, das Weſen Gottes wohnen werde. Sah ich aber die höchſten Perſönlichkeiten der alten und neueren Geſchichte an, ſo bemerkte ich, daß aus ihnen das göttliche Weſen, entweder blitzartig, oder zwar beſtändiger, jedoch immer nur einſeitig,

gebrochen, hervorgeleuchtet habe. Wollte ich nicht blind ſein, erprüfte ich den Strom des Lebens, in dem wir alle ſchwimmen, die Lehren der Kirchengeſchichte und die heiligen Quellen, ſo wurde mir klar, daß ein einzigesmal im ganzen Laufe der Zeiten Gott vollſtändig und immerwährend zur ungetrübteſten Erſcheinung in einem Menſchen gekommen iſt, nämlich in Chriſto. Weil dieſer Jeſus, genannt der Chriſt, Gott abſpiegelte in die Welt und das Licht war, was in die Finſterniſſe ſchien, und doch dabei aß, trank, ſchlief und Schmerzen am Kreuze empfand, ſo iſt mir, der ich auch eſſe, trinke, ſchlafe und Schmerzen empfinde, dabei aber durſtig bin nach Gott, die Verſicherung und der Beweis geſetzt, daß Gott im Menſchen einkehren könne und daß der Menſch in ſeiner Perſon Gott ausſtrahlen könne, dadurch aber erhoben werde über alle Angſt und Wandlung, eingehe in das Reich des Unvergänglichen, und daß das auch an mir geſchehen werde, wenn ich mich in Chriſto zu Gott halte.

„Weil aber mein Erlöſungsbedürfniß ein Bedürfniß war, keine Vorſtellung, ſo war mir Chriſtus und ſeine Gottmenſchlichkeit auch keine kalte Vorſtellung des Verſtandes, ſondern Gegenſtand der Sehnſucht, und alſo habe ich ihn nicht ergriffen in meiner Ueberzeugung bloß, ſondern mit meiner Liebe.

„Auf dieſe Weiſe fand ich den Erlöſer, meinen Erlöſer nämlich für mein Erlöſungsbedürfniß. Dieſem kam es nicht auf einzelne Sprüche und Parabeln an, und noch viel weniger kam es ihm an auf die übernatürliche Seite der Sache, auf die Wunder. Sondern das größte und nur einmal in aller Zeit vorgekommene Wunder, die vollkommene Einheit Gottes und des Menſchen in Chriſto war es allein, welches geſucht wurde, welches aber auch vollkommen mir zur Erlöſung genügt. Jene Einheit iſt früher nie vorgekommen, ſie hat ſich nachher nur annäherungsweiſe und zwar durch Nachahmung Chriſti

wiederholt, und es läßt ſich durchaus nicht begreifen, wie ſie auf eine andere Weiſe noch einmal möglich werden ſollte. Sie iſt daher ein eben ſo großes Wunder, als das Wunder der Welt ſelbſt. In den einzelnen Sprüchen und Parabeln ſehe ich dagegen Vieles, was als Accomodation an Zeit und Lokalität gelten muß, oder auch wohl durch die Berichterſtatter entſtellt wurde; und die einzelnen Wunder ſind für mein religiöſes Gefühl ganz gleichgültig. Es iſt möglich, daß Gott für andere Sinnesweiſen als die meinige eine Abweichung von der Ordnung der Natur zur Bekräftigung des Evangeliums für nöthig erachtet und deshalb zugelaſſen hat; mir aber bleibt Chriſtus Gottes Sohn, wenn ihn auch Joſeph der Zimmermann erzeugte, wenn er keine Todten erweckte und wenn er nicht phyſiſch aus dem Grabe erſtand.

„So ſteht es um mein Chriſtenthum. Ich kann es nicht äußern durch eine beſtändig dargelegte Frömmigkeit, durch ein Berufen auf einzelne Bibelſtellen, die auch mir als Nichtgeiſtlichem nicht einmal im Gedächtniß immer gegenwärtig ſind, oder durch ein weichliches Spielen in Bildern, in religiöſen Vorſtellungen oder durch ſtehendes Zerknirſchtſein, ſondern es äußert ſich durch einen beſtändigen Muth im Leben und durch eine ſichere Hoffnung nicht auf mich und meine Kraft, vielmehr auf die Hülfe Gottes; es äußert ſich dadurch, daß ich mir auf mich nicht das Mindeſte einbilde, daß ich in allen Verirrungen, Fehlern und Schwächen doch nie mich in meinem innern Kerne eingebüßt habe, daß die Vorſtellung von einem heiligen Zuſammenhange der Dinge die mir natürlichſte iſt und daß ich in den Dingen beſtändig ihren ächteſten und tiefſten Gehalt aufzuſuchen mich beſtrebe.

„Wenn du gleichwohl einen Mangel in meinem religiöſen Bewußtſein wahrgenommen haſt, ſo iſt das richtig. Zuvörderſt aber ziehe hierbei zweierlei ab, was den Mangel kleiner erſcheinen machen wird. Ein ſo grübelnder nach vielen Seiten

gewandter Geiſt wie der meinige, legt in ſeinen Schriften mancherlei den Perſonen in den Mund, was nicht ſeine Meinung iſt, auch in ſeiner Meinung liebt er nicht immer das letzte geradezu auszuſprechen, ſondern ſtellt oft vor ſie ein Problem einen Zweifel, ein Räthſel. — Perſönlich aber ſahſt du mich in den letzten Zeiten immer nur in den Zerſtreuungen der Reiſe, vermuthlich würde ich dir ſchon anders vorgekommen ſein, wenn du mich im ruhigen Gange der Tage geſehen hätteſt.

„Ein Mangel iſt aber allerdings dennoch da, und dieſer wird dadurch kund, daß mein religiöſes Bewußtſein nur im Strome des geſunden Lebens mich hält, trägt, beſeligt, der Dumpfheit kranker Zuſtände aber noch nicht mächtig hat werden können, die Todesfurcht noch nicht verſcheucht hat, und mich auch nicht zur Gemeinſchaft der Gläubigen, zur Kirche, treibt.

„Ob dieſer Mangel aufhören wird, muß dahin geſtellt bleiben, erzwingen und erheucheln darf man in ſolchen Dingen nichts.

Düſſeldorf, 28. Juni 39."

# XXIX.

## Halle. Verheirathung. Häuslichkeit.

### 1839 — 1840.

Halle, Auguſt 1839.

An Frau von Sybel.

„Meine liebe Freundin! Ich ſchreibe Ihnen aus dem Hafen der Ruhe und des Glücks in den ich eingelaufen bin. Freitag Mittag halb zwölf Uhr betrat ich das Haus am freien Platze, in dem meiner ein mir durchaus ergebenes Herz harrte. Ich hatte den Aufenthalt unterweges nicht recht berechnet, fuhr ſtatt vierzig Stunden achtundvierzig Stunden und zwar ohne in Eisleben zu ſchlafen, immerfort die zweite Nacht hindurch. Felix war mir entgegen gekommen, der arme Junge hatte bis halb drei Uhr Morgens aufgeſeſſen, das Sehen am andern Morgen war deſto frober. Auf der letzten Station kriegte der Schwager einen Thaler Trinkgeld durch's Wagenfenſter zu ſehen, dafür fuhr er zwei Meilen in dreiviertel Stunden, wobei etwas am Wagen entzwei ging, das Herz des alten Studenten, der zum zweiten Male auf der Hochſchule Fuchs werden wollte, aber ganz blieb.

„Hier nun war Alles auf's Lieblichſte vorbereitet. Großmutter wollte bei den erſten Augenblicken nicht ſein, ſaß in ihrem Schlafzimmer und drei Enkel mußten ſie unterhalten. Mir wurde geſagt, ich ſolle zu einer Thür rechter Hand gehen, die ſei nur angelehnt.

„Ich öffnete die Thür und da — es war ein erſchütternder

Augenblick. Keine taumelhafte Freude empfand ich, ſondern in das Gefühl, das ich nun habe, was mir die himmliſchen Mächte gegeben, miſchte ſich der frömmſte Ernſt und das Bewußtſein, daß große Liebe, große Treue und große Sanftmuth immerdar dieſem Kinde Noth thun werde.

„Liebe Freundin! Seitdem bin ich glücklich, das iſt nun eben das Ganze. Marianne iſt keine Phantaſie geweſen, ſondern die heiligſte Wirklichkeit meines Lebens, das fühle ich klar. Man ſoll das Schickſal nicht mit vermeſſenen Worten herausfordern, aber denken kann ich es nicht, daß zwiſchen uns ein eigentliches Mißverſtändniß entſtehen könne. Es iſt nun die Liebe, wie ſie ſein ſoll, ganz tief, innig, zärtlich und dabei völlig ruhig, harmoniſch, ohne die mindeſte Ueberſpannung. Es iſt unglaublich ſchön, wenn man ſeine Braut am Fenſter im Arme halten darf, und die Großmutter ſitzt dabei und allerhand Angehörige ſtehen umher, und wenn die Leute von der Straße heraufſehen, ſo thut es auch eben Nichts.

„Sie haben mich im Hauſe eingenommen. Ich wohne in M.'s Zimmer, welches in ein Gärtchen ſieht, in dem Georginen blühen. Das hier ſchreibe ich an M.'s Schreibtiſch, mit M.'s Feder, aus M.'s Tintenfaß, an der Stelle, wo die Briefe an mich entſtanden. M. kommt und geht, ſie geht und kommt, ſie darf Stundenlang bei mir ſein, die Großmutter genirt ſie in Nichts. Gegen Mittag gehen wir zur Großmutter, nach dem Eſſen ziehen wir uns wieder zurück, zum Kaffe ſind wir wieder bei der Großmutter, dann gehen wir ſpazieren — auf den Felſen, auf denen meine Jugend ſchwärmte, erlebe ich nun mit ihr eine zweite himmliſche Jugend. Die Abende ſind geſellig, es wird Muſik gemacht, geleſen u. ſ. w. Um zehn Uhr zieht ſich Alles zurück; wir bleiben aber in der Großmutter Wohnzimmer noch zuſammen, uns freuend des Tages, der vergangen, uns freuend des Tages, der kommt.

„Das Haus können Sie ſich nicht anmuthend genug

denken. Alles ist darin Erinnerung an eine gelehrte Aristokratie, an ein langes Leben der Wohlhabenheit und des geistigen Seins. Decorationen im älteren Geschmack, ebenso Meubles, wunderliche kleine Verbindungsgänge und Treppen, ein gelehrtes Epigonenschlößchen. Alles höchst solide, Manches prächtig, man ist in einer vornehm bürgerlichen Schaale. Sie wissen, wie so etwas mir Stimmung giebt. Ich war nach den ersten Stunden in meiner Sphäre. Es umweht mich eine Luft, in der mir zu athmen am leichtesten wird.

„Die Menschen (abgesehen von M.) thun freilich das Allermeiste dazu. Die Großmutter ist nur wie ein zarter Hauch der Güte, Feinheit, Delikatesse, Wohlanständigkeit. Ich hatte zu dieser Frau augenblicklich das volle Gefühl des Sohnes. Sie verbreitet um sich ein Etwas, worin nichts Rohes aufkommt. Sie ist für mich die Zuvorkommenheit selbst, sie weiß nicht, was sie mir Alles zu Gefallen thun soll, ich bin glücklich, daß ich ihr gefalle, schon am zweiten Abend hat sie mich mit dem mütterlichen Du beehrt und ich nenne sie, wie ihre übrigen 34 Enkel, Großmutter.

„Kurz, liebe Freundin, es ist gut, Alles sehr gut. Die Familie hat mich sehr wohlwollend aufgenommen, die Frauen heiter. Der bedenkliche Punkt mit meinen Jahren und mit meinem Umfange ist unter Lachen und Scherzen zur Sprache gebracht. Das Komische vernichtet, wie Sie wissen, in heitrer Laune sind meine Jahre und mein Gewicht zu Grunde gegangen.

„Meine gute Mama, das ist Alles dummes Zeug, aber in dem dummen Zeuge steckt ein Stückchen Himmel. Zum ersten Male in meinem Leben bin ich ganz zufrieden.

„M. fürchtet sich vor Düsseldorf und vor der Kritik der Leute. Ich sage, sie solle sein, wie sie sei, dann werde sie den Leuten schon gefallen. O nehmen Sie das Kind recht sanft in Ihren mütterlichen Arm und leiten Sie ihre ersten wankenden Schritte, wenn diese noch dort gethan werden.

„Grüßen Sie herzlichſt S. und danken Sie ihm für ſeine Freundlichkeit gegen mich, ebenſo grüßen Sie Ihre ganze Familie! Grüßen Sie alle Freunde, an die ich mit erhöhter Liebe und vermehrtem Bedürfniß nach Liebe denke.

„Dieſe Neigung bedarf der Andern, ſie will ruhen in der Sympathie guter Menſchen. Mit frohem und muthigem Schritt führt ſie mitten in das Leben und in die Welt hinein.

„Ihnen bleibt alles Beſte meines Herzens geweiht! Sie ſind mir überaus viel geweſen, o bleiben Sie es mir! Liebe Mama, ſchreiben kann ich nicht mehr; M. ſitzt am andern Tiſch, die Gedanken ſind zerſtreut. Antworten Sie bald Ihrem treuen Freunde.“ —

---

Es iſt überflüſſig, den vorſtehenden Worten Immermann's noch etwas hinzuzufügen, um ſeine Stimmung in den erſten Tagen des Zuſammenſeins mit ſeiner Braut zu ſchildern, denn alles Weitere würde auf eine Wiederholung, wenn nicht Abſchwächung, hinauslaufen. Die Freundin, an die dieſe Zeilen gerichtet ſind, hatte in den ſchweren Tagen des Kampfes ihm treu zur Seite geſtanden und mußte nun auch das Glück theilen, welches ihn erfüllte und ihm über die Schwierigkeiten weghalf, von welchen der Halliſche Aufenthalt bei längerer Dauer nicht ganz frei bleiben konnte.

Der dreiundvierzigjährige, in mancher Beziehung verwöhnte Mann, konnte ſich in die Stellung eines Bräutigams, in einer weit verzweigten Familie nicht dauernd finden. Seit einer Reihe von Jahren hatte er frei und unabhängig in der Welt geſtanden, ſein Name öffnete ihm überall die Thüren und man ſah ihm eine gewiſſe geiſtige Reizbarkeit wohl nach, weil ſie aus der poetiſchen Beſaitung ſeines Weſens entſprang. Gewohnt ſeine Umgebung zu beherrſchen, fehlten ihm die kleinen

Rückſichten und Aufmerkſamkeiten, die man jetzt von ihm erwartete und erwarten durfte. Die ganze Atmoſphäre von Halle war ihm fremd, eigentlich unſympathiſch und die damalige Strömung des Univerſitätslebens wenig geeignet ihn anzuziehen. Heftige Partheikämpfe, aus denen manche Zerwürfniſſe hervorgingen, herrſchten in demſelben. Hatte ſchon in früheren Jahren die Theologie getrennte Lager aufgeſchlagen, ſo hatte daneben in den letzten Jahren das Auftreten der Halleſchen Jahrbücher neue Spaltungen in die Gelehrtenwelt geworfen. Die begeiſterte Verehrung, mit welcher die Jünger Hegels die Bedeutung des Meiſters zu einer faſt mythiſchen Höhe hoben, mußte bei Andersdenkenden Oppoſition hervorrufen, die ſich übrigens nicht ſelten durch die kleinliche Weiſe ihres Auftretens ſelbſt richtete. Immermann's Name ſtand unter den Mitarbeitern der Jahrbücher, deren erſtes Programm ſeinen Ueberzeugungen nicht entgegen war, aber die Tonart der Jung- oder Neu-Hegelianer, unter denen ſich beſonders A. Ruge hervorthat und die ſich eben von den ältern Anhängern des Philoſophen zu ſcheiden begannen, ſtimmte durchaus nicht zu der ſeinigen. So konnte das akademiſche Leben, deſſen geiſtige Bedeutung Immermann für einen ausgeſprochenen Mangel an Poeſie entſchädigen ſollte, ihn nicht wohlthätig berühren. Und ſeine Bruſt war wund von Schmerzen, ſein Geiſt der Ruhe bedürftig, der Rückblick in die Vergangenheit brachte manche Stunde der Wehmuth, in heiliger Stille begehrte er ſich völlig einzuleben mit der jugendlichen Braut und eine ſolche war ſchwer zu erlangen. Endlich konnte er nun einmal in keiner Lage, alſo auch jetzt nicht, der Arbeit entbehren und fing bald an, ſich nach einer beſtimmten Thätigkeit zu ſehnen. Auch forderte nicht nur die Neigung dieſe, ſondern die Pflicht gebot den noch fehlenden Abſchnitt für den erſten Theil der Memorabilien zu vollenden. Es bedrückte Immermann mehr und mehr, daß das Halleſche Leben nicht ruhig genug war,

ihm die Lösung dieser Aufgabe zu ermöglichen und darum faßte er den Entschluß, nach Leipzig zu gehen und dort in der Stille den letzten Aufsatz des Buches zu schreiben. Am 12. September reiste er hinüber, verschloß sich, von aller Welt geschieden, in ein Gasthofzimmer und vertiefte sich so in seine Studien, daß in wenigen Tagen seine schwierige Arbeit vollendet wurde. Mit erleichtertem Herzen kehrte er eben rechtzeitig nach Halle zurück, um einen lieben Besuch nicht zu versäumen.

Herr und Frau von Sybel waren mit Sohn und Tochter auf einer Reise in den Harz begriffen und hielten sich einige Tage in Halle auf, weil die Freundin des Dichters das innigste Verlangen trug, durch eigene Anschauung Theilnehmerin seines Glücks zu werden. Mit mütterlicher Liebe nahm sie Mariannen an ihr Herz und es bedurfte nur kurzer Stunden und Tage, um ein Verhältniß zu gründen, welches sich, wie wir wissen, bis zu ihrem Tode treu bewährt hat.

Die Arbeit hatte Immermann so wohl gethan, daß er sich derselben wieder zuwandte, sobald die Freunde abgereist waren. Er nahm die Romanze von Rivalin und Blancheflour auf und verbrachte sinnend und dichtend seine Morgenstunden in einem stillgelegenen, mit Büsten und Statuen würdig geschmückten Sälchen, welches ihm die Großmutter freundlich zur Verfügung stellte. Von allen Störungen und jedem Geräusch des Hauses fern, schrieb er dort mit beschwingter Feder den ersten Gesang seines Tristan zu Ende, welcher bald darauf in dem ersten Bande des Rheinischen Jahrbuches erschien, welches Freiligrath und Matzerath herausgaben.

Schnell vergingen die letzten Wochen bis zu dem für die Hochzeit festgesetzten Tagen, dem 23. October. Sie ward still im Kreise der Familie begangen, zu dem sich auch Immermann's Mutter und Ferdinand gesellt hatten. Sie sollten dem geliebten Sohn und Bruder zum letzten Male in's Auge sehen,

als er wenige Stunden nach der Trauung ſeine junge Frau in den Wagen hob, der Beide nach Leipzig brachte. Immermann's Urlaub war noch nicht abgelaufen, er durfte einige Wochen für eine Reiſe verwenden und konnte Mariannen in den Kreis ſeiner Freunde in Dresden und Weimar einführen.

In Leipzig war Meſſe, dazu Regen und Schmutz und der Aufenthalt wenig erfreulich, ſo daß gleich am folgenden Tage die Reiſe nach Dresden fortgeſetzt wurde. Dort breitete ſich nun der behaglichſte Zuſtand um die beiden Glücklichen. Ludwig Tieck empfing nicht nur den bewährten Freund mit offenen Armen, ſondern kam auch der jungen Frau mit dem ganzen Zauber ſeiner Liebenswürdigkeit entgegen. Sie trat in ſeinem Hauſe in eine ihr völlig neue geiſtige Atmoſphäre und ſah ſich als die Gattin des hier hoch gefeierten Dichters zugleich in eine durchaus veränderte perſönliche Stellung verſetzt, die wohl geeignet war, ſie befangen zu machen. Aber das Wohlwollen und Vertrauen, welches der Name ihres Mannes auch auf ſie übertragen ließ, ermuthigten ihre erſten ſchüchternen Schritte. Weil ſie nichts anders vorſtellen wollte, als was ſie wirklich war, gewann ſie bald ihre natürliche Freiheit und Unbefangenheit wieder und fühlte ſich glücklich und heimiſch in der heitern, poetiſchen Luft und auf einer geiſtigen Höhe, auf welcher alles Enge und Beklemmende wich.

Zehn Tage lang verweilte Immermann mit ſeiner Frau in Dresden. Morgens wurden die Sammlungen beſucht, in denen Marianne zum erſten Male große Kunſtanſchauungen genoß und wo ihr erfahrener Führer es ſich angelegen ſein ließ, ihr Alles nah zu bringen, was ihrem Geiſte edle Nahrung bot. Täglich durften ſich dann Beide an dem gaſtlichen Mittagstiſche Tiecks einer freundlichen Aufnahme erfreuen, an dem ſie entweder die Familie allein oder einen ganz kleinen Freundeskreis trafen, und an dem der Stoff der Unterhaltung überreich quoll. Köſtliche Herbſttage geſtatteten in den Nach-

mittagsſtunden Excurſionen in die liebliche Umgegend und wenn Abends das Theater nicht lockte, ſo that ſich abermals das Tieckſche Haus gaſtlich auf. Meiſt fand ſich dann ein größerer Kreis vereinigt, welchen Tieck's Vorleſungen um ihn ſammelten; aber bisweilen überließ er jetzt Immermann das Leſen und dieſer theilte unter Anderm Tieck den vollendeten Geſang ſeines Triſtan mit. Reichhaltige Geſpräche knüpften ſich an dieſe Vorleſung. Der Plan Immermann's und die Motive Gottfrieds wurden durchgegangen, die Verſchiedenheit der beiden Dichter trat dabei oft ſehr ſchlagend hervor. Immermann's ſittliches Gefühl verlangte, daß nach der überſtandenen Feuerprobe das heimliche Liebesleben Iſoldens und Triſtans ein Ende haben müſſe. In ſeinem Gefühl mußte die Entſcheidung des Gottesgerichtes die Gewalt des Zaubertrankes brechen und die freigeſprochene Iſolde mußte die Kraft des reinen Willens und den Muth der Entſagung wiederfinden. Tieck begriff das nicht, das Gedicht war ihm eben nur das Gedicht der Liebe, der Liebe, die ſich allein als den Mittelpunkt des Daſeins empfindet und vor deren Gewalt jedes andere Recht und jede Macht der Welt weichen muß. Er ſprach gradezu aus, daß der Dicher durch die beabſichtigte Wendung dem Stoffe die Krone abbreche und der Aufgabe eines Gedichtes der Liebe untreu werde; aber er vermochte nicht Immermann zu überzeugen.

In ſolchem Austauſche traten die Perſönlichkeiten beider Männer in der intereſſanteſten und anregendſten Weiſe hervor. Immermann's Schwere, Tiefe, Gründlichkeit und Tiecks Anmuth, Grazie und Beweglichkeit miſchten ſich, die Geiſter des Einen entbanden die des Andern und empfingen von ihm eine edle Ergänzung. Ernſte Fragen wurden erwogen, Geſchichte und Gegenwart betrachtet, die verſchiedenſten literariſchen Erſcheinungen entweder liebevoll anerkannt, oder auch wohl mit feinem Spott und Humor gerichtet. Ueber Allem aber, was

durch dieſe Dichterſeelen zog und aus ihnen ſprach, lag der zarte Hauch der Poeſie und die ewige Jugend, die ihrem Born entquillt.

Den Schluß des Dresdener Aufenthaltes machte ein kurzer Ausflug auf die Baſtei in Begleitung der klugen und liebenswürdigen Dorothea Tieck, dann folgte noch ein wehmüthiger Abſchied von dem greiſen Freunde und nach dieſem ging's ſchnell über Leipzig nach Weimar, wo für den 12. October die Aufführung der Ghismonda feſtgeſetzt war.

Dieſe Darſtellung bildete den Mittelpunkt einer Reihe zarter und gütiger Aufmerkſamkeiten, mit welchen man den Dichter wiederum dort empfing. Der Kanzler von Müller und ſeine Familie, Herr und Frau von Schorn, Ottilie von Goethe, Adele Schopenhauer, Eckermann und Andere ſchienen um Nichts beſorgt als ihm Freude zu bereiten, und ſeiner Frau alle Schätze einer reichen Vergangenheit, alles noch blühende Leben der Gegenwart zugänglich zu machen. Aus einem geſelligen Kreiſe ging's in den andern, bis in die ſpäte Nacht war man beiſammen, und am frühen Morgen begannen wieder gemeinſame Wanderungen. Goethe's Haus und ſeine Gruft, die Bibliothek, die Sammlungen, der ſchöne Park wurden beſucht; es waren reiche, gute Tage. Ganz entſprach freilich die Aufführung der Ghismonda den Erwartungen des Dichters nicht, denn die Titelrolle ging über die Kräfte der Darſtellerin (Fräulein Lortzing) hinaus, und der Guiscardo war geradezu verfehlt; doch wurde Tancred von Genaſt vortrefflich gegeben und ſeine Frau ſpielte die Oberhofmeiſterin mit Verſtändniß.

Auch aus dieſem Kreiſe mußte nach einigen Tagen geſchieden werden. Vom ſchönſten Wetter begünſtigt ging nun die Reiſe über Eiſenach, Bad Liebenſtein, Fulda, nach Frankfurt. Als der Dichter ſein junges Weib auf die Wartburg führte und ſie von ihren Zinnen wunderbare Wolken und Nebelſpiele betrachteten, erwachten die Bilder des Triſtan in ſeiner

Bruſt. Bei dem märchenhaften Anblick leichter Wolkengeſtalten, die ſich zu ſeinen Füßen ballten und löſten, ſah er das Schwalbenpaar ziehen mit dem verſchlungenen Goldhaar, und dieſer Herbſtmorgen ſtand ihm vor der Seele, als er Triſtan mit dem Ohme am Burgfenſter ſchilderte, auf deſſen Sims das goldene Frauenhaar ſich leiſe und langſam herniederſenkte. In Gelnhauſen durchſtrich dann Immermann die Ruinen vom Schloſſe Friedrich Barbaroſſas, es waren geringe Reſte; aber ſeine Phantaſie fand ſich doch durch ſie in alte Zeiten verſetzt, ein jeder Stein ſchien ihm etwas zu vertrauen. In Frankfurt und Mainz wurden die letzten Nachtquartiere genommen, und ein ſonniger Nachmittag zu einer Fahrt nach der reizenden Ruine Oppenheim benutzt, dann führte das Dampfboot in raſchem Fluge den Rhein hinunter und der Heimath zu. Eine beſcheidene Wohnung war von den Freunden gemiethet, in der Grabenſtraße zwei Treppen hoch, aus wenigen Zimmern beſtehend; aber da ſie noch nicht eingerichtet war, nahm das Sybel'ſche Haus die Ankommenden freundlich auf, bis ſie am 27. October dieſelbe beziehen konnten.

Auf's Freundlichſte begrüßten die Freunde Mariannen, und manche der Frauen gewann erſt ein rechtes Vertrauen zu Immermann, ſeitdem ſie die junge Frau ſich unbefangen und frei an ſeiner Seite bewegen ſahen. Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft gab man ihm eine Geſellſchaft in dem Beckerſchen Saale, in welchem er ſeine Vorleſungen zu halten pflegte, in dem auch die zweckloſe Geſellſchaft zuſammenkam, und wo nun ein von Uechtritz gedichtetes kleines dramatiſches Spiel zur Bewillkommnung aufgeführt wurde. Es traten die verſchiedenen Geſtalten des Münchhauſen darin auf, und ſelbſt der Käfer aus der Ziegengeſchichte verfehlte nicht, ſich dem Dichter leibhaftig vorzuſtellen. Alle waren in Beziehung zu der Perſon des Dichters gebracht, jeder Einzelne mit Talent in kurzen Worten charakteriſirt. Immermann hatte die größte

Freude an der liebenswürdigen Aufmerkſamkeit, und nahm dankbar an was ihm die Freundſchaft bot. Die ruhig klare Gemüthsſtimmung, in welcher nun die nächſten Wochen vergingen, ſehen wir in einem Briefe an die Mutter vom 7. Dezember alſo ausgedrückt: „Am 27. October ſchliefen wir zum erſtenmale in unſern vier Pfählen, und am 28. brannte das erſte Feuer auf unſerm Heerde. Ohne Lärmen, Launen, Verdrießlichkeiten, hatte Marianne ſtill arbeitend Alles vollbracht, und um ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen, gab ſie noch am 28. Abends die erſte Geſellſchaft von 14 Perſonen aus dem Stegreiſe. Es fehlte dabei an Nichts und alle Leute waren ſeelenfroh bei uns. Seit dieſem Tage leben wir denn zufrieden und glücklich mit einander. Wir müſſen uns freilich ſehr einſchränken, und der Wunſch nach einer Verbeſſerung der äußeren Lage iſt in uns Beiden rege, allein ich finde mich doch in die Beſchränkungen beſſer als ich ſelbſt gedacht habe, ſo z. B. entbehre ich den Bedienten kaum, der zuerſt vom Etat geſtrichen wurde.

„Meine Freunde ſind uns ſehr gut und liebevoll entgegengekommen. Die Einladungen haben nicht abgeriſſen, ſo daß wir faſt weniger für uns geweſen ſind, als wir wünſchen. Auch wenn wir die Abende nicht ausgebeten waren, fand ſich meiſtens der Eine oder der Andere zu uns. So iſt denn mein Leben nach allen Seiten ein ſtill-harmoniſches geworden.“

Kaum hatten ſich in Immermann die Reiſe- und Hochzeitswellen gelegt, ſo galt es tüchtig arbeiten, denn eine ſchwierige Aufgabe lag vor ihm, die „Düſſeldorfer Anfänge.“ Er wollte verſuchen, darin eine nun ſchon abgewichene Jugendperiode der dortigen Zuſtände zu ſchildern. Dieſe Darſtellung der erſten Jahre, welche Immermann am Rheine verlebt, bildet einen Theil ſeiner Memorabilien, erſchien aber geſondert in der deutſchen Pandora, welche das Literaturcomtoir in Stuttgart herausgab. Mancherlei Vorſtudien waren für dieſe Arbeit nö-

thig und es vergingen die letzten Monate des Jahres, ohne daß Immermann die Feder zu productiver Thätigkeit wieder in die Hand nahm. Viel beschäftigte er sich mit Platen und mit Aristophanes, den er noch wenig kannte und der ihm in der geistreichen Uebersetzung Droysens jedenfalls wie eine neue Bekanntschaft erschien. Er ergötzte sich ungemein an der kecken Laune und Grazie des übermüthigen Dichters, hinter dessen Scherz und Spott ihm eine begeisterte Vaterlandsliebe, ein tiefer Schmerz zu liegen schien, von dem er sich mit ergriffen fühlte. Gern las er mit seiner klangvollen, melodischen Stimme seiner Frau die großen Chöre vor, namentlich den Streit der Tragöden um den Thron in der Unterwelt in den Fröschen, oder wiederholte sich die komischen Züge der Dichtungen zu neuem Ergötzen. Er wurde nicht müde einzelne charakteristische Verse laut zu recitiren, einzelne Situationen sich auszumalen und ihre Analogien in den kleinen täglichen Ereignissen wiederzufinden. Platens Nachdichtungen, die er damit verglich, erschienen ihm neben der sprudelnden Fülle des Atheners herzlich ungenügend, obgleich er dem Verse in der verhängnißvollen Gabel vollkommen Gerechtigkeit widerfahren ließ, und sich von persönlicher Verstimmung gegen seinen Gegner ganz frei fühlte. Durch Jacobis Schriften suchte sich Immermann in eine frühere Periode des Rheinischen Lebens zu versetzen. Der „Allwill“ und „von den göttlichen Dingen“ sagten ihm mehr zu, als der „Woldemar“, in welchem der eigentliche Roman ziemlich weitschichtig und werthlos erschien, und den bedeutenden philosophischen Inhalt zu sehr verdeckte. Neben dieser Lectüre fand er in dem Rheinischen Merkur noch eine andere Strömung jener Zeit ausgedrückt, und fühlte sich über Erwarten von Görres Bedeutung ergriffen. Er sah in ihm einen gewaltigen Agitator für die Ideen die ihn begeisterten, einen gewichtigen Repräsentanten des Rheinlandes, geradezu eine Verkörperung desselben. Um in

eine noch weitere Vergangenheit zurückziehen zu können, wurden endlich alte Chroniken auf der Bibliothek aufgestöbert, aus welchen er das Treiben am Cleviſchen Hofe zur Zeit Johann Wilhelms und ſeiner Gemahlin Jacobe von Baden zu erforſchen ſuchte, denn der Antheil an dem Schickſal der leichtſinnigen und unglücklichen Prinzeſſin hatte ſich in Düſſeldorf in allerhand Sagen lebendig erhalten. Außer dieſen localen Forſchungen war es Calderons Genius, mit welchem ſich der Dichter auf's Neue beſchäftigte, und der ihn in ſeinen eigentlichen Meiſterwerken wahrhaft begeiſterte, wie es die Beſprechung derſelben in den Düſſeldorfer Anfängen zeigt.

Alles was von Immermann's Studien ſeiner jungen Frau zugänglich und verſtändlich ſein konnte, das brachte er ihr zu, von Jedem erhielt ſie ihren Antheil, Nichts beſchäftigte ihn, ohne daß er den Gewinn im Auge behielt, den ſie davon haben konnte, und mit unausgeſetzter Sorgfalt ſorgte er für ihre eigene Lectüre, um ihre geiſtige Entwickelung dadurch zu fördern, ihre Anſchauungen zu erweitern.

Immermann's beſte Arbeitszeit waren die Morgenſtunden. An den letzten drei Tagen der Woche, an welchen er keine Sitzungen hatte, blieb er in ſtrenger Abgeſchiedenheit von acht bis zwei Uhr in ſeinem Zimmer, und empfand jede Unterbrechung ſo ſchmerzlich, daß ſeine Frau alle Störungen ihm fern halten mußte. Hatte er aber vollbracht, was er ſich vorgeſetzt, ſo erwachte gleich der Drang der Mittheilung; ein Wink rief Marianne an ſeine Seite, und er ließ ſie hören, was die Muſe ihm geſchenkt hatte, die ihm nur, wie er ſagte, in abſoluter Einſamkeit zu nahen pflegte. Nach ſolchen ſeligen Leſeſtunden gingen Beide ſpazieren, in gutem wie in böſem Wetter, und in lebendiger Mittheilung wurden die Gedanken fortgeſponnen, welche die Einſamkeit geboren, alle Einzelheiten des Mitgetheilten durchgeſprochen, erwogen, auch wohl critiſirt. Geduldig ging Immermann auf alle Fragen Mariannens ein,

und ſchüttelte nur bisweilen den Kopf, wenn die Mängel ihres Unterrichtes hervortraten, oder er warf ihr wohl ihrer Jugend vergeſſend, Mängel der Erinnerung vor, wo es ſich um Thatſachen handelte, die vor ihrer Geburt lagen, bis er heiter überraſcht ſeinen Irrthum erkannte. Bei dem einfachen Mittagsmahle gegen drei Uhr blieb er dann gerne lange ſitzen, trank mit Ruhe ſeine Flaſche Rheinwein und unterhielt ſich von leichten, doch nie leeren Dingen. Gegen Abend ging er noch einmal, meiſt allein ſpazieren, las Zeitungen und Journale, machte juriſtiſche Arbeiten, oder durchlief die neuen Erſcheinungen der Literatur, deren keine er unbeachtet ließ. Erſt in ſpäter Abendſtunde und nach genoſſener Abend-Mahlzeit pflegte er ſeiner Frau vorzuleſen, oft Dramatiſches, auch den Merlin und andre ſeiner Sachen. Eins der letzten Gedichte, die er las, war Taſſos befreites Jeruſalem. Es wurde rechtſchaffen zu Ende gebracht, obgleich ein rechtes Vergnügen an der Dichtung ſich nicht finden wollte.

Mit Immermann's Geſundheit ging es in dieſem Winter viel beſſer als im vergangenen, erſt gegen das Frühjahr ſtellte ſich ein leichter Anfall von Podagra ein. Weihnacht und Neujahr waren ſtill im Frieden der Häuslichkeit verlebt, dann rief die Karnevalszeit, wie alljährlich, allerhand außergewöhnliche Vergnügungen hervor. Es machte dem Dichter Freude ſeine junge Frau bisweilen in die größern geſelligen Kreiſe, namentlich auf die Feſte der Maler zu führen, wo ihr das phantaſievolle Leben der Künſtlerſtadt in der reizendſten Weiſe entgegentrat. Am 6. Januar präſidirte auf einem ſolchen der Bohnenkönig mit vielem Humor, wählte ſich ſeinen Hofſtaat, trieb manche Kurzweil, und daneben ſammelten die heiligen drei Könige ſingend umherziehend Geld, Silber und Kleinodien für den Kölner Dombau. Aber größere Dinge ſtanden bevor, denn die talentvollen Dilettanten, die im vergangenen Winter in Wallenſteins Lager Lorbeeren geerntet, ſtrebten dies Jahr nach

neuen Kränzen. Und zwar entstand der Wunsch Shakespeares Lustspiel: „Was ihr wollt“ zur Feier des Faschings aufzuführen. Gleichzeitig aber wurde auch die Frage aufgeworfen, ob es nicht möglich sein sollte, dieses Werk auf einer Bühne herzustellen, welche sich der Construction der Altenglischen wenigstens annähere? Man beschloß diesen Versuch zu wagen. Dankbar erkannte man, daß man bei demselben sich hauptsächlich an die Resultate der Forschungen Tiecks über die altenglische-Bühne anschließen müsse, wie denn auch die erste Anregung zur Aufführung gerade dieses Shakespeareschen Werkes durch die Novelle Tiecks „der junge Tischlermeister“ gegeben worden war. In ihr wird erzählt, wie eine Gesellschaft poetischer Liebhaber jenes Lustspiel auf einem dem älteren Englischen nachgebildeten Gerüste dargestellt, und es sind dem Berichte sehr genaue Andeutungen über die Art der Ausführung eingeflochten worden. Immermann übernahm die Bearbeitung des Stücks, das Arrangement der Scenen, wie es die neue ungewöhnliche Form des Theaters erforderte, und die Leitung der Vorbereitungen. Professor Wiegmann, der geistvolle zu früh verstorbene Architekt, unterzog sich dem Bau der Bühne. Ueber die Construction derselben und alle Einzelheiten, hatten sich beide sehr bald verständigt und fanden, sobald sie der Sache näher traten, zu ihrer eigenen freudigen Ueberraschung die Vortheile der architektonischen Form noch viel größer, als sie sich dieselben gedacht hatten. Die Vorbereitungen begannen im Januar, und die Aufführung fand am 29. Februar auf einem Maskenfeste vor einem Kreise von mehr als zweihundert Zuschauern statt.

Eine Reihe Leseproben waren den Theaterproben vorausgegangen, welche auf einem improvisirten Gerüst in einem der weitläufigen Ateliers der Akademie gehalten wurden. Es fehlte dabei nicht an kleinen Reibungen und Verstimmungen, namentlich als der Dichter entschieden zeigte, daß das Einstudiren

eines Shakeſpeareſchen Stückes in ſeinen Augen ein ernſtes Geſchäft ſei, und nicht als leichte Unterhaltung behandelt werden dürfe.

Die folgende Stelle der Maskengeſpräche, die noch in den fertigen Text geſchoben wurde, entſprang aus den jüngſten Erfahrungen. „Das Schauſpielervölkchen hat noch Niemand erſchöpfend beſchrieben, man muß mit ihm zu thun bekommen, um es kennen zu lernen. Das Sonderbarſte iſt, daß ſeine Launen wirklich nach nothwendigen Naturgeſetzen zu entſtehen ſcheinen. Denn auch bei Dilettanten, wenn ſie Komödie ſpielen, zeigen ſich unverzüglich alle Rücken und Tücken ihrer Collegen vom Fach.“ Immermanns geiſtiges Uebergewicht führte aber immer wieder in das richtige Gleis, man ſah bald was er zu erreichen verſtand, einige der Darſtellenden kamen ihm mit dem erfreulichſten Verſtändniß entgegen, und der Eindruck, den das reizendſte aller Luſtſpiele hervorrief, war überraſchend und unvergeßlich. Aus dem Bedürfniß demſelben auch äußerlich ein kleines Denkmal zu ſtiften entſtand eine Art Album, zu welchem Wiegmann die Anſicht des Theaters lieferte. Die Künſtler verewigten in einer Reihe der gelungenſten Scenen auch die reichen und ſchönen Koſtüme, die Compoſitionen wurden eingefügt, die von einem muſikaliſch bedeutenden Dilettanten unter den Mitwirkenden herrührten, und Immerman vervollſtändigte das Heft durch einen erklärenden Text. Wir laſſen Einiges von dieſem folgen, ſoweit es ohne die dazu gehörigen Illuſtrationen verſtändlich iſt.

„Unſere Bühne unterſchied ſich von der modernen, wie wir ſie gewohnt ſind, in folgenden Hauptpunkten:

„1) Die Moderne bildet den Wechſel des Schauplatzes durch Verwandlungen ab, und ſucht beſonders in neueſter Zeit durch alle Kräfte illuſoriſcher Decorationsmittel den Schauplatz in täuſchendſter Vergegenwärtigung den Zuſchauern unter die Augen zu bringen. Die unſrige entſagte allen Anſprüchen

auf dieſe Täuſchung, die man Naturwahrheit nennt; ſie ruhte auf dem Grundſatze, daß im Drama die menſchliche Handlung Hauptſache und der Schauplatz Nebenſache iſt, und wollte eben nichts weiter ſein, als ein leicht andeutendes Gerüſt. Sie verzichtete auf Verwandlungen, welche die Phantaſie mehr verwirren, als beleben, und der Handlung faſt nur ein herabziehendes Gewicht anhängen. Sie ſtellte den Scenenwechſel nur dadurch her, daß ſie in zwei Theile ſich zerlegte, nämlich in den vorderen breiten Raum, welcher Freies darſtellte, und den hinteren kleinen, durch einen Vorhang verſchließbaren, auf Stufen erhöhten Raum, der zu den Scenen, die in einem Innern — Zimmer, Saal und dergleichen — vorgingen, benutzt wurde.

„2) Die moderne Bühne iſt ſehr tief, und im Verhältniß zu dieſer Tiefe wenig breit. Das Drücken und Zuſammenballen der Gruppen kann daher auf ihr faſt nur dadurch vermindert werden, daß man die Scene wieder durch Verſatzſtücke verbaut. Die unſrige war ſehr breit und wenig tief, gab daher alle Anläſſe zu der für das Drama ſo günſtigen basreliefartigen Anordnung — die auf der modernen, wenn ihr ganzer Raum zu großen Gruppirungen benutzt wird, kaum durchzuführen iſt, in reicher Fülle.

„Die Vortheile der ſo conſtruirten Bühne, wenigſtens für die Darſtellung eines Shakeſpeareſchen Werks, zeigten ſich nun bei den Vorbereitungen und bei der Darſtellung augenfällig. Ich weiß aus Erfahrung, welche Noth der dramatiſche Rieſe macht, wenn man ſeine Glieder in unſere Bühne quetſchen muß, wie man überall dabei in Verlegenheit iſt, und wie, ſelbſt bei der ſorfältigſten Behandlung, ſeine höchſten Schönheiten doch, um mich eines maleriſchen Ausdruckes zu bedienen, einzuſchlagen pflegen.

„Bei dieſer Gelegenheit fühlte ich mich zum Erſtenmale bei der ſceniſchen Durchführung ſeiner Poeſie in gutem, helfendem

Elemente. Die Anordnungen, die Motive ſprangen mir ganz von ſelbſt zu, einfach, manigfaltig, wahr.

„Shakeſpeare verträgt unter allen Dichtern am wenigſten die Beimiſchung moderner Kleinlichkeit. Ihm iſt es immer um das Große, Ganze, Ungeſchminkte der Welt und Menſchengeſchicke zu thun; alles Illuſoriſche, Opernhafte der Scene fällt von ſeinen Gliedern ab, wie ſchlechter Lack von einer ſchönen Bildſäule; in die vertraulichſte Nähe zu den Hörenden muß er gerückt werden, wenn die Geheimniſſe, die der Bruſt ſeiner Menſchen entquellen, verſtanden werden ſollen. Fliegende Leinwand und rauſchender Zindel darf ſich nicht vorlaut machen, wo dieſer erhabene Geiſt ſeine Offenbarungen mittheilt. Er erfordert das ſchlichteſte Gerüſt, welches aber in aller ſeiner Einfalt dennoch Gelegenheit zu reichhaltiger Aufſtellung und Bewegung darbieten muß.

„Bei einer ſo neuen Sache, wie die hier verſuchte Wiederbelebung Shakeſpeare's war, würde eine fortgeſetzte Praxis und das durch ſie gewährte weitere Nachdenken noch zu manchen Verbeſſerungen führen. Folgendes aber läßt ſich mit Wahrheit von dem erſten Verſuche ausſagen.

„Dadurch, daß die Bühne nichts weiter ſein wollte, als eine Bühne, nämlich ein ſymboliſch-andeutendes Gerüſt mit feſten Oertlichkeiten für jedes Kommen und Gehen, wurde erreicht, daß das Gedicht die Selbſtthätigkeit der Phantaſie bei den Zuſchauern erweckte und, ungehindert von belaſtendem Beiweſen, leicht und ſchwebend zwiſchen feſten Anhaltepunkten ſich bewegte.

„Die geringe Tiefe der Bühne bewirkte, daß die Handlung ſich nie vor den Zuſchauern zurückzog, ſondern mit deren Gemüth und Geiſt in unmittelbarem Contakt blieb.

„Die Breite der Scene erleichterte das Arrangement der Horche- und Lauſcheſcenen und alles deſſen ungemein, was einer gleichzeitigen Doppelhandlung ſich nähert, wie z. B. wo Fieber-

wang und Viola zum Duell auf einander gehetzt werden ſollen. Sie gab überall klare, lichte Gruppen.

„Die Menge der Auftritts- und Abgangspunkte ließ die Handlung in ſtätiger Bewegung bleiben und bot viele kleine günſtige Motive dar.

„Endlich führte die Zerfällung des Schauplatzes in die große und kleine Bühne zu einer beſtändigen, ſichtlichen Verbindung zwiſchen dem Außen und Innen der Handlung. Die Handlung bewegte ſich vor den Augen der Zuſchauer von der Straße in das Zimmer, ſie drang aus dieſem in das Freie. Zuweilen fühlte man unwillkürlich ſo das innerſte Leben des Gedichtes pulſiren.

„Alle das Gedicht charakteriſirenden Gegenſätze und Schattirungen von grillenhafter Schönheit, kecker Caprice der verkleideten Jungfrau, pedantiſchem Puritanismus, Völlerei, Soubretten-Muthwillen und Narrenſpaß kamen auf überraſchende Weiſe zu Tage.

„Es wäre zu wünſchen, daß einmal eine größere deutſche Bühne, den hier von Dilettanten gemachten Verſuch nachahmte. Zur richtigen Behandlung Shakeſpeare's und deſſen eigentlichen Erwerbung für unſer deutſches Theater dürfte damit ein Fortſchritt gethan ſein."

Düſſeldorf, den 26. April 1840.

Die Theaterproben hatten manchen Abend gekoſtet, ſie erſtreckten ſich nicht ſelten bis in die tiefe Nacht, und waren nicht wenig anſtrengend für alle Betheiligten. Dennoch ließ Immermann ſeine Arbeiten Morgens nicht darunter leiden, und die „Düſſeldorfer Anfänge" ſchritten ſo ſchnell vorwärts, daß am Tage Felicitas, den 7. März, das letzte Blatt derſelben vollendet war. —

Dieſer Aufſatz, Immermann's letzte proſaiſche Arbeit, darf in Wahrheit ein Muſterwerk in Form und Styl genannt wer-

den. Er giebt ihm den Titel „Maskengeſpräche“ und unter dem Schutze der leichten Verhüllung bringt er Bekenntniſſe, Erinnerungen, Anſchauungen des eigenſten Lebens. Anmuthig und fein zieht ſich der Faden geiſtreicher Wechſelreden durch die ſechs kürzern Abtheilungen aus welchen das Ganze beſteht, und immer umweht uns die geiſtige Luft des Kreiſes, in welchem der Dichter ſich zu ſeiner Höhe entfaltet hat. Ohne dem Geſpräch eine laſtende Schwere zu geben, werden ſcharf und klar ſchwebende Fragen der Zeit beſprochen, politiſche und hiſtoriſche Gedanken erwogen, poetiſche Schöpfungen betrachtet, und jeder neue Stoff, der berührt wird, entwickelt ſich in natürlicher Verbindung aus dem vorhergehenden, und zeigt jeden von einer neuen Seite. Bedeutende Kräfte hatten ſich in den Jahren, die Immermann ſchildert, durch ein gütiges Geſchick auf dem Düſſeldorfer Boden berührt; aus den verſchiedenſten deutſchen Gauen waren Männer zuſammengeführt, die einander ebenbürtig, die friſcheſten Jahre des Lebens mit einander hatten theilen dürfen. Was für Immermann die Frucht dieſer Gemeinſchaft geweſen, das legt er den drei Dominos in den Mund, welche die hauptſächlichen Träger des Geſpräches ſind und in welchen er ſelbſt und ſeine Freunde Schnaaſe und Uechtritz erkennbar ſind. Zwar darf das nicht ſo verſtanden werden, als ob der Dichter in einem ſeiner Dominos die ganze Eigenthümlichkeit der Genannten hätte darſtellen wollen, denn er war ein entſchiedener Gegner ſolches Porträtirens in freien Compoſitionen und miſchte auch hier die Farben, doch iſt er unverkennbar in den Aeußerungen des ſchwarzen Dominos zu finden, während der rothe viele Züge von Uechtritz trägt und der blaue Domino vorherrſchend an Schnaaſe's Weiſe erinnert.

Der Künſtler-Maskenball im Februar 1838 bot die äußere Scenerie zu Immermann's Erzählung, an das damals aufgeführte Wallenſteiniſche Lager knüpfen ſich die erſten Reden, die zu einer hiſtoriſchen Betrachtung des Rheinlandes führen, in

denen Immermann bei aller Hinneigung für dieſes, ſeine Abſtammung aus den alten Provinzen deutlich in Anſchauungen und Urtheilen zeigt. Namentlich hebt er den Mangel an ernſtem Patriotismus im Rheinlande hervor, und äußert ſich nicht ohne Schärfe gegen die damals viel Aufſehen erregenden Beſtrebungen der Autonomen.

Ein Maskenſcherz führt das Geſpräch auf andere Bahnen und in die luſtige Zeit der eigentlichen Anfänge, die der Dichter einen zweiten Studentenzuſtand nennt. Ihre Glanz- und Kehrſeite wird rückſichtslos, vielleicht in perſönlichen Beziehungen gar zu rückſichtslos beſprochen. Erklärende und beleuchtende Blicke fallen dabei auf verſchiedene Richtungen und Perſonen, auf die Phyſiognomie, welche der Künſtler überhaupt durch ſeine Kunſt bekommt, auf die Reizbarkeit, welche durch das Verwalten des Künſtleriſchen in einem Zuſtande erzeugt wird. Doch iſt's nicht nur ein Rückblick auf Perſönliches, ſondern Immermann ſpricht auch ſeine allgemeine Anſicht über die Richtung und Bedeutung der Schule und ihres Stifters ſo unumwunden aus, daß Viele ſich durch dieſe Unbefangenheit verletzt fühlten, und daß ſeine letzten loſen Beziehungen zu Schadow ſich durch dieſe Urtheile löſten.

Die Bilder guter Stunden wurden zurückgerufen, dankbar gedenkt Immermann an ſein gemeinſchaftliches Leben mit Schnaaſe während der Merlin entſtand, und ſpricht bei dieſer Gelegenheit die Idee und den Mangel ſeiner größten Dichtung aus. Michael Beer und W. v. Normann treten in den Kreis der Erinnerung, die dann auch bei Uechtritzens frühen Dramen und bei Schnaaſes niederländiſchen Briefen weilt. Zu dieſen Vorſtellungen geſellt ſich aber auch der Schatten des Platenſchen Streites und Platen führt wiederum zu ſeinem Vorbilde Ariſtophanes, deſſen gewaltige Natur Immermann zu zeichnen verſucht. — Die von dem übermüthigen Liebling der Grazien hergenommene Betrachtung, daß man ſich des Demos nur mit

einer gewiſſen Freiheit bemächtigen könne, erinnert nun wieder daran, wie einſt der ſchwarze Domino ſich des Düſſeldorfer Demos bemächtigt habe. Er erzählt die Geſchichte der dramatiſchen Anfänge, die dem Stadttheater vorhergingen. Bei dem Rückblick auf die Leiſtungen des Düſſeldorfer Theaters kommt das Geſpräch auf Calderon und auf den ſtandhaften Prinzen. Die eingehende Beſprechung dieſes chriſtlichen Dramas, auf das der Dichter mit Bewunderung hinweiſt, bildet die Glanzpartie des Aufſatzes, neben der wir aber auch in anderer Weiſe die anmuthige Epiſode über das Moos noch nennen möchten.

# XXX.

## Triſtan und Iſolde. Letzte Lebensmonate.

### 1840.

Nur wenig Tage liegen zwiſchen der Vollendung der Maskengeſpräche und der Wiederaufnahme des Triſtan, die Zeit vom 7. bis 12. März. Das Verlangen nach dieſer Dichtung, an der er lange geſonnen, deren Geſtalten ihn namentlich wie tägliche Genoſſen durch den letzten Winter begleitet hatten, war zu einer innigen Sehnſucht angewachſen. Während er die Maskengeſpräche ſchrieb, hatte er manche Vorarbeiten für den Triſtan gemacht, die gründlicher waren, als man vermuthen wird, wenn man den leicht hinſtrömenden Klängen des leider unvollendet gebliebenen Epos folgt. Unvollendet müſſen wir daſſelbe in doppeltem Sinne nennen, denn nicht allein hat der Dichter nur eilf Geſänge von den zwanzig niedergeſchrieben, auf welche das Gedicht angelegt iſt, er hat auch, vom jähen Tod übereilt, nur an die erſten beiden eine ſorgfältige Ueberarbeitung legen können. Bei dem ſchnellen Fluge, in welchem das Ganze entſtand, wäre eine ſolche ſehr wünſchenswerth, ja wir können ſagen, nothwendig geweſen, und es iſt tief zu beklagen, daß Immermann nicht vergönnt war, das Bruchſtück ſeines letzten Liedes wenigſtens als ein in der Form vollendetes Werk zu hinterlaſſen.

Obwohl wir wiſſen, daß er über Reim und Vers ſeine eigenen Gedanken hatte, und darum manches Rauhe und Harte

im Triſtan nicht nur der flüchtigen Entſtehung zuſchreiben dürfen, ſo zeigt doch der Vergleich der erſten und zweiten Handſchrift ſowohl in Rivalin und Blancheflour, als in der Jagd, den hohen Gewinn, welche die Durchſicht derſelben dem Verſe gebracht hat. Immermann ſchrieb ſo ſchnell, daß er oft gegen ſein Geſetz der Reimverſchlingung fehlte, den Wechſel von männlichen und weiblichen Endſylben vergaß, ja es geſchah ſogar nicht ganz ſelten, daß er einen Vers zu viel oder zu wenig in die Strophe ſetzte. Auf ſolche Unebenheiten ließ er ſich dann gern von ſeiner Frau aufmerkſam machen und freute ſich, wenn ſie dieſelben beim Vorleſen erkannt hatte.

Schon am 24. März war der am 12. März begonnene Geſang „die Jagd" beendigt. Am 29. März ſchrieb Immermann an Tieck: „Am Triſtan wird fleißig geſchrieben, der zweite Geſang iſt fertig, der dritte wird's in dieſer Woche. Ich habe ſehr lange daran geſonnen, nun fließt es nur ſo, Gott gebe, nicht wie Waſſer. Ich bin während der Arbeit ganz frei geworden über das Thema. Das conventionell Ritterliche oder Romantiſche, wie man es nennen will, würde mich geniren und kein Leben unter meiner Hand gewinnen; nun dichte ich ihn mir um in das menſchliche und natürliche Element, und mache mir einen überſprudelnden Liebesjungen zurecht, wie er mutatis mutandis auch allenfalls heut zu Tage noch zur Welt kommen könnte."

Niemand kam in dieſer Zeit in Berührung mit Immermann, der ſich nicht ſeiner friſchen Kraft gefreut, der nicht gefühlt hätte, daß ſein Leben in neuer jugendlicher Fülle ſich in die Poeſie ergoß und daß ſein ganzes Daſein leichter, einiger, ſchöner geworden war. Ein früher warmer Lenz leuchtete über ſeiner unaufhaltſam quellenden Dichterluſt und beſchien zum letzten Mal ſein Leben. Die Umgebung von Düſſeldorf pflegt im April beſonders anmuthig zu ſein, weil in dem leichten

Boden einige warme Tage das junge Laub faſt ſichtlich vor dem beobachtenden Beſchauer entwickeln. Schon im Beginn des Monats erwachte in dieſem Jahre das friſche Grün an Baum und Strauch, am erſten Tage deſſelben umflatterte Immermann auf einſamem Spaziergange der erſte Schmetterling, am nächſten Tage fand er das erſte Veilchen, wie er neben den geſchäftlichen Notizen im Terminkalender bemerkte; denn er hing ſo mit der Natur zuſammen, daß dieſe kleinen Dinge ihm zu Ereigniſſen wurden.

An ſeinem Geburtstag begrüßte ihn die erſte Nachtigall und er konnte unter dem grünen Schleier zartblättriger Birken am Grafenberge den milden Sonnenſchein genießen, ehe der Abend einen Kreis von Freunden um ihn verſammlte. Schon am Vorabende hatten ihm einige derſelben eine Abendmuſik gebracht, die ihn ſehr erfreut hatte. Er ließ die Sänger nicht von ſich, ohne ſie um ſeinen Tiſch zu verſammeln, an welchem Poeſie und Geſang noch lange ihre Zauber austauſchten, und man in heitrer Gegenwart ſchöne Zukunftsträume ſpann.

Als der Dichter dann einige Tage ſpäter noch einmal einen größeren Kreis von Freunden und Bekannten einlud, und den Egmont von der Beethovenſchen Muſik begleitet im Beckerſchen Saale vorlas, als man nachher bei fröhlichem Male beiſammen blieb und ſpät in lauer Frühlingsnacht mit einander durch die grünen Gänge des Hofgartens heimkehrte, da ahnte Niemand, daß man zum letzten Male ſo beiſammen geweſen war.

Während des Oſterfeſtes hatte Immermann einen leichten Anfall von Podagra zu beſtehen, doch konnte er vor demſelben in dieſem Jahre zum heiligen Abendmahle gehen, deſſen Genuß er im vergangenen ſchmerzlich entbehrt hatte und erquickte ſich in der Charwoche an den ſchönen Kirchenmuſiken in der katholiſchen Kirche. Die nächſten Wochen verliefen ziemlich ſtill, nur der Umgang mit den näheren Freunden wurde in

angenehmſter Weiſe fortgeſetzt; Zuſammenkünfte in kleinern Kreiſen wechſelten in dem eignen, dem Uechtritzſchen, Schnaaſeſchen und Sybelſchen Hauſe, auch einige der Malerfamilien ſchloſſen ſich denſelben an. Die treue Freundin Frau von Sybel brachte außerdem manche ſtille Abendſtunde in der jungen Häuslichkeit zu, der Dichter führte ſie in ſeine geiſtige Werkſtatt, theilte mit ihr wie ſonſt, was ihn bewegte, ſein wachſendes Glück, wie manchen noch immer auftauchenden Schmerzenslaut.

Der Triſtan ſchritt in den Frühlingsmonaten mit einer Schnelligkeit vorwärts, die faſt unbegreiflich ſcheint, denn am 21. Juni waren eilf Geſänge vollendet. „Es wird mir bei dieſer Arbeit ſo gut, daß ein paar Enthuſiaſten ſie ohne alle Kritik von Geſang zu Geſang begleiten, was bei einer Produktion die faſt über eines Menſchen Kräfte geht, beinahe nothwendig iſt," ſchrieb Immermann im Juli an Tieck, und der Antheil, den einige jüngere Freunde der Dichtung widmeten, war der erſte Lohn der Arbeit, wenn wiederum ein Abſchnitt vollendet war, und unter dieſen laut wurde. Der ſchon früher erwähnte Profeſſor R. Wiegmann, ein begeiſterter junger Arzt Dr. Haſenclever, der Maler Theodor Hildebrandt waren die Gäſte, welche ſich am häufigſten Abends um den Dichter vereinigten, doch fand ſich auch nicht ſelten Dr. Windſcheid aus Bonn, jetzt Profeſſor in München ein, und bisweilen Heinrich von Sybel, den jedoch ſeine hiſtoriſchen Studien in dieſer Zeit meiſt in Darmſtadt gefeſſelt hielten. Dieſe Zuſammenkünfte gehörten zu den fröhlichſten und reichſten Stunden des häuslichen Lebens, und werden denen unvergeßlich ſein die daran Theil hatten. Immermann fand ſich verſtanden im Gemüth und Geiſt ſeiner Zuhörer und von ihrem Antheil getragen, löſte ſich ſein Weſen in den vielſeitigſten Mittheilungen. Er ſah den Eindruck ſeiner Poeſie in ungeſchminkter Wahrheit in dieſer Gemeinſchaft lebendig wer-

den, fühlte ſich jung und friſch in dem empfänglichen hingeriſſenen Kreiſe, und wurde angeregt zu neuem Schaffen. Bei der dampfenden Cigarre und einer Flaſche edlen Rheinweins blieb man bis über die Mitternacht zuſammen, genoß in wechſelnden Geſprächen das Empfangne nach, oder lauſchte des Dichters Mittheilungen über das noch Werdende, das er ſelbſt freilich oft nur ahnungsvoll anzudeuten wußte. —

Seitdem Immermann mit dem Triſtan beſchäftigt, keiner wiſſenſchaftlichen Vorbereitungen für ſein Schaffen bedurfte, fehlte ſeinen Arbeiten, wie ihm däuchte, die ſolide Unterlage. Jacob Grimms Rechtsalterthümer, die er durchſah, um für die Darſtellung des Gottesurtheils einen Anhalt zu gewinnen, wurden zwar getreu excerpirt und die deutſchen Sagen W. Grimms, aus denen er für den Mittagszauber ſchöpfte, machten ihm viel Freude; aber er meinte doch, er müſſe ſeinem Geiſte eine gewiſſe Anſtrengung zumuthen, ehe er der Phantaſie geſtatte, ihn auf ihren Flügeln in das Reich der Poeſie zu tragen; darum griff er zu den Alten und nahm den Virgil zur Hand. An den Tagen, die nicht von Sitzungen beſchränkt waren, las er einige der Eklogen und endlich die Georgica. Gleichſam als Morgenſegen wurden regelmäßig fünfzig bis hundert Verſe mit dem Lexicon zur Seite durchgenommen und ſelbſt von Zeit zu Zeit wiederholt.

Den ruhigen Verlauf der Tage unterbrachen gelegentlich Ausfahrten in die Umgegend; da Immermann den Genuß der freien Natur in der engen Stadtwohnung nicht wenig entbehrte. In der Kirche zu Neuß zeigte er ſeiner Frau die frühſten Frescomalereien von Cornelius, die ſeitdem übertüncht worden ſind; am Grafenberge und im Geſtein erzählte er ihr von der Zeit der Düſſeldorfer Anfänge, in Kaiſerswerth beſtiegen ſie die Trümmer der alten Kaiſerburg und ſchauten aus den zerfallenen Fenſterbogen auf die mächtig anſchlagenden brauſenden Wellen des Rheines, den Immermann an dieſer

Stelle beſonders liebte. Ratingen und Cromford, Erckerath, Gerresheim, der Bilker-Buſch wurden beſucht. Durch den Letzteren wanderte der Dichter wohl auch ſtundenlang allein, und brachte von dieſen Gängen immer etwas heim, ein neues Motiv für ſein Gedicht, einen Namen, den er erſonnen, bisweilen ſogar ganze Strophen des Triſtan, die nur niedergeſchrieben zu werden brauchten. Es machte ihm auf dieſen Wegen eine Zeitlang Spaß, in den Aſtlöchern der Bäume kleine Geldſtücke zu verbergen und ſpäter zu ſuchen, ob er Bäume und Geld wiederfände. Daraus entſpann ſich auch der Plan zu einer komiſchen Novelle: „der Goldſäer", der ihn für den Augenblick unterhielt, aber zur Ausführung kaum geeignet geweſen wäre.

Während des Mai hatte Immermann regen Antheil an den Vorbereitungen zu einem patriotiſchen Feſte genommen, mit welchem man am 18. Juni die Erinnerung an den Sieg von Belle-Alliance, und an die fünfundzwanzigjährige Vereinigung der Rheinprovinz mit der Krone Preußens feiern wollte. Eine gottesdienſtliche Feier in den verſchiedenen Kirchen ſollte das Feſt einleiten, das dem gemeinſamen Gefühl für das Vaterland gewidmet, Theilnehmer aus allen Ständen vereinen ſollte. Alles war bereits geordnet, das Programm fertig, da erklangen Ende des Monats ſchon ängſtliche Nachrichten über das Befinden des Königs, Todesgerüchte tauchten auf, und am 10. Juni wußte man, daß Friedrich Wilhelm III. am 7. Juni entſchlafen ſei. Die Truppen huldigten noch an demſelben Tage dem Nachfolger mit lautem Vivat, die Beamten leiſteten den Eid, Alles war der aufgehenden Sonne zugewandt; aber man fühlte, daß es nicht an der Zeit ſei, ein fröhliches Feſt zu feiern und das Comite für daſſelbe löſte ſich ſtill auf.

Der Eindruck, den der Tod des Königs auf Immermann hervorrief, war ein gewaltiger, und in faſt überraſchender Weiſe ſprach ſich ſein Gefühl für einen Herrſcher aus, deſſen etwas

enge Natur ihn ſo oft ungeduldig gemacht, von deſſen Abneigung gegen Neuerungen er das Vaterland ſo oft in der freien Entwickelung gehemmt gefunden, der eigentlich kein Verſtändniß gehabt hatte für Alles, was Immermann erſtrebte. Aber der Tod hatte jede Regung verwiſcht, die einmal in ihm wider den Monarchen geſprochen; geblieben war nur die angeborne Anhänglichkeit, die wie ein warmes Familiengefühl in ſeinem Herzen quoll, und ſich als tiefer perſönlicher Schmerz zeigte, verbunden mit ernſten Betrachtungen, welche der Tod des Königs hervorrief. „Die Aeußerungen ſeines Schmerzes, die Betrachtungen, welche ſich daran knüpften," ſagt Schnaaſe in ſeinem Nekrologe Immermann's, werden ſeinen Umgebungen unvergeßlich bleiben.

„Der Gedanke des großen Ganges der Weltregierung, die Hoffnung der Zukunft erhob und ſtärkte ihn wieder, aber doch ſchien es ihm, als ſei die Geſtalt des gerechten und mäßigen Herrſchers, deſſen lange ſchickſalsreiche Regierung die Dauer ſeines eignen Lebens umſchloß, mit dem ihn die Gemeinſamkeit des Erlittenen und Errungenen verband, zu einer Art von Nothwendigkeit, zu einem Erforderniſſe ſeines Daſeins geworden."

„Wir waren ſchon längere Zeit auf den Tod unſers guten Königs vorbereitet", ſchreibt er am 21. Juni an den Kanzler von Müller, „denn wir wußten ſeit Jahren, daß ſeine Geſundheit wanke. Dennoch erſchütterte uns die Trauerpoſt heftig und ich mit vielen Andern betrauere ihn aufrichtig, nicht blos mit dem Flor um den Arm. Wir blickten auf ihn als einen Vater, Hort und Schirmherrn, als auf den redlichſten Mann des Landes, und zugleich war er uns der lebendige Anhalt für unſre größten hiſtoriſchen Erinnerungen. Es iſt wahr, was irgendwo öffentlich geſagt worden iſt, eine ganze Zeit geht mit Friedrich Wilhelm III. dahin, eine neue bricht an. — Was wird ſie bringen? Doch muß man mit Vertrauen und

Hoffnung dem neuen Herrn begegnen, seine ersten Schritte beurkunden volles starkes Gefühl und ein edles Wesen."

---

Es regte sich der Gedanke, Gedächtnißvorträge in Erinnerung an den geschiedenen Monarchen zu halten, und wurde mit Schnaase und Uechtritz erwogen, aber ohne daß der Plan zur Ausführung kam; dagegen fand Immermanns Trauer einen würdigen Ausdruck in einer Ode, welche er in den nächsten Tagen niederschrieb und ohne seinen Namen zu nennen, an A. v. Stägemann nach Berlin sandte. Er begleitete das Gedicht mit den folgenden Zeilen: „Dem gepriesenen Sänger von Preußens Trauer und Glanz fliegt aus unbekannter Hand dieses Lied zu, hervorgerufen durch das große verhängnißvolle Ereigniß. Welchem Besseren könnte die Strophe sich anvertrauen? Der Wunsch begleitet sie, daß, in so fern sie dessen würdig erscheint, sie dort öffentlich bekannt werde. In einem Falle, der wie der gegenwärtige unsere Herzen bewegt, ist es an dem, daß die ernstere Muse laut ihre Stimme erhebe, Gefühle singe, die ihr eignen und Wahrheiten im Bunde mit der Geschichte zu befestigen suche."

Den 18. Juni 1840.

Immermann glaubte, seinem alten Freunde und Gönner in diesen Worten erkennbar zu sein. Zwar war das nicht der Fall, doch ist die Strophe damals in einer Zeitung abgedruckt, und nachher in dem Bande seiner Werke aufgenommen worden. Sie hat sowohl in der Gesinnung, als in der reinen edlen Form ihren Werth, wenn auch der Gegenwart die Stimmung fern liegt, aus der sie hervorgegangen ist.

Nachdem Immermann seinem Gefühl genügt hatte, indem er es poetisch ausgesprochen, wandte er sich wieder anderen

Beſchäftigungen zu, blieb aber in großer Erregung. Mit ſteigender Spannung beobachtete er das Auftreten des jungen Monarchen, und bald geſellten ſich zu den elegiſchen Empfindungen über den Verluſt des Vaters die friſchen Hoffnungen, welche überall die erſten Schritte Friedrich Wilhelm IV. hervorriefen. Als eine bedeutende Natur hatte Immermann ſchon den Kronprinzen erkannt, doch war damals nicht zu ſagen, zu welchen Zielen er ſich wenden, in welchem Geiſt und Sinn er die Zügel des Regiments einſt faſſen werde. Jetzt ſchien Alles verheißungsvoll, ſchön und groß, was von dem Herrſcher ausging, der alte Verſprechungen erneuerte, und ſchlimme Feſſeln fallen ließ. Das Rheinland ſah den alten Arndt in die lang entbehrten Rechte der Univerſitätswirkſamkeit wieder eingeſetzt, voll und frei ſchien ein neues Leben durch das Vaterland zu ſtrömen, ein friſcher Hauch ſich überall zu regen. Des Dichters Herz füllte ſich mit einer höheren Freude, mit heiliger Hoffnung für die Zukunft, und da ſein Triſtan ihm jetzt das köſtliche Gefäß war, in welches ſein Leben ſich ergoß, ſo mußte es auch den neuen Ton aufnehmen, der ſeine Bruſt ernſt und froh bewegte. Die eilf Geſänge, die den erſten Theil des Gedichtes bilden, lagen vollendet, und ihnen ſchloß nun der Dichter einen Nachgeſang an, in welchem er ſich von den poetiſchen Geſtalten an die Wiege ſeines Liedes in ſeinem Inneren wendet, und den Blick zurücklenkt auf die durchlaufene Bahn des eigenen Lebens. In reinen vollklingenden Terzinen iſt dieſer Nachgeſang geſchrieben, der gleichſam ein Vermächtniß des Dichters iſt, in welchem er die Wahrheit niederlegt, die ihn das Leben gelehrt, die Predigt verkündigt die ihm daſſelbe in's Herz geſchrieben hat.

Sie lautet alſo:

„Weit in die Bahn trug dich das Roß der Muſen,
Mein Lied, mach halt, ſieh um Dich und gieb Achtung
Auf Deine Wieg' in Deines Vaters Buſen!

Aus Zeitenwettern, aus des Kampfs Umnachtung,
Darin die Parze ſtürzt des Edlen Seele,
Erringt der Dichter endlich die Betrachtung.

Sie iſt ein Strom, deß Spiegel ohne Fehle,
Sie iſt ein Strom, in dem die Welle fluthet
Zu klar und ſtolz, als daß ſie was verhehle.

Viel wird uns aufgelegt und zugemuthet,
Bevor dies heil'ge Waſſer bricht im Sitze
Des zärtſten Seins, das ſchmerzlich oft geblutet.

Ich klagt' um Könige, die vor dem Blitze
Der Geiſter in Gewiſſensängſten zagen,
Statt treu zu ſtehen an der Bildung Spitze!

Den König ſoll'n des Zelters Hufe tragen
Als Herzog vor den ebenbürt'gen Rittern,
Die der Geſchichte große Schlachten ſchlagen.

Die Kronen wanken, wenn die Träger zittern,
Man färbt den Purpur nicht, zu hüll'n die Blöße,
Im Machtſpruch iſt der Feigling auszuwittern.

Ich klagte um ein Volk ... doch nicht entblöße
Die Wunden ferner! Lieg' um ſie die Binde
Und decke zu die Spuren arger Stöße!

Denn leiſe ſchlich auf ſanftem Fuß gelinde
Mir in das Herz ein Tröſten unzerſtörbar,
Wie Roſenduft, gebracht vom Abendwinde.

An meiner Wiege rief der Genius hörbar
Und küßte mich: Du wardſt gemacht zum Schauen!
Dein Glaub' iſt ewig und dein Wahn verzehrbar.

Drum ging ich endlich ein in das Vertrauen,
Drum trockneten zuletzt Verzweiflungsthränen,
Darum erblickt ich ein unſterblich Bauen.

Die Welt, die heil'ge, baut ein treulich Sehnen,
Ein Tempel iſt die Welt, kein Berg der Scherben,
Ja! ſagt die Wahrheit, und das Nein iſt Wähnen.

In dieſem Licht erlebt' ich göttlich Sterben;
Es hatten Wünſche, Hoffnungen hienieden
Oft Furien gleich gehetzt mich in's Verderben.

Nun aber ſtillte ſie ein Gott zum Frieden,
Wie Pallas einſt mit goldner Redeblüthe
Aus den Erynnien ſchuf die Eumeniden.

Und wenn mir dunkel, was das Leben brüte,
Und ſteht zu fern ſein Antlitz, daß ich's faſſe,
So hilft zur Schwichtigung mir eine Mythe.

Es gab ein Heil'genbild, das über'm Maaße
Jedwedes war, der zu ihm mochte geben
In die Kapelle auf der Andacht Straße.

Denn mochte nun der Kleinſte vor ihm ſtehen,
Stehn, den das Volk um ſeine Größe prieſe,
Sie mußten kleiner als das Bild ſich ſehen.

Nicht war es vor dem kleinen Mann ein Rieſe,
Nein höher nur als er um wen'ge Zolle,
Doch vor dem Rieſen ſtand's als Ueberrieſe.

Das Leben predigt, das geſtaltenvolle,
Heut' mittler Art, Koloß am andern Tage:
Mit meiner Größe mißt ſich nur der Tolle!

Ich ward geſetzt, daß ich euch überrage,
Ich ward geſetzt, daß ich von ſeiner Kleinheit
Dem Allerkleinſten, Allergrößten ſage.

Und wer die Predigt hört in Herzensreinheit,
Der kauft den Segen, den er hielt in Pachtung
Und wird mit ihm zur liebevollſten Einheit.

Das iſt, vernehmt! die ſelige Betrachtung,
Vor der hinweg der öde Schwaden rauchet,
Der uns geſchieden von der Dinge Achtung.

Aus ihr, mein Lied biſt du emporgetauchet,
Drum haſt du badefriſche, glänz'ge Glieder,
Von Tropfen funkelnde, zum Tanz gebrauchet.

In ſie, mein Lied, tauchſt du dich ewig nieder,
Und kühlſt in ihr das heiße Blut am Herzen,
Und holſt aus ihr die jungen Kräfte wieder.

Weil ich ſo ernſt geworden, darf ich ſcherzen,
Weil ich ſo heiter, darf das Roß der Muſen
Mich tragen durch die Wildniß grimmſter Schmerzen,
Denn Alles kann und darf ein freier Buſen.

---

Das iſt der Schwanengeſang des Dichters. Ahnungsvoll hat er wenige Wochen vor ſeinem Tode noch einmal auf ſein Leben zurückgeſchauet, und mit der Weihe die ſein Weſen durchdrang, den Gang deſſelben bis zu der Höhe gezeigt, auf der er von uns geſchieden iſt. — Wohl erſcheint uns dunkel, daß er in dem Augenblicke fortgehen mußte, wo wir ſeinen Genius frei entfaltet ſehen, und wo aus der Fülle eines ſittlich geläuterten Daſeins die edelſten Früchte hervorbrachen. Aber wir ſollen auch dieſe Fügung in ſeinem Geiſte als eine Predigt des Lebens anſehen, deſſen Größe jede Erſcheinung überragt, dem wir uns beugen müſſen, wenn wir ſein Antlitz auch nicht zu faſſen vermögen, und ein hoher Troſt redet zu uns aus ſeinen letzten Worten. So viel der Dichter uns noch hätte geben können, er ſelbſt hat das Ziel erreicht, das Kleinod gewonnen, nach dem er begehrt, und als ein Vollendeter hat er die irdiſche Bahn verlaſſen. In frommer Betrachtung

ſind die Klagen um ſein Volk verſtummt, ein göttlich Vertrauen hat ihn erfüllt, in dem die Welt ſich nun vor ihm erbaut, und alle heißen Wünſche zum Frieden geſtillt ſind. Ernſt und Scherz füllen in ſchönem Bunde den freien Buſen, ſind treue Genoſſen ſeines Weges geworden und „endlich fügten die Götter ein weißes Loos dem ſtill Begnügten.“ In dem Frieden des eigenen Hauſes ſieht er reichern Segen nahen, und im Vaterlande erblickt ſein ſehnendes Auge eine friſch quellende Saat neuen geiſtigen Lebens, was hätte ihm noch ferner werden können? Als er den Nachgeſang zum erſten Theile ſeines Triſtan ſchrieb, war er von dem Wunſche bewegt, das Ganze dem Fürſten zu Füßen zu legen, der ſobald er den Thron beſtiegen, der Poeſie ein Schirmherr zu werden verhieß; ihm wollte er den Dank für die Erfüllung der Hoffnungen ausſprechen, welche freudig durch das Vaterland zogen und ihn ſelbſt mit Begeiſterung erfüllten. Ein längeres Leben hätte den hohen Muth dieſes Augenblicks doch wohl gedämpft; der Schmerz über manche getäuſchte Hoffnung, die ſich zur Liebe und Verehrung geſellt haben würde, iſt ihm erſpart geblieben.

Nachdem er jenen Terzinengeſang vollendet hatte, iſt Immermann noch einmal zum Triſtan zurückgekehrt, hat den Plan zum zweiten Theile aufgezeichnet, einen Geſang deſſelben und die Anfangsſtrophen zu dem darauf folgenden niedergeſchrieben. Alles dieſes iſt aber in der Form unvollendet geblieben und entbehrt in viel höherem Maße der Ueberarbeitung als die früheren Geſänge, denn plötzlich ward des Dichters Arbeit abgebrochen. Wie einſt dem alten Meiſter Gottfried nahm auch ihm der Tod ſein Werk aus der Hand, und noch einmal blieb das Triſtanlied ein Fragment; zwar ein ſchönes Bruchſtück aber doch immer ein Bruchſtück.

Während der angeſtrengten Arbeit der letzten Monate war Immermann bisweilen von leichten Fieberanfällen ergriffen worden, die aber ſo ſchnell vorübergingen, daß ſie auch ſeine Frau nicht nachhaltig ängſtigten; nur ſteigerten ſie in Beiden das Verlangen, die engen niedrigen Zimmer der Grabenſtraße gegen eine geräumigere Wohnung zu vertauſchen.

So willig und freudig ſich Immermann den Beſchränkungen fügte, welche ſeine jetzige Häuslichkeit ihm auferlegte, ſo hatte er doch die freie Luft und den Garten, in welchem ſein ehemaliges Landhaus lag, ſehr entbehrt, und litt auch körperlich von der Enge der Zimmer, ſeitdem die Junihitze auf den Fenſtern brannte. Folglich war es ein angenehmes Ereigniß, als am 1. Juli ein Haus in der Ratingerſtraße, ganz dicht an der Allee gelegen, bezogen werden konnte, das geräumig genug für eine bald zu erwartende Erweiterung der Familie war. Nach hinten ſahen die Fenſter auf grüne Gärten und boten eine weite Ausſicht zum Himmel, an welchem der Dichter wieder Abends die „Wolkenſpiele beobachten konnte“, eine Freude, die er lange vermißt hatte. Er fühlte ſich ungemein wohl und behaglich in der neuen Wohnung, die Nähe des Thores und des Hofgartens gab ihm das Gefühl der Freiheit; er konnte behaglicher die Freunde bei ſich verſammeln, und ein ſchönes großes Arbeitszimmer bot Raum für die Wanderungen, in denen er ſich ſtundenlang ergehen konnte, wenn er in dichteriſches Schaffen verſenkt war. Leider unterbrachen die Aſſiſen die Freude an dem neuen Zuſtande ſchon nach dem Genuß weniger Tage, und was noch übler war, es ſtellte ſich ein Fieberanfall ein, bedeutend heftiger als die früheren, ſo daß er Immermann nöthigte, die Sitzungen zu verſäumen und einige Tage im Bett zu bleiben. Leider fiel dies Unwohlſein auch mit einem Beſuche von Mariannens Großmutter zuſammen und gab demſelben ein unbehagliches Gepräge. Noch einmal erholte ſich indeſſen Immermann völlig, ging viel ſpazie-

ren, arbeitete und las fleißig, unter Anderen das eben erschienene Leben von Arndt, mit dem er bei seiner Rehabilitation Briefe gewechselt hatte; Grimm's Mythologie, Savigny, vom Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, und allerhand neues Dramatisches. Endlich langten auch die ersten Correcturbogen der Memorabilien an; aber der Verdruß, den er seit Monaten über das grundlose Verzögern dieses Druckes gehabt hatte, trat dadurch in neuer Weise auf. Campe hatte das Manuscript liegen lassen, weil er den Inhalt zu ernst fand, und glaubte das Buch müsse durch die für den zweiten Band verheißenen Kriegserinnerungen anziehender gemacht werden, wenn es gehen solle. Immermann ließ sich aber dadurch nicht bestimmen diesen Abschnitt noch in den ersten Band zu nehmen, theils weil er augenblicklich anderweitig beschäftigt war, theils weil er im Herbst eine Reise nach Belgien zu machen hoffte, wo er seine Einnerungen an jene Zeit auffrischen wollte. In unerfreulichem Briefwechsel schleppte sich die Sache fort, bis sich endlich Campe entschloß drucken zu lassen; aber die Aushängebogen, die er Immermann sandte, wimmelten nicht nur von einer ungeheuren Zahl von Druckfehlern, sondern in dem Aufsatz von der Familie fand sich zu höchster Ueberraschung des Autors ein Abschnitt mit der Ueberschrift: „Aus meinem Leben von Karl Immermann." Ohne seine Zustimmung war der Theil desselben, den Campe nach seinem Tode willkührlich als pädagogische Anekdoten bezeichnet hat, in dem Telegraphen mit dieser Bezeichnung abgedruckt worden, und es war bei der Correctur nicht einmal die dazu in das Manuscript geschriebene Ueberschrift getilgt worden. Immermann war sehr verstimmt über diese Dinge. Mit der größten Anstrengung hatte er fast vor einem Jahre seine Arbeit vollendet, und seitdem hatte diese ruhig in dem Pult des Verlegers gelegen. Das böse Fehlerverzeichniß war das letzte, was er an den Memorabilien that, die erst nach seinem Tode erschienen.

Sie wurden so gut es ging durch Bruchstücke ergänzt, welche dazu vorgearbeitet waren.

Schon war der Monat angebrochen, der Immermann von allem irdischen Wechsel abrief, da schien seinem Leben die Veränderung zu nahen, auf welche er seit Jahren gewartet hatte. Am 4. August starb in Cöln einer der ältesten Räthe des Appellhofes, und nach den Versprechungen, die ihm geworden waren, konnte er nicht zweifeln, daß er in seine Stelle treten würde. Noch an demselben Tage wandte er sich in besonderer Eingabe an den König und den Minister, und die fast sichre Aussicht auf eine Verbesserung seiner Lage befreite ihn von mancher Sorge, welche ihn in der letzten Zeit gedrückt hatte. Nur durch die angestrengteste literarische Thätigkeit hatte er so viel erwerben können, als er zum Leben mit einer Familie bedurfte. In der dankbarsten Stimmung freute er sich in den nächsten Tagen an den Besuchen zweier Freunde, des Dichters Zedlitz aus Wien und des Kanzlers von Müller aus Weimar, und that noch einmal gastlich sein Haus ihnen und dem Kreise der Düsseldorfer Freunde auf. Seine Lebensfrische und Heiterkeit, der Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glückes that Allen wohl, froh und muthig sah Immermann in die Zukunft. Wenige Tage darauf schien dieses Glück den Gipfel zu erreichen, als ihm am 12. August eine Tochter geboren wurde. Innig hatte er nach diesem Segen verlangt, in dem neu geschenkten Leben hoffte er das seinige zu verjüngen. Als er nach schweren sorgenvollen Stunden ein gesundes Kind auf seinen Armen hielt, da empfand er, daß dieses Geschenk Gottes das Siegel des Friedens sei, den er gefunden; daß nun erst ganz die Vergangenheit vergangen war, daß Gegenwart und Zukunft allein in ihr heiliges Recht traten. Hatte er vorher sich mehr einen Sohn gewünscht, so sprach er jetzt aus, daß die Geburt einer Tochter viel glücklicher für ihn sei, daß die zartere Sorge,

die ein Mädchen fordere, ſänftigend auf ihn wirken, ſein rauhes Weſen mildern werde. Stundenlang ſaß er an der Wiege des Kindes, wagte in liebevoller Treue kaum das Haus zu verlaſſen, und man mußte ihm zureden den Bitten der Freunde zu folgen, die ihm durch Einladungen die einſamen Mittagsmahlzeiten oder Abendſtunden verkürzen wollten.

Aber ſchon am Montage den 16. Auguſt wurde er von einem heftigen Fieberanfall ergriffen, der ihn nöthigte, das Bett zu hüten. Er verſuchte zwar nach einigen Tagen noch einmal aufzuſtehen, und ließ ſich in das Zimmer ſeiner Frau führen; aber dieſe erſchrak bei dem Anblick ſeiner bleichen, veränderten Züge. Der Zuſtand war anfänglich wechſelnd, die Anfälle wiederholten ſich mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit, und der Arzt nannte die Krankheit Wechſelfieber. Als die junge Wöchnerin ihr Lager verlaſſen und wenigſtens einige Stunden an dem Bette des Kranken ſitzen durfte, meinte dieſer, nun werde ſich Alles wieder zum Beſſeren wenden; aber er war äußerſt reizbar, heftige Kopfſchmerzen quälten ihn, und der Schlaf fehlte völlig. Nach einer ſcheinbaren Beſſerung trat am ſiebenten Tage eine heftige Verſchlimmerung ein, Anfälle von Phantaſien machten die Pflege eines männlichen Wärters nöthig, die ein katholiſcher Bruder aus Neuß dem Kranken auf die wohlthuendſte Weiſe gewährte. Das Fieber war nervös geworden, der Arzt fand den Zuſtand ſehr bedenklich. Nach heftiger Unruhe ſchien wieder der 25. Auguſt ein leidlicher Tag, bis Abends ſich die Phantaſien auf's neue einſtellten, und um 9 Uhr ein Lungenſchlag plötzlich das Leben des kräftigen Mannes endete. Seine Frau war mit zwanzig Jahren zur Wittwe, das Kind des Dichters zur Waiſe geworden, als kaum das Leben ſie empfangen. Man verbarg der Frau während der Nacht was ſie betroffen, erſt am nächſten Morgen erfuhr ſie durch die treue Freundin Frau von Sybel ihr Geſchick. —

Wie ein Donnerſchlag traf die Kunde: „Karl Immermann iſt nicht mehr," die Freunde und Bekannten, ja die ganze Stadt in der er dreizehn Jahre lang gelebt hatte, geliebt und verehrt von allen Mitbürgern. Am 28. Auguſt wurde er beerdigt; zahlreiche Freunde und Verehrer folgten ſtill dem Entſchlafenen auf dem letzten Wege. Am Grabe ſang ein Sängerchor: „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir" u. ſ. w., und der ehrwürdige Jubilar der evangeliſchen Geiſtlichkeit von Düſſeldorf, Conſiſtorialrath Hartmann, betete ein Dankgebet.

---

Seit lange hatte auch in der literariſchen Welt kein Ereigniß eine ſo ſchmerzliche Senſation erregt, als Karl Immermann's Tod. Ueberall erheben ſich Stimmen über die Bedeutung dieſes Verluſtes, die um ſo ergreifender waren, als Immermann's ſtrenge gebieteriſche Perſönlichkeit im Leben und in der Kunſt vielfach auf Widerſpruch geſtoßen war. Die Anerkennung der Edelſten ſeines Stammes hatte er dennoch gefunden, und die dreißig Jahre, die nun faſt über den Grabeshügel am grünen Rhein dahin gezogen ſind, auf welchem Roſe und Rebe ſich verſchlingen, haben ſeinen Namen nicht vergeſſen laſſen. Manche ſeiner Werke ſind erſt jetzt zu erhöhter Geltung, zu rechter Würdigung gelangt.

---

Immermann's äußere Erſcheinung iſt oft beſchrieben worden, auch er ſelbſt läßt im 4. Bande des Münchhauſen den bekannten Schriftſteller Immermann auftreten und ſchildert ſich dort mit einer gewiſſen derben Realität. Darin ſtimmen alle anderen Beſchreiber überein, daß die Perſönlichkeit Immermann's auch äußerlich bedeutend erſchien, daß in der Geſtalt mittlerer Größe etwas Imperatoriſches lag, welches das wirk-

liche Maß derſelben zu erhöhen ſchien, und daß der geiſtige Ausdruck ſo überwiegend wirkte, daß man ihm gegenüber erſt allmälig die Freiheit gewann, um auch das Detail der Züge zu beobachten. Seinem männlichen Geiſte entſprechend, war dieſe Erſcheinung ſtark und kräftig gebaut, mit breiter Bruſt und Schultern, war er in den letzten Jahren von einer Corpulenz, die ihm oft beſchwerlich fiel, über die er aber nicht ſelten ſcherzte. Seine Haltung war bequem, obgleich Viele in ſeinem Benehmen den höheren Beamten erkennen wollten, ſeine Bewegungen waren weich und ausdrucksvoll, beſonders in den feinen ſchönen Händen, deren Spiel ſeine Rede leicht zu begleiten pflegte. In ſeiner Kleidung war er ſehr ſauber und ſorgfältig, aber auch höchſt ſparſam, und erhielt dieſelbe ſo lange, daß der Schnitt derſelben ihm oft einen bürgerlich altmodiſchen Anſtrich gab. Sein Geſicht zu beſchreiben, iſt ſchwer, weil der Ausdruck deſſelben ein ſo wechſelnder war und oft in einem Augenblick in ſeinen Zügen ein faſt beklemmender Ernſt zu der liebenswürdigſten Milde überging, oder ſinnende Tiefe mit leichter Schalkheit wechſelte. Eine breite prächtige Stirn von ſchlichtem Haar umgeben, deſſen dunkle Farbe an den Schläfen zu ergrauen begann, zeigte Ruhe und Hoheit. Unter kräftigen Brauen lagen ſcharfblickende Augen von unbeſtimmter Farbe, die man für dunkler hielt, als ſie waren, weil ſie ſtark beſchattet waren und die ſein ernſter und durchdringender, wunderſchöner Blick beſeelte. Die Naſe war groß, der Mund ſcharf geſchnitten, drückte Klugheit aus, um die dünnen feſtgeſchloſſenen Lippen ſpielten feine und liebenswürdige Züge und nicht ſelten eine heitre Ironie.

Am treuſten giebt das von Keller nach einer Zeichnung von Hildebrandt geſtochene Porträt die Formen Immermann's wieder; aber der Ausdruck iſt auf demſelben nicht genügend, obgleich er für gewiſſe Momente charakteriſtiſch war. Es zeigt den ſcharfen Denker, den ernſten Arbeiter, den Mann von Cha-

rakter; aber nicht den Dichter, den Genius der aus ihm ſprach, wenn ſein Gemüth von ſeiner Fülle überſtrömte, ſein Mund in begeiſterter Rede ausſprach, was die Muſe ihm eingab. Dann leuchtete aus ihm eine höhere geiſtige Schönheit, wie ſie Schadow in dem Porträt ausgedrückt, in welchen er uns des Dichters Weſen in voller künſtleriſcher Wahrheit erhalten hat.

Immermann behielt bis an ſein Ende etwas von dem heimathlichen Dialekt, der ſtumpfen Ausſprache der Magdeburger Gegend; er redete gut, klar, fließend, oft mit knapper Kürze den Gegenſtand bezeichnend. Alle hergebrachten conventionellen Formen waren ihm fremd und ihm fehlte durchaus die Leichtigkeit der Unterhaltung, mit der man ſich über ihren Inhalt täuſchen, ein leeres Nichts mit anmuthigen Worten verbergen kann. Mit geiſtiger Vornehmheit trat er wohl Fremden entgegen, für die er noch kein Intereſſe empfand; aber mit freundlichem Wohlwollen gewährte er ſchnell ſeine Theilnahme, wo er Wahrheit und Natürlichkeit erkannte, und ertrug auch das weniger Bedeutende in ſolcher Erſcheinung lieber, als den leiſeſten Anflug des Gemachten, Künſtlichen, ſich ſelbſt Beſpiegelnden. Sein Geiſt, der immer mit bedeutenden Dingen beſchäftigt war, verlieh dem Verkehr mit ihm ſtets reichen Inhalt. „Nie habe ich wieder in ſolchem Maße den Vollgenuß eines geiſterfüllten Geſprächs empfunden“, ſagt Stahr. „Nichts Geringfügiges, Kleines, Unbedeutendes hörte man von ihm. Nur im Würdigen, Großen, Gehaltvollen bewegten ſich ſeine Mittheilungen und ſelbſt dem Scherze fröhlicher Unterhaltung wußte er den Reiz und die Würze ſatyriſch-ironiſcher oder humoriſtiſcher Bedeutſamkeit zu geben. In ſolchen Geſprächen erſt ward man den ganzen weitreichenden Umfang ſeiner Bildung und ſeines Wiſſens inne, dem keine Beſtrebung der Gegenwart und ihrer Wiſſenſchaft und Kunſt fern und fremd geblieben war. Ueberall aber und in Allem, worüber ſich der Austauſch gegenſeitiger Mittheilung verbreitete, trat

der Adel einer großen freien Seele hervor, die rückhaltslos, stets dem Gedachten das letzte Wort, den bestimmtesten Ausdruck, die schärfste Beziehung verlieh. Mochte er über Hegel und Strauß, über Preußenthum, Constitutionalismus, über die Literatur der Gegenwart und Vergangenheit, über Dinge und Personen reden, es blieb nichts in seiner Seele zurück. Ansicht und Ueberzeugung, Widerspruch und Zugeständniß traten stets ganz und unverschleiert hervor. Man wußte immer, woran man bei ihm war, und eben daraus übte jene Freiheit geistiger Mittheilung auch bei den Andern zeugende Kraft der Wahrheit."

Immermann gab sich immer ganz und voll wie er war, und darum war auch das warme Gemüth und das starke Herz schnell zu erkennen, das fremde Noth gern zur eignen machte und sich an Anderer Glück erfreuen konnte, wie an dem selbst erfahrenen. Fern von Eitelkeit, war er doch nach eigenem Geständnisse nicht ohne Stolz, wenn er sich Etwas zugemuthet sah, wofür er sich zu gut dünkte; aber dieser Stolz wurde zu echter Demuth wahrer Größe gegenüber, und er war weit entfernt, die Gaben zu überschätzen die ihm die gütige Natur verliehen, und als deren treuer Haushalter er erfunden werden ist.

Berlin, Druck von Gustav Schade
Mauerstraße Nr 10